
Stanford University Libraries
36105008429354

Digitized by Google


BLM-
BR
4
L54
1841
Google

BR
4
L54
1841
[redacted]



Digitized by Google


Stanford University Libraries
36105008429354



Digitized by Google

A 3.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
~~Locked Stacks~~
MAR 24 1971
BR4
L54
1841

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 3. Januar. **Nr. 1.** 1841.

Religionsphilosophie.

Christliche Religionsphilosophie von Henrich Steffens. Erster Theil. Teleologie. II. 492. S. Zweiter Theil. Ethik. 433. S. Breslau bei Jos. Max. 1839. Pr. 4 Thlr. 20 Gr.

Es hat wohl selten ein Verfasser einem wissenschaftlichen Werke so sehr die Eigenthümlichkeit seines Geistes und seiner Persönlichkeit aufgedrückt, als Steffens dem vorliegenden Buche. Daß die Religion zu dem innersten Wesen seines Geistes gehöre, daß Steffens das Leben und Athmen seiner Seele nur in der Religion finden könne, wird jeden Betrachtenden der Gang der Entwickelung und des Lebens dieser eigenthümlichen Individualität lehren. Dabei aber hat er wieder die innere Heimath seines Geistes in der Natur; und so schmilzt Religion und Natur ihm zusammen zu einer großen innern Totalität, welche die Poesie seines Lebens wird und die Schwingen seiner dichterischen Phantasie immer aufs neue in Bewegung setzt. Der Verf. läßt in seiner Lebensbeschreibung den Leser selbst einen Blick in seine innerste Eigenthümlichkeit werfen, wonach Natur und Religion ihm in ihrer großen innern Einheit erscheinen und er nur durch die Natur Licht über die Probleme der Religion erhalten kann, wenn er sagt (Was ich erlebte. Bd. II. S. 195.): „Unruhig habe ich mich bis in mein hohes Alter in die Gestaltungen der Natur wie in die Erscheinungen der Geschichte hineintauchen müssen. Sie, die lebendige Wirklichkeit, in allen ihren mannichfaltigen Richtungen sollte mir die Kunde geben von ihrem eigenen tiefsten Geheimniß; sie habe ich fortdauernd gefragt, die heiligsten Probleme meines Daseyns ruhen in ihr. Das Wort des göttlichen Willens ist mir klarer, wenn es Naturgestaltung erhält, wenn es abgeschlossen in sich in reifer Vollendung eine wirkliche Zukunft erzeugt, so in der Geschichte, wie in der Natur im engeren Sinne."

Auch diesem in seinem Greisen-Alter verfaßten Werke hat der Verf. denselben Typus, welcher in seinen übrigen Schriften so fest ausgeprägt ist, mitgegeben, eine Unruhe des Suchens nach den Geheimnissen der Religion und Geschichte, ein dichterisches Untertauchen und Sichversenken in die Welt der Ahnungen, welche aus der lebendigen Wirklichkeit sich ihm als bedeutungsvolle Geheimnisse der Natur und des Geistes theils aufschließen und sich entfalten, theils sich ihm entziehen und verbergen. So tritt denn überall auch in diesem Buche der lebendige Zusammenhang des Geistes und der Natur in aller Blüthe und Frische einer regen und kräftigen Phantasie hervor; der dichtende Naturphilosoph zieht daher auch am liebsten Parallelen zwischen den Erscheinungen der Natur und des Geistes, und giebt Winke über das Verhältniß der Religions- und Natur-Philosophie, welche, so sinnig und genial wie sie sind, weiter ausgeführt, klarer entwickelt, mit größerer Schärfe begrenzt, auch für die Theologie sehr fruchtbar werden könnten. Aber schwerlich wird sich dies Werk Einfluß auf die Gestaltung der Wissenschaft sichern können, da es, obgleich ohne Formelwesen und in blühender lebendiger Sprache geschrieben, dennoch seinen Kern in zu vielen schwer zu enthüllenden Schaalen darbietet, und sich zu sehr in dem Gebiet unverständlicher Mystik bewegt. Freilich hat Steffens' dichterische, sinnige Natur durch den warmen Hauch der Poesie, welcher über das Ganze ausgegossen ist und aus dem Boden der mystischen Naturbetrachtung hervorquillt, dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz verliehen; der Leser nimmt unwillkürlich das Pulsiren des warmen christlichen Herzens und das Ringen einer edlen aufstrebenden Seele wahr, welche aus der Dämmerung eines poetischen Helldunkels an das Licht der Erkenntniß sich emporzuarbeiten und dabei von der Knechtschaft des Begriffs sich zu befreien trachtet. Aus seiner Kindheit ertönen die Laute

Digitized by Google

eines innigen Glaubenslebens hinüber in die Welt der vielbewegten Begriffe; die Wärme und Innigkeit eines Gemüths, welches die Freude und den Schmerz des Daseyns durchlebt und die Kraft religiöser Gefühle in ihrer Unmittelbarkeit aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, erzeugt eine wohlthuende und anregende Wirkung auf den religiösen Leser. Aber dabei kommt es doch zu keiner eigentlichen Befriedigung; man fühlt, daß bei dem Aufschwung des emporstrebenden Geistes noch immer eine gewisse Gebundenheit bleibt, daß es nicht zur wahren Freiheit mit ihm kommt. Steffens sagt (I. S. 105.): „Ein jeder Mensch, wie das ganze Geschlecht soll Pflanze werden, die Liebe ist das innere Lebensprincip, sie ist in aller Erscheinung verhüllt, durch die Sinnlichkeit gebunden, wie die thierische Seele in der Pflanze." So ist auch in der Natur- und Religions-Philosophie von Steffens noch etwas Pflanzenähnliches, welches in einem nur noch vegetirenden Leben sich zu keinem freien Organismus aufgeschlossen hat, sondern gebunden ist durch das Dunkel und nicht sich frei erheben kann an das Licht eines klaren, selbständigen, schöpferischen Bewußtseyns. Etwas Embryonenartiges, was aus einem Traumleben sich an den hellen Tag eines freien Daseyns emporringen möchte, liegt in diesen natur- und religionsphilosophischen Gebilden; aber die Liebe ist „das innere Lebensprincip, in aller Erscheinung verhüllt." Es braucht nun wohl nicht weiter ausgeführt werden, wie in Steffens sich die Schellingsche Natur-Philosophie, welche er in der ersten frischen Zeit ihrer Bildung in sich aufgenommen, mit der Innigkeit seines kindlichen Glaubenslebens und den neuen Gestalten einer sich verjüngenden christlichen Theologie verbunden hat. So aber sind auf seinem philosophischen und religiösen Standpunkt gegen einander streitende Elemente zusammengefügt und mehr äußerlich mit einander verbunden als innerlich neutralisirt; dadurch ist in ihm ein Schwanken zwischen den Extremen der spekulativen Philosophie und des positiven Christenthums entstanden; der in ihm rege spekulative Trieb treibt ihn immer zur Lösung der philosophischen Probleme, aber das gläubige Gemüth hält ihn fest in den Schranken der religiösen Vorstellung. Daß nun demnach von einer Methode nicht die Rede, ja daß das methodische und dialektische Moment etwas der Steffens'schen Individualität Widerstrebendes sei, wird man erwarten. Deshalb führt denn auch das vorliegende Werk nur im uneigentlichen Sinne den Namen „Religions-Philosophie"; es würde wohl richtiger den allgemeineren Titel von: „philosophischen Betrachtungen über religiöse und naturwissenschaftliche Gegenstände, über die Religion in der Natur," oder ähnliche unbestimmtere Titel an der Stirn tragen. Denn vergeblich sucht man eine

scharfe Bestimmung der Begriffe, eine methodische Entwickelung, eine Genesis der leitenden Grundideen, meist unvermittelt als Behauptung, Anschauung, geniales Aperçu tritt bei Steffens das Tiefsinnigste und oft Barockeste neben einander hin. Der Stamm dieses religionsphilosophischen Gewächses ist überdies mit unzähligen wilden Schößlingen und Trieben der wuchernden Schlingpflanzen überdeckt, wie sie in der Außenwelt eine üppige reiche Natur, welche in den Tropengegenden nicht fertig werden kann mit ihren immer neuen Trieben, hervorbringt. Unter diesen steten Exkursen und Abschweifungen, größeren und geringeren Gedankenmassen, — welche durch Striche als Abschnitte sich hervorheben, — den latenten Faden zu finden und in diesem Labyrinthe ihn festzuhalten, ist daher kein leichtes Unternehmen und setzt ein sehr ruhiges und besonnenes Vermögen zu abstrahiren voraus.

Daß einem Steffens ein strenges philosophisches System, welches seine Hauptstärke in seiner Methode hat, zuwider seyn müsse, läßt sich wohl von vornherein vermuthen. Und wirklich bricht dieser Haß offenbar gegen die Hegelsche Philosophie an vielen Stellen hervor, ja er geht so weit, daß er die Philosophie des „absoluten Denkens" als „ein Böses" bezeichnet. (II. 98.). Mit Recht ist ihm daher der Vorwurf zu machen, daß er in Beurtheilung jener Philosophie seinem Grundprincip der „Liebe" untreu geworden ist; da er wohl nicht mit einer Hingebung, welche das Verständniß jener Philosophie gefördert hätte, in das Innere derselben eingedrungen ist und sich zu sehr an der mangelhaften äußern Erscheinung des „abstrakten Schematisirens und der Vernichtung aller lebendigen Realität" gehalten hat (I. 101 II. 120—123.). Und dennoch dürfte der Beweis nicht schwer halten, daß Steffens, wenngleich er die Philosophie des „absoluten Denkens" als „ein Böses" bezeichnet, so ziemlich mit derselben auf gleichem Boden stehe, (— wenn hier der Beweis durchgeführt werden könnte —) und daß er nur aus Mißverständniß oder aus Scheu vor einigen Konsequenzen, welche die Ultrajünger jener Weltweisheit in dem Taumel ihres philosophischen Stolzes zu ziehen kein Bedenken tragen, sich gegen dies „Böse" wappnen zu müssen in sich den Drang gefühlt hat. Denn was zuerst den Vorwurf des „abstrakten Schematisirens und der Vernichtung aller lebendigen Realität" anbetrifft, so wird ihm leicht und siegreich von den Anhängern jenes Systems aus den Schriften ihres Meisters bewiesen werden können (vgl. Hegels Encyklopädie 3. Ausg. S. 163. Vermischte Schriften II. 136. u. a. a. O.), daß der Hegelsche Begriff keineswegs eine leere, abstrakte, todte Allgemeinheit und als solche „eine Vernichtung aller lebendigen Realität" sei; dieser Vorwurf würde höchstens die Erschei-

Digitized by Google

nung, die mangelhafte, dürre, leblose Form des Systems treffen, nicht aber das Wesen derselben; denn gerade der Hegelsche Begriff faßt die Allgemeinheit und Besonderheit, die Gattung und die Individualität in Eins zusammen, und wendet den Begriff des Leeren, Abstrakten, nur auf das Einseitige und als solches noch Unlebendige, Unentwickelte und Unmittelbare an. Der Begriff ist also nicht eine leere Allgemeinheit an sich, sondern umschließt die Fülle des Lebens, der Mannichfaltigkeit, der Erfahrung, er faßt das Apriori und Aposteriori der Erkenntniß zur wahren Konkretion zusammen. Hegel hat selbst a. a. O. bestätigt, was Göschel von seiner Methode gesagt hatte, daß nämlich nach seiner Philosophie nicht der abstrakte Gedanke das Höchste sei, sondern die Vorstellung, die Gestalt, ja daß der Begriff eben die Vorstellung in sich enthalte und nur verkläre und reinige, so daß nur dieselbe als immanent, als mit dem Wesen identische Erscheinung des Wesens zu erkennen sei.

An und für sich aber erscheint es dem Ref. unchristlich, eine Zeitphilosophie als das „Böse“ zu bezeichnen. Ist nicht in dieser Philosophie der Trieb und das Suchen nach Wahrheit, das Ringen des menschlichen Geistes nach Erkenntniß, das Streben diese Erkenntniß auf dem Boden des Christenthums zu gewinnen, das Bedürfniß des forschenden Geistes mit der Forderung des christlichen Herzens auszusöhnen, anzuerkennen — gesetzt auch, die bisherige Lösung dieses großen Problems wäre noch nicht gelungen und die Idee des Systems wäre also noch nicht verwirklicht — ?

Daß aber Steffens im Wesentlichen mit dem Meister der Philosophie des absoluten Denkens auf demselben Boden stehe und mit ihm übereinstimme, wird dem Kundigen und Vorurtheilsfreien ein Blick in den innern Bau der Steffens'schen Religions-Philosophie lehren. Schon die Grundideen derselben, welche dem ersten Theile den speciellen Titel „Teleologie“ gegeben, ist dem Hegel'schen System entsprechend. Der Verfasser sagt (I. 239.): „die Ansicht einer lebendigen Entwickelung, die einzig mögliche christliche Teleologie, wie sie das ganze Daseyn in allen Elementen durchdringt und alle sinnliche Erscheinung in einem Höheren verklärt, wie sie in der strengen Nothwendigkeit des Sinnlichen die tiefe Einheit göttlicher Absichtlichkeit zu erkennen vermag, und so das Höchste, die göttliche Freiheit, die Unmittelbarkeit des göttlichen Willens von der christlichen Person nicht als ein Vermitteltes, Bewiesenes, sondern als das unmittelbare Fundament alles Erkennens ergriffen wird, soll zur Gewohnheit werden.“ Wer weiß nicht, daß das Grundprincip der Hegel'schen Philosophie das der lebendigen Entwickelung, der nie rastenden Evolution ist, daß die beständige Operation des Gedankens in

derselben ist, „die sinnliche Erscheinung in einem Höheren (Geistigen) zu verklären“ und so „in der strengen Nothwendigkeit des Sinnlichen die tiefe Einheit göttlicher Absichtlichkeit zu erkennen“; wer, der nur einen Blick in das System des „absoluten Denkens“ gethan hat, weiß nicht, daß das höchste Ziel, die Spitze desselben die „göttliche Freiheit“ ist. Wenn nun aber der Verfasser mit seinem letzten Satze andeuten will, daß er auf ganz anderem Standpunkte — seinem angeblich religiösen — stehe, indem „die Unmittelbarkeit des göttlichen Willens von der christlichen Person nicht als ein Vermitteltes, Bewiesenes, sondern als das unmittelbare Fundament alles Erkennens ergriffen wird“, so geräth er dadurch nur in unauflösbare Widersprüche mit sich selbst. Denn wie kann ohne die Vermittelung des Denkens der Verfasser „in der strengen Nothwendigkeit des Sinnlichen die tiefe Einheit göttlicher Absichtlichkeit erkennen“, wie kann die christliche Teleologie „das ganze Daseyn in allen Elementen durchdringen und alle sinnliche Erscheinung in einem Höheren verklären,“ ohne es durch den Gedanken hindurch zu führen, und vermittelst der Idee die Klarheit des Geistigen im Sinnlichen zu gewinnen (es zu verklären); wie kann der göttliche Wille in seiner Unmittelbarkeit als das Fundament alles Erkennens von der christlichen Person ergriffen werden, da er doch eben als göttlicher erst irgendwie und in irgend einer Form — sei es in der Form des Gefühls oder der Vorstellung oder des Begriffs — ergriffen und aufgefaßt also vermittelt werden muß, da das Ergreifen dieses Willens als eines „göttlichen“ ja nur gerade ein Akt lebendiger Vermittelung, klarer bewußter Anschauung seyn kann, und nirgend weniger als im Gebiet des Uebersinnlichen und Göttlichen die Kategorie der Unmittelbarkeit (der sinnlichen Perception) anzuwenden ist. — Der Verf. wird aber von seinem eigenen Princip der „Teleologie“ als „lebendiger Entwickelung“ dahin getrieben, die Rohheit der Unmittelbarkeit selbst zu negiren; da „ja die Betrachtung, die sich dem Leben zugewandt und es in allen Richtungen verfolgt, eine innere geistige Teleologie aufschließt, die wir eine göttliche nennen müssen, und die nicht, wie die herrschend sinnliche vereinzelt auf der Oberfläche ihrer Forschungen spielt, vielmehr immer tiefer in das Wesen derselben hineintritt.“ (S. 271.) Wenn „jede Entwickelung, obgleich sinnlich hervortretend, doch als Ausdruck eines Uebersinnlichen begriffen werden muß“, so ist ja eben die Vermittelung des Sinnlichen durch das Uebersinnliche überall der herrschende und durchgehende Proceß aller lebendigen geistigen Bewegung.

Wie sehr nun aber auch das Grundprincip des Verfassers, das Princip der „Liebe“ mit dem Formelwesen der Philosophie des absoluten Denkens zu

Digitized by Google

streiten scheint, ja wie dasselbe so an die Spitze einer angeblich philosophischen Demonstration gestellt, wohl die jungen Cavaliere, welche das stolze Roß der Spekulation tummeln, in Erstaunen setzen und mit Widerwillen erfüllen mag; so ist doch eben dies Grundprincip der Steffens'schen Religionsphilosophie dem Identitätssystem wenn auch nicht gerade entnommen oder entlehnt, doch homogen. Da der Standpunkt von Steffens nur durch Hervorhebung der Grundbegriffe seiner Religionsphilosophie, soweit dieselbe möglich ist, charakterisirt werden kann, so muß Ref. hier einige der bedeutenderen Aussprüche des Verf. über die Liebe hersetzen. Th. I. S. 52. findet sich ein Abschnitt überschrieben: „die Liebe als Ausdruck der Einheit aller besonderen Persönlichkeiten." Hier heißt es: „Es ist bekannt, daß man seit uralten Zeiten der Liebe als dem Ausdrucke der größten Einheit gehuldigt hat. In neueren Zeiten findet man diesen Ausdruck wohl wieder, aber immer nur bildlich benutzt. Man glaubt nicht, daß die Idee der Liebe als Grundlage eines streng wissenschaftlichen, philosophischen Gebäudes dienen könne, und auch hier kann man wohl eine tiefe sinnliche Subjektivität der Philosophen kaum verkennen; und dennoch spricht die Liebe unmittelbar als That, in viel objektiverem Sinne, die Einheit des Subjekts und Objekts aus, als diese etwa durch die Gegensätze von Denken und Seyn und Einheit beider, oder durch die engere Formel eines Ich = Ich oder allgemeiner eines A = A ausgesprochen werden kann. Schon die Idee der Geschlechtsliebe, in ihrer völligen sittlichen Reinheit gefaßt, ist ein wechselseitiges Finden und Erkennen zweier Personen, einer in der andern als solche (A = B). Die Liebe vernichtet nicht die eine Person durch die andere, beide bestätigen sich vielmehr wechselseitig, und zwar ihrem innersten Wesen nach und nur so sind sie im geistigen Sinne produktiv, ja dieses geistige Princip der einigenden Liebe übt selbst eine Gewalt aus über die sinnlich physische Produktion und die Religion hat diese Idee im tiefsten Sinne gefaßt, indem sie die Bedeutung einer Geburt ohne Sünde hervorhob." Was sagt hier Steffens wohl eigentlich anders, als was das Identitätssystem auf seine Weise ausgeführt hat, wenn es alle Wesen aus jeglicher Differenz und Trennung oder Hemmung der Erscheinung wieder in die wesentliche und allumfassende Einheit zurückführt. Hat nicht die Hegel'sche Formulirung des „Beisichseyn im Andern, der Rückkehr aus dem Andersseyn, das Sichselbstgleichbleiben in der Entäußerung" denselben Sinn? — Ist nicht der absolute Geist, der bei Hegel die Rückkehr ist aus dem Andersseyn der Natur und das Beisichseyn im Andern die Liebe? Hegel selbst sagt in der Phänomenologie (S. 578.) — welcher Steffens übrigens Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er sie (I. 18.) ein „höchst merkwürdiges, tiefsinniges und geistreiches Werk" nennt, — : „Die Beziehung des ewigen Wesens auf sein Fürsichseyn ist die unmittelbar-einfache des reinen Denkens; in diesem einfachen Anschauen seiner selbst im Andern ist also das Andersseyn nicht als solches gesetzt; es ist der Unterschied, wie er im reinen Denken unmittelbar kein Unterschied ist, ein Anerkennen der Liebe, worin die beiden nicht ihrem Wesen nach sich entgegensetzten." Ferner (Werke XIV. 208.): „Indem das Denken das Allgemeine ist, das sich in sich reflektirt, in sich selbst bei sich selbst zu seyn: so ist es diese Identität mit sich: diese ist aber das Unveränderliche, Unvergängliche. Veränderung ist, daß das Eine zum Andern werde, nicht in dem Anderen bei sich selbst ist. Die Seele ist dagegen das Sichselbsterhalten im Andern." Noch bestimmter in diesem Sinne: (Encyklopädie 3. Ausg. S. 159.): „Das Denken der Nothwendigkeit ist das Zusammengehen seiner im Andern mit sich selbst, die Befreiung, welche nicht die Flucht der Abstraktion ist, sondern in dem andern Wirklichen, mit dem das Wirkliche durch die Macht der Nothwendigkeit zusammengebunden ist, sich nicht als anderes, sondern sein eigenes Seyn und Setzen zu haben. Als für sich existirend heißt diese Befreiung Ich, als zu ihrer Totalität entwickelt freier Geist, als Empfindung Liebe, als Genuß Seligkeit." Wenn nun in diesem Princip der Liebe, als der wesentlichen inneren Einheit von Subjekt und Objekt Steffens mit der Philosophie des absoluten Denkens übereinstimmt, so fragt sich, warum nur Steffens, und nicht Hegel z. B. die Idee der Liebe für fähig gehalten hat als „Grundlage eines streng wissenschaftlichen Gebäudes zu dienen?" — Wohl unstreitig deshalb, weil die Idee der Liebe noch in sich selbst nicht die logische Schärfe und Bestimmtheit hat, welche zur Wissenschaftlichkeit führen kann; die Liebe als solche ist noch ein zu formeller Begriff, als Identität von Subjekt und Objekt bedarf sie erst die nähere Erfüllung und Bestimmung durch diese.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 7. Januar. **Nr. 2.** 1841.

Religionsphilosophie.

Christliche Religionsphilosophie von Henrich Steffens, u. s. w.

(Fortsetzung).

Hegel sagt sehr richtig (Philosophie der Religion I. S. 288.): „Liebe ist die Macht des Gemüths", er verweist die Liebe in das Gebiet der Empfindung (a. a. O.); Grund genug, daß zwar die Liebe in dem praktischen Gebiet des Handelns, oder der phänomenologischen oder psychologischen Sphäre die erste Stelle einnehmen muß, nicht aber an die Spitze der Logik gestellt werden kann, weil im Theoretischen, in der Konstruktion der Begriffe, von der Einfachheit derselben auszugehen ist, nicht aber von einer formellen Bestimmung, welche nur aus der Synthesis von Subjekt und Objekt resultiren kann. Insofern nun die Philosophie der Religion den innern logischen Gang der Entwickelung der Religion als solcher nachweisen und darlegen soll, muß dieselbe auch von logischen Principien ausgehen, und nicht ein praktisches Moment der Religion als fermentum cognitionis an die Spitze stellen. Dadurch, daß Steffens sich so wenig im Gebiet des logischen Entwickelns, des dialektischen Beweisens, gehalten hat, hat nun seine Religionsphilosophie etwas so Schwankendes, Vages und Unbestimmtes gewonnen, daß es möglich ist, fast jeden beliebigen Inhalt aus jedem System in dieselbe zu verlegen, denn bei solchen Allgemeinheiten sind Anklänge an die eine und andere Philosophie ebensowohl als an das Christenthum leicht zu gewinnen.

Unstreitig wird sich nun wohl der Verfasser besonders als das Eigenthümliche seines Standpunktes den Begriff, welchen er von der Persönlichkeit aufstellt, vindiciren. Auch kommen über denselben allerdings tiefsinnige Aussprüche vor, jedoch auch hier wieder mehr fast inspirationsartig, als auf dem freien und sichern Boden des Erkennens und wissenschaftlichen Begreifens. Schon in seinen früheren Werken, den „Karrikaturen des Heiligsten", „Wie ich wieder Lutheraner wurde" tritt der Begriff der Persönlichkeit besonders hervor; und in der That es ist dieser Begriff auch in der neuesten philosophischen Bewegung der Zeit das Schibboleth geworden, an welchem sich der gläubige christliche Standpunkt, und an dessen Negirung sich andrerseits die Trunkenheit einer maaßlosen, ins Unendliche schweifenden, allen religiösen Boden verlassenden Spekulation kund gegeben hat. Steffens fühlt nun sehr wohl, daß das Christenthum nur bei dem tiefer gefaßten Begriff der Persönlichkeit Gottes so wie des menschlichen und unsterblichen Individuums bestehen könne, daher ist ihm dieser Begriff der erste und ursprüngliche seines Philosophirens, insofern überall sein gläubiges Gemüth sich gegen jede Voraussetzungslosigkeit der Philosophie sträubt und ihn unwillkürlich treibt, vom christlichen Glauben aus sein Philosophiren zu beginnen. So ist nun Steffens bemüht, den Begriff der Persönlichkeit überall zu finden, und in der Natur das Streben nach Individualisation nachzuweisen, um auf solche Weise die durch Natur, Geschichte und Geist hindurchgehende Identität des einen und selbigen sich entfaltenden Begriffs, welcher in der Natur seine untergeordnete Stufe hat, und sich zum absoluten Begriff erhebt, darzustellen. Wäre ihm dies an und für sich großartige Bestreben nur gelungen, vermöchte er nur seine Leser aus seinem poetischen Helldunkel an das Sonnenlicht eines klaren Bewußtseyns und scharfen logischen Denkens zu führen! — Aber er bleibt — zum großen Bedauern derer, die sich durch ihn aufklären möchten — in seiner Unbestimmtheit auch da, wo Alles darauf ankommt, einen festen Boden für sein Philosophiren zu gewinnen. Bei der Ausführung des Begriffs der Persönlichkeit, an welchem sich seine Methode oder vielmehr Unmethode recht schlagend darstellt, geht

Digitized by Google

Steffens davon aus, einen Naturgrund anzunehmen, auf welchem die Persönlichkeit ruht. Er sagt (I. 273.): „In dem ersten Adam erkennen wir die Persönlichkeit der Natur. Aber diese, wie sie das in sich Abgeschlossene der Natur darstellt, war auch selbst eine in sich abgeschlossene, nur aus sich selber zu begreifende. — Aus der Idee eines Wesens, welches als Schlußpunkt aller zerstreueten Bildungen, zugleich Mittelpunkt der ganzen Natur ist, muß jede Abhängigkeit ausgeschlossen werden, es ist die Freiheit in ihrer Natürlichkeit, die durch dieses ihre Darstellung gefunden hat. Denjenigen, der es schwierig finden sollte, mit der Objektivität der Natur den Begriff der Freiheit zu verbinden, erinnern wir an das Wesen und die Wahrheit der ewigen Person selbst. Sie findet nämlich eben in ihrem Naturgrunde die in der Erscheinung nie ganz enthüllte Stätte ihrer Freiheit als Person" u. s. w. „Der erste Adam ist daher ganz von der Natur getrennt, eben weil er ihr ganz zugehört, kein Gegenstand steht ihm feindlich oder zerstörend gegenüber, kein vernichtender Gegensatz droht seinem Daseyn; denn seine Einigkeit mit sich selber ist ja eben die Natur, die sich in und mit ihm in allen Richtungen der Bildung versöhnt findet. Das ist die Idee des Paradieses, die ebenso gewiß ein Faktum des menschlichen Bewußtseyns ist, wenn es die Geschichte des Geschlechts auffaßt, wie es als Gewissen wieder erkannt wird in der innern Naturgeschichte einer jeden Persönlichkeit." Als Naturgrund der Persönlichkeit erscheint nun das Talent, als die „subjektive unveränderliche Substanz aller Aeußerungen der Persönlichkeit"; „als dasjenige, durch welches die Aeußerungen des Talentes in den ruhenden Naturgrund hineingebildet werden", will der Verf. diese Wahrheit der Person ihre Anlage genannt wissen (II. 151.). Geistreich und tiefsinnig ist, was er über die Natur des Talentes sagt, wodurch die Persönlichkeit sich auszeichnet und auf irgend eine Weise geschichtliche Bedeutung erhält (I. 23.) „Das Talent muß betrachtet werden als das Pfund (nach Luther), das Gewicht, das in allem Schwanken Unveränderliche, als der souveraine König der Persönlichkeit, der nicht selbst aus den sinnlichen Verhältnissen entsprungen seyn kann, da er ja vielmehr alle Verhältnisse beherrscht, oder, damit die Persönlichkeit sich gesund erhalte, beherrschen soll." „Das Talent ist reine Objektivität und kann nie aus dieser Form heraustreten. Daher ist die Persönlichkeit Natur — durchaus gegenständlich — nicht allein für andere Persönlichkeiten, sondern auch für sich selbst. Diese setzt sich durch das Talent nicht als das, was sie ist, sie findet sich. Das Talent ist das menschliche Subjekt, als unüberwindliches Objekt; das Ich, welches sich nicht selbst bestimmt; der reine Gegensatz

des Fichte'schen Ich, dieses als ein Nicht-Ich." „Die bewußte Persönlichkeit erkennt in ihrem Talent den festen Naturgrund ihrer geistigen Eigenthümlichkeit; aber diese fesselt sie nicht, vielmehr fühlt sie sich freier in dem Maaße, als das Talent entschiedener in seiner Besonnenheit sich darstellt. Denn diese ist für sie keine Grenze. Indem es sich von der Grenze ab dem Mittelpunkte zuwendet, ist es äußerlich getrennt, (in sich gerundet) durch sein Centrum mit dem All des Geistes verbunden." So geht denn Steffens weiter, die Bedeutung der Persönlichkeit im Verhältniß zur Natur, zur Schöpfung zu betrachten. Er spricht (I. 296.) von einer Totalorganisation aller Seelen; „jedes Individuum, zur Persönlichkeit gesteigert, hat dieselbe ewige Bedeutung, die wir in der Animalisation der Gattung zuschreiben. — Das Princip der Entwickelung (der durchgehende schöpferische Wille Gottes) wird ein die Persönlichkeit in sich sonderndes und dadurch bestätigendes: — ein Punkt muß in der Geschichte vorkommen, in welchem die Persönlichkeit ebenso ihren göttlichen Anfangspunkt wiederfindet, wie das menschliche Bewußtseyn überhaupt durch die menschliche Gestalt. Dieser centrale Punkt wird inmitten der Entwickelung ein absolut göttlicher Anfangspunkt seyn, der nicht begriffen werden kann aus den früheren Stufen." (S. 304.). „Der Naturgrund der Persönlichkeit kann zurückgedrängt, verzerrt werden, wir können in einem fortdauernden Kampf mit ihm leben, aber er bleibt seinem Wesen nach unverändert, unser Fluch oder unser Segen. Dieser Naturgrund war in jener Urzeit in sich schwankend, unsicher und erschüttert; er vermochte sich nicht loszureißen von den äußeren Fesseln der Gattung. Die dämmernde Persönlichkeit bewegte sich mit der Macht des Universums, weil sie sich nicht in sich selber besonnen hatte." (II. 83.). Der Naturgrund (das besondere Organ der absolut in sich klaren, für Gott durchsichtigen Organisation des Alls) ist seinem Wesen nach der reine Ausdruck der Persönlichkeit selber. — Alles wahre Denken ist nicht dazu da, die ewige Persönlichkeit zu erzeugen, vielmehr sie in ihrer gesetzlichen und strengen Ordnung durch den gereinigten Naturgrund, in welchem alle Erzeugung, alle Entwickelung, d. h. alle Offenbarung göttlicher Liebe, ruht, zu bestätigen." Wer wird nicht das Sinnige, Tiefe in diesen Aussprüchen, welche Ref. nur mit Mühe aus dem verwickelten hin- und herschweifenden Ganzen hervorgehoben, erkennen; wer aber nicht auch zugleich dabei eine Begründung, eine festere Gestaltung des noch Schwankenden und Dämmernden wünschen? Es geht aus den mitgetheilten Aussprüchen hervor, daß sich Steffens bestrebt, das Unergründliche, Tiefe, Uranfängliche der menschlichen Persönlichkeit gegenüber einer Alles ver-

Digitized by Google

allgemeinernden, Alles nach einem abstrakten Schema nivellirenden Philosophie, „in welcher Menschen nur als verschwindende Momente einer allgemeinen geistigen Entwickelung hervortreten,“ geltend zu machen und einen Punkt hervorzuheben, in welchen der philosophische Schematismus nicht hineindringen kann. Dies Bestreben ist als solches sehr anzuerkennen und ruht bei Steffens auf durchaus christlichem Boden. Allein sollte der Begriff der Persönlichkeit eine wahrhaft theologische Geltung haben, dann mußte er erst dialektisch und psychologisch begründet werden, dann mußte das Verhältniß der freien schöpferischen That Gottes zur Natur, dann überhaupt der Begriff der Freiheit, wie er in der Persönlichkeit realisirt wird und sich loswindet von dem Naturgrunde, aus welchem er seine Existenz gewonnen hat, entwickelt werden. Wie aber Steffens den Begriff der Persönlichkeit faßt, so ist er noch nicht frei, selbständig, und in seiner immanenten innern Bewegung ergriffen; es ist noch nicht zwischen der Naturphilosophie und dem Christenthum die Versöhnung vollbracht. Denn offenbar ist Steffens noch immer in einem gewissen Schwanken zwischen der Schelling'schen Naturphilosophie und dem positiven Christenthume begriffen. Dies zeigt sich auch in dem von ihm aufgestellten Begriff der Persönlichkeit. Unwillkürlich schiebt sich ihm unter demselben die naturphilosophische Ansicht von dem Menschen als der frei gewordenen Natur unter. So sagt er (I. 424.): „Der Mensch ist in dem ewigen Ursprunge seiner Persönlichkeit, die in Gott ist, die ganze Natur.“ (II. 106.) „... Das All, welches nicht blos äußerlich ihm (dem christlichen Denken) vorliegt, sondern selbst innerlich geistig durch ihn in engeren, ja in den engsten wie in den weitesten Kreisen, zur Persönlichkeit verklärt, sein eigentliches Wesen ist. ...“ Ja es wird das Weltall dem Verf. als ein in sich Geordnetes und Geschlossenes der Ausdruck der göttlichen Persönlichkeit (II. 128.), und die Schöpfung wird in jedem Moment und in jeder Persönlichkeit (II. 143.). Auf solche Weise dehnt sich ihm der Begriff der Persönlichkeit fast ins Unendliche aus, ja es scheint Steffens zu der alten Idee eines Mikrokosmus im Menschen zurückzukehren, so daß der menschliche Organismus die individuelle Zusammenfassung aller übrigen Gebilde der Natur ist, wenn er sagt (I. 423.): „Der Mensch ist nicht theilweise, sondern ganz der Schwere anheimgefallen, und insofern ruht inmitten des Lebens in ihm der Tod, der ihn dem Gesetz einer fremden kosmischen Unendlichkeit preisgiebt. Der Mensch ist nicht theilweise, sondern ganz Pflanze, und insofern den tellurischen Verhältnissen einverleibt, mit welchen er in seiner besondern Gestaltung leiblich wächst und sich entwickelt. Der Mensch ist nicht theilweise,

sondern ganz Thier, so daß in ihm die einseitige Begierde thätig ist, die die Person (die Seele) tödtet und der Masse des Geschlechtes, der Gattung preisgiebt. Der Mensch ist nicht theilweise, sondern ganz ein Erzeugniß der mythischen Zeit, die mit ihrer ordnenden Allgewalt alle Pulse des geschichtlichen Daseyns, auch wo sie nicht erkannt werden, bedingt und gestaltet. Endlich ist der Mensch, seiner innersten Wahrheit nach, Person, in welcher die Gattung lebt, wenn sie in ihrer eigenen Reinheit d. h. in Gott aufgeht“ u. s. w. — So wird der Begriff der Persönlichkeit bei Steffens ein ganz allgemeiner; ja in dem Vorhergehenden ist Person und Seele selbst identisch gesetzt. — Gott ist demnach die absolute Person. (I. 354.) „Die unendliche Mannichfaltigkeit der Personen müssen wir als sämmtlich seiend in Gott betrachten und der Akt der Schöpfung ist die Bewegung des Werdens in und mit einem, in sich ewigen, und unveränderlichen Seyn. Gott, wie er sich dem Menschen offenbart hat, ist die ruhende innerlich unendliche Einheit unendlich mannichfaltiger, in sich innerlich unendlicher, lebendiger Persönlichkeiten, die ihrer Wahrheit nach in ihm werden, indem sie sind, und wie sie in Gott sind.“ (ib. 133.) „Das sich Kundgeben Gottes in einer jeden Person als ihre innerste Wahrheit ist es, was wir Talent genannt haben, der Naturgrund der Persönlichkeit. Selbst wo der Mensch diesen Naturgrund im Seyn, Denken und Handeln als das Wesen ergreift, in welchem er aufgehen muß, um in der Wahrheit Gottes zu seyn, bleibt er dennoch für das christliche Bewußtseyn als ein Geistiges, aber der Persönlichkeit, der Erzeugung selbst Entfremdetes, als eine Macht Gottes.“ Steht aber Steffens nicht wesentlich auch auf demselben Boden des „absoluten Denkens“ in solchen Aussprüchen? — Auch dem Philosophen Hegel ist Gott, als die absolute Idee, als der unendliche Proceß, kurz als der Lebendige, nicht bloß Substanz, noch die mattentfärbte Indifferenz oder todte Identität des Subjektiven und Objektiven, sondern der lebendige Proceß der Subjektivität, sich selbst das unendlich Andere und doch darin Eins und selbst zu seyn: die absolute Fluktuation des ewig gesetzten und gerade darin wieder aufgehobenen und versöhnten Gegensatzes. Zwar kommt nach Hegel Gott, indem er persönlich wird, im Geist des Menschen zum Bewußtseyn; aber der Mensch, sich zu Gott erhebend, ist nur ein Moment in der göttlichen Natur; Gott kommt nicht erst zum Bestehen im menschlichen Subjekt, er ist nicht nur das Allgemeine, welches sich erst zum Subjekt macht, sondern ist an und für sich das allgemeine Subjekt, das sich nicht offenbar wird, wie einem Subjekt ein Objekt, also sich nicht auch in Einem Andern offen-

Digitized by Google

bar wird, sondern an und für sich ihm selbst von Ewigkeit offenbar ist. Gott ist nie erschöpft, oder geht auf in einer seiner Selbstgestaltungen, sondern greift über jede derselben unendlich hinüber, die in ihm dadurch als ein Ideelles gesetzt wird. (Vgl. Hegel Encyklopädie §. 576—78. und Göschel Beiträge zur spekul. Phil. S. 130. ff.) Hegel sagt (Philosophie der Relig. I. 269.): „Gott ist in allen höheren Religionen, besonders aber in der christlichen, die absolute Eine Substanz, zugleich aber ist er auch Subjekt, und das ist das Weitere. Wie der Mensch Persönlichkeit hat, tritt in Gott die Bestimmung der Subjektivität, Persönlichkeit, Geist, ein, absoluter Geist. Das ist eine höhere Bestimmung, aber der Geist bleibt dennoch Substanz, dessenungeachtet die Eine Substanz." Noch bezeichnender ist die Stelle in Hegel's Logik (III. 396.): „Das Reichste ist das Konkreteste und Subjektiveste, und das sich in die einfachste Tiefe Zurücknehmende das Mächtigste und Uebergreifendste. Die höchste zugeschärfteste Spitze ist die reine Persönlichkeit, die allein durch die absolute Dialektik, die ihre Natur ist, ebensosehr Alles in sich befaßt und hält, weil sie sich zum Freiesten macht — zur Einfachheit, welche die erste Unmittelbarkeit und Allgemeinheit ist." Schön sagt auch Göschel (Beiträge 133.): „Der endliche Geist, der in und mit dem absoluten Geiste Eins ist, ist so unterschieden, wie das Ebenbild vom Urbilde." Daß darnach die menschliche Persönlichkeit keinesweges als ein verschwindendes Moment des processualischen Gottes im Hegel'schen System erscheint, werden noch außerdem Aussprüche, wie folgende darthun. (Philos. der Rel. II. S. 219.) Ein Vorzug der christlichen gegen die früheren Religionen ist, daß „die Würde des Menschen in ihr auf einen höheren Standpunkt gesetzt ist. Das Subjekt hat hierdurch absolute Wichtigkeit, ist wesentlicher Gegenstand des Interesses Gottes, denn es ist für sich seiendes Selbstbewußtseyn. Es ist als die reine Gewißheit seiner in sich selbst, es existirt in ihm der Punkt unendlicher Subjektivität. — Dies kommt in der Gestalt vor, daß der Mensch als Geist unsterblich ist, Gegenstand des Interesses Gottes, über die Endlichkeit, Abhängigkeit, über äußere Umstände erhaben, die Freiheit von allem zu abstrahiren, der Sterblichkeit entnommen zu seyn. Es ist in dieser Religion, weil ihr Gegensatz unendlich ist, daß die Unsterblichkeit der Seele Hauptmoment ist" u. s. w. Ebenderselbe: (Philos. der Geschichte S. 36.) „Die Religiosität, die Sittlichkeit eines beschränkten Lebens, eines Hirten, eines Bauern in ihrer koncentrirten Innigkeit und Beschränktheit auf ganz wenige und einfache Verhältnisse des Lebens hat unendlichen Werth, und denselben Werth, als die Religiosität und Sittlichkeit einer ausgebildeten Erkenntniß und eines an Umfang der Beziehungen und Handlungen reichen Daseyns. Dieser innere Mittelpunkt, diese einfache Region des Rechts der subjektiven Freiheit, der Heerd des Wollens, Entschließens und Thuns, der abstrakte Inhalt des Gewissens, das, worin Schuld und Werth des Individuums eingeschlossen ist, bleibt unangetastet und ist dem lauten Lärm der Weltgeschichte und den nicht nur äußerlichen und zeitlichen Veränderungen, sondern auch denjenigen, welche die absolute Nothwendigkeit des Freiheitsbegriffs selbst mit sich bringt, ganz entnommen."

Wenn nun Steffens fortwährend gerade über den Begriff der Persönlichkeit gegen die Philosophie „des absoluten Denkens" als „das Böse" polemisirt, so hat er offenbar auf den Unterschied gar keine Rücksicht genommen, welchen die Philosophie zwischen Persönlichkeit, Geist und Individualität macht. Denn nicht das ewige Wesen der Person, nicht der Geist, sondern nur die endliche Seite der Person, ihre Individualität, ihre natürliche Leiblichkeit als solche hat ein verschwindendes Moment in sich, und ist als endlich auch vergänglich. Ueberhaupt hätte Steffens auf den von Göschel und den Männern der rechten Seite des Systems, Gabler, Hinrichs, Erdmann u. A. m. so tief gefaßten Begriff der Persönlichkeit Rücksicht nehmen, nicht von vornherein die spekulative Zeitphilosophie als ein Erzeugniß des Bösen betrachten und sich darnach umsehen sollen, ob nicht auf eine viel schärfere, logische Weise von Andern schon dasselbe gesagt sei.

Aber das Schwankende und Widersprechende in Steffens' Religions-Philosophie kommt daher, daß die Grundbegriffe nicht gehörig entwickelt und scharf genug abgegrenzt sind. So namentlich nicht die von der Persönlichkeit, Immanenz, Transcendenz, Dreieinigkeit Gottes. Der dritte Abschnitt des ersten Bandes handelt „von der Persönlichkeit Gottes und den Personen in der Gottheit." Hier sind wieder die sinnigsten und tiefsten Anschauungen mit den widerspruchvollsten Bestimmungen zusammengeworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 12. Januar. **Nr. 3.** 1841.

Religionsphilosophie.

Christliche Religionsphilosophie von Henrich Steffens, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Schön sagt Steffens (I. 119.): „Fragen wir uns, was unmittelbar in und mit der göttlichen Liebe gegeben ist, so finden wir zuerst und zwar nothwendig die Idee eines persönlichen Gottes; denn das Letzte, was wir als das Ewige in uns selber finden, ist die Form der Persönlichkeit, die eins ist mit der göttlichen und eben daher, wie diese, das All bestätigt in jeder Form. Der Ausdruck des so Gefundenen, welches in jeder Person ein eigenes und dennoch in Allem dasselbe ist, ist der absolute Wille. Ein solches Wollendes ist aber nothwendig eine Person aller Persönlichkeiten, und verschwände die Idee der Persönlichkeit aus dem absoluten Willen, so wäre er aus den besondern Persönlichkeiten, insofern diese als mit ihm eins eine ewige Bedeutung haben, ebenfalls verschwunden. Ein persönlicher Gott ist nothwendig ein **außerweltlicher**, denn der Wille ist durch das, worin er sich offenbart, auf keine Weise beschränkt." (S. 122.) „Gott ist ein außerweltlicher Gott. Damit ist nun keineswegs gesagt, daß Gott in einem äußern Verhältniß zur Welt steht, etwa, wie nach der sinnlichen Kategorie der Kausalität sich zur Welt verhält, wie Ursache zur Wirkung." (S. 123.) „Die Welt ist äußerlich ganz von Gott getrennt, aber eben dadurch auch innerlich ganz mit ihm als Eins gesetzt." (S. 127.) „Gott ist das **immanente** Wesen der Welt, und nichts außer ihm hat in der Welt Wahrheit und Wirklichkeit, und dennoch ist er zugleich ganz und gar außerweltlich, — und insofern der uns verborgene Gott, dessen Mysterium kein menschliches Denken zu enthüllen vermag." Die scheinbar sich so widersprechenden Bestimmungen als die Außerweltlichkeit und die Immanenz Gottes sucht nun Steffens sinnreich durch die Vergleichung der Weltschöpfung mit einer Dichtung und Gottes mit einem Dichter auszugleichen. (S. 123.) „In der That schließt eine bedeutende Dichtung, rein objektiv betrachtet, eine Idee der göttlichen schöpferischen That in sich. — Verhält sich etwa das Wollen des Dichters zu seinem Werke, wie, innerhalb der Sinnlichkeit, Ursache zur Wirkung? Ist er nicht vielmehr, je wahrer und tiefer das schöpferische Talent sich ausspricht, desto mehr immanent in seinem Werke, und zwar so, daß die Wahrheit der Dichtung eben darin liegt, daß der Dichter nicht das Aeußere der Erscheinung, sondern das innere Wesen offenbart, ja, seine geistige Persönlichkeit nicht nur, wie sie erscheint, sondern wie sie ist? Aber eben dadurch, durch die Immanenz seiner subjektiven Persönlichkeit in dem Werk, sondert sich dieses, äußerlich, sinnlich von dem Subjekt. Es erhält die wahre Objektivität und die Trennung ist immer vollständiger, je vollendeter das Gedicht ist. Dieses ist dann in sich geschlossen und von der erscheinenden Subjektivität des Dichters geschieden, als führte es ein eigenes Leben." (S. 126.) „Wie nun in einem vorzüglichen Gedicht der Dichter immanent ist in seinem Gedicht, durch das Aeußere der Erscheinung das Wesen, das Ansich, das Talent der Persönlichkeit selbst sich offenbart, und zwar nicht als ein Aeußeres, nicht als eine Ursache, die eine außer ihr liegende Wirkung hervorruft, sondern als das Innerste des Gedichts, welches die Wahrheit der dichterischen Persönlichkeit getrennt von dem Dichter und dennoch mit ihm eins darstellt: so ist Gott, aber auf eine absolute Weise die Welt selber und dennoch ganz von ihr getrennt, ja, eben in dieser absoluten Einheit alles dessen, was in der Welt **wirklich** ist mit dem wahrhaft Seienden der Welt, ist die Trennung Gottes von der Welt am entschiedensten ausgesprochen." Aber so sinnig auch diese Vergleichung ist, wird dadurch schon der Widerspruch ausgeglichen? Steffens selbst sagt (S. 128.): „Gott erzeugt die Welt immer

Digitized by Google

von Neuem und Alles, was Wahrheit und Wirklichkeit ist in ihr, ist Gottes ursprüngliche That." Aber ist es so mit dem Gedicht? Wird dies immer von Neuem erzeugt? Wird es nicht vielmehr oft dem sich verändernden Dichter ein ganz objektives, fremdes, welches er kaum noch erkennt, da er selbst ein Anderer geworden? — Kann sich die Welt je so von Gott loslösen, wie ein Kunstwerk von seinem Künstler? — Kann sich Gott zurückziehen von der Schöpfung, wie der Dichter von seinem Gedicht? — Kann die universelle Thätigkeit Gottes mit der partikulären einer dichterischen Phantasie verglichen werden? — Wenn Steffens immer von der „tiefen grundlosen göttlichen Absichtlichkeit" der Werke Gottes redet, ja wenn er darauf seine ganze Teleologie baut, ist dann noch die Schöpfung eine Dichtung, welche letztere durch innere Naturgewalt hervorgetrieben gerade oft am meisten dem Begriff der Absichtlichkeit widerstreitet, so daß ja auch bei der Betrachtung einer Dichtung da, wo die Absichtlichkeit wahrzunehmen ist, das Wesen der freien Begeisterung und der freien dichterischen Schöpfung in erkältende Tendenz-Poesie übergegangen zu seyn scheint? —

Aber wenn es dem theologischen Naturphilosophen auch nicht gelingt, die widereinanderstreitenden Begriffe der Transcendenz und Immanenz Gottes zu versöhnen; so erwartet man doch in einer „christlichen Religions-Philosophie" ein tieferes Eingehen auf den Begriff der christlichen Trinität. Aber es ist wieder in diesem Abschnitt von den „Personen in der Gottheit" von allem möglichen Anderen, von Griechen und Römern u. s. w., nur nicht von diesen Personen, oder doch nur sehr kurz und flüchtig die Rede. Wie tief sind doch die Bestimmungen des christlichen Dogma und wie sehr werden dieselben in ihrer Wichtigkeit und Bedeutung in der spekulativen Philosophie anerkannt, ja an die Spitze von Partitionen gestellt.

Wie man nun in andern Bestimmungen in Steffens' christlicher Religionsphilosophie ein tieferes Eingehen auf das specifisch christlich-biblische Moment vermißt, so wird dies besonders störend und unbefriedigend in dem von der „Erlösung" handelnden Abschnitt. Statt Begriffe zu entwickeln, statt den philosophischen und den theologischen Standpunkt gegen einander zu stellen und die Versöhnung derselben zu versuchen, spricht Steffens meist nur von den Eindrücken, welche dies und das auf den christlichen Denker macht, bewegt sich meist nur in der psychologischen Sphäre, und läßt den Leser die Objektivität der christlichen Ideen fast aus den Augen verlieren. Von allem Möglichen ist bei Gelegenheit der Wunder des Heilandes in diesem Abschnitt von der Erlösung, von den Himmelskörpern, von der

Astronomie, Magie, ja von der Ritter'schen Geographie die Rede, nur wenig aber von der Erlösung. Allerdings muß man dabei anerkennen, daß einzelne sinnige Aussprüche hier für den Mangel an Klarheit, Zusammenhang, dialektischer Entwickelung in etwas entschädigen. Der Begriff der Erlösung hängt bei Steffens zusammen mit dem Begriff von der Persönlichkeit. — Ohne den verwickelten Zusammenhang hier entwirren zu wollen, will Ref. einige der hervorragendsten Ideen hervorheben. Der Verf. nimmt den Begriff der Erlösung in einem sehr allgemeinen naturphilosophischen Sinne. (I. S. 421.) „Wir können das Menschengeschlecht als die Erlösung der Natur und die früheren geologischen Epochen als die Verkündigung seiner Ankunft betrachten." Dann (S. 423.) spricht er von einer „Erlösung des Erkennens," welches aus der Totalität aller Wissenschaften erzeugt werde, und als Zukunft begrüßt werden könne. Ferner ohne das Verhältniß dieser allgemeinen Erlösung zu der specifisch christlichen klar darzulegen, sagt er von Christus (S. 438.): „Als Christus erschien, ward die Natur nicht bloß als ein Ganzes in sich geordnet und so offenbart durch eine Person, so wie der erste Adam die Einheit des Willens Gottes in der Natur darstellte, sondern der Heiland war die Person aller wahren Persönlichkeit und die Wahrheit alles Daseyns war in diese gesetzt." (S. 464.) „Die heilige Schrift nennt Christum den zweiten Adam, denn in der Mitte der Geschichte ist er — was Adam als innerer Mittelpunkt der Natur war — die göttliche Person aller Persönlichkeit. Aber die Geschichte, als göttliche That, ist ganz Natur; wo jene ihren Mittelpunkt fand, hatte auch diese ihr innerstes Centrum gefunden, und dieses mußte sich eben sowohl wie jenes bewegen, als der Heiland erschien. Die Erscheinung Christi auf der Erde bildet den Schlußpunkt christlicher Teleologie, indem sie die Freiheit der Person in und mit Gott — das Evangelium — verkündet." (S. 466.) „Die Sonne der Geschichte und aller Persönlichkeit, dieser gravitirende Mittelpunkt, der in der Geschichte, wo sie mächtig wird, als wunderbar anziehende Kraft erscheint, trat mit dem Heiland hervor." (S. 467.) „Der Heiland daher hatte alle Gewalt der göttlichen Schöpfung. Sie war, wie absolut gebunden durch das Gesetz des Vaters, so durch die Liebe des Sohnes absolut frei." Endlich giebt Steffens auch eine Andeutung von der Bedeutung des erlösenden Todes Christi, aber eben nur eine Andeutung ohne alle weitere Begründung. (S. 472.) „In ihm konnte die Hemmung nicht stattfinden, sie ward aber das Vernichtende seiner Erscheinung und mußte es werden. Nur wenn wir sterben werden wir wiedergeboren, und dieser freiwillige Tod

Digitized by Google

aus welchem wir als Christen inmitten des Lebens hervorgehen, ist eben, als That des Geschlechts (der Geschichte Gottes) die Bedeutung seines erlösenden Opfers. So lange aber sein Leben auf der Erde dauerte, war Alles, was er verkündigte, neu, inmitten der von dem Gesetz gefangenen Geschichte, ein höheres als sie" u. s. w. Der Verf. geht nun wieder auf die Lehre Christi über, und, soviel Ref. bemerkt, kommt sonst eben keine weitere und gründlichere Auseinandersetzung des erlösenden Todes Christi vor. In dem zweiten Theil „Ethik" findet sich freilich noch ein Abschnitt „Göttliche Gerechtigkeit und Versöhnung," der manche sinnige Andeutungen, mehr Beziehungen auf den Opfertod Christi und die Bedeutung des Heilandes enthält, und Geist und Innigkeit des christlichen Gemüths beurkundet, aber sich doch auch zu sehr in dem Gebiete des Mystischen und Unentwickelten bewegt, als daß es dem Leser gelänge, sich etwas wissenschaftlich Positives daraus abzuleiten. Der würdige verehrte Mann verzeihe uns die Bemerkung, daß dieser Abschnitt wohl schon dadurch viel hätte gewinnen müssen, wenn es nur dem Hrn. Verf. gefallen hätte, ihn im Hinblick auf die in der Dogmatik seit Anselm schon vorhandenen spekulativen Schätze niederzuschreiben. — Immerhin mochte Steffens von dem Begriff einer allgemeinen Erlösung der Natur ausgehen; auch das Christenthum erkennt dieselbe an, als eine zweite Schöpfung, als eine Herablassung Gottes. Wahrlich es giebt einen allgemeinen erlösenden Weltgeist, einen κοῖνος λόγος, der auch in der Natur schon sein Walten und Wirken hat, und von dem Steffens tiefsinnig sagt (I. 462.) „es gehe ein heiliger reinigender Strom der Entwickelung durch das All." Aber in einer christlichen Religionsphilosophie mußte bei dem Begriff der Erlösung vom objektiven, subjektiven und vermittelnden Standpunkte ausgegangen, es mußte gezeigt werden, wie die allgemeine Erlösung der Natur und des „Erkennens" ihre Wahrheit und Erfüllung erst in der christlichen und ihren Gipfel in dem Opfertode Christi finde. Steffens benutzt in seinen Betrachtungen nicht hinlänglich den von ihm sonst doch an die Spitze seiner Religionsphilosophie gestellten Begriff der Persönlichkeit; wenn er gezeigt hätte, wie gerade die erlösende Macht des Christenthums die Persönlichkeit erst vollende, indem dadurch dieselbe zur göttlichen Ebenbildlichkeit erhoben werde, da die menschliche Natur an und für sich selbst noch nicht wahrhaft persönlich sei, sondern es erst werde, allein durch die Vereinigung mit Gott in und durch Christus, so würde seine Darstellung einen festen Kern erhalten haben, an welchen sich der Leser halten könnte.

Aber nothwendig mußte dem Begriff der Erlösung der Begriff vom Bösen und von der Sünde vorangehen. Der Verf. hat seine Teleologie oder den ersten Theil seiner Religions-Philosophie mit der Erlösung geschlossen, und in den zweiten Theil „Ethik" seine Darstellung des „Ursprungs der Sünde" und „Ueber das Böse in der Natur" verlegt. Auf diese Weise ist aber zum Nachtheil des logischen Elementes das Zusammengehörige auseinandergerissen. Denn gehört der Abschnitt über das „Böse in der Natur" nicht nothwendig in die Teleologie, da ja eben die lebendige Entwickelung der ganzen Schöpfung durch das Böse als das „Hemmende" hindurchgehen muß; und kann es eine Erlösung der „Natur" und des „Erkennens" geben, wenn nicht vorher eine Gebundenheit und Unfreiheit statt gefunden hat? Eben so ist es in der innern Welt des Geistes und des Gemüths. Der Erlöser kann erst in seiner universellen Bedeutung aufgefaßt werden, wenn die Macht der Sünde erkannt ist, welche er bezwingt. Aber wie alle Grundbegriffe bei St. in einer mystischen Unbestimmtheit gehalten sind, und ein stetes Schwanken zwischen der Schärfe des abstrakten reinen Denkens und der lebensvollen religiös-christlichen Vorstellung die bestimmte und klare Auffassung der Steffens'schen Religions-Philosophie fast unmöglich macht, so ist es auch mit seiner Ansicht vom Bösen. Sogleich von vornherein sucht St. sich vor jeder Anforderung einer entschiedenen und bestimmten Auffassung dadurch sicher zu stellen, daß er das Böse für das eigentliche „Räthsel des Daseyns selbst," welches auf mystischem Grunde ruht, für das „tiefste Geheimniß aller göttlichen Erschaffung," „das Mysterium der ganzen Schöpfung" erklärt. Aber eben damit stellt er sich denn auch außer dem Bereich einer Religionsphilosophie, welche als solche nichts „Unbegreifliches" annehmen darf. Und wiederum nimmt St. einen Anlauf, das Böse zu begreifen, indem er den Ursprung desselben zu erklären sucht (II. 5.): „Das Böse setzt sich selber voraus, wie die Gattung, wie das denkende allgemeine Bewußtseyn, wie die Persönlichkeit. Um böse zu werden, müssen wir böse gewesen seyn, aus dem Guten kann das Böse nie entspringen. Es ist, so wie es erscheint, nothwendig ein Ursprüngliches, der Anfang desselben in der Zeit ist undenkbar." So behauptet St. die Ewigkeit des Bösen und leitet es dennoch von einem Ereigniß in der Zeit, von dem Sündenfall ab. Um entstehen zu können, setze es eine Person voraus, könne also nicht Grund der Persönlichkeit seyn. Daher denn die Annahme eines doppelten Sündenfalls. (II. 88.) „Nur das Geschöpf sündigt, es ist daher als solches vor aller Sünde, und diese kann nicht Ursprung einer in sich reinen Schöpfung seyn. Das christliche Bewußtseyn kennt einen doppelten Sündenfall, einen

Digitized by Google

ursprünglichen durch Lucifer, den gefallenen Engel, der das ihm anvertrauete Lebenslicht in verzehrendes Feuer verwandelte, und einen zweiten durch Adam, der die Ordnung der Natur in sich selber, das Paradies, als die in sich zur sinnlichen Ordnung zurückkehrende Natur, zerstörte." Ein ähnliches Schwanken findet da statt, wo das Böse von einer bösen Persönlichkeit abgeleitet wird; denn nach St. ist die Persönlichkeit das Primäre, das Böse muß also auch aus ihr hervorgegangen seyn. (II. 20. 21.) „Nur als Wille, als das Letzte, über welches wir nicht hinaus können, ist die Sünde positiv. Aber ein positiver Wille, dem göttlichen gegenüber, ist eben so nothwendig ein persönlicher. Ja der göttliche Wille erweist sich an diesem als persönlich und nur in sofern er jenen schlechthin überwindet und ihn als den nächtlichen Grund aller Entwickelung besiegt, offenbart sich ein persönlicher Gott. Daher ist der Teufel, so sehr auch die herrschende Richtung unsrer Tage diese Vorstellung als eine finstere und abergläubische abzuleugnen und zu verdrängen sucht, ein wesentliches Element des christlichen Bewußtseyns. Um aber alle Mißverständnisse hier zu beseitigen, müssen wir gestehen, daß dennoch eine Ansicht, die sich gegen die Existenz eines Teufels sträubt, als ein Erzeugniß klarer Einsicht betrachtet werden muß, und eine Wahrheit in sich verbirgt." „Der Teufel ist als das Nichtdaseiende da, als die Lüge vom Anfange, die kein Bestehen in sich selbst hat. Er ist das positive Nichts, das Daseyn als ein nicht Daseiendes, der Widerspruch selber, wie gegen Gott so in sich; daher hat man Unrecht, wenn man seine Persönlichkeit leugnet, und Unrecht, wenn man sie als eine daseiende behauptet. Denn der Teufel hat keine schaffende Gewalt, der böse Wille ist ein Denken ohne Seyn, ja, er muß betrachtet werden als das Denken, dem alles Seyn schlechthin entgegen ist, als die absolute Abstraktion, die von Gott, d. h. von dem seienden Denken sich zurückgezogen hat, um aus sich selber zu werden wie Gott. Dieses ist ihm aber schlechthin verwehrt. Er vermag nicht zu seyn, auch als er selber nicht. In der Annahme eines persönlich daseienden Teufels liegt daher immer ein versteckter Manichäismus. Es ist fast unvermeidlich, dann anzunehmen, daß er als ein daseiender auch ein real thätiger sei, der etwas über Gott und über das Göttliche in uns durch eine Gott fremde Gewalt vermag. Diese Annahme enthält, wie Kant richtig ge-

zeigt hat, die Vernichtung aller, auch der christlichen Sittlichkeit." Wer wird nicht die Widersprüche dieser Demonstration auffinden? — Der böse Wille soll ein Denken seyn ohne Seyn, soll betrachtet werden als das Denken, dem alles Seyn schlechthin entgegen ist, als die absolute Abstraktion. Und dennoch soll dieses nicht seiende Denken oder dieser nicht seiende Wille persönlich seyn. Kann es ein Denken ohne Seyn geben, da ja Denken und Seyn Korrelativ-Begriffe sind? Ist Persönlichkeit aber nicht die Form der Wirklichkeit? Wenn der böse Wille als ein persönlicher ewig von Gott überwunden werden muß, ja wenn Gott in dieser Ueberwindung nur, wie St. sagt, seine Offenbarung als persönlicher Gott hat, kann Gott denn mit einem bloßen wesenlosen Schatten, mit einem Daseienden, der nicht da ist, mit der leeren absoluten Abstraktion kämpfen? Wenn aber der Teufel als die Lüge von Anfang kein Bestehen in sich selber haben soll, so fragt sich doch, ob die Lüge als solche nicht ein positives Element in sich, das des bösen Willens, hat, ob sie nicht eben das positive Nichts ist? Uebrigens wird der Teufel in der heiligen Schrift auch nicht „die Lüge," sondern „ein Lügner" genannt und damit die Persönlichkeit des absolut negirenden Geistes ausgesprochen. Richtig sagt St., daß der Teufel als persönliche Macht ein wesentliches Element des christlichen Bewußtseyns sei. Wäre er nun nur weiter gegangen und hätte gezeigt, wie das christliche Bewußtseyn nothwendig auf diese Vorstellung kommen müsse, eben weil die Idee der Persönlichkeit für dasselbe die Form der Realität sei, und es nun sich getrieben fühle, das Böse in der Welt nach seinen verschiedenen Aeußerungen in der Idee des Teufels zusammenzufassen, in welcher eben das Böse wieder in seinem eigentlichen und ursprünglichen Wesen der Vereinzelung, der Trennung von Gott begriffen werde. Die Persönlichkeit des Bösen, das Ebenbild des bösen Urbildes, erscheint da überall in seiner Realität, wo der Mensch mit dem Bewußtseyn von Gott als dem absolut Guten, dennoch nur sich wollen, nur sich selbst in seiner Isolirung festhalten kann. Insofern aber hat das Böse wahre Realität und das Urböse oder der Mörder von Anfang reißt noch immer den Menschen heraus aus seinem Zusammenhang mit Gott; wodurch die Sünde des Einzelnen entsteht.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.**   Verleger **C. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 16. Januar. **Nr. 4.** 1841.

Religionsphilosophie.

Christliche Religionsphilosophie von Henrich Steffens u. s. w.

(Fortsetzung.)

Darnach ist die Ansicht von Steffens zu beurtheilen (II. S. 21.): „Der Wille der Sünde kann nie reale That werden. Diese ist unvermeidlich dem richtenden Gesetz der allgemeinen Nothwendigkeit verfallen. Daher thut sich die Sünde nur als Wille kund, der nichts vermag; sie ist ein Wille, der sich nicht durch seine That bestätigt, vielmehr in dieser vernichtet, um sich immer von neuem als Wille, und zwar nur als solcher, wieder zu erzeugen." „Die Sünde entspringt fortdauernd, und ist nur ein Werden, aus welchem Nichts wird, oder vielmehr das Nichtige wird, dasjenige nämlich, welches für die Idee der Liebe durchaus als ein Nichtiges betrachtet werden muß, und als das, was es wollte, durchaus keinen Bestand hat." — Hier sieht St. wieder auf dem Boden der Philosophie des „absoluten (bösen) Denkens;" denn nach der spekulativen Theologie desselben ist das Böse kein ruhendes Seyn, sondern ein vergängliches, ein Durchgangspunkt, so daß es nicht ist, sondern vergeht; dabei hat auch nach dieser Theologie nicht minder wie nach Steffens das Böse Persönlichkeit. Hegel sagt (Phil. d. Rel. II. 197. a. A.): „Wenn man in der Religion die Persönlichkeit als unaufgelöst festhält, so hat man das Böse, denn die Persönlichkeit, die sich nicht in der göttlichen Idee aufgiebt, ist das Böse." — Aber die viel konsequenter und schärfer bestimmte Lehre der spekulativen Theologie, welche hier auseinander zu setzen nicht der Ort ist, faßt dennoch das Böse, obgleich als nichtig in sich, keinesweges als ein bloßes μὴ ὄν auf, sondern schreibt ihm Realität zu, und erkennt die Sünde allerdings als einen Willen an, der etwas vermag und sich durch seine That bestätigt.

Da nun Steffens mit seinem Begriff von der Persönlichkeit des Bösen als Teufel, der ist und nicht ist, und mit der Ableitung des Ursprungs des Bösen durch den Abfall Lucifers und den Sündenfall Adams bei der andererseits angenommenen Ewigkeit des Bösen mit sich selbst in Widerspruch geräth, so verläßt er unwillkürlich wieder diese Anhaltspunkte der Demonstration und neigt sich zu der Schelling'schen Ansicht von dem dunklen Grunde in Gott. (I. 261.) „Alle Hemmung muß als der dunkle Grund (damit wir uns des Schelling'schen Ausdrucks bedienen) erkannt werden, aus welchem alle Bildung hervortritt." (II. 53.) „Fassen wir das ganze Daseyn in seiner Einheit als göttliches Objekt der Selbstbestimmung, als dasjenige, in welchem Gott sich offenbart, so ist es allerdings der Grund seiner Offenbarung, freilich nicht als Schwere, — wohl aber als dasjenige Geistige, in welchem der Grund und das bestimmende Selbst, Licht und Schwere, in fortdauernder innerer Selbstverständigung sich fassen. Daher ist die Bewegung des Grundes, obgleich von Gott getrennt, dennoch, insofern durch ihn sich Gott offenbart, die Verkündigung der Einheit Gottes selber. Aber damit dieser Grund seine Bedeutung als solcher behalte, darf er nicht und kann er nicht ein nur Bedingtes seyn. Denn würde die absolute Bedingtheit im Grunde gesetzt, so verschwände er als Grund, ginge in die absolute Unbedingtheit des göttlichen Wesens über und diejenige Duplicität, die bei aller Thätigkeit einer Intelligenz vorausgesetzt werden muß, und mit dieser die Intelligenz selber, verschwände. Der Grund also des göttlichen Daseyns und mit diesem der göttliche Gedanke, muß in sich ein Ungebundenes, ein Unbedingtes enthalten, welches, obgleich die Einheit der Intelligenz offenbarend, dennoch eben dadurch auf eine ewige Weise — wie ja der Akt der Intelligenz ein ewiger ist — dasjenige in ihr ist, was, von ihr abgewandt, als auf unbedingte Weise von ihr geschieden betrachtet werden muß. Das Böse ist daher das in Gott, was

nicht aus ihm ist, sondern eben von ihm geschieden, der ewige Grund seiner Offenbarung. Hierin liegt nun die Begründung des Bösen als Möglichkeit, und zu gleicher Zeit, insofern die menschliche Persönlichkeit in ihrer besondern Form das All einschließt, die Möglichkeit des Bösen in einer jeden Person." Dennoch soll nun aber wiederum das Böse nicht aus Gott entstanden seyn. (S. 61.) „Daher die Nothwendigkeit, die Sünde in die Kreatur zu setzen. Aber auch diese ist keineswegs ein Sündhaftes oder Böses, insofern sich Gott in ihr offenbart; nur daß in ihr die Möglichkeit des Bösen gesucht werden muß, als das von Gott Getrennte, welches nicht aus ihm selber seyn kann. Gott, als Grund, ist der Wille des Grundes, der ihn verkündigt, ihn offenbart, das dem göttlichen Subjekt zugewandte Objekt ist der Sohn Gottes. Das Böse ist aber so wenig Eins mit dem ursprünglichen Grunde, daß man es vielmehr die Grundlosigkeit des Grundes nennen kann, dasjenige, durch welches eine jede Kreatur sich in ihrer Vereinzelung als ein Unendliches ergreifen will, aber eben dadurch ein grenzenlos unbestimmtes Unendliches außer sich setzt. Diese Grundlosigkeit des Grundes ist selbst eine Folge des Bösen, zwar eine unvermeidliche, doch keinesweges sein Ursprung" u. s. w. Rec. muß sich, trotz alles Bestrebens eines liebevollen Eingehens auf den verehrten Hrn. Verf. für unfähig bekennen, eine Einheit in diesen entgegengesetzten Bestimmungen zu finden. Doch möchte wohl zu beweisen seyn, daß durch St. die Schelling'sche Idee von der absoluten Indifferenz in Gott, aus welcher die Scheidung beider Willen, und mit dieser die Scheidung zwischen Gut und Böse, hervortritt, entstellt ist. Nach Schelling ist der dunkle Grund in Gott nicht bald von ihm getrennt und dann wieder in ihm gesetzt und unbedingt; das Böse ist nicht die Grundlosigkeit des Grundes, sondern es ist die zum Behuf der göttlichen Selbstaffirmation zu vollziehende Negation. Der dunkle Grund in Gott ist nicht Gott selbst, sondern nur seine Natur; für sich wild und regellos sich bewegend, wird er erst durch das ihm aufgehende Licht der göttlichen Intelligenz zur Ordnung gebracht.

Das Schwankende und Unsichere in dieser ganzen Auseinandersetzung über das Böse geht nun bei Steffens ohne Zweifel daraus hervor, daß er von vorneherein unterlassen hat, den Grundbegriff des Bösen zu entwickeln und dann pantheistisch-hegelschen und theistisch-rationalistischen Ansichten gegenüber durchzuführen hat. —

Eben dieser Mangel ist besonders auch in dem Abschnitt über „den Zustand nach dem Tode" sichtbar. Auch hier findet wieder ein Schwanken zwischen den entgegengesetzten Ansichten und Bestimmun-

gen statt. Bald scheint es, als wenn St. die Unsterblichkeit, den Zustand nach dem Tode, nur im rein geistigen oder ideellen, bald als wenn er sie nur im materiellen und sinnlichen Sinne auffaßt und versteht. Schon seine Ansicht von dem Tode scheint eine doppelte, indem er denselben einmal als ein Naturereigniß, dann aber als eine Folge der Sünde betrachtet. (II. S. 280.) „Was wir nun vorbildlich durch den Schlaf erkannt haben, das findet seine Anwendung auf den Tod; und auch in diesem werden wir ein Lebensmoment der Persönlichkeit erkennen. Die ganze Entwickelung der Persönlichkeit in und mit der Geschichte ist die Hineinbildung des Alls in die Person (sinnliches Leben), der Tod ist die Hineinbildung der Persönlichkeit, als solche, in das Allgemeine (ein sich Besinnen des Bewußtseyns in sich selber, als Totalität), endlich die Seligkeit, das Ziel der Entwickelung, ist das Gleichsetzen beider, (das offenbar gewordene Reich Gottes, das Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht, das Durchsichtigwerden des Alls für eine jede Persönlichkeit, der Himmel)." Den Begriff der Persönlichkeit scheint aber Steffens zu überspannen, wenn er den Zufall, durch welchen das Individuum den Tod findet, als einen Entwickelungsproceß desselben betrachtet. S. 282. „So ist es klar, daß durch die Sünde die Krankheit und der Tod in die Welt kam." (S. 285.) „Das christliche Bewußtseyn erkennt in dem rein Zufälligen und für jene sinnliche Betrachtungsweise vollkommen Aeußerlichen eine göttliche Bestimmung; und der Dachziegel, der den völlig Gesunden trifft und tödtet, steht in eben so genauer Beziehung zum Innersten der Persönlichkeit, spricht eine eben so gesetzmäßige göttliche Ordnung aus, ja, entspringt eben so aus dem innern, aller sinnlichen Beobachtung unzugänglichen, selbst dem Betroffnen fremden, Entwickelungsprocesse der Persönlichkeit, wie die langsam entstehende und in ihren Symptomen gesetzmäßig zu verfolgende Krankheit." Allerdings giebt es in Bezug auf Gott keinen Zufall, nur relativ in Bezug auf den Menschen erscheint das als zufällig, wovon nicht der hinreichende Grund einzusehen ist; dennoch möchte schwerlich die innere Entwickelung einer Person mit einem so Aeußerlichen als dem Tod durch Herabstürzen eines Dachziegels in innere nothwendige Verbindung zu setzen seyn, da dies zu einer abstrakt fatalistischen Ansicht führen, da das Aeußerliche, und als solches dem Gesetz der Außenwelt, der Endlichkeit und Zeitlichkeit, Verfallene, dadurch in ein Geistiges, Transcendentes, Innerliches umgewandelt werden würde. —

Mystisch und in poetisches geheimnißvolles Helldunkel gehüllt sind nun besonders Steffens' eschatologische Ansichten, in welchen das positiv-christliche Moment, nach buchstäblicher Auffassung, in Konflikt

Digitized by Google

geräth mit seinen philosophischen Anschauungen. So nimmt er einerseits die leibliche Auferstehung an. (S. 331.) „Man hat besonders viel gegen die leibliche Auferstehung eingewandt und die Ansicht einer solchen Auferstehung als etwas sinnlich Beschränktes betrachtet. Die Spekulation aber faßt den menschlichen Leib keineswegs so auf, daß er, bestimmt ein Tempel Gottes zu seyn, seiner wahren Bedeutung nach nur ein sinnlicher wäre. Er stellt vielmehr die Naturäußerung einer das All umfassenden Seele dar, er hat eben daher sein lebendiges Gegenbild in dem sinnlich Universellen; sein vegetatives Leben ist ein Leben mit dem All, und die Seele kann (durch den Tod) in dieser universellen Richtung versinken, ohne ihr eigenthümliches Naturdaseyn aufzugeben. Die Auferstehung aber hebt diese Scheidung beider Richtungen auf, und der Leib der Seligen trägt in seiner Eigenthümlichkeit die Unendlichkeit des Universums. So findet sich die befreite Seele in dem absolut gesunden Leibe und dieser in jener; der göttliche Geist persönlicher Wahrheit aber setzt fortdauernd die Einheit beider und mit dieser die der Natur und Geschichte zugleich." Andererseits aber scheint die Unsterblichkeit des Individuums eine bloß allgemeine geistige nach St. zu seyn. (S. 299.) „Was in der Person unter den in der Erscheinung gegebenen Verhältnissen aus Gott ist, das bleibt, lebendig gestaltend, durch alle Verirrungen hindurch in der Geschichte und ist das Unsterbliche in ihr. Aber auch in der sterbenden Person bildet dieses den seligen Kern des Unsterblichen." (S. 303.) „Dieses Versinken der Seele in das All ist also zugleich ein Sichbesinnen des Alls, als Persönlichkeit, in einer jeden Seele." (S. 306.) „Die Entwickelung der Natur und der Geschichte zur Seligkeit bewegt sich in einer jeden Seele, die in dem Herrn gestorben ist." (S. 310.) „So wird diese organische Einheit mit dem Todten ein großer, Leben und Tod lebendig umfassender Entwickelungsproceß der ganzen Geschichte, ja, der Geschichte und Natur zugleich. Dieser Proceß ist es, den wir als die Auferstehung der Vergangenheit bezeichnen. Die Verstorbenen, deren geistige Bedeutung wir tiefer fassen, treten uns dann nicht bloß in der allgemeinen Form einer nichtigen Konstruktion entgegen; diese bleibt ein leerer Formalismus, wenn sie nicht zur Liebe, durch welche die Persönlichkeiten in ihrer Art bestätigt werden und bestätigend auf uns zurückwirken, heranreift. Daher das Streben, eine solche bedeutende Eigenthümlichkeit, die sich in der Geschichte, als die Repräsentantin einer ganzen Zeit, fixirt hat, eben, *als eine solche* aufzufassen; die Einsicht, die, je freier die Persönlichkeiten sich in der Geschichte runden, desto entschiedener sich ausbildet: daß die nicht abgeschlossene innere Unendlichkeit der ganzen Geschichte, die als Evolution in der sinnlichen Zeit in der Zukunft ruht, als Involution in einer jeden bedeutenden Person enthalten sei. Eine solche Ansicht ist aber nur der bestätigenden Liebe zugänglich. Sie löst das Siegel des Todes; und was als tieferes Einbringen in die Eigenthümlichkeit vergangener bedeutender Persönlichkeiten sich in der Geschichte entwickelt, das rührt und regt sich, als innerlich unendlicher Keim, in dem Verstorbenen selber. Wenn ihr in der tiefen Seele des Plato den verhüllten Keim dessen, was durch den Heiland verkündigt wurde, erkennt, dann besinnt sich Plato, wie er mit dem All sich in sich selber bewegt, auf das Werk der Erlösung, dann keimt das ewige Naturleben des Heilandes in ihm, ein Vorgefühl der Herrlichkeit, die ihm werden soll, durchströmt ihn, und es regt und bewegt sich in ihm das Heil, welches er besitzt, aber noch nicht erkennt. Was nun auf eine solche Weise in den vorzüglichsten Geistern aufgeschlossen und erkannt wird als immer reichere Entwickelung in der Geschichte, aber zugleich als immer mächtigerer Keim der Bestätigung der Persönlichkeit in dem Todten gesäet wird, das gilt nicht für solche ausgezeichnete Personen allein, denn keine geschichtliche Person ist eine vereinzelte gewesen. Sie enthält in sich die koncentrirte Fülle des Volks, der Zeit, in deren Mitte sie lebte, und diese geistige Bedeutung, wenn auch die Intensität der Erscheinung noch so gering ist, ist nicht theilweise, sondern ganz in einem Jeden. So wird das Siegel der Vergangenheit in allen den Seelen gelöst, welche die Liebe bewahrt haben (Joh. 5, 21—29.)." Eigenthümlich mystisch ist nun auch, was St. über die Verbindung der Lebenden und der Todten sagt, wodurch er denn einer aus andern Andeutungen zu ziehenden Folgerung, als nehme er ein bloß geistiges Fortleben der Individuen in den Geistern der Nachwelt an, entgegentritt. (II. 325.) „Die Früchte des Sieges bringen wir, wenn unser Kampf göttlicher Art ist, den Verstorbenen dar. Sie *genießen*, was wir erringen, sie (sind sie in dem Herrn gestorben) wachsen durch unsere Wahrheit, aber nehmen nicht an unsern Irrthümern Theil. Die letzten siegreichen Tage nun sind diejenigen, in welchen die verwirrenden Irrthümer ihre Gewalt verloren haben; und der Proceß der Entwickelung ist in den gläubigen abgeschiedenen Seelen dahin gediehen, wo das innere Sinnen die ganze Geschichte, als ein lebendiges, liebend umfaßt." Ueber die letzte Vollendung vernehmen wir dann die begeisterten Worte: (S. 325.) „Aber die Vollendung ist noch nicht da; Leib und Seele, Natur und Geist sollen sich wechselseitig durchdringen, das All soll ein All der Persönlichkeiten werden. Aus der strengen Nothwendigkeit des Gesetzes soll sich die göttliche Freiheit von Neuem gebären und das Gesetz soll aus der göttlichen Liebe seine Bestäti-

Digitized by Google

gung erhalten. Da öffnen sich die Gräber, denn, was die Vergangenheit von der Zukunft trennte, ist durch die göttliche Realität einer ewigen Gegenwart verschwunden. Der göttliche Keim, von dem bösen Willen ab, auf Gott gerichtet, hat sich entfaltet; und eine jede Persönlichkeit in ihrer Art ist ganz Natur, Leib, und ganz in sich geistig geordnete Geschichte, die in ihrer abgeschlossenen Zukunft ihre ganze Vergangenheit aufgenommen hat, absolutes Ende, zu seinem absoluten Anfang zurückgekehrt, selige Seele. Wenn am Ende der Tage alle Kniee sich beugen vor dem Heilande, dessen Gegenwart alle Macht hat im Himmel und auf Erden, so sind die Seligen jetzt Eins mit ihm, er in ihnen, sie in ihm und sie durch ihn in dem Vater. Die Gemeinschaft der Heiligen, der heilige Geist, der die wechselseitige Selbstbestätigung Aller, als die des Vaters durch den Sohn und des Sohnes durch den Vater, auf ewige Weise bestätigt."

Wenngleich nun bei so vielem Sinnreichen und Tiefen die Steffens'sche Religionsphilosophie sich nicht aus der Dämmerung der Ahnung, der poetisch mystischen Anschauung, hervorgearbeitet hat, so ist sie doch nichts desto weniger Geist und Gefühl anregend, und das spekulative Denken zur festeren, sichereren Gestaltung der welchen unentfalteten Keime auffordernd. Besonders anregend und hohe edle religiöse Begeisterung ausathmend wird Steffens aber überall da, wo es weniger auf einen objektiven Standpunkt, auf logische und dialektische Entwickelung ankommt, sondern wo die freie Subjektivität ihr Recht geltend macht und in ihrer eigenthümlichen psychologischen Sphäre sich bewegend, ihre Erfahrungen und Anschauungen, ihre Gefühle und Stimmungen als die Ergüsse eines vollen warmen Herzens frei und unbewegt im mächtigen Strom der Rede aussprechen kann. Dies ist besonders in dem schönen Abschnitt über das Gebet der Fall, aus welchem Rec. nicht unterlassen kann der Gerechtigkeit der Kritik wegen, einige Aussprüche hervorzuheben. (II. S. 209.) „Das Gebet versetzt uns in das Innerste der Persönlichkeit selber. Wir können es, wie es durch das christliche Bewußtseyn aufgefaßt wird, den immer wieder hervortretenden Anfang der Person nennen, in und mit welchem diese wird, nicht, wie sie erscheint, sondern wie sie in und mit Gott ist." (S. 219.): „Der Christ hat das deutlichste Bewußtseyn davon, daß der Zustand des wahren Gebets den höchsten Gipfel der christlichen Wahrheit in sich enthält. Es ist der Moment, in welchem die innerste Wahrheit seines Daseyns die realste Wirklichkeit, die alle äußern sinnlichen Verhältnisse unmittelbar vernichtet, und eben dadurch alle Abstraktion, die die Relativität der Erscheinung erst abweisen muß, schlechthin verdrängt. Gott ist wahrhaft gegenwärtig im Gebet, und zwar nicht so, wie er, in einer Unendlichkeit sich verbergend, seine Gegenwart durch die Naturnothwendigkeit vermittelt, sondern uns unmittelbar nahe. Er ist in uns, er ist die innerste Wahrheit und das Wesen unsers Selbstbewußtseyns, und dennoch ist er ein Anderer, und wir sind uns dessen bewußt, was uns von ihm trennt." (S. 220.) „Das innerste Selbstgespräch, das Gespräch mit Gott, ist das aufgeschlossene Mysterium der Schöpfung selber, welches sich in einer jeden Person wiederholt. Dieser Monolog ist das Gebet." (S. 221.) „Wir sprechen mit Gott, und aus uns spricht der Ewige mit sich selber, und der Dialog der Gnade und Barmherzigkeit verwandelt sich in den Monolog des göttlichen Daseyns, welches ewig in ungestörtem Frieden sein eigenes Wesen erkennt, und in einer jeden Form, so auch in meiner, auf ewige Weise bestätigt." Mit diesen herrlichen Aussprüchen scheint aber die strenge Aeußerung in Widerspruch zu stehen, welche (S. 214.) dem absoluten Denker die Fähigkeit zu beten abspricht. „Anders freilich gestaltet sich das Gebet nach der Ansicht des absoluten Denkens; denn da alle Vorstellung ein Denken ist, welches seine Form sucht, um in dieser sich selbst zu finden, so ist in dem von der Welt der Vorstellung gefangenen Gebete allerdings ein Denken verborgen, welches aber der momentanen und durch ein höheres Erkennen zu vermittelnden Form der Vorstellung, um, als Denkbestimmung, Geist und Wahrheit zu erhalten, entsagen muß. Daß es, auf diesem Standpunkt des reinen Denkens erhoben, aufhört, Gebet zu seyn, ist an und für sich klar. Der absolute Denker kann zwar einen Betenden konstruiren, aber nie selbst im Geist und in der Wahrheit beten." Diese Behauptung ist unwahr. Wenn, wie der Verfasser selbst sagt, das Gebet der Moment ist, „in welchem die innerste Wahrheit des christlichen Daseyns die realste Wirklichkeit, die alle äußeren sinnlichen Verhältnisse unmittelbar vernichtet, und eben dadurch alle Abstraktion, die die Relativität der Erscheinung erst abweisen muß, schlechthin verdrängt", so betet der absolute Denker auch dann, wenn er die innerste Wahrheit seines Daseyns in Gott ergreift, wenn „der Monolog des göttlichen Daseyns, das innerste Selbstgespräch, das Gespräch mit Gott wird, das sich in einer jeden Person wiederholt."

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 21. Januar. Nr. 5. 1841.

Religionsphilosophie.

Christliche Religionsphilosophie von Henrich Steffens, u. s. w.

(Beschluß.)

Auch bei dem absoluten Denker ist die reine Einsamkeit des Geistes, in welcher er, von den äußern sinnlichen Verhältnissen getrennt, in der Wahrheit, im Geiste und also in Gott ist, ein Gebet. Alle Abstraktion des logischen Schematismus, das ganze dürre Feld der Kategorien verschwindet vor dem Versinken des Geistes in die ewige Wahrheit, vor dem Schweigen der Seele vor sich selbst in Gott. Die ganze Kraft der Unmittelbarkeit des eigensten innersten Wesens wird auch bei dem absoluten Denker lebendig im Gebet; die Macht des Lebens und der konkreten lebendigen Vorstellung tritt mit desto größerer Gewalt in geweiheten Momenten in ihm ein, je mehr er sich in der Einseitigkeit des farblosen abstrakten Denkens bewegt hat. Das ist das Recht, welches in dem Individuum das Ich mit der konkreten Lebendigkeit seiner Vorstellungen und Gefühle behauptet. Ist überhaupt der philosophirende Mensch bloß Logik und Dialektik? Ist der absolute Denker bloß und ganz allein absoluter Denker? Ist das logische Moment nicht eben nur ein Moment, das zu seiner Ergänzung des Lebens, der Unmittelbarkeit, der Innigkeit der Religion bedarf? Wenn in dem Menschen die Totalitat seines Geistes nicht zusammenschrumpft und verdorrt, so gehört das Selbstgespräch mit Gott zu der innersten Eigenthümlichkeit seines aufstrebenden und ringenden Geistes, der sich in der Wahrheit d. h. in Gott finden und in ihm erst wahrhaft sich selbst gewinnen will. Schön sagt daher Göschel (über Unsterblichkeit S. 271.): „Das wahre Denken besteht in der nur unter dem Begriff der Persönlichkeit begreiflichen hiermit stetigen Gemeinschaft des endlichen Subjekts mit dem absoluten Geiste. So wird Denken und Beten Eins. Wer wirklich denkt, der betet auch; und wer betet, der ist nicht allein." Ebenso ist Steffens diesem Standpunkt nahe, wenn er den schönen Ausspruch über das Gebet thut, daß „in ihm der Ewige mit sich selber aus uns spricht", wenn er sagt: „Persönlichkeiten bestimmen sich nicht wechselseitig auf äußere unorganische Weise, sondern auf eine lebendige, organische. Je reiner beide sind, desto inniger durchdringen sie sich, daß das Du ein Ich wird, ohne aufzuhören ein Du zu seyn." Wenn Steffens dem absoluten Denker die Fähigkeit des Betens im Geist und in der Wahrheit abspricht, so denkt er an die schiefe schauerliche Vorstellung, welche aus Mißverstand der Philosophie des absoluten Denkens in dem litterarischen Publikum als derselben eigenthümlich gäng und gäbe geworden ist, und von irregeleiteten irreligiösen Jüngern dieser Philosophie auch aufgenommen seyn mag, als wenn Gott nur ein Resultat des menschlichen Denkens sei, das ohne Logik, Philosophie der Natur und des Geistes nicht zu sich selbst kommen und existiren könne. Aber der Ewige und Eine hat auch als die absolute Substanz, die allein wahre Wirklichkeit hat, nicht die endliche Schranke an sich, vom Menschen und seinem Denken abhängig zu seyn und nur in demselben zur wahren Existenz zu kommen. Als der absolut Selbständige und Bedürfnißlose ist Gott an und für sich auch außer dem Menschen, ebensosehr der Erste als der Letzte, die aus sich selbst resultirende und sich ewig entwickelnde absolute Wahrheit, wie dies von den ächten Jüngern der Philosophie des „absoluten Denkens" auch anerkannt und häufig ausgesprochen wird (vgl. z. B. Rosenkranz Kritische Erläuterungen des Hegel'schen Systems. Königsberg 1840. S. 228.). Wenn im Kampf mehr gegen die philosophische Terminologie als gegen die eigentliche und wahre Philosophie Eschenmayer so weit geht, daß er ein Kriterium der Wahr-

Digitized by Google

heit darin findet, ob ein Mensch wohl beten könne: „O du ewig bei Dir bleibende zurückkehrende und zurückgekehrte Identität! Erhöre uns! O du absolute Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, vergieb uns unsre Sünden!", so macht Rosenkranz dazu die sehr richtige Anmerkung (a. a. O. S. 270.): „Als wenn die Hegel'sche Philosophie sammt ihren Anhängern so in ihre Sprache vernarrt wäre, daß sie nicht die verschiedenen Sprachgebiete zu scheiden und sachgemäß auseinander zu halten wüßte!" Es ist wahrlich noch eine große Frage, ob das Gebet des wahren Philosophen nicht recht eigentlich christlich sei und ob der wahre Christ im Gebet nicht unwillkürlich ein Philosoph werde, denn nur der fromme sich Gott ganz hingebende Christ und nur der Philosoph kann sich seiner abstrakten Selbständigkeit begeben, kann aufhören etwas für sich seyn und Gott etwas abringen zu wollen, was zur Erhaltung und Nährung der Selbstsucht dient, nur der Philosoph und der Christ kann wahrhaft beten: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst." Demnach thut Steffens dem Denker Unrecht, wenn er ihm das köstlichste Gut, den größten Genuß seiner geistigen Errungenschaft, die Seligkeit zu beten und im Gebet bei sich selbst zu seyn, absprechen will. Der Denker entäußert sich im Gebet des langen Vermittelungsprocesses des reinen Gedankens und kehrt ebenfalls in das stille Heiligthum des unmittelbaren Selbstbewußtseyns ein, vermittelt sich hier mit dem Unendlichen, als Geist zum Geiste, und wird in den Stunden der Erhebung in der Innigkeit des unmittelbaren Gefühls von dem geistigen Hauch des Ewigen durchdrungen und von der Begeisterung des von dem Unendlichen emporgetragenen Gebetes ergriffen *).

Es bleibt uns zum Schluß übrig, ein Wort über das Verhältniß dieses Werkes zur Theologie und über die Methode desselben hinzuzufügen. Was nun den theologischen Standpunkt von Steffens betrifft, so nähert derselbe sich am meisten dem Schleiermacher'schen an. Auf beide Denker hat die Schelling'sche Philosophie stark eingewirkt, beide haben das pantheistische Element derselben auf ihre Weise ergriffen und umgebildet, Steffens, indem er ihm das Princip der Individualisation und Persönlichkeit entgegenstellt, Schleiermacher, indem er, darin von Fichte angeregt, in der subjektiven Form des Selbstbewußtseyns in der theologischen Sphäre das geltend machte, was jener objektiv ausgesprochen hatte, nämlich, daß das Absolute allein substantielles Seyn hat, und alles Andere als wechselnde Form verschwindet, die einzelnen Subjekte aber kein anderes Leben haben, als indem sie Theil haben am göttlichen Leben. Beide Philosophen aber haben dennoch den pantheistischen Standpunkt nicht völlig überwunden, sondern er kommt immer noch unwillkürlich in ihnen zum Vorschein und erzeugt dadurch eine gewisse Inkonsequenz zwischen dem rein theologischen und dem philosophischen Moment. Beide Denker, Schleiermacher und Steffens sind aber durch die religiöse Innigkeit ihres Jugendlebens und ihres tiefen herrlichen Gemüthes dem Christenthum aufrichtig und herzlich ergeben; daher fordern Beide eine unbedingte Hingabe an Christus, und erkennen erst in dieser Hingebung an den Herrn, in der Einheit mit und in der Liebe zu ihm die Bestätigung und Wahrheit der Persönlichkeit. — So suchen nun Beide eine Vermittelung des Glaubens mit dem unmittelbaren Bewußtseyn; Schleiermacher durch die an und für sich noch vage Formbestimmung, daß der Glaubensinhalt im Bewußtseyn gegeben sei, Steffens, welcher in diesem Werke Schleiermacher mehrfach anerkennt, will eine Aussöhnung zwischen dem christlichen und dem Weltbewußtseyn herbeiführen (Vorrede S. II.), er behauptet, daß die Einheit des Glaubens mit allen Bildungsmomenten der Zeit, insofern diese selbst in sich Wahrheit und daher auch lebendige Zukunft enthalten, Philosophie sei und daß es fortan nur eine christliche gebe. (I. S. 12.) Doch scheint Steffens den theologischen Standpunkt fast zu überspannen, wenn er es als seine Absicht ausspricht, zu zeigen, „daß alles Denken seinen Ursprung aus dem Glauben habe, daß alle geistige Gewißheit erst dann gefunden wird, wenn sie ihren Grund in dem Glauben erkennt." (II. S. 92.).

Was nun aber ferner die formale Seite der Steffens'schen Religionsphilosophie betrifft, die Methode derselben, so möchte sie nunmehr schon als veraltet anzusehen seyn, die Manier nämlich, die Naturbestimmungen mit den Bestimmungen des Geistes zu parallelisiren. Die Anwendung dieser Methode bildet den eigentlichen Kern der Steffens'schen Religionsphilosophie, oder seiner „christlichen Teleologie," welche er ein Erzeugniß des, wenn auch in seiner Vereinzelung gebundenen, so doch im

*) Die Frage über das Beten- und nicht Beten-können des Philosophen ist wohl einfach die Frage, ob der Philosoph die Persönlichkeit Gottes anerkennt, denn wodurch anders unterscheidet sich die Meditation vom Gebet, als daß jenes ein Reden mit sich selbst vor Gott, dieses ein Reden mit Gott ist? Ohne Persönlichkeit Gottes kein Gebet. Ob nicht aber der größte Theil der „absoluten Denker" das jetzt erfolgte Glaubensbekenntniß von Strauß über die Persönlichkeit Gottes zu dem ihrigen machen und somit das Urtheil von Steffens rechtfertigen werden, ist sehr die Frage. D. H.

Digitized by Google

Ganzen durch das Christenthum geweihten Erkennens nennt, so daß die Naturwissenschaft, geistig aufgefaßt, uns dasjenige gebe, was das christliche Bewußtseyn als seine innerste Ueberzeugung bewahre. Traurig wahrlich sähe es aus mit dem christlichen Bewußtseyn, wenn es uns nicht mehr zu geben und in sich eine tiefere und begründetere Ueberzeugung zu bewahren vermöchte, als was die geistig aufgefaßte Naturwissenschaft bietet. Alle Achtung vor der Natur und ihrer Wissenschaft, allein sie bietet denn doch viel weniger als der Geist und das Erzeugniß desselben, die Religion, eben für die religiöse Sphäre. Es dürfte sich beweisen lassen, daß Steffens' Religionsphilosophie verhältnißmäßig so ungenügend, unentwickelt, aphoristisch und unvollständig sei, weil er sich nicht in dem der Religionsphilosophie eigenthümlichen Gebiet, eben der Religion und Philosophie, sondern vielmehr zur Hälfte in dem der Religion und Philosophie als solcher noch gegenüberstehendem Gebiet der Natur bewege. Steffens hat, wie überhaupt von Schelling angeregt, so auch die Elemente der Naturphilosophie dieses Denkers in sich aufgenommen (wie Steffens überhaupt, beiläufig gesagt, am meisten innere Verwandtschaft mit Schelling hat, daher er auch mit ihm den Ekel an der Dialektik des Hegel'schen Systems theilt —). Nun aber ist offenbar Hegel in der Schärfe der logischen Bestimmung des Verhältnisses der Natur zum Geiste über Schelling hinausgegangen, wenn er die Natur als das Andersseyn der Idee (τὸ ἕτερον) bestimmt, wenn er einen absolut qualitativen Unterschied des Logischen vom Natürlichen annimmt, wenn er der Natur eine Selbständigkeit in sich vindicirt. Daher ist in der Natur der Begriff nur das Innere, welchem das Aeußere nicht entspricht, indem das Aeußere eben als solches in das Begriffslose, Zufällige und Willkürliche übergeht. Hegel sagt daher (Encyklopädie S. 248.): „Die Natur ist an sich, d. h. in der Idee göttlich, aber wie sie ist, entspricht ihr Seyn ihrem Begriff nicht, sie ist der unaufgelöste Widerspruch." In der Natur ist zwar göttlicher Gedanke und göttliche Weisheit, aber dieser Gedanke ist entäußerter, sich äußerlich gewordener Gedanke, seine Form, in welcher er in der Natur existirt, ist das Außereinander, seine Momente sind außereinander getreten, es ist der Gedanke in zeitlicher und räumlicher Existenz. Daher richtig Erdmann (Leib und Seele S. 38. ff.) sagt, die Natur sei der Gedanke, wie er außer sich gekommen, nicht bei sich selbst ist. Es ist das Wesen der Natur, der entäußerte Gedanke zu seyn, die Weise des Außersichseyns entspricht aber dem Begriff des Gedankens nicht; die Natur als der erstarrte Gedanke kommt nicht dazu, sich zu finden, bei sich selbst zu seyn. Schön spricht daher auch Schel-

ling (vgl. Chalybäus historische Entwickelung der spekulativen Philosophie S. 213—47.) von dem Traumleben des Naturgeistes in seiner Bewußtlosigkeit. Daher bilden das Logische und Natürliche einen reinen Gegensatz, der erst seine Auflösung im Geiste findet (wie Rosenkranz sagt, Kritische Erläuterungen des Hegel'schen Systems S. 107.). Nun aber ist die Religion das Selbstbewußtseyn des absoluten Geistes, die Idee des Geistes, der sich zu sich selbst verhält; sie ist ihrem Begriff nach die Vermittelung des unendlichen Geistes in sich (vgl. Hegel Wke. Bd. 12. S. 179.), sie ist der seiner selbst bewußte Geist, da das Unendliche in jeder Menschenbrust seinen endlichen Inhalt erhält. — Soll nun die Idee der Religion sich in sich bewegen, in sich selbst sich gestalten, so kann sie das nur durch Explikation des ihr immanenten Begriffs; sie muß aus sich selbst heraus wieder in sich zurückgehen, in dem ihr eignen Gebiet, in ihrer Sphäre sich bewegen, und nicht zu einem ihr Gegenüberstehenden, Fremden, Aeußerlichen, welches in seiner ursprünglichen eigensten Bestimmung immer ein Aeußerliches bleibt, nie über die Materie hinauskommt, nie sich zu der Freiheit des Bewußtseyns erhebt, abfallen und sich also entäußern. Die eigentliche Sphäre der Religion und ihrer Philosophie ist also der Geist, das Christenthum, als die absolute Religion, nicht die Natur, in ihrer in Raum und Zeit auseinandergetretenen materiellen Breite, welche zu keiner Koncentration in sich gelangen kann. Dadurch, daß Steffens zu sehr sich in das Traumleben der Natur versenkt hat, und den in ihr bewußtlos athmenden Geist aus seinem Schlummer hat wecken wollen, um ihn an das Licht der Religion und des freien Selbstbewußtseyns hervorzuziehen, ist selbst in seine religiöse Anschauung etwas Träumendes, Dämmerndes, Unfreies, Gebundenes hineingekommen. Denn der Geist der Natur ist ewig gebunden an die Masse und kann aus seiner Erstarrung nicht erlöst werden, weil die Natur sonst aufhörte, Natur, selbständig in sich zu seyn, weil sie sonst (wie Rosenkranz sagt a. a. O.) eine bloße Drapperie des Logischen werden würde. — Wie sehr aber der Versuch, auf dem Boden der Naturphilosophie auch die Philosophie der Religion zu gewinnen und zu konstruiren, zu einer der Natur entlehnten und derselben eigenthümlichen Willkürlichkeit und Zufälligkeit führt, zeigt Steffens' Religionsphilosophie. — Nur ein Beispiel will Rec. hier aufführen, um die Willkür dieser von dem religiösen Gebiet ab- in das weite Außereinander der Natur überschweifenden Manier zu bezeichnen. Da wo Steffens von den Sakramenten, namentlich von der Taufe redet, fällt er von der Idee derselben ab und geht in das ihr Aeußerliche des Wassers, als des Elementes über; das Wasser soll

Digitized by Google

nicht ein Symbol seyn, aber was es nun eigentlich bei der Taufe sonst seyn soll, erfährt man nicht, da der Verf. davon ableitet, um nun in einer breiten Exposition die naturwissenschaftliche Bedeutung des Wassers — als des allgemein vermittelnden aller anorganischen Naturbildung — von der chemischen Zersetzung und Verdunstung an bis zur Dichtigkeit und Temperatur desselben auseinanderzusetzen, und allerlei über anorganische und organische Thätigkeit, über Symbol u. s. w., so gut wie gar nichts aber über das Sakrament der Taufe beizubringen. So fällt Steffens immer ab von der Innerlichkeit der Idee in das breite Außereinander der Natur.

Aber eben durch diese ganze Methode ist nun Steffens ein vollendeter philosophisch-poetischer Mystiker, in welchem, wie überhaupt in den Mystikern, die Keime der Ideen in noch unorganischem Durcheinander verhüllt liegen. Von christlicher Glaubenswärme befruchtet wollen diese Keime zum Treiben kommen, können sich aber noch nicht aus der Gebundenheit, aus der Dämmerung der Naturanschauung erheben und darin besteht eben Steffens' Eigenthümlichkeit, daß er mit seinem christlichen Herzen doch immer vom Mittelpunkt des Christenthums ab in die Mystik der Schelling'schen Naturphilosophie sich verliert. — Wie nun Schelling fordert, daß das eigne Ich daran gegeben und aufgelöst werde im Absoluten, damit die Natur ebenso wahr werde als das Ich, und bloß die absolute Indifferenz bleibe, so ist auch dies Bestreben mehr oder weniger in Steffens übergegangen, trotz seines ihm eigenthümlichen Principes der Individualisation und Persönlichkeit; und daraus ist nun eben sein poetisch naturphilosophischer Mysticismus entstanden. Denn indem das Ich sich immer in das Absolute aufzulösen und sich zu erweitern strebt in das Allleben des Universums, indem es ringt, der Natur die eigne innere Wahrheit des Geistes mitzutheilen und zu vindiciren, dabei nun aber sich doch selbst festhalten will in seiner Eigenheit, muß nothwendig die innere geistige Welt das Ich mit der äußern der Natur in ein unvermitteltes willkürliches Durch- und Ineinander gerathen; und darin besteht eben der Mysticismus von Steffens, daß er überall auch in dem Aeußerlichen und Zufälligen die Erweiterung der innern Welt religiöser Gefühle, Vorstellungen, Anschauungen, oder die immanenten Bestimmungen des Logischen, die Nothwendigkeit der Kategorien finden will, indem er also (meist wohl vergeblich) sich abmüht, mit aller Kraft der Phantasie das Aeußere zu einem Innern zu erheben. Trefflich sagt Rosenkranz (a. a. O. S. 10.) von Schelling: „mit tiefster Begeisterung sog sein Athem die Schönheit der Natur, die Herrlichkeit der Geschichte in sich; aber einem göttlich trunkenen Seher vergleichbar, sprach er mehr rhapsodische Weissagungen aus, als daß er mit seinem Entzücken die umfassende Besonnenheit gepaart hätte, die äußere Breite seiner Erkenntniß in den einfachen Ring einer systematischen Universalität einzuschließen." Diese Worte gelten von Steffens.

Zum Schluß sei hier noch das Inhaltsverzeichniß des behandelten Stoffs hergesetzt, um den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der behandelten Materien zu erkennen. **Erster Theil: Christliche Teleologie.** Erste Abtheilung. 1) Einleitung. 2) Vorläufige Betrachtung über das Verhältniß der Religion zur Religionsphilosophie überhaupt. 3) Gegensatz der Religion und Philosophie in Beziehung auf ihren Anfangspunkt. 4) Geistige Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit. 5) Die Liebe als Ausdruck der Einheit aller besondern Persönlichkeiten. Zweite Abtheilung. 1) Die Idee der göttlichen Liebe als gemeinschaftliches Fundament der christlichen Religion und der Philosophie. 2) Glaube, Liebe, Hoffnung. 3) Die Persönlichkeit Gottes und die Personen in der Gottheit. 4) Die Offenbarung des göttlichen Willens. 5) Die ersten Menschen. 6) Die Mythe. 7) Die Erlösung. **Zweiter Theil: Ethik.** — Dritte Abtheilung. 1) Ursprung der Sünde. 2) Ueber das Böse in der Natur. 3) Das Verhältniß des reinen Denkprocesses zur christlichen Ethik. 4) Das Verhältniß der Gnade zur menschlichen Freiheit. 5) Göttliche Gerechtigkeit und Versöhnung. 6) Das Gebet. 7) Die Verdammniß. 8) Zustand nach dem Tode. 9) Die Kirche. A) Ursprung der Kirche. B) Die heilige Schrift. C) Die wesentlichen Elemente der sichtbaren Kirche a) Sakrament, b) Gebet und Gesang, c) Predigt.

A. Schröder,
Oberdomprediger im Dom Brandenburg.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 26. Januar. **Nr. 6.** 1841.

Geschichte der Homiletik.

Pragmatische Geschichte der christlichen Beredtsamkeit und der Homiletik, von den ersten Zeiten des Christenthums bis auf unsre Zeit. Nach den Quellen bearbeitet, und mit Proben aus den Schriften der christlichen Redner versehen von Dr. Carl Fr. W. Paniel, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen, ordentl. Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig. — Ersten Bandes erste Abtheilung. Von Christus bis auf Chrysostomus und Augustinus. Der ältern Zeit erste Abtheilung. — Leipzig 1839. Verlag von C. P. Melzer. — XVI. und 352. S. *). Pr. 1 Thl. 15 Sgr.

Eine Geschichte der Kanzelberedtsamkeit ist nach den ungenügenden Arbeiten von Schuler, Lenz ein rechtes Bedürfniß für den praktischen Geistlichen.

Es ist aber Schade, daß gleich die ersten Bogen der vorliegenden Schrift nicht geeignet sind, in dem Leser das günstige Präjudiz für das ganze Werk zu erwecken, mit welchem in der That dasselbe zur Hand genommen zu werden verdient. In der Vorrede spricht unser Verf. einmal zu viel mit seinen Recensenten, zwar in guter Meinung und bescheidener Weise, allein wenn man so offen sagt, man wünsche sobald als möglich gründliche Urtheile zu vernehmen, so blickt — wenigstens dem Gefühle des Referenten nach — ein gewisses Etwas durch, das den Leser unangenehm berührt. Unseres Erachtens sollte der Schriftsteller thun, als ob es keinen Recensenten in der Welt gäbe. Der Verf. sucht zwar durch die angefochtenen Stellen der Vorrede (S. V.) die schon jetzt, ehe das Uebrige fertig geworden ist, erfolgende Herausgabe des ersten Theiles seines Werkes zu rechtfertigen; allein diese hätte gar keiner besonderen Rechtfertigung bedurft. — Was uns ferner unangemessen erschien, das ist die Sorgfalt, mit welcher der Verf. in der folgenden Einleitung dem Leser vorstellt, welche Mühe es gekostet habe, solch eine Arbeit zu Stande zu bringen; wie die gelesenen Bände sich auf Tausende belaufen und dgl. Den großen Fleiß des Verfassers, sein sorgsames Studium der Quellen, seine ausgedehnte Bekanntschaft mit der einschlägigen Litteratur erkennen wir willfährig dankbar an, nur meinen wir, es sei passender, wenn der Leser selbst, wie das bei dem vorliegenden Buche nicht fehlen kann, die große Mühe und Arbeit des Verfassers erkennt, als wenn der Verf. gleich zum Voraus ihn geflissentlich darauf aufmerksam macht. — Endlich sind wir mit der formalen Grundlegung des ganzen Werkes, wie sie der Verf. in der Einleitung, besonders in dem auf die Eintheilung des ganzen bezüglichen §. 5. derselben, und im ersten Abschnitte der wirklichen Geschichte giebt, nicht völlig einverstanden; wir glauben, daß dieselbe den Anforderungen, die man heut zu Tage an ein wissenschaftliches Geschichtswerk dieser Art zu machen befugt ist, nicht ganz genügt. Vor allem erwartet man nämlich, daß der Verf. den Begriff und das Wesen der Predigt aus dem Begriff und Wesen des christlichen Kultus heraus entwickelt hätte. Nun wird zwar hin und wieder in dem Buche bemerkt, was die Predigt eigentlich seyn solle; allein dies sollte nicht nur so beiläufig und gelegentlich geschehen; und auch wo es geschieht, scheint uns der Verf. die Sache nicht tief genug erfaßt zu haben. Nach S. 27. ff. scheint es, unser Verf. setze das Wesen der Predigt in die Belehrung über die Wahrheiten der christlichen Religion. Dies ist nun offenbar nicht ganz richtig und genau. Gehen wir vom Wesen des Kultus aus, so fällt das Moment der Belehrung vielmehr in das Ge-

*) So eben ist der zweite Theil dieses Werkes erschienen. Die Rec. ist vor Ausbruch des kirchlichen Streites von Dr. Paniel geschrieben, welcher daher auf diese Beurtheilung weder einen günstigen, noch einen ungünstigen Einfluß geübt hat. D. H.

Digitized by Google

biet der Katechese, nicht aber in das der Predigt *). Wohl ist die Predigt des Apostels oder Missionars, der zum erstenmal einem Volke die Botschaft des Heiles bringt, vor allen Dingen Belehrung, Verkündigung von Wahrheiten, welche zuvor den Zuhörern unbekannt waren. Allein es liegt fürs Erste auch in diesen Predigten das eigentliche punctum saliens keineswegs in der Belehrung, sondern in der Anfassung des Willens, in dem Treiben und Nöthigen (Luc. 14, 23.) zu Christo hin; gleichwie der Apostel selbst als Inhalt aller Predigt nicht irgend eine Lehre, sondern die Vermahnung: „Lasset euch versöhnen mit Gott" bezeichnet, oder wie der verehrte Nitzsch in einer seiner Predigten (Zweite Auswahl 1838. über 1. Kor. 1, 23. 24.) es so trefflich ausdrückt: „Christus soll nicht bloß beschrieben, sondern eben gepredigt, d. h. aller Kreatur, jeder Seele zur gläubigen Aufnahme, zur bußfertigen Umfassung, zur demüthigen Unterwerfung dargeboten werden im Namen des lebendigen Gottes." Sodann darf, wenn das Wesen der Predigt dargestellt werden soll, von jenem ersten Verkündigen der evangelischen Wahrheit gar nicht ausgegangen werden. Die Predigt im strengen Sinn, wie sie allein in einer Geschichte der Homiletik aufgefaßt werden darf, ist ein Theil des Kultus, und so lange noch kein Kultus da ist, so lange ist auch keine Predigt in diesem Sinne vorhanden. Ebendeshalb kann man es wohl schwerlich billigen, daß unser Verf. seine Geschichte mit einer sich ziemlich ins Einzelne verlaufenden Charakteristik der Lehrweise Jesu selbst beginnt; wenn einmal die Grenzen des kirchlichen Kultus überschritten werden, warum wird dann nicht lieber auch noch auf die Propheten zurückgegangen, von denen unstreitig auch der christliche Prediger Vieles lernen kann, oder noch weiter zurück auf Moses, wie Polydorus Vergilius, oder gar auf Adam selbst, der gewiß, wie Balthasar Haug **) zu bedenken giebt, seinen Kindern nach dem Fall wird die Hoffnung eines Erlösers vorgetragen haben? Noch einmal, die Predigt und somit auch die Geschichte der Predigt fängt erst in dem Zeitpunkte an, wo der Kultus bereits sich organisirt hat, d. h. wo die Form der Predigt sich unter die Kategorie der Kunst stellt. Alles, was zuvor schon Predigtähnliches gefunden wird, ist nur als vorbereitendes Moment, als allmählich sich entfaltender Keim der Predigt zu betrachten; wie denn unser Verf. selbst — aber etwas zu spät auf die Einsicht kommt, daß die Apostel kein Predigtamt, sondern ein Heroldsamt gehabt haben. (S. 35. 36.) — Unterscheiden wir ferner noch bestimmter den Inhalt und die Form der Predigt, so wollen uns auch hierin die Andeutungen des Verf. — abgesehen davon, daß es bloß Andeutungen sind, statt daß zum Voraus die Momente, die das Wesen der Predigt konstituiren, festgestellt und irgendwie zum Princip und Eintheilungsgrund hätten erhoben werden sollen — nicht recht genügen. Durch das ganze Buch hindurch (z. B. S. 88. 117. 174. und sonst) zieht sich die Unterscheidung von dogmatischen und moralischen Predigten: und wenn es auch dem Verf. nicht eben verdacht werden kann, daß er im Zeitalter der spekulativ-dogmatischen Streitigkeiten es immer mit großer Vorliebe rühmt, wenn ein Prediger, statt diese Spekulationen auf der Kanzel abzuhandeln, vielmehr auf Moral dringe, so ist doch diese Vorliebe für die Predigt des Christenthums als einer „moralischen Religion und religiösen Moral," wie er S. 88. sagt, eine gewisse Einseitigkeit, und es ist offenbar, daß der Hr. Verf. das Anfassen des Willens mit dem Predigen der Moral verwechselt, während dies zwei ganz verschiedene Dinge sind. Die Predigt hat weder Dogmatik noch Moral abzuhandeln, das eine ist so widrig und langweilig als das andere; die Predigt soll den Zuhörer stets in die reine und volle Urquelle des christlichen Lebens, als Lebens in Gott hineinführen, aus welcher erst die Dogmatik und Moral einzelne Ausströmungen sind, die sich aber auf einem andern Gebiete bewegen, als dem des Kultus — auf dem der Wissenschaft. Zwar wird und muß auch die Predigt, und zwar gerade dieser Theil des Kultus mehr als jeder andere, immer unter dem Einfluß der wissenschaftlichen Zeitbildung stehen; denn wie das christliche Leben aus der einen Quelle der Unmittelbarkeit, die uns in der Schrift und dem innern christlichen Bewußtseyn, beide in ihrer wahren Einheit und Durchdringung gedacht, stets gegenwärtig ist, in jene Mehrheit wissenschaftlicher Disciplinen ausströmt, so strömt es aus denselben immer auch wieder zurück, die Quelle selbst immer wieder erneuernd und erfrischend, oder, je nachdem es unterwegs trüben Schlamm mit sich genommen, sie auch zeitenweise trübend, daher denn die Eine Predigt von Christo, auf den Einen Grund der heiligen Schrift gebaut, dennoch in jedem Zeitalter sehr bestimmt die Spuren des ganzen wissenschaftlichen Geistes und Charakters der Zeit an sich trägt. Aber nichtsdestoweniger muß alles, was aus der wissenschaftlichen Zeitbildung in die Predigt zurückströmt, zuvor die eigenthümliche Verwandlung ins Unmittelbare, ins Leben erleiden: und deshalb wird doch immer die Predigt, je mehr sie in der Wirklichkeit ihrem Begriffe adäquat ist, die Scheidung zwischen

*) Ein Genaueres hierüber hat Referent an einem andern Orte (in den Studien der würtembergischen Geistlichkeit, herausgegeben von Stirm, 1840. 1. Heft, S. 19. ff., besonders S. 24. 26.) auseinanderzusetzen versucht.

**) Alterthumer der Christen, S. 352.

Dogmatik und Moral aufheben, und das Leben aus Christo als Leben, d. h. in ungetheilter Unmittelbarkeit darstellen. — Aehnlicherweise hätten wir auch über die *Form* der Predigt genauere Erörterungen vorausgeschickt sehen mögen; es hätten die Grundzüge der Predigtform, das Anschließen an ein bestimmtes Bibelwort, und als zweites, das erste integrirendes Moment, die eigentliche rhetorische Anordnung und Ausführung dargelegt, und das begriffsmäßig erkannte Verhältniß dieser beiden Momente der Form bestimmt werden sollen. — Hätte der Verf. auf diese Weise zuerst die Idee der Predigt nach ihrem ganzen Gehalte wissenschaftlich dargelegt, dann wäre die wirkliche Geschichte auf die Stufe jenes höheren Pragmatismus erhoben worden, der in der zeitlichen Entwickelung die allmähliche Verwirklichung der Idee nach allen ihren Momenten erkennt; eine Anforderung an den Geschichtschreiber, die gewiß in unsern Tagen Niemandem erlassen werden kann.

Der Mangel dieser festen, wissenschaftlichen Grundlage giebt sich namentlich in den Bemerkungen kund, die der Verf. S. 6. fg. über die *Eintheilung* seiner Geschichte macht. Dort wird gesagt: „Die Bestimmungsgründe für die Eintheilung der Geschichte der Beredtsamkeit dürfen nicht von der allgemeinen christlichen Religions- und Kirchengeschichte, noch von der des christlichen Gesammtkultus .... sondern müssen nothwendig von der Sache selbst hergenommen werden, welche in der vorliegenden Geschichte als Hauptsache auftritt." Allerdings, aber ist denn nicht eben dieser specielle Gegenstand der vorliegenden Geschichte ein organisch mit dem Ganzen zusammenhängendes Glied der Geschichte des Gesammtkultus? Kann denn wohl die Entwickelung eines solchen einzelnen Theiles ihren wesentlichen Perioden nach verschieden seyn von der Entwickelung des Ganzen? So atomistisch werden wir uns doch den christlichen Kultus nicht zusammengesetzt denken dürfen, daß jeder seiner Theile seine eigne, isolirte Geschichte habe; und unser Verf. selbst zeigt in der historischen Ausführung des Gegenstandes, wie sie in diesem Buche gegeben ist, sattsam, daß er sehr gut den engen Zusammenhang der Entwickelung des Predigtwesens nicht nur mit dem Kultus überhaupt, sondern mit der Entwickelung der ganzen Kirche erkennt, denn die Geschichte des Gesammtkultus ist ja wiederum nur ein integrirender Theil der Kirchengeschichte überhaupt. Doch freilich, der Verf. fährt an der citirten Stelle S. 7. fort: „Zudem fallen die glänzendsten Perioden der Geschichte der christlichen Beredtsamkeit und der Homiletik nicht immer mit denen der christlichen Religion, oder der Kirche, oder des Kultus zusammen. Als der christliche Glaube in Gesinnung und Leben der Christen seine edelsten Früchte trug, waren die kirchlichen Vorträge noch weit von künstlerischer Ausbildung entfernt. In jener Zeit dagegen, in welcher die äußere Kirche auf der höchsten Stufe ihrer Macht stand, hatte sich die christliche Beredtsamkeit von der evangelischen Einfachheit, Reinheit und Kraft aufs äußerste entfernt, und besaß kaum noch das Recht, neben den übrigen, außerordentlich zahlreich gewordenen Kultusgegenständen einen kümmerlichen Platz einzunehmen. Ihre höchste Ausbildung dagegen erreichte sie gerade in der Zeit — in der neuesten —, in welcher die Kirche als äußeres Institut zerfallen ist, wie nie vorher (?), der Gesammtkultus der Achtung entbehrt, und der sittliche und religiöse Einfluß des christlichen Glaubens mannichfach beeinträchtigt und beschränkt ist. Nur in zwei einzigen Epochen, in jener nämlich, in welcher das Christenthum zur Staatsreligion erhoben, und in jener anderen, in welcher es sich durch die Reformation seinem ursprünglichen Zustande wieder zu nähern suchte, fallen wichtige Abschnitte der christlichen Beredtsamkeit mit gleichwichtigen der christlichen Kirche überhaupt zusammen. In allen übrigen Jahrhunderten ist dies so wenig der Fall, daß im Gegentheil die Ausbildung, oder der Glanz, oder die Wirksamkeit der Predigt zu der Entwickelung der äußerlich kirchlichen Zustände häufig im umgekehrten Verhältnisse gestanden hat.... Wollte man daher die Periodeneintheilung unserer Geschichte an die der allgemeinen christlichen Religions- und Kirchengeschichte ketten, so würde man die Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit der ersteren verletzen, und der letzteren den Gewinn rauben, welchen sie aus einer richtigen Darstellung des christlichen Predigtwesens zu ziehen vermag." —

Wir haben absichtlich die ganze Stelle ausgeschrieben, weil sie eine Grundansicht über die geschichtliche Behandlung der Homiletik enthält, die wir nicht theilen können. Daß der Zustand der Predigt häufig im umgekehrten Verhältnisse zur Entwickelung der äußeren kirchlichen Verhältnisse stand, mag unangefochten bleiben; aber ist denn dieses umgekehrte Verhältniß, wo es eintritt, etwas *zufällig* eingetretenes? Hat es denn nicht selbst eben seinen wahren Grund in der jeweiligen *allgemeinen* Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse? Daß im Mittelalter das Predigtwesen so sehr im Argen lag, das war nicht ein zufälliges Zusammentreffen schlechter Homiletik mit dem Pomp des übrigen Kultus und der Gewalt der Hierarchie, sondern die letzteren Umstände sind eben die Ursache jener; folglich bildet die Periode, in welcher die Hierarchie und der mittelalterliche Kultus ihre Höhe erreichten, zugleich eine Periode in der Homiletik; Anfang und Ende des Aufschwungs der ersteren sind zugleich Anfang und Ende des Darniederliegens der letzteren. Unser Verf. selbst hat S. 220. die Gründe, warum

Digitized by Google

z. B. in der römischen Kirche das Predigtwesen keinen rechten Fortgang gewinnen wollte, sehr gut entwickelt, wie er denn überhaupt nicht selten die treffendsten allgemeineren Bemerkungen macht, aber nur beiläufig, statt sie schon zur Grundlegung und Organisation des Ganzen zu verwenden. — Es kann somit auch die Homiletik **wesentlich** keine andere Periodeneintheilung ihrer Geschichte haben, als die allgemeine Kirchengeschichte; die zwei Epochen, die unser Verf. oben nur als Ausnahmen von seiner Regel anführt, — die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, und die Reformation, hätten ihn leicht darauf führen können, daß es, wie in der Kirchengeschichte, so in der Geschichte der Homiletik nur zwei Hauptperioden gebe, die des Katholicismus und die des Protestantismus; in der ersteren Periode hätte sodann gezeigt werden mögen, wie sich parallel mit dem Entstehen der katholischen Kirche aus der apostolischen Gemeinde heraus auch das Predigtwesen allmählich aus dem ursprünglichen Lehren und Reden in der Gemeinde herausgebildet habe; wie aber, nachdem der Katholicismus *) eine gewisse Stufe erreicht gehabt und die Gestalt des Pabstthums angenommen habe, die Predigt, nachdem sie im Morgenlande eine reiche Ausbildung erhalten hatte, nothwendig in Verfall gerathen sei. Dies hätte sich aus dem anfänglich aufzustellenden Begriff der Predigt ergeben müssen, sofern dieselbe zwar ein Theil des Kultus, aber gerade der geistig-lebendigste, mobilste ist, der eben deswegen, sobald der Kultus und das kirchliche Leben die Richtung nahm, immer starrere, unbeweglichere Formen anzunehmen, alsobald auch an seiner Bedeutung verlieren mußte. — Sehen wir auch noch, nach welchem Princip unser Verf. seine Geschichte eintheilt, da er die Anknüpfung an die allgemeine Kirchengeschichte verschmäht hat. Er macht seine Einschnitte an solchen Punkten, „wo die christliche Beredtsamkeit nach Inhalt und Form eine besonders hohe Stufe erreicht habe" (S. 7.), und da dies nur aus den Arbeiten bestimmter Redner erkannt werden könne, so benennt er jede Periode mit den Namen ausgezeichneter, an ihrem Anfang und Ende stehender Prediger. Nun, die Namen allein machen doch noch keine Perioden; sondern, wenn von Zeit zu Zeit aus der Masse des Klerus ein ausgezeichneter, Epoche machender Homilete hervortritt, mit dessen Namen eine Periode begonnen oder geschlossen werden kann, so wäre es wenigstens keine **pragmatische** Geschichte, dergleichen der Verf. doch eine geben will, wenn der Historiker nur etwa von einem glänzenden Namen zum andern eine Linie zöge, und uns bedeutete, das sei eine Periode — etwa wie der Astronom von einem Stern zum andern eine Linie zieht und so seine Sternbilder zeichnet. Jene hervorstechenden Individuen sind ja doch immer ebenso sehr Produkte der vorangegangenen, als Faktoren der nachfolgenden Zeit; und um nun diejenigen Individuen zu erkennen, welche in Wahrheit solche Knotenpunkte bilden, muß der Historiker dennoch die ganzen Zeitalter nach ihrem allgemeinen Charakter zuvor erforschen, dann erst vermag er jenen hervorragenden Männern auch die rechte Stelle und Bedeutung zu verleihen. So ist es doch immer der objektive, eigenthümliche Charakter der Zeiträume selbst, der ihre Eintheilung bedingt; und zwar gewinnen wir durch genaue Beachtung desselben eine strengere Scheidung der einzelnen Perioden, als wenn wir, dem oben angeführten Kanon des Verf. gemäß, unsere Einschnitte eben da machen, wo eine besonders hohe Stufe der Homiletik erreicht ist. Dies ist immer eine ziemlich vage, farblose Bestimmung.

Uebrigens bedarf es nur eines Blickes auf das ganze vom Verf. S. 9. gegebene Schema, um einzusehen, wie willkürlich eine nach bloßen Namen großer Homileten gemachte Eintheilung ist; man sieht z. B. nicht ein — Verf. rechtfertigt es wenigstens mit keiner Sylbe — warum die erste Hauptperiode gerade bis zu Theodor von Studium und Alcuin gehen soll; was soll wohl der gemeinsame Hauptcharakter dieser Periode seyn? Fast kommt man auf den Gedanken, der Verf. habe die 16 Jahrhunderte bis zur Reformation bequem in zwei gleiche Hälften theilen wollen. Dagegen sind die Unterabtheilungen fast durchaus richtig und sachgemäß geordnet, — allein unbewußt hat hiebei den Verf. die Einsicht hiezu vermocht, daß jede dieser Zwischenperioden ein eigenthümliches, sie von der nächsten unterscheidendes Gepräge trägt, das er denn auch, so weit das Werk bis jetzt erschienen ist, bei der ausführlichen historischen Erörterung sehr gut darzustellen weiß.

(Beschluß folgt.)

*) Nach S. 9. scheint es, der Verf. wolle den Gegensatz von Katholicismus und Protestantismus erst von der Reformation ab berücksichtigen; das will uns nicht einleuchten, da das Mittelalter die Periode des Katholicismus, die neuere Zeit die des Protestantismus ist, neben welchem jener nur noch als Ruine, obwohl als eine dem unvorsichtigen Angreifer gefährliche Ruine besteht.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger C. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 29. Januar. **Nr. 7.** 1841.

Predigten.

1) Predigten an den Sonn- und Festtagen des Kirchenjahres gehalten von Dr. W. Voigt, Lic. d. Theol., zweitem Pfarrer d. Altst. Gem. in Thorn. Nach seinem Tode herausgegeben von J. W. L. Schröder, Dr. d. Theol. u. Philos., Pf. d. St. Georg. Gem. in Thorn. Leipz. gedr. u. in Komm. bei K. Tauchnitz. 1839. gr. 8. VIII. 491. S. *). Pr. 1 Thl. 15 Sgr.

„Es muß bald klar werden," heißt es in der Vorrede des Herausgebers, „daß hier nicht Musterpredigten erscheinen, deren vollendete Form eine Regel und ein Vorbild für Prediger seyn könnte; vielmehr sind wohl in dieser Hinsicht Mängel nicht zu verkennen rc." Als besondern Vorzug dieser Predigten hebt inzwischen der Herausg. das eigenthümliche Streben hervor, Alles „auf den Einen großen Mittelpunkt, auf Christum den Sohn Gottes, und die durch ihn vollbrachte Erlösung zurückzuführen und darin zu begründen, sodann die Nichtigkeit und Hinfälligkeit aller menschlichen und irdischen Dinge im Verhältniß zu den ewigen göttlichen zur lebendigen Einsicht zu bringen, und endlich bei Darstellung der biblischen Personen, die redend eingeführt werden, in ihre jedesmalige Lage sich zu versetzen, und in ihrem Sinne zu reden." — Wir können diesem Urtheile des Herausgebers im Ganzen genommen unsre Zustimmung nicht versagen, aber das müssen wir bemerken, daß die hier gerühmten Bestrebungen auch zuweilen hinter ihrem Ziele zurückbleiben, dagegen ist gewiß, daß in diesem geistigen Denkmale des verewigten Verf. sich durchweg ein echt evangelischer Sinn ausspricht, woran sich Jeder erfreuen wird.

Voigt's Predigten sind — daß wir ein Gesammtbild von ihnen zu geben suchen — gedankenreich, ruhig überzeugend, aber nicht hinreißend, nicht überwältigend; eine christlichideenreiche Rede, aber nicht ein erschütterndes Donnerwort; ein sanft hinfließender Bach mit recht lieblichen Ufern, an denen auch Blumen blühen, aber kein majestätischer Strom; christlich-sinnvolle Betrachtungen, aber keine gewaltigen Predigten. Gar manche treffende Schriftworte dringen hindurch, aber wir hören den Grundton des Wortes Gottes nicht kräftig genug klingen; schöne Büchersprache, aber nicht recht Sprache der heiligen Schrift und des christlichen Lebens; nur zuweilen populär, in der Regel aber für eine gemischte Gemeinde — und das sind ja die meisten — zu hoch.

Man würde dem Verf. Unrecht thun, wenn man sagen wollte, er käme (mit sehr wenigen Ausnahmen!) irgendwo weit von seinem Texte ab; aber man kann doch auch wieder nicht rühmen, daß er ihn überall streng durcharbeitet, es fehlt vielmehr zuweilen ein festerer und schärferer Text-Gedankenzug. — In der Auffassung des Schriftwortes selbst ist der nun Verewigte zuweilen gar zu unbestimmt: vgl. z. B. S. 9. 10. die Bemerkungen über Luc. 21, 25—27. (wie er sich denn darüber durch die ganze Predigt hindurch nicht recht klar zu werden scheint), und S. 72. 73. über

*) Der nun verewigte Vf. dieser Predigten war mir in Berlin nahe befreundet, ein reines, strebendes Gemüth, ein ernstlich denkender Geist, der sich dem Publikum auch durch eine scharfsinnige, neulich noch von J. Müller in seinem Buche über die Sünde berücksichtigte, Schrift „Ueber Freiheit und Nothwendigkeit von dem Standpunkte christlich-theistischer Weltansicht Leipzig 1828." bekannt gemacht hat. In seiner Vaterstadt Thorn angestellt, hat er dort mit großer Treue gewirkt und die Liebe und die Thränen Vieler sind ihm in das Grab nachgefolgt — er wurde in der Blüthe seiner Jahre seiner Familie, seinem Wirkungskreise entrissen. Dringend möchte ich diese hinterlassenen Predigten des Verewigten, welche auf Unkosten der verwaisten Seinigen herausgegeben sind, der Aufmerksamkeit und Theilnahme des Publikums empfohlen wissen. Dr. A. Tholuck.

Digitized by Google

Joh. 2, 4. In Predigten sind solche exegetische Diskussionen, zumal wenn sie, wie an den eben bezeichneten Stellen, zu keinem bestimmten Resultate führen, sehr mißlich. Denn das: „doch mag dem seyn wie ihm wolle, so viel ist gewiß, so viel können wir jedenfalls daraus lernen ꝛc." befriedigt Leser und Hörer, wenn es sich um Aussprüche des göttlichen Wortes handelt, keineswegs.

In der Regel hebt der Verf. Hauptsatz und Haupttheile der Predigt nicht sehr scharf hervor. Man ist bekanntlich hierüber sehr verschiedener Meinung. Alle nur irgend pedantisch-trockene Aufstellung von Thema und Partition wirkt allerdings höchst störend, erkältend, tödtend; aber wer es irgend kann, ohne der Innigkeit des Ganzen zu schaden, hebe ja die Hauptsachen seiner Predigt nach dem Inhalte des Textes möglichst bestimmt heraus; denn Hörer und Leser wollen ja doch am Ende immer feste Grundgedanken aus einer christlichen Betrachtung bewahren. In dieser Beziehung hat unser Verf. offenbar nicht genug geleistet: es verschwimmt Vieles zu sehr ins Unbestimmte.

Nur 14 Predigten über vollständige Sonn- und Festtagsevangelien sind hier mitgetheilt worden; die Betrachtungen über das Ev. vom 13. S. n. Trin. zerfallen in zwei Predigten. Warum ist die über das Ev. v. 20. S. n. Trin. (die letzte, die der Verstorbene, und zwar am 30. März 1838, gehalten hat) auf den 2. S. n. Trin. verlegt worden? — Außer diesen enthält die Sammlung noch 10 Predigten über einzelne Stellen aus den evangelischen Perikopen, die am 4. Adv. und am 17. S. n. Trin. gehaltenen legen die dahin fallenden Episteln zu Grunde, die sämmtlichen übrigen behandeln andere (freie) Texte.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Homiletik.

Pragmatische Geschichte der christlichen Beredtsamkeit und der Homiletik ꝛc. von Dr. Carl Fr. W. Paniel.

(Beschluß.)

Hiemit gehen wir denn zur Besprechung der historischen Ausführung des Gegenstandes selbst über; wir wiederholen das anfangs Bemerkte, daß das Mangelhafte, das wir bisher gerügt haben, sich hauptsächlich nur auf die ersten Bogen des Buchs bezieht, indem wir eine strenger-wissenschaftliche Grundlegung für das Geschichtswerk vermissen. Man könnte nun freilich

sagen, wenn an der Grundlegung in dieser Hinsicht so Mancherlei auszusetzen sei, so müsse nothwendig die Ausführung des geschichtlichen Stoffes selbst von diesem Mangel durchaus afficirt werden; dem ist aber nicht also; denn hiebei leiten unsern Verfasser meistentheils sichere Principien, die er nur eben nicht als solche in der rechten wissenschaftlichen Form und im wissenschaftlichen Zusammenhange seinem Werke voran gestellt hat.

Der Verf. stellt den geschichtlichen Stoff eines jeden Abschnittes unter folgende Gesichtspunkte: 1) Entwickelung der allgemeinen religiösen und kirchlichen, innern und äußern Verhältnisse, unter deren Einfluß die christliche Beredtsamkeit entstanden und herangewachsen ist. 2) Inhalt der Predigten im Allgemeinen (ob Moral oder Dogmatik u. dergl.). 3) Form, Vortrag und Styl. 4) Homiletische Vorbildung der Redner; Orte und Zeiten der Predigt; äußere kirchliche Gebräuche. 5) Theorien der Homiletik. 6) Wirkung des Predigens in jedem Zeitalter. 7) Charakteristik der einzelnen Redner: a. ihre Lebensumstände; b. litterarisches über ihre hinterlassenen homiletischen Werke; c. Beurtheilung des Werthes derselben; d. ausgewählte Proben aus diesen Reden. Hätte sich dieses Schema auch wohl auf ein einfacher konstruirtes zurückführen lassen, so muß doch anerkannt werden, daß der Verf. sehr dafür besorgt war, den Stoff vollständig zu bearbeiten, wie er denn auch wirklich mit ausnehmendem Fleiß und unermüdlicher Aufmerksamkeit auf Alles, was auch nur entfernt eine Beziehung auf das Predigtwesen hat, seinen Gegenstand bearbeitet hat, so daß nicht wohl eine größere Vollständigkeit verlangt werden dürfte. An mehreren Orten hat der Verf. des Guten beinahe zu viel gethan; so war z. B. nicht nöthig, S. 126. die ganze Theologie Tertullians, S. 235. die des Cyprian auseinanderzusetzen. Doch ist dies Uebermaaß nur selten zu bemerken; und wir können es im Ganzen nur billigen, daß der Verf., wo keine speciell homiletischen Fragmente aufzubringen waren, in andern Ueberresten der alten Litteratur Spuren von der Art, wie und was man wohl gepredigt haben werde, sorgsam aufsucht, mit einer gewissen Spürkraft dieselben aus seinen Folianten heraus findet, und sie mit Takt und Geschicklichkeit an der rechten Stelle einfügt. So benutzt er z. B. S. 148. 149. die Anklagen der Bischöfe gegen Paul von Samosata geschickt, um das Bild der damaligen Predigtweise in Schatten und Licht vollständig zu machen, indem auch über Abzug dessen, was jene Bischöfe aus Haß gegen den Ketzer hinzugethan haben, noch genug übrig bleibe, um daraus zu sehen, wie weit sich einzelne Prediger dieser Zeit bereits verirrt haben. So theilt der Verf. S. 212. ff., in Ermangelung eigentlich homiletischer Produkte des

Digitized by Google

Dionysius von Alexandrien einen Abschnitt aus dem Buche de natura von demselben mit, der ganz gut gewählt ist, um sich den Verf. desselben als Prediger auf der Kanzel denken zu können. Ebenso die Traktate Cyprians S. 224. 240. — Jener Scharfsinn zum Auffinden von Spuren war in besonderem Maaß erforderlich für denjenigen Passus jedes Abschnittes, der die Wirkungen der Predigten beschreiben sollte. Es war an sich ein guter Gedanke, daß der Verf. auch dies in den Bereich seiner Forschungen hereinziehen wollte; wir fürchten nur, die Wirkungen der Predigten, — die auf diesem Gebiete weit weniger beobachtet werden können, als dies etwa bei der Gründung ganz neuer Gemeinden in der Mitte heidnischer Völker der Fall ist — möchten sich, wie das heute noch der Fall ist, allzusehr im Verborgenen halten, als daß sie einen Gegenstand für die Geschichtschreibung abgeben könnten; und wenn auch bestimmte Resultate des Predigens angeführt werden, so sind sie von der Art, daß nicht wohl erkannt werden kann, ob nicht diese Wirkungen ebenso sehr, oder noch mehr, oder gar ausschließlich von andern Ursachen, als der Predigt, herrühren. So sind auch die von unserm Verf. aufgestellten Resultate zum Theil etwas dürftig, zum Theil nicht wohl als Resultate des Predigtwesens an und für sich anzusehen. Es wird z. B. S. 70. von der ersten Kirche gesagt: „Die herrschende Lehrweise in den christlichen Versammlungen hatte zwar viel Gutes gewirkt .... viele sittliche Gebrechen dagegen, welche durch äußere und innere Umstände, deren Veränderung nicht in der Macht der Prediger stand, unterstützt wurden, vermochte die Predigt überhaupt nicht zu beseitigen.“ Tout comme chez nous! S. 102. „Wie viel die Predigt dazu beigetragen hat, die Christen nach Gesinnung und Leben im Besondern zu dem zu machen, was sie in dieser Periode waren, läßt sich nicht mit Genauigkeit angeben;“ und darauf (S. 103.), nachdem die brüderliche Liebe, der Gehorsam gegen die Obrigkeit und andere Tugenden der Christen gerühmt worden waren, heißt es: „Gewiß haben zu diesem glücklichen Erfolge auch die fortwährenden Ermahnungen durch die Predigt des göttlichen Wortes nicht unbedeutend beigetragen.“ Etwas bestimmter gefaßt, aber nicht genügend motivirt ist das Resultat S. 105.: „Vom Jahr 70 — 220. war der Einfluß der Predigt auf die Gesinnung, sowohl im Guten, wie im Bösen, schwächer, als in der vorherigen Periode, und in den beiden unmittelbar nachfolgenden.“ Aehnliches findet sich S. 173. 175. 234. 352. Vielleicht weiß jedoch der Verf. in den folgenden Perioden genauere Resultate zu erzielen, weshalb wir ihm nicht gerade den Rath geben wollen, zu dem uns das aus dem ersten Band Angeführte veranlassen könnte, diese Rubrik lieber ganz wegzulassen.

Auch in dem bereits Vorliegenden dient sie wenigstens dazu, daß der Verf. den Geist eines Zeitalters, seinen sittlichen und religiösen Zustand lebendig und anschaulich darzustellen weitere Gelegenheit findet; wie denn das ganze Buch zum Studium der Kirchengeschichte überhaupt, besonders angehenden Theologen, sehr förderlich seyn wird. Ueberdies ist schon die Schilderung der Wirkungen, die zu Chrysostomus Zeiten die Predigt hervorbrachte, auf den letzten Blättern des Buches recht wohl gelungen.

Heben wir nun noch Einzelnes heraus, was uns besonderer Beachtung werth scheint. Sehr gut hat der Verf. darzustellen gewußt, wie die Elemente des eigentlichen Predigtwesens in dem ersten Gemeindeleben noch so ganz verborgen und mit andern Elementen vermischt erscheinen; so ist z. B. S. 37. gut gezeigt, wie der erste christliche Gottesdienst gar kein rednerisches Moment habe in sich schließen können; S. 39., wie das belehrende Element in den Privatversammlungen habe zurückgedrängt werden müssen. Die Unterschiede der Prophetie, Didaskalie und Prophetie in der ersten Gemeinde sind trefflich erörtert; in Bezug auf die Glossolalie hat sich der Verfasser seine Arbeit dadurch zwar leichter gemacht, daß er (S. 42.) sich ausschließlich an die Stelle des Korintherbriefs hält, ohne die in der Apostelgeschichte gegebenen Data zu berücksichtigen: allein er rechtfertigt sich hierüber zur Genüge und die von ihm acceptirte Ansicht, daß das Zungenreden „weder ein eigentliches Reden in ausländischen Sprachen noch überhaupt ein allgemein verständlicher, geschweige denn ein äußerlich oder logisch zusammenhängender und ausführlicher Vertrag,“ sondern ein Reden in „zum Theil unzusammenhängenden, willkürlich (?) an einander gereihten, begeisterten Exklamationen, in unaussprechlichen Seufzern, vielleicht auch mit Anwendung ungewöhnlicher und veralteter Sprachformen“ gewesen seyn werde, scheint doch allein noch am Meisten für sich zu haben. Was diese 3 Formen der gemeinsamen Erbauung für Wirkungen hervorbringen mußten, ist S. 66. fg. sehr einleuchtend dargestellt. Wie Verf. S. 167. treffend bemerkt, daß, wenn die wunderbaren Gaben der ersten Gemeinden sich nicht verloren hätten, es niemals zu einer Predigt gekommen wäre, so zeigt er auch sehr anschaulich, wie mit dem allmählichen Zurücktreten der Prophetie und Glossolalie die Elemente der Predigt sich mehr und mehr herausarbeiteten, so jedoch, daß, wie es S. 72. heißt, die anfängliche Didaskalie etwas von jeder der beiden andern Formen in sich aufnehmen mußte, um sich zum Range der Predigt zu erheben, womit zusammenhing, einmal daß die Didaskalie (S. 73.) im christlichen Kultus einen eigenen Platz erhielt, welchen sie mit keiner andern Vortragsweise zu theilen hatte, und

Digitized by Google

daß an die Stelle des überschwenglichen Enthusiasmus die ruhige Besonnenheit und ein eigenes Lehramt trat. Sehr gut ist S. 59. der Anfang, der erste Keim des eigentlichen Predigtamtes in der sich ganz von selbst und ungezwungen bildenden Aristokratie des Talentes nachgewiesen; eben so lehrreich ist der Passus S. 78., wo der Verf. die Rangordnung der Predigt inmitten der übrigen Kultustheile, denen sie allmälig ebenbürtig geworden war, nach dem, was eigentlich christlich, und was aus der Synagoge überkommen war, bestimmt, wobei etwa als Probe auch noch die, damit ganz zusammenstimmende, Ordnung der bekannten vier Pönitenzstufen der alten Kirche hätte angeführt werden mögen. — Mit vollem Rechte hebt der Verf. vor Allen den Origenes hervor, als denjenigen, mit welchem erst die Predigt die Stufe eines Kunstwerkes erlange; indem er, — obwohl selbst noch vielfach von einer höheren Form der Homilie fern, vielmehr meistens noch an jeden vereinzelten Vers vereinzelte Betrachtungen anknüpfend, — doch theoretisch darauf aufmerksam machte und die von nun an immer entschiedener festgehaltene, hauptsächlich durch die Kasualreden unterstützte Idee in Anregung brachte, daß die Predigt nicht wie früher eine bloße Aneinanderreihung zufälliger, unzusammenhängender Gedanken seyn dürfe, daß sie auf den Schrifttext sich gründen und das didaktische und exhortatorische Element verbinden müsse, S. 138. fg. Mit großer Liebe und Wahrheit schildert Verf. den Origenes als Prediger, ohne zu verhehlen, weder daß er eigentlich nicht zum Redner geboren gewesen sei, (S. 179.) noch, welche großen Nachtheile die alexandrinische Theologie der Predigt verursachte (S. 145.). Interessant wäre es wohl gewesen, wenn der Verf. die Allegorisirkunst des Origenes mit der unsrer neueren Prediger, namentlich derjenigen aus dem Wupperthal, verglichen hätte; Gelegenheit zu einer solchen Episode würde jedoch dem Verf. auch die spätere Zeit, z. B. Gregor der Große darbieten. Lehrreich sind die Notizen, welche der Verf. S. 158. über die Sonderbarkeit des Origenes beibringt, daß derselbe erst im späteren Alter das Nachschreiben seiner Homilien erlaubte: es habe nämlich eine ehrerbietige Scheu vor dem gepredigten Wort ihn abgehalten, dasselbe ebenso profan zu behandeln, wie die Kommentarien zur Schrift; „in diesen sprach nur er selber, nach seiner Ueberzeugung, in der Predigt aber der heilige Geist, weshalb auch das allgemein gewöhnliche Extemporiren nicht aus Leichtsinn hervorging, sondern aus einer tiefen Ehrfurcht vor dem mitwirkenden und mitsprechenden heiligen Geiste, welche die Prediger an der förmlichen Abfassung ihrer Vorträge zu hindern pflegte." Schön sind die theoretischen Anweisungen zum Predigen, die der Verf. S. 168. 169. aus Origenes mittheilt. — Auch die folgenden Zeitalter werden vom Verf. gut charakterisirt; der Einfluß der theologischen Streitigkeiten auf die Predigt ist S. 250. richtig dargelegt; S. 321. lesen wir die Bemerkung: in einem so streitenden Zeitalter haben alle andern Theile des Gottesdienstes hinter der Predigt zurückstehen müssen; wobei wir wiederholt bedauern, daß der Verf. solche Gedanken nur beiläufig aus dem historischen Stoff hervortauchen läßt, statt durch sie ihn zu beherrschen und zu ordnen! Sehr fein wird S. 270. fg. die allmähliche Entstehung des Thema's, S. 276. die der Disposition nachgewiesen, eben wie am Embryo allmählich der Herzschlag, dann Augen, Nase, Mund u. s. w. sichtbar werden.

Noch erlauben wir uns, ein Paar kleine Unrichtigkeiten namhaft zu machen, die uns in dem sonst so sorgfältig gearbeiteten und von so gründlicher, bis ins Einzelnste gehender Kenntniß des Verfs. zeugenden Buche aufgefallen sind. — S. 112. wird gesagt, erst von Rom aus habe sich das Christenthum im Abendland weiter ausgebreitet; dies dürfte insofern ungenau seyn, als gerade die frühesten Gemeinden in Gallien und Britannien nicht von Rom, sondern unmittelbar vom Orient aus ihren Ursprung nahmen. S. 126. scheint der Traducianismus Tertullians einigermaßen mißverstanden zu seyn; denn das Entstehen der Seelen „ohne Zuthun Gottes" heißt ja bei Tertullian nur so viel, daß Gott bei der Zeugung nicht eine völlig neue That der Schöpfung vollbringt und ein Geschöpf zum Daseyn ruft, das in gar keinem Zusammenhang mit den vorher dagewesenen Geschöpfen, — also im betreffenden Fall mit den Eltern stünde. — S. 172. steht irrig Julianus statt Gallienus. — Nicht zu billigen ist es, daß der Verf. S. 178. dem Origenes eigene philosophische Tiefe abspricht. Es ist gewiß nicht bloß eine angelernte „Virtuosität im philosophischen Denken" (diese schreibt ihm Verf. S. 179. zu), sondern wirklich philosophischer, spekulativer Geist in seiner Eschatologie u. s. w. beurkundet. — Auf Ausmerzung von Druckfehlern, deren viele auf dem letzten Blatt angeführt, viele aber nicht angeführt sind, dürfte die Verlagshandlung, die sonst das Buch sauber ausgestattet hat, noch genauere Sorgfalt verwenden.

Palmer.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 2. Februar. **Nr. 8.** 1841.

Dogmatik.

Deutliche und möglichst vollständige Uebersicht über das theologische System Dr. Friedrich Schleiermacher's, und über die Beurtheilungen, welche dasselbe theils nach seinen eigenen Grundsätzen, theils aus den Standpunkten des Supranaturalism(us), des Rationalism(us), der Fries'schen und der Hegel'schen Philosophie erhalten hat, von Dr. Friedrich Wilhelm Geß. (Dekan in Reutlingen). — Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. — Reutlingen, Druck und Verlag von Enßlin und Laiblin 1837. Preis 1 Thlr. 9 gGr. *).

Das Buch enthält, wie es auch der etwas lange Titel angiebt, seinem Hauptinhalte nach ein Excerpt aus Schleiermacher's Glaubenslehre und den dagegen erschienenen größeren und kleineren Werken, so daß sich die gegenwärtige Anzeige hinsichtlich des größeren Theiles dieses Buchs kurz fassen kann. Verf. giebt in der ersten Abtheilung (S. 1—47.) „Allgemeine Bemerkungen über den Standpunkt Schleiermacher's;" wir finden hier eine mit wohlthuender Wärme geschriebene Charakteristik Schleiermacher's in Hinsicht seines wissenschaftlichen Berufes und seiner Bedeutung im Verlaufe der neueren Theologie, gegenüber den vor ihm und neben ihm bestehenden Systemen. Als seinen Beruf erkennt Verf. (S. 11. ff.) die „Versühnung" *) der Frömmigkeit und der Wissenschaft; „die Lebensaufgabe," sagt der Verf., „welche Schleiermacher geworden, die Kirche mit dem Leben zu versühnen, und den Glauben mit der Wissenschaft, aus einer Zeit des Unglaubens und des Regirens den Uebergang zu bilden zu einer mehr positiven Richtung, die Geltendmachung des eigenthümlichen Charakters des Christenthums, indem die feste Grundlage dafür in dem Selbstbewußtseyn nachgewiesen wird, die Scheidung des philosophischen und theologischen Standpunktes, die Ausgleichung der entgegengesetzten Parteien auf dem Gebiete der Theologie — diese Lebensaufgabe hat einen um so höhern Werth, weil sie in der That die Aufgabe unserer ganzen Zeit ist." Freilich sei eben auch ihm begegnet, was in der Regel allen Vermittlern zu begegnen pflegt, daß er keinem von beiden Theilen genug gethan habe; „es ist immer noch die Meinung Vieler," sagt Verf. S. 12., „daß es Schleiermacher weit mehr um die Wissenschaft zu thun gewesen sei, als um die Frömmigkeit, während Andere glauben, die Wissenschaft habe in diesem unnatürlichen Bunde etwas aufopfern müssen von ihrer Selbständigkeit." Weiter wird nun gezeigt, wie Schleiermacher das Interesse der Frömmigkeit dadurch zu wahren gesucht habe, daß er ihr Wesen ins Gefühl setzte, das Interesse der Wissenschaft aber durch die „wissenschaftliche Richtung, welche er bei der Verständigung über das Gefühl wolle eingeschlagen wissen." (Dies ist nicht klar und präcis genug; Verf. meint doch wohl nur die dialektische Methode, durch welche Schleiermacher, wie es wenigstens den Anschein hat, die Wissenschaft und ihre Anforderungen an das dog-

*) Dieses Werk ist zwar schon von älterem Datum und der würdige Verf. seitdem mit Tode abgegangen, durch verschiedene Umstände wurde diese Anzeige verspätet; dennoch hält es der Herausgeber für Pflicht die bisher wenig beachtete Schrift nicht zu übergehen, da gewiß mancher in ihr ein ihm willkommenes Hülfsbuch zum Studium Schleiermacher's finden wird. D. H.

*) Beiläufig mag bemerkt werden, daß in diesem Sinne die Schreibart „Versöhnung" gewiß richtiger ist, als „Versühnung"; zwischen Frömmigkeit und Wissenschaft besteht ja kein Verhältniß der Sünde und Schuld, sondern nur der Uneinigkeit, jene wird versühnt, diese aber nur versöhnt.

Digitized by Google

matische System abfertigen will.) Die Versöhnung zwischen den beiderlei Interessen liege sodann nach Schleiermacher in den Sätzen: „daß jede auf ihrem Gebiete vollkommen Recht habe, daß ein Widerspruch zwischen ihnen nicht möglich sei, wenn nicht in das Wesen des Menschen selbst ein Widerspruch soll hineingelegt werden, daß auf diese Weise immer die eine gleichsam als das temperamentum der andern zu betrachten sei, und die Formeln der einen stets mit Rücksicht auf diejenigen der andern müssen gewählt werden.“ Daß diese Versöhnung aber noch viele Bedenklichkeiten zulasse, wird vom Verf. näher ausgeführt, so wie auch die übrigen gegen das Schleiermacher'sche System im Allgemeinen gerichteten Einwürfe sammt dem, was er selbst besonders in seinen Sendschreiben zu seiner Rechtfertigung sagt, mit genügender Vollständigkeit und Klarheit zusammengestellt werden. In wie weit jedoch das, was der Verf. als Lebensaufgabe Schleiermacher's angiebt, und was er als den Weg bezeichnet, auf dem derselbe seine Aufgabe gelöst habe, noch mehr oder weniger modificirt und genauer bestimmt werden müsse, wird sich später zeigen. — Die zweite Abtheilung des Buches giebt nun in 561. numerirten Thesen die eigentliche Uebersicht über Schleiermacher's Glaubenslehre: diese Zusammenstellung verdient wegen der Umsicht und lückenlosen Vollständigkeit, durch welche dennoch die Schranken einer bloßen Uebersicht nicht überschritten werden, alle Anerkennung; sie ist sehr erleichternd für diejenigen, die sich erst in Schleiermacher hineinarbeiten wollen, so wie bequem zur Rekapitulation, wie denn der Verf. S. IV. als einen seiner Zwecke anführt, daß er dem Gedächtniß habe zu Hülfe kommen wollen. Wenn diese Uebersicht nach S. III. (Vorr. zur ersten Aufl.) freilich auch für Nichttheologen, die sich an den Predigten Schleiermacher's erbauen wollen, die Glaubenslehre selbst gewissermaßen ersetzen soll, so dürfte dieser Zweck doch nicht völlig erreicht werden, da das rechte Verständniß dieser Thesen und ihres innern Zusammenhanges doch wohl nur durch das Studium des Hauptwerkes selbst vermittelt werden kann; so möchte z. B. S. 110. die Erklärung über die Willensfreiheit demjenigen, der nicht in den Geist der Schleiermacher'schen Weltanschauung eingeweiht ist, schwerlich verständlich seyn; so dürften ferner S. 114. die Sätze 290—292. einem, der nicht zuvor schon nicht bloß die herbezüglichen Paragraphen in Schleiermacher selbst genau studirt, sondern aus der Kenntniß des ganzen Systems heraus die einzelnen Theile verstehen gelernt hat, nicht klar werden.

(Fortsetzung folgt.)

Predigten.

1) Predigten an den Sonn- und Festtagen des Kirchenjahres gehalten von Dr. W. Voigt u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wir finden z. B. noch sechs Predigten über das Vaterunser, aber ganz zerstreut unter die übrigen (eine derselben, nur 6 großgedruckte Seiten lang, über das ganze Gebet des Herrn! höchst unbefriedigend!); vier Predigten über die Passions- und vier über Stellen aus der Apostel-Geschichte; Predigt am 3. Advent-Sonntage über 1. Mos. 8, 22. mit dem (nicht genug heraustretenden) Hauptgedanken, „daß uns Gott die Zeit des Winters mit besonderer geistlicher Nahrung und höhern Lebensfreuden gesegnet hat,“ den (unstreitig auch unpassenden) Text ganz bei Seite liegen lassend; Predigt am Neujahrstage über 2. Kor. 13, 13.; am Sonntage nach Neujahr über Sprüchw. 28, 26.; am Bußtage über den sinnschweren Text Amos 5, 14.; am Todtenfeste über 1. Joh. 3, 2.; eine Antrittspredigt (1829 in Siegburg gehalten) über Joh. 14, 6.; zuletzt eine Traurede, eine Taufrede, eine Einsegnungsrede, zwei Leichenreden und des Herausgebers Worte am Sarge des Verf. — Die Predigten sind kurz, sehr kurz, aber man darf hinzusetzen: erbaulich. Ein sogenannter „geistreicher“ Weltmann äußerte in einer großen Gesellschaft, er schätze Predigten nach folgender Abstufung: 1) kurz und gut, 2) kurz und schlecht, 3) lang und gut, 4) lang und schlecht. Diese Bemerkung fand großen Beifall, nur freilich den unsrigen nicht. Den seligen Voigt würde der Mann in die erste Klasse setzen, und wir stimmen ein, wenn mit diesem Prädikate nicht gerade die Stufe homiletischer mehrseitiger Vollendung bezeichnet werden soll.

Nur noch Weniges über Einzelnes jetzt. Der Eingang zu der Predigt über Matth. 7, 15—23. hebt sehr richtig hervor, daß jeder Diener Christi sagen müsse: „Thut nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken!“ sofern nämlich seine Worte das Wort Gottes verkündigen. Aber daß der Verf. nun nach dem eben angegebenen Texte „den wahren Werth der guten Worte im Christenthum“ darstellt, bleibt doch sehr gekünstelt (ein Fehler, an dem die Predigten sonst am allerwenigsten leiden!): καρποὶ καλοί umfassen zwar allerdings die guten Worte auch mit, aber keineswegs allein oder auch nur vorzugsweise; vielmehr ist ja offenbar das ganze christliche Leben mit allen seinen Früchten (V. 22. 24.) gemeint. Weit besser hätte der Verf. seinen Hauptsatz auf Stellen wie Matth. 12, 33—37. gegründet. Weitschweifig und unerbaulich finden wir Stellen wie die in der schon

Digitized by Google

oben erwähnten Antrittspredigt (S. 372.): „Denn daß, wenn überhaupt von einem Kommen die Rede ist, damit zugleich vorausgesetzt wird, daß der, welcher irgendwo hinkommt, zuvor von diesem Ziele seines Weges noch entfernt war, das ist wohl klar, denn wo Einer schon ist, da braucht er nicht erst hinzukommen. Wenn also ein Mensch zu Gott kommen soll oder will, so muß er unstreitig noch nicht bei Gott, sondern erst noch von ihm geschieden seyn." — In der That, man begreift nicht recht, wie ein Mann, der anderwärts so anziehend und gemüthvoll zu reden weiß, zuweilen, wie hier und öfter, zu so trockenen und nutzlosen Verstandeszergliederungen kommen kann. Wendungen, wie sie bei dem Verf. etwas zu oft wiederkehren: „Ist dem nicht so? Sollten wir nicht? Wer fühlt nicht?" ꝛc. wirken gar zu leicht abschwächend, wenn sie nicht sehr sparsam gebraucht werden. — S. 34. heißt es: „entweder kommen wir — — oder geben wir" ꝛc. statt: oder wir geben ꝛc. S. 128.: „Vorsitzer des Collegii" statt: des hohen Rathes. Doch wir wollen auf andre Bemerkungen über den Ausdruck des Verf. hier nicht weiter eingehen, sondern nur noch einige Proben ausheben, welche zeigen, wie sich auch recht Schönes und Gelungenes findet. Erschütternd muß auf ein christliches Gemüth die Charfreitagspredigt über Matth. 27, 46. wirken, wenn gleich der Verf. auch hier nicht seinen ruhigen Ton verläßt, erquickend und erhebend ist die Predigt am ersten Ostertage. Aus der letzteren theilen wir einige Stellen mit.

„Und was bewegt sie [die Jünger] so innerlich? — Furcht und Freude. Mit dem Gefühle der Furcht beginnt ihre Wiederbelebung; denn die Nähe der Allmacht hatte sie berührt. Aber auch schon in dieser Furcht war ja ein Keim der Freude und des Heils, wie uns schon wohl wird in Gewittern Gottes, nachdem in dumpfer, schwüler Ruhe uns wehe ums Herz war, und wir es uns geistlich besser denken müssen, in den Händen des Allmächtigen zu seyn, als unter der gemeinen Herrschaft der Welt zu stehen. Mischte sich aber in diese Jüngerfurcht noch das Gefühl mangelnder Gemeinschaft mit dem Auferstandenen, so mußte es ja wohl weichen, wenn er selbst sprach: Fürchtet euch nicht! und somit aufs neue ihnen bezeugte, daß er nicht in die Welt gekommen sei, zu richten, sondern selig zu machen. Von allen Schauern der Furcht blieb dann jene Verehrung nur übrig, die von dem bloß irdischen Vergnügen geretteter Verbindungen das Genügen des Lebens in Christo auf immer zu scheiden geeignet ist. Ja, schon seit den ersten Begegnungen des Auferstandenen schlug unter dem Schutze der anbetenden Liebe in den Herzen der Jünger jene große Lebensfreude ihre Wurzeln, die nun selbst die Trennung vom Herrn ihnen nicht wieder zerstören konnte, von der ihnen gesagt war, daß sie Niemand von ihnen nehmen solle. Damals schon ging in ihrer Seele ein nicht wieder erschütterter Glaube an den wahren Christus auf; der härteste Zweifel löste sich mit jenem Ausrufe; Mein Herr und mein Gott! Erwiesen war vor ihren Sinnen in der Person des sie wiedersuchenden und annehmenden Meisters der Mund der Wahrheit . . . ."

„Endlich aber dürfen wir nicht vergessen: es mußten schon vorher seine Glieder seyn, die das auferstandene Haupt des Leibes neu beleben sollte. Unerkannt und unerkennbar geht der auferstandene Fürst des Lebens an denen vorüber, die ihn nicht geglaubt, noch geliebt, noch ihm sich zu eigen gegeben. Die Hallen des Tempels sehen ihn nicht wieder; kurz ist sein Verweilen in Jerusalem. Die er aber je zu den Seinen gezählt, sucht er bald einzeln, bald in Gesellschaft auf. Was uns diese Scheidung der Menschen, diese Ausschließung des größten Theils der jüdischen Welt von dem Anblicke seiner Herrlichkeit bedeutet, kann nicht ungefragt bleiben. Wozu er nicht gekommen war, dazu kehrte er auch nicht wieder. Wo er nur hätte strafen und schrecken, nur verwirren und vernichten können, dahin wandte er auch jetzt nicht Schritte und Angesicht. Er wollte keinen Glauben, der nicht aus sittlichem Bedürfniß hervorging; darum überging er die ungläubige Welt, daß sie es nicht noch mehr würde, verließ sie jetzt, um sie nicht ewig zu verwerfen, verließ sie, daß ihrer viele dem Wirken seiner Jünger aufbehalten blieben."

---

2) Neue Postille oder Predigten auf alle Sonn- und Festtagsevangelien eines Kirchenjahres von Dr. H. H. Meyer. Erster Theil. Oldenburg, in Komm. in der Schulze'schen Buchh. 1838. gr. 8. VIII. 717. S. Preis 2 Thlr.

Der litterarische Anzeiger will eine katholische, d. h. nicht eine römisch-, sondern eine evangelisch-deutsch-katholische Zeitschrift der theologischen Wissenschaft, und zwar auch in dem Sinne seyn, daß er gern aus allen deutschen Gauen Christliches darbringt. Hier ist eine Stimme aus dem Oldenburgischen, in welcher mancher christlicher Klang durchdringt, und die eben deshalb im litterarischen Anzeiger nicht übergangen werden soll —, an der jedoch freilich auch gar manches noch zu wünschen bleibt.

Als Ref. den Titel „Neue Postille" las, dachte er etwas so recht kernhaft christlich Erbauliches und zugleich einfach kräftig Volksverständliches in der Predigtsammlung zu finden; aber er muß gestehen, daß er sich in dieser Erwartung getäuscht gesehen hat. Einmal fehlt dem Verf. schon eine entschieden christliche Richtung: bald spricht er sich über das Positivchristliche aufs Erwärmteste aus, bald verliert er sich wieder in die inhaltleersten Allgemeinheiten und trägt dabei Dinge vor, die dem unwidersprechlich klaren Sinne des neuen Testamentes zuweilen geradehin entgegentreten. Außerdem fehlt auch den Predigten die biblische Kraftsprache fast durchweg, und dieser Fehler hängt eben wieder mit dem ersten genau zusammen, daß der Verf. den Sinn seines Textes sehr oft durchaus nicht genug festhält. Hr. Meyer kann zwar konkret seyn, aber er ist nicht biblischkonkret, er verliert sich jeden Augenblick in zwar lebhafte, aber hin und her schwankende, ins Blaue gemalte Bilder, so daß man sehr oft in das Gebiet der heiligen Schrift und des christ-

Digitized by Google

lichen Lebens entweder gar nicht hinein oder gleich wieder aus demselben heraus kommt, man weiß nicht wie. Es ist einem nicht selten, als lese man keine christliche Predigt mehr, sondern eine beliebige schwung- und phantasiereiche Dichtung. Hr. Meyer ist hingerissen von seinem Gegenstande, das muß man sagen, und er mag auch für manche empfindsame Hörer oder Hörerinnen hinreißend gewesen seyn; aber wir vermissen nur leider in den meisten seiner Predigten die rechte christliche Kraft. Wie kann Harms durch ein einziges Wort, wie kann Dräseke durch einen einzigen Gegensatz — freilich bei diesem sonst so geistvollen Manne eine zu stehende Manier geworden! — wie kann Tholuck durch einen einzigen Gedankenblitzschlag, durch ein einziges unerwartetes Bild, wie kann Müller durch eine einzige christliche Gefühlserregung im Innersten der Seele ergreifen! Ganz anders bei Hrn. Meyer und seiner oft so wortreich poetisirenden Prosa. —

Um die hier in allgemeinen Umrissen gezeichnete Physiognomie dieser neuen Postille den Lesern d. Bl. näher zu bringen, schlagen wir eine beliebige Predigt auf: es ist die am 3. Sonnt. n. Trin. über Luc. 15, 1—32. gehaltene. Wir sollten zuvörderst meinen, die evangelische Perikope dieses Sonntages (V. 1—10. des Meyer'schen Textes) böte schon so überreichen Stoff zu Einer Predigt dar, daß man sich doch sehr hüten sollte, das inhaltsübervolle Gleichniß vom verlorenen Sohne, über das so mancher große christliche Redner eine ganze Reihe von Predigten gehalten hat, noch dazu zu nehmen. Es ist nun aber auch demnächst an ein Auslegen und Ausherzlegen des umfangreichen Textes bei Hrn. Meyer gar nicht zu denken. Durch die ganze (zehn groß gedruckte Seiten lange) Predigt hindurch bloß äußerst kurze Andeutungen des Textes, damit man doch nicht völlig vergißt, über welches Schriftwort eigentlich gesprochen werden sollte. Auf ein eben so schwülstiges als wortverschwenderisches Gebet (dergl. jeder Predigt vorangeht) folgt der inhaltschwere Text. Dann fragt Hr. Meyer (über eine Seite lang): Welches ist der Sinn dieser drei Gleichnisse? „Kennst du ihn nicht" ꝛc.? „Erkennst du ihn nicht" ꝛc.? „Fühlst du ihn nicht" ꝛc.? „Vernimmst du ihn nicht" ꝛc.? Endlich kommt die Antwort: „Es ist die Liebe. Ihr Ton durchbebt des Herzens tiefsten Grund; ihr Ton hallt wieder in dem unendlichen All; sie spricht zu uns und mit uns in der Schönheit der Natur, in der feierlichstillen Ordnung der namenlosen Sternenpracht; spricht zu uns in der Schönheit der Tugend." Und so geht es nun immer weiter fort,

wobei der Text kaum mit einem Worte erwähnt wird. Mit einem Male tritt das Thema hervor: „Was ist die ewige Liebe in ihrem Wesen? Was ist sie in ihrem Wirken?" Jetzt folgt ad a. eine poetisirende Schilderung des allgemeinen Begriffes, der Idee der ewigen Liebe. Aber keine Spur von dem Hirten, der ein Schaf, von dem Weibe, das einen Groschen verloren hat! Nur die Geschichte vom verlorenen Sohne wird am Schlusse des (drei Seiten einnehmenden) ersten Theiles, und zwar sehr matt, nacherzählt. Es ist dabei gar nicht von dem Vater des verlorenen Sohnes, sondern immer nur von der „ewigen Liebe" die Rede. „Nun eilt sie ihm entgegen. Sie kann nicht seine Ankunft erwarten. So groß ist die Sehnsucht. Sie frägt nicht; sie läßt sich nicht bitten, nicht erzählen" ꝛc. — „Sie freuet sich und ist so fröhlich nach dem tiefen, tiefen Schmerze, den sie nicht verkennt. Denn innig wehmüthig und tief gerührt spricht sie (die ewige Liebe!): Dieser mein Sohn war todt" ꝛc. Wie verfehlt! — Weiter heißt es bei Eröffnung des zweiten Theiles: „Wie spricht sie sich denn aus in ihrem Wirken, die ewige Liebe?" Diese Worte folgen gleich dreimal hinter einander. Plötzlich ruft jetzt Hr. Meyer aus: „Bleiben wir bei dem stehen, wie der Herr solches lehrt in unsrer sinnreichen, deutungsvollen Vorlesung." Ach wenn doch der Verf. das nur gethan hätte! Aber daran ist nicht zu denken, sondern es heißt weiter: „Dreierlei werden wir hier bemerken: Die Allgemeinheit, die Grade, die Gerechtigkeit der Liebe. — Sie ist allgemein, die ewige Liebe, in ihrem Wirken. Alles ist ein Gegenstand ihres Wohlwollens. Sie schließt nichts aus. Sie reicht von dem Wurm, der im Staube sich krümmt, bis" ꝛc. — so geht es in dem uns wohl bekannten Meyer'schen Schilderstyle immer weiter; das Gebiet der sinnlichen und übersinnlichen Weltordnung wird durchflogen und hier und da beliebig etwas aufgegriffen; nur auf den bedeutungsschweren, unnachahmlich malerischen Text kommt der Verf. — gar nicht wieder zu sprechen. Doch nein! endlich, endlich hören wir wieder ein paar Worte vom verlorenen Sohn, wo es denn nach alter Art lautet: — — „dann kömmt ihm die ewige Liebe als Gnade entgegen; legt ihn in Vaterarme, trägt ihn in Vaterarmen" (wir haben die beiden letzten Zeitwörter unterstrichen!) — u. s. w.! —

(Beschluß folgt in Nr. 10.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 6. Februar. **Nr. 9.** 1841.

Dogmatik.

Deutliche und möglichst vollständige Uebersicht über das theologische System Dr. Friedrich Schleiermacher's, und über die Beurtheilungen, welche dasselbe theils nach seinen eigenen Grundsätzen, theils aus den Standpunkten des Supernaturalism(us), des Rationalism(us), der Fries'schen und der Hegel'schen Philosophie erhalten hat, — von Dr. Friedrich Wilhelm Geß ꝛc.

(Fortsetzung.)

Man muß aber gestehen, daß gerade dieses Excerpiren der einzelnen Sätze, und daneben ein lebendiges Fortschreiten von einem zum andern eine sehr schwierige Aufgabe war, da es eben doch mit den Sätzen der Schleiermacher'schen Theologie eine andere Bewandtniß hat, als z. B. mit Euklids Elementen; und wenn einmal um des Zweckes willen, den sich der Verf. vorgesetzt hat, diese Methode, in einer Reihe von Definitionen, Propositionen und Beweisen das System zu erschöpfen, angewendet werden sollte oder mußte, so hat in der That der Verf. das Möglichste geleistet. — Die dritte Abtheilung enthält nun die Kritik Schleiermacher's, welche der Verf. nach folgenden Rubriken anordnet: 1) Beurtheilung der Schleiermacher'schen Glaubenslehre nach ihren eigenen Principien; hier sind Braniß und Baur die Gewährsmänner des Verfs.; ob letzterer mit Recht, dürfte sehr bezweifelt werden, da besonders seine Polemik gegen die Schleiermacher'sche Christologie auf Voraussetzungen zu ruhen scheint, die nicht dem Schleiermacher'schen System selbst angehören. 2) Beurtheilung aus dem Standpunkt des Supernaturalismus; wobei die Kritiken von Steubel, Schmid (in Tübingen), Olshausen, Albert Knapp, Delbrück benutzt werden, so weit nicht Verf. selbst als Kritiker auftritt. 3) Beurtheilung aus dem Standpunkte des Rationalismus; wobei hauptsächlich Röhr's fatales Räsonniren und Bretschneider's Antithesen ihre Stelle finden. 4) Beurtheilung aus dem Standpunkte der Fries'schen Philosophie; ein Standpunkt, der seine besondere Berücksichtigung wohl nur dem Umstande verdankt, daß der Verf. der Vollständigkeit halber das Buch von Heinrich Schmid in Heidelberg nicht übergehen wollte. Endlich 5) Beurtheilung aus dem Standpunkte der Hegel'schen Philosophie; wobei außer ein Paar Stellen von Hegel und Strauß hauptsächlich Rosenkranz abgehört wird. — Im Einzelnen beobachtet der Verf. das Verfahren, daß er jeden dieser 5 Standpunkte zuerst im Allgemeinen nach seinem Verhältniß zu Schleiermacher charakterisirt, und dann die Einwürfe gegen Schleiermacher's einzelne Sätze der Reihenfolge nach citirt; letztere Methode erinnert fast gar zu stark an die Scholastik, oder auch an theologische Disputationen, wo man aus einer Schrift einzelne Sätze auszieht und nun frisch darauf opponirt. Es würde wohl dem Buche mehr wissenschaftlichen Charakter verliehen haben, wenn der Verf., statt zuerst allgemeine Erörterungen über die verschiedenen antischleiermacher'schen Standpunkte zu geben, und dann ohne weiteren inneren Zusammenhang nur der Nummer der Thesen nachgehend die einzelnen Urtheile, die sich haben vernehmen lassen, aufzuzeichnen, lieber den Gegensatz jener Systeme gegen Schleiermacher scharf und präcis in seinem Mittelpunkte gefaßt, und von da aus diesen selbigen Gegensatz an denjenigen Punkten, wo er mit mehr oder weniger Energie im Einzelnen hervortreten mußte, weiter ausgeführt hätte, wobei dann die wirklich vorgebrachten Urtheile besser nur als Citate in Anmerkungen unter den Text verwiesen worden wären. So ist z. B. die Charakteristik des Rationalismus S. 282. ff. gewiß zu dürftig, indem bloß die formalen Principien desselben berücksichtigt werden, und dann sogleich Röhr

Digitized by Google

vernommen wird; statt dessen hätte vor Allem sollen der innere, tiefste Gegensatz entwickelt werden, daß der Rationalismus in der deistischen Weltanschauung befangen ist, deshalb insonderheit zwischen Gott und dem Menschen einen wesentlichen Gegensatz statuirt, während Schleiermacher von der wesentlichen Einheit beider ausgeht; hieraus hätte sich auf Seiten des Rationalismus weiter Folgendes ergeben müssen: da jene Einheit Gottes und des Menschen durch das Wesen aller Religion postulirt oder eigentlich im Begriffe der Religion gesetzt ist, der Rationalismus aber, befangen in einer diese Einheit negirenden Philosophie, sie nicht als eine wesentliche, an sich seiende erkennt, so konnte er sie nur als ein Sollen ansehen, und ihr Wesen in die gesollte Aehnlichkeit mit Gott, Nachahmung Gottes u. s. f. setzen; daher jenes überwiegende Gewicht, das der Rationalismus auf die Moral legt, in der er das ganze Wesen der christlichen Religion aufgehen läßt, in die er alle Dogmen umdeutet. Besteht somit die Einheit des Göttlichen und Menschlichen nur im Sollen, nicht im Seyn, so ist damit eine unübersteigliche Kluft gesetzt zwischen Gott und dem Menschen; wohl hat Gott den Menschen erschaffen und mit hohem Maaße von Geist und Kräften ausgerüstet; wohl ist er fortwährend der allgegenwärtige, der gütige Gott, der stets auf unser Bestes bedacht ist und uns zum Guten unterstützt; allein bei allem dem bleibt er doch für sich, ohne sich selbst und sein Wesen in die Kreatur hineinzulegen; nur die Idee Gottes hat er in unsere Seele gepflanzt, er ist aber nicht selbst darin; nur zeugen können seine Werke von ihm, es ist aber nicht Er selbst, der in ihnen lebt. Deswegen nun kann es für den Rationalismus kein unmittelbares Offenbarwerden Gottes in der Menschheit, d. h. keinen Christus im biblischen und kirchlichen Sinne geben; der, welcher dafür gilt, mehr als Andere zur Erkenntniß Gottes unter den Menschen beigetragen und sie zum Guten ermuntert zu haben, Jesus von Nazareth, kann nur als besonders begabter, von der göttlichen Vorsehung besonders begünstigter Mensch angesehen werden; aber von einem Inwohnen der Gottheit kann nicht die Rede seyn, nicht bei ihm, und noch weniger bei den Uebrigen. Steht so das Menschliche (wie überhaupt, nur in seiner Weise, alles Kreatürliche) dem Göttlichen selbständig gegenüber, so daß Gott, nachdem er einmal die Welt geschaffen, sofort wohl hinüberlangen kann, um alles in Ordnung zu halten, aber nicht selbst hinüberkommen, so ist in dieser Denkweise ebenso sehr das Zusammengehen der einzelnen Persönlichkeiten in das allgemeine Seyn des Geistes, d. h. ihr Aufgehobenwerden in Gott, als auch das Auseinandergehen dieses allgemeinen Geistes in einzelne Persönlichkeiten durchaus negirt, und es ruhen somit hierauf, auf

dieser Gott und Welt auseinanderhaltenden Weltanschauung, nicht aber auf den zerbrechlichen Stützen der dafür beigebrachten Beweise, die Grundideen des Rationalismus, seine heilige Trias: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. — Es mag aus diesen Andeutungen ersehen werden, daß nicht die Debatten über den Sitz der Religion im Gefühl den wesentlichen Streitpunkt zwischen Schleiermacher und den Rationalisten bilden, wie wir denn überhaupt jenen religionsphilosophischen Verhandlungen keine so große Wichtigkeit beilegen sollten: sind ja doch Fühlen, Wissen und Wollen nicht so mechanisch neben einandergestellt, daß man sagen könnte, das geistige Leben — und als ein solches wird ja doch wohl unbestritten die Religion anzusehen seyn — sitzt in dem oder jenem Fache; es handelt sich nur darum, zu bestimmen, durch welche jener geistigen Thätigkeiten uns die Gemeinschaft unsres Geistes mit Gott, unser Leben in Gott und Gottes Leben in uns (das ist die Religion) am allgemeinsten und unmittelbarsten zum Bewußtseyn kommt; und gleichwie alles, was lebt, seines Lebens dadurch inne wird, daß es sich fühlt, so kann auch psychologischer Seits gegen die Schleiermacher'sche Reduktion der Religion auf das Gefühl nur von mißverstandenen Voraussetzungen aus gestritten werden. Eine ähnliche Bewandtniß hat es (um dies gleich jetzt zu berühren) mit der gewöhnlichen, auch von Rosenkranz vorgebrachten Opposition gegen die Definition des religiösen Gefühles als Abhängigkeitsgefühles; was ist denn diese Abhängigkeit anders, als das Bestimmtseyn des Einzelnen durch das Allgemeine, das Relative durch das Absolute — ein Bestimmt- und Bedingtseyn, das die Idee Gottes selbst, wo sie nur irgend erscheint, in sich schließt? Kann denn nicht eben darin, daß ich mich vom Absoluten und nur von diesem abhängig fühle, eben gerade meine wahre Freiheit bestehen? Die Oppositionen dieser Art sind meist unfruchtbare Zänkereien gewesen, die nur etwa in formaler, terminologischer Hinsicht einige Bedeutung haben mochten, der theologischen Wissenschaft aber mehr Verwirrung als Heil gebracht haben. Es muß deshalb wiederholt werden, daß auch der Verf. des vorliegenden Werkes gewiß besser gethan haben würde, diesen Oppositionen weniger Aufmerksamkeit zuzuwenden und dafür mehr auf den innern Kern einzugehen; wie dies beim Rationalismus hätte geschehen können, haben wir oben zu zeigen versucht, und es wird aus dem dort Gesagten gewiß die Antithese des Rationalismus gegen Schleiermacher in den einzelnen Hauptlehren sich mit innerer Nothwendigkeit von selbst ergeben und aus der entgegengesetzten Grundanschauung klar zu begreifen seyn.

Was aber jenen Mangel noch stärker hervortreten läßt, und worin wir, um Schleiermacher und

Digitized by Google

besonders nach seiner Bedeutung für den gegenwärtigen Stand der Theologie kennen zu lernen, noch besondere Veranlassung zu dem Wunsche finden, der würdige Verf. möchte sich weniger mit Citaten in die Breite, als mit klarer und gründlicher Erörterung der wesentlichen Gegensätze, der theologischen Lebensfragen in die Tiefe ergangen haben, das sind die Abschnitte über die Oppositionen des Supernaturalismus und der spekulativen Philosophie. Wir beleuchten deshalb diese Abschnitte noch genauer.

Der ältere Supernaturalismus, dessen Blüthezeit die letzten Decennien des vorigen und die ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts waren, ist nach innen und außen der leibliche Bruder des Rationalismus; diese feindlichen Brüder wollten von einander loskommen und konnten doch nicht. Die ganze Weltanschauung, die ihnen zu Grunde lag, war völlig dieselbe; der Geist, der in ihnen sich kund gab, selbst die Sprache und Terminologie waren auf beiden Seiten gleich. Nur an der Frage begann der Hader, ob Gott, nachdem er die Welt geschaffen, nun an die einmal festgestellten Gesetze des Weltverlaufs gebunden sei oder nicht; und der eine Theil hatte hierin in der That so viel Recht oder Unrecht als der andere, da von den beiden gemeinsamen Voraussetzungen aus sich ebenso für als wider argumentiren ließ. Von diesem älteren und strengen Supernaturalismus nun unterscheidet unser Verf. S. 193. „einen gewissen freieren und lebendigeren Supernaturalism(us), dem die Bibel geoffenbarte Wahrheit enthält, ohne daß deßwegen die Offenbarung in Einem Akte abgethan, und der Kanon der Wahrheit für alle Zeiten abgeschlossen wäre. Die Bibel (genauer das N. T.) enthält ihm freilich die erste und reinste Form des Christianismus, darum ist ihm aber nicht jede andere Form, wie sie das Bedürfniß der Zeit gebildet hat, eine verwerfliche. Das Erste sowohl im Christenthum, als in der Bibel ist ihm — nicht die Lehre, sondern das Leben. So wie Christus nicht sowohl neue Begriffe in die Köpfe verpflanzen, als vielmehr die Herzen umbilden wollte, so ist auch die Hauptsache in der Bibel kein bereits fertiger Lehrstoff, welcher mit Hülfe einiger logischen und philologischen Kunstgriffe, wie ein verborgener Schatz erhoben werden könnte, sondern die Weckung, Nährung und Bildung eines Geistes, der dann freilich, um zum klaren Bewußtseyn seiner selbst zu gelangen, einer Lehre bedarf. Indem er sich aber bewußt ist der Kraft des Christenthums, die jeder Einzelne an sich selbst erfahren soll, so hat er kein Interesse, diese Lehre aus einzelnen Buchstaben und Formeln zusammenzulesen, und das Ergebniß durch den Nothbehelf einer wörtlichen Inspiration zu stützen." Man sieht, Verf. ist ganz auf der rechten Spur, und es ergiebt sich auch aus dieser Charakteristik, daß dieser neuere Supernaturalismus eben durch Schleiermacher ins Leben gerufen worden ist; denn was sind jene Sätze über die Schrift anders, als Schleiermacher'sche Sentenzen? Nichtsdestoweniger will es uns bedünken, der Verf. habe doch nicht genau genug den durchgreifenden Unterschied dieses „milderen" Supernaturalismus von dem älteren sich zum Bewußtseyn gebracht; ja er habe, indem er aus diesem Standpunkt selbst als Kritiker Schleiermacher's auftritt, manchmal mehr aus der Denkweise des älteren als des neueren Supernaturalismus, — oder, wie wir lieber sagen sollten, um des obsoleten Namens einmal los zu werden, der kirchlichen Theologie heraus gesprochen. So z. B. das Gewicht, das S. 201. auf die Offenbarung als Lehre, als Kundmachung gewisser Erkenntnisse gelegt wird; so S. 202. die Sätze: „Zu der Voraussetzung des Primats des Erkennens vor dem Gefühle glaubt sich der Supernaturalismus vollkommen berechtigt, weil er keine Vorstellung davon hat, wie sich eine religiöse Gemeinschaft um ein blos subjektiv Gefühltes herum anschließen könne; denn dieses subjektive Gefühl hat Jeder und Jeder wieder auf seine eigne Weise; aber das Objektive, das Keiner hat, und das vielmehr allen mitgetheilt wird von Einem, das kann das Band der Gemeinschaft werden und die objektiv göttliche Auktorität, welcher ein Religionsstifter sich rühmt, kann für den Einzelnen ein Beweggrund werden, aus der isolirten Subjektivität, zu welcher das eigne fromme Gefühl einladet, heraus in die Gemeinschaft einzutreten." Das ließe sich eher hören, wenn nicht unter jenem Objektiven, das Einer allein habe, besondere Erkenntnisse gemeint wären, die er dann mittelst beglaubigter Auktorität (vgl. auch S. 204. über Weissagungen und Wunder) andern beibringt; so aber ist es offenbar eine Ansicht, die nicht jenem „lebendigeren" Supernaturalismus angehört, der, im Einverständnisse mit Schleiermacher, allerdings Christo etwas Objektives zuschreibt, das er allein hat, nämlich das Seyn Gottes in ihm, und das den Andern, freilich nicht sowohl mittelst einer besondern Auktorität im alten supernaturalistischen Sinn, sondern durch die Macht seiner Persönlichkeit und durch das Aufnehmen derselben in seine Lebensgemeinschaft mitgetheilt. Gerade dieser Begriff der Lebensgemeinschaft ist es, der dem älteren Supernaturalismus mangelt, und den auch unser Verf. nicht gehörig gewürdigt hat; er würde sonst gewiß nicht jenen Angelpunkt, um den sich die ganze Schleiermacher'sche Lehre dreht, das wahrhaftige Seyn Gottes in Christo, der doch zugleich der vollendete Mensch seyn solle, für eine bloße „pantheistische Redefloskel" erklären (S. 208.). Jenen Begriff der Lebensgemeinschaft kann dieser Super-

Digitized by Google

naturalismus nicht acceptiren, weil er sich vor nichts mehr fürchtet, als vor jeglichem Scheine des Pantheismus; als ob nicht ein solcher Pantheismus, d. h. eine solche Immanenz Gottes in der Welt, insbesondere im Menschen, bei welcher gleichwohl Gottes Persönlichkeit sich nicht an die Kreatur verliert (und darin besteht seine Heiligkeit), durch die Lehre der Schrift von dem Leben Christi in uns und vom heil. Geiste an die Hand gegeben wäre. So ist auch das S. 225. gegen die Schleiermacher'schen Sätze über die zugleich behauptete Natürlichkeit und Uebernatürlichkeit der Offenbarung Gottes in Christo vom Verf. Adoptirte ganz nur aus der supernaturalistischen Ansicht von der wesentlichen Geschiedenheit Gottes und des Menschen hervorgegangen; während die Anschauungsweise der Menschheit als Trägerin des Göttlichen ein sich Entwickeln des Göttlichen im Menschlichen ganz begreiflich findet. Ist es denn etwas so Gefährliches, auf diese Weise „das Göttliche zu vermenschlichen und das Menschliche zu vergöttlichen," da doch nur auf solchem Zusammengehen Beider auch die Möglichkeit des Gottmenschen beruht? Es sollte ja doch in der That durch die Erscheinung Christi gar nichts Anderes geschehen, als daß göttliche und menschliche Natur in lebendige Einheit zurückgeführt würden; das ist in absoluter Weise geschehen in der Person Christi: es ist aber geschehen, nicht damit nun nach seinem Scheiden von der Erde wieder eine Trennung einträte, die, wie es der ältere Supernaturalismus annimmt, nur nothdürftig aufgehoben wäre durch die aus der hinterlassenen und aufgeschriebenen Lehre Christi entspringende bessere Erkenntniß Gottes und treuere Befolgung der göttlichen Gebote; sondern durch den heiligen Geist soll nun Christus in uns geboren werden, er soll in uns Gestalt gewinnen; „Du in mir und ich in ihnen" sagt Christus zu seinem Vater; und nach 2 Petr. 1. sollen wir theilhaftig werden der göttlichen Natur. Weil der Supernaturalismus dieses Uebergehen des göttlichen Lebens Christi in uns nicht in Acht nahm, wußte er auch mit dem altkirchlichen Dogma von der communio cum Christo nichts anzufangen; ja es mußte ihm auch die tiefe Bedeutung des Abendmahles verborgen bleiben. Nehmen wir aber diese biblische, besonders johanneische und paulinische Idee auf, dann kann auch die Schleiermacher'sche Bestimmung des Uebernatürlichen und Natürlichen in Christo keinen Anstoß mehr erregen; natürlich ist die Erscheinung Christi, nicht etwa weil jeder als Einzelner dieselbe göttliche Kraft, nur als schlummernde, in sich trug, was Schleiermacher nirgends behauptet, sondern weil es in der von Gott geordneten, von Anfang an in der Geschichte der Menschheit angelegten, somit natürlichen Entwickelung der Menschheit lag, daß sie, „als die Zeit erfüllet ward," auf eine höhere Stufe durch Christum oder genauer in ihm, in seiner Person emporgehoben wurde; übernatürlich aber war diese Erhebung gewirkt, weil sie aus sich selbst, aus dem zuvor dagewesenen Zustand sich ohne das Eintreten des göttlichen Wesens in eine Person nicht auf jene Stufe zu erheben vermocht hätte. — Dies sind Ideen, die, wenn auch unter mancherlei Modifikationen, die neuere kirchliche Theologie sich angeeignet hat, und das wahrlich nicht zum Nachtheil weder der Kirche noch der Wissenschaft; will man auch diese Ansichten noch Supernaturalismus nennen, so mag es immerhin geschehen: aber schärfer, als es vom Verf. geschehen ist, sollte dann dieser Supernaturalismus von dem älteren geschieden, und dann nicht bloß nach seiner negativen Seite (wovon nachher) sondern nach seiner positiven ins rechte Verhältniß zu Schleiermacher gesetzt werden. Dieser neuere Supernaturalismus hat eine andere, freiere Lehre von der Inspiration, als der ältere (dies erkennt Verf. selbst an); er hat eine andere Exegese; er setzt sich in ein anderes Verhältniß zur Kirche und zum Symbol (der ältere hat ja beide ganz ignorirt); er hat eine lebendigere Auffassung der einzelnen Dogmen — und das alles ist ihm geworden durch Niemand sonst, als durch Schleiermacher. So gestaltet sich das Verhältniß dieser neuern gläubigen Theologie zu Schleiermacher ganz einfach folgendermaßen: Schleiermacher hat uns 1) ein Objektives zurückgegeben, das ist die Kirchlichkeit. Stellt er ja doch schon in seiner Darstellung des theol. Studiums an die Spitze aller Theologie den Satz, daß dieselbe lediglich der Kirche angehöre und diene; daß ihre Kenntniß das nothwendige Erforderniß zur Leitung der Kirche sei. So behält er auch durch die ganze Glaubenslehre hindurch die Symbole fest im Auge; und selbst was rein subjektiv zu seyn scheint, das Gefühl, das er als Träger des christlichen Lebens Allem zu Grunde legt, es ist ja auch dieses nicht ein Gefühl, das bei mir anders seyn kann als bei einem Andern, sondern es wird das Daseyn der Kirche, d. h. eben auch die wesentliche Gleichheit des Gefühles bei allen Kirchengliedern vorausgesetzt. Wer dies Gefühl nicht hat, dem ist nicht zu helfen; ist er ein Glied der Kirche, so muß er es haben. Mag nun die Schleiermacher'sche Dialektik auch nicht selten in diese Kirchlichkeit eine Bresche schießen, mag es oft genug Mühe kosten, die Lücke zu verdecken, das Princip ist doch einmal gegeben und geltend gemacht, und unsre Aufgabe ist es, es weiter fortzuführen.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 11. Februar. **Nr. 10.** 1841.

Dogmatik.

Deutliche und möglichst vollständige Uebersicht über das theologische System Dr. Friedrich Schleiermacher's, und über die Beurtheilungen, welche dasselbe theils nach seinen eigenen Grundsätzen, theils aus den Standpunkten des Supernaturalism(us), des Rationalism(us), der Fries'schen und der Hegel'schen Philosophie erhalten hat, — von Dr. Friedrich Wilhelm Geß rc.

(Beschluß.)

2) Nicht minder von Werth ist eben der Subjektivismus, der ihm so oft zum Vorwurfe gemacht worden ist. War es denn wirklich etwas so Verkehrtes, die Kraft und Wahrheit des Christenthumes im eigenen, tiefsten Innern, im unmittelbarsten Selbstbewußtseyn aufzuzeigen? Da haben sich die Supernaturalisten wohl ihrer objektiven Erkenntnißquelle gerühmt; aber was half es, bis aufs Haar hin zu wissen, was für einen Sinn diese oder jene Schriftstelle habe, so lange man sich begnügte mit dem, was die Apostel sagen, nicht aber daran dachte, zu fragen, was der Geist Christi, der ja doch allen Gläubigen geschenkt ist und ausgegossen werden soll über alles Fleisch, im eigenen Herzen dazu sage? War es so unrecht, die längst verschollene Lehre vom testimonium spiritus sancti wieder zum Leben hervorzurufen? Auch der Rationalismus hatte Recht, das subjektive Element geltend zu machen, die objektiven Dogmen mit dem subjektiven Bewußtseyn zu vermitteln; aber während dieser das subjektive Bewußtseyn alles christlichen Gehaltes entleert und nur die Gemeinplätze der natürlichen Religion und Moral darin zurückgelassen hatte, hat Schleiermacher dieses subjektive Bewußtseyn als ein durch Vermittelung der kirchlichen Gemeinschaft christlich gewordenes vorausgesetzt. Daß Schleiermacher, statt nur Bibelstellen zu citiren, die eigene, lebendige christliche Erfahrung in die Dogmatik hereingeführt hat, das hat nicht minder, als jenes Princip der Kirchlichkeit die neue, lebensvollere Gestaltung der Theologie mit hervorgebracht. — Allerdings aber muß nun andererseits zugestanden werden, daß er mit allem dem doch nur erst eine neue Entwickelung der Theologie angebahnt, nicht aber sie vollendet hat. Zwei Momente — wir können sie als ein formales und als ein materiales bezeichnen — müssen noch in das theologische Bewußtseyn aufgenommen werden, die ihm abgingen. Das fromme Bewußtseyn ist zunächst allerdings bedingt durch die Gemeinschaft; aber die Gemeinschaft selbst ist wiederum bedingt durch ein Ursprüngliches, und zwar ein solches, das nicht etwa nur als erstes Glied der Kette dieselbe festhält, sondern das ein fortwährend Gegenwärtiges ist. Was ist dieses Ursprüngliche? Christus selbst, der Erlöser — und sein Wort. Beide sind an sich Eins, denn der Sohn ist das Wort; sie sind aber durch sein Scheiden von der Erde in gewisser Art auseinandergegangen, so jedoch, daß nur Eines mit und aus dem Anderen begriffen wird. Das Wort nun, als Schrift sich fortpflanzend und erhaltend, rechnet zwar Schleiermacher bekanntlich zu einem der wesentlichen und unveränderlichen Grundzüge der Kirche; allein in der Praxis stellt er es sehr zurück, und behandelt dasselbe so, daß es nicht selten, man möchte sagen, mit einem blauen Auge wegkommt; man denke an die Exegese von Kol. 1, 15. ff. die von Strauß (Charakteristiken und Kritiken S. 185.) nicht unrichtig ein exegetisches Skandal genannt wird.*) Woher diese Mißhandlung der Schrift? Woher seine Geneigtheit zu schonungsloser Kritik? Sind doch in der That seine theoretischen Sätze über die heilige Schrift keineswegs so schlimm; vielmehr wird, wer irgend den Muth hat, die Fesseln des starren Inspirationsdogma's, die doch nachgerade unerträglich werden, von sich zu werfen, mit weniger Modifikation die Schleiermacher'sche Theorie acceptiren. Hierin also kann der Grund nicht liegen. Aber auch nicht in seinem Subjektivismus, dieser hätte keineswegs nothwendig dazu getrieben; wir sehen das an den Schülern Schleiermacher's, die, im Princip der christlichen Erfahrung ganz einig mit ihm, dennoch die Schrift ganz anders

*) Warum hat unser Verf. diese Auslegung an der geeigneten Stelle S. 282. nicht berücksichtigt?

Digitized by Google

behandeln. Nein — der Grund liegt in der philosophischen Weltanschauung, die bei *Schleiermacher* zu Grunde liegt, und die, wo sie in der Schrift auf eine entgegengesetzte stößt, mit unwillkürlicher Gewaltthätigkeit gegen diese verfährt. Hievon unten ein Mehreres. — Weiter fragen wir, warum läßt *Schleiermacher* seinen Christus zwar einmal historisch als wahrhaften Gottmenschen auf Erden erscheinen und als Erlöser fungiren, aber dann, nachdem er durch seinen Tod in die innigste und tiefste Gemeinschaft unserer Uebel eingegangen ist, alsbald ihn zurücktreten, so daß wir ihn jetzt, in diesem Augenblicke nicht als eine uns gegenwärtige, gottmenschliche Person über und bei uns haben, sondern nur sein Bild es ist, das in der Gemeinde lebt, somit es keinen Christus mehr über uns, sondern nur noch einen *in uns* giebt? Denn daß diese die *Schleiermacher*'sche Lehre ist, das bedarf keines Beweises; wir brauchen nur an seine Ansicht von Christi Auferstehung und Himmelfahrt zu erinnern. Warum läßt er ferner das hohepriesterliche Geschäft Christi einzig und allein im *Mittheilen* seiner Unsündlichkeit und Seligkeit bestehen, während Kirche und Schrift mit gleicher Entschiedenheit die Versöhnung zuerst in ihm *vollbracht* sehen, also jene Unsündlichkeit und Seligkeit *erworben* für die menschliche Natur, und dann das Geschäft der Mittheilung dem heil. Geist überlassen? Hätte etwa bloß das Princip der christlichen Erfahrung eben nicht weiter zurückgeführt? So könnte es scheinen; allein so gut durch Reflexion auf christliche Gemüthszustände ein historischer Christus zu erschließen war, ebenso gut hätte auch ein *Faktum* der Versöhnung erschlossen werden können. Nein, der Grund liegt tiefer; es ist wiederum die philosophische Weltanschauung, die die Versöhnung nicht als einzelnes Faktum, sondern als ewige That des Geistes, d. h. als etwas *immer* Geschehendes, nicht aber *einmal* Geschehenes annehmen kann. Mit andrem Wort: es mangelt an dem vollen Begriffe der *Persönlichkeit*; und wenn auch *Schleiermacher* die Person Christi selbst vor diesem Abgrunde, in dem die Persönlichkeit zu Grunde geht, für seine irdische Lebenszeit errettet, so kann er doch nicht bis zu der persönlichen *That* der Versöhnung kommen. Dieser Mangel zeigt sich im System an allen Punkten; es fehlt an einem persönlichen Gott (daher insonderheit der Begriff der göttlichen Heiligkeit ganz ungenügend ist); es fehlt an der Lehre von der Dreieinigkeit, denn nur durch diese ist die göttliche Persönlichkeit zu begreifen; es fehlt an dem rechten Begriff der Sünde; denn nicht das ist der Fehler an der Lehre *Schleiermacher*'s von der Sünde, daß er dieselbe als vor Gott nicht seiend, sondern verschwindend ansieht; sondern, daß er *nur* diesen Gesichtspunkt festhält; es steht nämlich der einzelne Mensch in einem zwiefachen Verhältniß zu Gott,

einmal, sofern er mit eingerechnet ist in das Ganze, ein Glied der allgemeinen Entwickelung; aber zweitens auch als selbständige Persönlichkeit, die als unendliche Subjektivität oder subjektive Unendlichkeit in einem absoluten Verhältniß zu Gott steht; in dieser Hinsicht wird die Sünde auch vor Gott zu etwas Positivem, zu einer *Verschuldung*, die auf dem Menschen haften bleibt, bis derselbe gesühnt ist.*) — Diese und die noch weiter damit zusammenhängenden Mängel führt unser Verf., was ihm sehr zum Lobe gereicht, klar und ziemlich vollständig auf (z. B. S. 242. 243. 256. 270. 271. 177. 279.); nur vermissen wir die Zurückführung auf den wahren und tiefsten Grund, und eine weniger zerstreute, innere Entwickelung der Thesen und Antithesen.

Das Letztgesagte nun hat uns von selbst noch zur Betrachtung des Verhältnisses zwischen *Schleiermacher* und der *spekulativen Theologie* geführt. Was hierüber schon früher verhandelt worden ist, giebt unser Verf., sich an *Rosenkranz* und *Strauß* haltend, an; es ist nur zu bedauern, daß er das neuere *Strauß*'sche Werk, das schon oben gelegentlich citirt wurde und die, sich auch hierüber verbreitende. sehr interessante Abhandlung von *Reiff* über das Verhältniß von Philosophie und Religion (Tübinger Zeitschrift 1839., 4.) nicht mit berücksichtigen konnte. In welches Verhältniß die spekulativen Philosophen sich zu *Schleiermacher* setzen, hat *Strauß* a. a. O. S. 10. sehr deutsch herausgesagt; dort heißt es: „Den spekulativen Theologen war *Schleier-*„*macher*, und ist es noch jetzt, *ein Sophist*. Sie „blicken von der Höhe ihres absoluten Begriffes mit „Verachtung auf seinen subjektiven Standpunkt des „Räsonnirens, endlichen Denkens, negativer Dialek-„tik, auf seinen in niedern Regionen sich umtreiben-„den Scharfsinn, vollends auf sein Princip des Ab-„hängigkeitsgefühls herunter, das zwar wohl einen Hund „vom Ofen, keineswegs aber die Religion, am wenigsten „die christliche und deren Wissenschaft aus dem Nichts „in das Seyn hervorzulocken taugen möge; dabei „werden *Schleiermacher*'n vielfache Talente, na-„mentlich die Darstellung betreffend, worin ja die „Sophisten von jeher ihre Stärke gehabt, nicht ab-„gesprochen, der große Anhang aber, den er gefun-„den, außer jenen Talenten vornehmlich noch aus der „Flachheit, Seichtigkeit, Denkschwäche, wohl auch „Eitelkeit des größern Theils der Zeitgenossen er-„klärt." — Auf solche Ehrenbezeugungen könnte einem wahrlich die Lust vergehen, fürder ein positives Verhältniß zwischen *Schleiermacher* und den Spe-

*) Es ist deshalb der Begriff der *Strafe* das beste Kriterium, um den Begriff des Bösen zu prüfen; *Augustin* und *Calvin* stellen bekanntlich das Böse ebenfalls als Negatives dar, aber sie halten ebensosehr den Begriff der Schuld und Strafe fest, und bleiben dadurch der kirchlichen Ansicht treu.

Digitized by Google

kulativen aufzusuchen. Glücklicherweise kommt uns aber Strauß selbst, der im Obigen mehr nur relata refert, auf allerlei Weise entgegen, so daß wir schon Muth fassen können, den gering geachteten Sophisten jenen auf der schwindelnden Höhe Stehenden näher zu bringen. Schon S. 42. der genannten Abhandlung über Schleiermacher und Daub wird als eine Schleiermacher'sche Idee aus der Weihnachtsfeier angegeben: der Mensch an sich, der Erdgeist, ist ohne Sünde, das Seyn; der einzelne Mensch aber, das Werden, der Abfall, das Verderben. Dies klingt doch nicht eben sophistisch, sondern eher spekulativ. Nehmen wir die Reden über Religion hinzu — denn die Anmerkungen, über welche Strauß ein hartes, aber nicht ganz ungerechtes Urtheil fällt, wenn er S. 24. die Aengstlichkeit und Sophisterei rügt, mit welcher „der jugendliche Schleiermacher durch den alten überwacht werde" — so werden wir als Pendant zu dem Erdgeist aus jener Schrift den Weltgeist (das Universum) herbeiziehen dürfen, um abermals einen sehr konsonirenden Anklang an die Spekulation zu finden. Ferner heißt es bei Strauß S. 201. von der Schleiermacher'schen Christologie: „Ob sie „gleich in ihrer Behauptung einer Kongruenz des Ur„bildlichen und Geschichtlichen und einer schlechthini„gen Unsündlichkeit und Vollkommenheit Christi einen „Widerspruch gegen die sonstige Erfahrung sowohl als „gegen die spekulative Theorie von dem Verhältniß „der Idee zur Wirklichkeit enthält, und unerachtet „der prekären Beseitigung dieses Widerspruchs durch „die Berufung auf die innere Erfahrung des erlösten „Christen, in welcher ein sündloser und schlechthin „vollkommener Erlöser mitgesetzt sei — unerachtet „dieser Mängel ist doch die Schleiermacher'sche „Christologie vor andern diejenige, welche, wenn nur „das, was sie als schlechthinig und urbildlich setzt, „als Vorbildliches und Annäherungsweises genommen „wird, zu einer richtigen Auffassung der Persönlichkeit „Jesu und der philosophischen Einordnung derselben in „die Reihe verwandter Erscheinungen hinleitet, über„dies für vernünftige Erbauung sich fruchtbarer be„weisen dürfte, als die Daub'sche Christologie." — Auf anderem, eigenthümlichem Wege findet Reiff in der citirten Abhandlung S. 72. fg. ächt spekulative Elemente in der Schleiermacher'schen Christologie. „Die Person Christi," sagt derselbe, „ist bei Schlei„ermacher nichts anderes, als jenes absolute „Handeln, als vom empirischen Ich different ge„setzt und diesem als Anderes, somit selbst Empiri„sches gegenübergestellt. Das absolute Handeln, das „als Handeln des Weltgeistes, dem sich der Einzelne „hingiebt, und dem er freudig zuschaut, in den Re„den über Religion als Anderes, als All, als das „angeschaute Eine auftritt, und im Abhängigkeitsge„fühl aus dieser Differenz gegen das Ich in das Ich

„selbst zurückgeht, ist nun selbst dem Ich als Ich ge„genübergestellt.... Insofern nun die Spekulation „nach ihrem gegenwärtigen Charakter die Identität „des absoluten und empirischen Ich, des reinen Hervor„bringens und des Hervorgebrachtseyns, statt in letz„teres, wie Schleiermacher, ins erstere setzt, so „tritt hier mitten ins religiöse Gefühl die Spekulation „herein, und der Schleiermacher'sche Christus „ist durchaus ein rein spekulativer Begriff." Wenn demnach gleich durch einen Abfall vom Princip des Abhängigkeitsgefühls der Schleiermacher'sche Christus hereinkommt, so ist er doch einmal da, und so ganz aller Spekulation baar und purer Sophisterei ergeben kann Schleiermacher schon nicht mehr genannt werden. Endlich müssen noch Worte von Strauß (a. a. O. S. 206 fg.) citirt werden: „Den „jüngeren spekulativen Theologen ist es nicht zu ver„zeihen, wenn sie es versäumen, in Schleierma„cher's Schule sich dasjenige anbilden zu lassen, wo„durch allein sie vor dem Schicksale bewahrt werden „können, dem wir jetzt so viele angeblich spekulative „Theologen unterliegen sehen, daß sie, statt den kri„tisch getödteten Leib des Dogma in der unverwes„lichen Aetherhülle des Begriffs wieder zu erwecken, „vielmehr den alten verweslichen Leib wiederherstellen, „und so alles beim Alten lassen, statt alles neu zu „machen. Doch so gewiß, ohne durch Schl. er„gänzt zu seyn, Daub die Theologie nicht fördern „kann, so wenig auch Schl. denjenigen, der die „Daub'sche Richtung von sich stößt.... Die ge„treueren Schüler Schleiermachers und Hegels „sind nur die, welche, was Schl. ihnen im Gefühl „gab, mit Hegel zum dauernden Gedanken befesti„gen.... In Schl., wie in Daub, lebte das wis„senschaftliche Princip der Zeit, der abso„lute Begriff, aber bei Schl. geht das Denken „im Gefühl (und der Reflexion darüber) auf. Schl. „sucht als Dogmatiker die Idee nicht, er hat sie „schon in der Erfahrung." — Nach solchen Vorgängen dürfen wir schon eher die Behauptung wagen, daß, so verschieden, ja direkt entgegengesetzt auch die beiderseitigen Wege sind, sie doch im Materiellen, in der eigentlichen Grundidee oder Grundanschauung — der philosophischen Anschauung der Zeit — zusammentreffen. Wohl sagt Schleiermacher, das Wesen Gottes an sich lasse sich nicht erkennen, während die Schüler Hegels es sehr genau kennen; aber ist der Hegel'sche Weltgeist etwas anderes, als der Schleiermacher'sche Gott? In Christo sei das Gottesbewußtseyn ein wahres Seyn Gottes gewesen; folgt daraus nicht, daß das Seyn Gottes eben auch wesentlich nur das Bewußtseyn, der in Christo kon„centrirte oder kulminirende Menschengeist ist? Schleiermachers Gott sei nur Substanz, nicht Subjekt, sagt man; aber ist denn der Hegel'sche Gott wahr-

Digitized by Google

haft Subjekt d. h. Persönlichkeit? Und wenngleich jener nicht ausdrücklich in einen Entwickelungsproceß geräth, ist nicht doch durch die in Christo vollendete Schöpfung des Menschen, welche zugleich erst das wahre Daseyn Gottes in der Menschheit ist, eine Entwickelung vorausgesetzt? Schleiermacher habe keine Trinität, sagt man; aber das Eingehen Gottes in die Welt, das Erscheinen desselben in Christo, das Auseinandergehen Christi in die Gemeinde, ist das etwas wesentlich anderes, als die Hegel'sche Trinität, wo es ja auch mit dem Unterschiede in Gott nicht Ernst wird, bis Gott in sein Anderes umschlägt, und aus diesem in Christo und der Gemeinde sich zurücknimmt? Die Schleiermacher'sche Christologie, ist sie im Wesentlichen nicht dieselbe mit der Ansicht desjenigen Theils der Hegel'schen Schule, der den historischen Christus stehen läßt, und nur sein Jetzt noch Gegenwärtigseyn leugnet? Schleiermacher verlegt die Versöhnung in das subjektive Ich; bei Hegel ist die Versöhnung eine an sich seiende; aber bei keinem von beiden ist sie ein objektives Faktum, sondern auch beim letztern bin ich dann wirklich versöhnt, wenn ich mich versöhnt weiß. Ueber Schleiermachers Lehre von der Unsterblichkeit und der Wiederbringung urtheilt Strauß sehr richtig, daß sie an sehr schwachem Nagel hängen; wo bleibt uns also hinsichtlich der materiellen Erkenntnisse noch ein erheblicher Unterschied übrig? Schleiermacher kommt von unten her, Hegel von oben her, aber sie treffen zusammen in der Weltanschauung unsrer Zeit. — Doch, haben wir denn nicht oben an dem neuern Supernaturalismus gerühmt, daß er diese Weltanschauung theile? Gewiß, die Immanenz Gottes in der Welt ist ein wesentliches Moment unseres Bewußtseyns; sie ist eine wesentlich christliche und biblische Idee, und Schleiermachers Verdienst ist es, sie mit dem kirchlich-christlichen Bewußtseyn geeinigt dargestellt zu haben. Aber neben ihr ist, wie in der h. Schrift ausgesprochen, so uns gleich wesentlich ein anderes Moment eingeboren, die Idee der Persönlichkeit; in den bisherigen Systemen ist der Widerspruch beider nur durch Vernichtung des einen Momentes gehoben worden; es ist nun das Problem der Theologie und Philosophie, für Beide die Einheit zu finden.

Predigten.

2) Neue Postille oder Predigten auf alle Sonn- und Festtagsevangelien eines Kirchenjahres von Dr. H. H. Meyer. ꝛc. (Beschluß.)

Schließlich ist noch von der Gerechtigkeit der ewigen Liebe die Rede. Hier heißt es unter Anderem: „Sie (die ewige Liebe) verzeiht. Aber das Gute, die Tugend, die Vollkommenheit, die Seligkeit, die er hätte erringen sollen und können, der Sünder, — sie erhält er in dem Grade nun und nimmer, in alle Ewigkeit nicht zurück!" Zurück? hat er sie denn schon gehabt? Und wer überhaupt hat sie denn schon „errungen"? Wir sollen ja vielmehr Alle, weil wir eben Alle Sünder sind, die ewige Seligkeit aus Gnaden erlangen, wenn wir Buße thun und glauben an den Herrn Jesum Christum. Dagegen Hr. Meyer (am Schlusse der Predigt): „Alle deine Kinder schließt du in die Arme, den reuigen Sünder auch; aber deiner Liebe Vollmacht kann nur der Gute, der Fromme, der Reine, der Schuldlose genießen!" — also (Ps. 14, 3.) Keiner! — Welche Verdrehungen der christlichen Wahrheit!

Es wäre allerdings ungerecht, den Verf. dieser Postille etwa bloß nach der hier recensirten Predigt beurtheilen zu wollen; manche andre sind besser, schließen sich auch wohl zuweilen, aber selten, inniger an den Text an, fassen diesen fester und eigenthümlicher auf und zeugen nicht ganz unwürdig von Christo; nur daneben doch immer wieder so viel Wortschwall, so viel Wässeriges und Mattes oder Ueberladenes und Schwülstiges, daß wir bei unserm obigen allgemeinen Urtheile über die neue Postille stehen bleiben müssen.

Wir theilen zum Schlusse noch einige Predigthauptsätze mit. Am zweiten Weihnachtstage: „Das Weihnachtsfest, ein ewiges Geburtsfest unsers angebeteten Meisters für uns und in uns." Am Sonntage Estomihi: „Der Herr heilet die Blinden am Wege des Lebens, wie sonst, so heute." Am zweiten Ostertage: „Der Herr öffnet auch jetzt noch den Seinen das Auge, daß sie ihn erkennen." Am Sonntage Mis. Dom.: „Ein Hirt, eine Heerde soll werden, wird werden, wird." Am vierzehnten Sonntage nach Trin.: „Die Aussätzigen unsrer Zeit und ihre Heilung bei dem Herrn."

Sprachunrichtigkeiten wie: „der reichen Sternen," „unüberschwänglich" ꝛc. oder Konstruktionen wie: „Denn auch sie (die ewige Liebe) läßt die Sonne aufgehen über Ungerechte" ꝛc. statt: „denn auch über Ungerechte läßt sie ihre Sonne aufgehen" ꝛc. sind sehr störend.

Möge der Hr. Verf. den zweiten Theil dieser Postille nicht eher erscheinen lassen, als bis er im Stande ist, ihr noch in mancher Beziehung eine größere Vollendung zu geben, möchten namentlich die Anklänge des ächten christlichen Glaubens immer voller und — immer reiner aus seinen Predigten hervortönen! — Der Druck ist gut, das Papier etwas grau. X.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 16. Februar. **Nr. 11.** 1841.

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß. Erster Bd. Tübingen bei C. F. Osiander, Stuttgart bei F. H. Köhler. 1840. Pr. 3 Thlr. 4 Gr.

Erster Artikel.

Vielleicht mehr als je einem Vertreter kirchlich wissenschaftlicher Richtungen ist es Strauß widerfahren, allseitig von seiner Zeit der entschiedensten Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden. Ein junger Mann, der zwar das Talent hat, Wirren und Widersprüche allenthalben mit Schärfe nachzuweisen, aber sich als unfähig erkennen muß, das geforderte, historische Zwischenglied zu ergänzen und die zerstörte Geschichte wieder neu aufzubauen, ein junger Mann, der durch den Umsturz eines allen Zeitmeinungen enthobenen Faktums eine Zeitphilosophie auf die Spitze treiben muß, deren Stifter und edelste Jünger entschieden anderer Meinung sind, der ein Faktum zu stürzen sich unterfängt, das achtzehn Jahrhunderte hindurch in mächtigster Wirklichkeit seine unerschöpfliche Lebensfülle über die edelsten Völker der Erde ausgegossen — Strauß müßte in einem Zustande, den sein Meister den „Wahnsinn des Eigendünkels“ nennt, gewesen seyn, wenn er damals, als sein Werk noch in seiner Hand war, der Fortbildung und Erziehung durch sein Zeitalter sich enthoben gemeint hätte. Wie gesagt und bekannt, er fand eine günstige Zeit. Hoffentlich wird er die mächtige Wirkung der innern Dignität seines Werkes nicht allein zuschreiben. Die Zeit hätte politisch nur ein wenig anders stehen können, ein tüchtiger allseitig gewachsener Mann hätte, was Lessing nach Claudius' Ausdrucke bei dem Fragmentisten that, jedem Zweifel gleich von vorn herein einen Maulkorb umhängen können, und es wäre ihm gegangen, wie nach seiner eigenen (adoptirten) Bemerkung es seinem Lieblinge Spinoza ging, er würde bald „zum todten Hunde“ geworden seyn, von dem es sich noch früge, ob er sich je im Grabe wieder geregt hätte. Und wenn auch. Er wird sein Werk nicht mit seines Meisters Phänomenologie vergleichen wollen, wenn von wissenschaftlicher Tüchtigkeit die Rede ist. Was wußte man bis in unser Jahrzehend viel von dem in den Kriegsjahren erschienenen Werke?

Es ist die Art der göttlichen Erziehung im größern und im kleinern Kreise, den wahrhaft Berufenen (nicht gerade nur im christlichen Sinne) diejenigen Geister, welche ihnen Anfangs als unklare und unberuhigte Möglichkeiten in der eignen Brust gährten, im Verlaufe des Lebens von außen als abgeschlossene Charaktere, weithingreifende Richtungen, erschütternde Bewegungen und Schicksale, begegnen zu lassen, um durch den Ernst des Lebens den Meister und seine Sache zu reinigen zu erziehen, zu kräftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Katechetik.

Leitfaden zum Konfirmanden-Unterrichte. Nachgelassenes Manuskript von Dr. W. Voigt, Lic. d. Th., zweitem Pred. an der Altstädts-Kirche zu Thorn. Herausgeg. von B. Jacobi, Oberpfarrer zu Petershagen. Leipzig bei Tauchnitz 1840. VI. u. 56 S. 8. geh. Pr. 10 Gr.

Der Verfasser dieses Büchleins ist der gelehrten Welt eigentlich erst bekannt geworden, nachdem Lob

Digitized by Google

und Tadel der Recensenten ihn nicht mehr erreicht. Zuerst durch die von seinem Freunde und Amtsgenossen Dr. Schröder veranstaltete Herausgabe eines Jahrganges seiner Predigten und nun durch diesen Leitfaden, dessen Herausgabe und Einführung wir dem Schwager des Heimgegangenen verdanken. Eine früher vom Verfasser selbst herausgegebene kleine Schrift (über Freiheit und Nothwendigkeit Leipz. 1827. b. Sühring) scheint weniger beachtet zu seyn; ein Schicksal, was in unsern Tagen dem Besten neben dem Schlechtesten gleichmäßig bereitet seyn kann, „denn viel Büchermachens ist kein Ende," und die Leser sind übersättigt und mißtrauisch. Es ist zu hoffen, daß die eben genannte Predigtsammlung sich über Fluth hält und unter der Menge ihrer vor- und nachgebornen Schwestern den ihr gebührenden Ehrenplatz behauptet. Da wird denn in ihrem Schutz der uns zur Anzeige vorliegende Leitfaden sich mit oben halten, sonst ist sein Umfang zu klein und seine Bestimmung zu bescheiden, um darauf, ohne von einem Namen getragen zu werden, Rechnung machen zu dürfen.

Ref. ist es schon als ein Unstern erschienen, daß das Büchlein gerade ihm zur Anzeige in die Hände gefallen ist, da er gegen alle solche Leitfaden, welche an die Stelle der kirchlich recipirten Katechismen treten wollen, eine große Mißgunst trägt. Er kann nie unterlassen zu fragen: Aus waser Macht thust du das? Es ist mehr als nur unstatthaft, es ist für die Kirche und ihre Entwickelung verderblich, wenn jeder Pastor glaubt mit seinem eigenen Katechismus hervortreten und denselben seinen Katechumenen in die Hände geben zu dürfen, er, der da an seiner Stelle nicht steht auf eigene Hand, und dem die Katechumenen nicht gekommen sind um seiner Person willen, sondern der hier ein öffentliches Amt verwaltet und unter öffentlichem Vertrauen und heiliger Verpflichtung steht, unter die seine zufällige Subjektivität wissen soll sich zu beugen, wenn er aus dem Kreis der Subjektivität, aus den einfachen Privatverhältnissen herauszutreten überall sich will für berechtigt halten.

Schlimm ist es freilich, wenn der recipirte Landeskatechismus ganz unkirchlich ist, und es muß da vielleicht das sonst Tadelnswerthe, als unter zweien Uebeln das geringste, zugestanden werden. Es früge sich nun, ob unter solchen Verhältnissen der vorliegende Leitfaden geeignet ist, Lehrern und Kindern in die Hände gegeben zu werden. In Bezug auf die Kinder muß aber das geradezu geleugnet werden, — es taugt nicht, den Katechumenen einen Katechismus darzubieten, der die Sprache der Reflexion führt, in welchem der Verstand spricht, nicht das Gemüth; die Theologie, nicht der Glaube; in welchem die Begriffe gespaltet und gegen einander abgewogen werden, „dazu die Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen." Dies aber ist hier der Fall. So schlägt sich in dem Artikel der Rechtfertigung die protestantische Gerechterklärung mit der katholischen Gerechtmachung, und in der Eschatologie entspinnt sich eine weitläufige Debatte über den Zwischenzustand, in welcher das Für und Gegen, zwar gründlich und mit feiner Exegese, aber nicht für Katechumenen abgewogen wird. So etwas macht die Kinder konfus, und das sind sie so schon zur Genüge. Es scheint überhaupt, als ob nunmehr Prediger lange Zeit gebrauchen um zu erfahren, was unsere vierzehnjährigen Buben und Mädchen fassen und nicht fassen. Den Katechumenen muß kurz und rund und bündig, in plastischer Sprache, in fester, gleichmäßiger, immer wiederkehrender Form gesagt und bezeugt werden, was sie glauben und worauf sie leben und sterben sollen, — und damit Basta! Wie Luther sprach, so lernet sprechen und dann schreibt Katechismen. Die Sprache sey rhythmisch, wie in Luther's Erklärung der drei Artikel; der Gedanke schäle sich rein heraus, wie das Ei aus der Schale, wie der Tropfen aus der Wolke; der Katechismus schließe sich von Anfang bis zu Ende in künstlerisch vollendeter Form rein ab, so daß ein Grundton sich durch das Ganze hindurchziehe und in entsprechenden Wendungen, wie ein rother Faden wiederkehre, nicht nach der Logik, sondern eher nach der Mnemonik. Katechismen zu schreiben ist nicht eine Aufgabe der Wissenschaft, sondern des Talentes, nicht des Talentes, sondern des Genies. Es ist nicht auszusprechen, wie sehr in dieser Beziehung gegen den heiligen Geist in der Kirche und in den Kindern gesündiget wird, und das auch in solchen Lehrbüchern, denen man evangelischen Glauben im Allgemeinen nicht absprechen kann. So glaubt Ref. wenn nicht dem Mitpilger, so doch dem Vollendeten aus der Seele zu sprechen, wenn er dem Buche den Eingang in den Kreis der Katechumenen versagt.

Ganz anders stellt sich die Sache, wenn gefragt wird, in wie weit dasselbe in Ermangelung eines tüchtigen Landeskatechismus dem Lehrer zum Leitfaden dienen könne. Zwar hält Ref. für seine Person von unsichtbaren Fäden keine große Stücke; man giebt dabei den Schülern zu wenig Handfestes, Behaltbares. Ist der Landeskatechismus blos äußerlich legitim, innerlich aber revolutionair, d. h. gegen den Geist der Kirche, so würde ich in lutherischen oder unirten Gemeinden immer noch zu Luthers Katechismus für Lehrer und Schüler, wie in reformirten Gemeinden zu dem Heidelberger Katechismus rathen, damit doch die Katechumenen etwas in Händen haben, was sie behal-

Digitized by Google

ten und was auch Hände und Füße hat, woran sie es anfassen können. Es giebt indessen manche Prediger, welche sich in jener mächtigen Vergangenheit weniger heimisch fühlen und in neueren Formen und Weisen natürlicher bewegen. Denen muß es, so lange ihnen ihre Landeskirche nichts Tüchtiges und namentlich nichts Kirchliches bietet, freilich unbenommen bleiben, ihren eigenen Weg zu gehen, und da ist es denn natürlich und löblich, sich unter den Zeitgenossen umzusehen und sich entweder durch Einen im Ganzen und Einzelnen leiten oder durch Mehrere erinnern, orientiren, warnen und auf fruchtbare Gedanken führen zu lassen. Da ist nun der vorliegende Leitfaden so recht an seinem Platze und wer in diesem Sinne Alles prüfen und das Beste behalten will, muß ihn von seiner Durchmusterung ja nicht ausschließen. Schwerlich wird ihn jemand auf seinem ganzen Wege begleiten wollen, aber treffliche Winke, fruchtbare Bemerkungen wird er dem kleinen Büchlein viele entheben. Sich ihm ganz anzuschließen gestattet kaum die scharf ausgeprägte Individualität. Im Wesentlichen der evangelischen Kirchenlehre zugethan hat der Verf. doch, wie man bald sieht, sich Alles in seiner eigenen Weise entwickelt und zurechtgelegt. So weckt er zum Widerspruch und zum Selbstforschen, eben weil es nicht hohler Wiederhall ist, was man lieset, sondern der Mann selbst spricht.

Nach allem diesem stimmt Ref. über den Werth und die Bedeutung dieser Schrift ganz mit dem Herausgeber überein. Nachdem derselbe in dem kurzen Vorworte erzählt, wie der Verf. selbst um einiger Abweichungen von der Kirchenlehre willen mit der Herausgabe gezögert und ihm eben aus diesem Grunde auch in formeller Beziehung besonders noch nicht die letzte Sorge gewidmet habe, fährt er fort: „Wenn ich es nun dennoch wage, das Manuskript so, wie es sich in seinem Nachlasse fand, zu veröffentlichen, so leitet mich dabei der Gedanke, daß diese Arbeit des Seligen jetzt — nach seinem Heimgange — nicht mehr mit dem Anspruche auf Befriedigung eines kirchlichen Bedürfnisses hervortritt, sondern einfach die theologische Denkweise eines mit großem Scharfsinn begabten, selbständig forschenden Gottesgelehrten zur öffentlichen Kenntniß bringt. Es schien mir nämlich wünschenswerth, daß die sehr eigenthümlichen Resultate, auf welche tieferes Schriftstudium den seligen Freund geführt hatte, für das theologische Publikum nicht verloren gingen. Denn ohne mich zu denselben zu bekennen, halte ich sie für bedeutend genug, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen und weiter besprochen zu werden." So ist das Buch am richtigsten gewürdigt, mit der Offenheit eines Freundes, mit der Bescheidenheit eines Verwandten.

Die Abweichung von der Kirchenlehre trifft hauptsächlich den Artikel von der Rechtfertigung. Es möchte aber doch der Verf. hier weniger im Einzelnen etwas Eigenthümliches, noch nicht ebenso Vorgekommenes haben, als in der Art und Weise, wie sich diese Abweichung mit der Totalität seines Denkens verknüpft hat. Er stellt, in einer gewissen Hinneigung zum Pelagianismus, den natürlichen Menschen außerhalb des Offenbarungskreises so dar, daß ihm die Möglichkeit einer wahren, wenn schon unvollständigen natürlichen Religion bleibt (§. 4.), die freilich nirgends wirklich geworden sei. Diese Behauptung einer sich nie und nirgends als reell bethätigenden Möglichkeit geht im Grunde, wie der Kant'sche kategorische Imperativ, von der geheimen Ueberzeugung aus, als ob es mit dem Menschen noch res integra sei, und als müsse er doch können, was seine Idee von ihm verlangt, und eben darum Gott in seinem Gesetz fordert, wenn er nur ernstlich wollte. Aber in unserm gegenwärtigen Zustande ist die niemals ganz verschwindende Ueberzeugung: du könntest das Sündigen wohl lassen, wenn du nur wolltest — nichts weiter als das Gespenst der ursprünglichen Freiheit, welches umgeht und uns verklaget. Wir könnten freilich was wir wollten, wenn wir wären, wie wir sollten, und das Soll des kategorischen Imperativs steht allerdings da als unser wahrer und rechtmäßiger Verkläger, nicht weil wir demselben gehorsam seyn könnten, sondern weil wir ihm sollten gehorsam seyn können.

Dieses pelagianische Element kommt nun, wie es nicht anders seyn kann, in der Lehre von der Rechtfertigung wieder zum Vorschein. Zwar bleibt die Definition der Rechtfertigung, wie sie §. 38. gegeben wird, noch rein protestantisch und hält sich ausschließlich an das richterliche Verhältniß Gottes zu dem schuldigen Menschen. Wie unmöglich es aber ist, sich vor dem Rückfall in die katholische Rechtfertigungslehre zu bewahren, wenn die protestantische Strenge und Entschiedenheit in der Lehre von der natürlichen Beschaffenheit des Menschen verleugnet ist, tritt sofort vor Augen. Der hier ausgewiesene Katholicismus tritt nämlich durch die Melanchthon-Majoristische Hinterthüre alsbald wieder herein, und an die Stelle des ursprünglichen evangelischen Bekenntnisses tritt die Augustana variata. Die Form, unter welcher dieses geschieht, besteht in der Unterscheidung zwischen der Bedingung unserer Rechtfertigung und der Bedingung unserer Seligkeit. Es ist nicht uninteressant, hierüber den Verfasser selbst zu vernehmen. Das Wesentliche findet sich in den §§. 35—40. in folgender Weise ausgesprochen: „Das durch Jesum Christum möglich gemachte Heil ist ein allgemeines, aber nur durch Buße und Glaube kann der Mensch desselben theilhaf-

Digitized by Google

tig werden. Die Buße ist eine gänzliche Sinnesänderung des Menschen und erfordert daher vor allen Dingen Erkenntniß, Bereuen, und Bekenntniß der Sünde. Der Glaube, mit welchem sich die Buße verbinden muß, ist die feste Ueberzeugung, daß Jesus Christus unser Heiland sei und daß wir allein um seinetwillen Gnade und Seligkeit erlangen. Dieser Glaube rechtfertigt. Weil aber der Glaube, wenn er uns der Vergebung der Sünden theilhaftig machen soll, nothwendig mit der Buße verbunden sein muß, so kann der seligmachende Glaube nicht blos in dem Sinne gerecht machen, daß wir von der bereits verdienten Strafe freigesprochen werden, sondern er muß es auch in dem Sinne, daß wir aufhören neue Strafe zu verschulden, oder mit andern Worten: der seligmachende Glaube ist nicht blos ein rechtfertigender, sondern zugleich ein lebendiger, d. h. thätig durch die Liebe und fruchtbar in guten Werken. Wie also der Vergebung der Sünden ungeachtet, so ist natürlich auch des Glaubens an dieselbe ungeachtet, eigne Heiligung in treuer Nachfolge Jesu Christi unerläßliche Bedingung der Seligkeit."

Alles dieses könnte unbedenklich erscheinen, wenn nicht die Glaubensgerechtigkeit und Glaubensseligkeit im Reformationszeitalter so klar und entschieden durchgefochten und so gleichmäßig symbolisch fixirt wäre; so aber ist es ein Rückschritt in die alte Verwirrung und Unklarheit des unbestimmten Lehrtypus. Mit der Konkordienformel steht der Verf. in einem fast, wie es scheinen will, geflissentlich hervorgehobenen Widerspruch; denn gerade die bestimmte Wendung, welche der Verf. seiner Theorie von der Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit giebt, verwirft die Konkordienformel da wo sie die Kirchenlehre den durch Melanchthon und die Interims eindringenden systematischen Elementen gegenüber fixirt. „Sed et hic error, so heißt es in der solida declaratio, reiiciendus est cum docetur: hominem alio modo seu per aliquid aliud salvari, quam per id, quo coram Deo iustificatur, ita, ut sine operibus per solam fidem coram Deo iustificemur, sed tamen absque operibus salutem aeternam consequi impossibile sit." Die Konkordienformel ist hier nach des Ref. Ueberzeugung vollkommen im Rechte. Alle Versuche von dem Sola fide loszukommen sind verderblich, denn sie führen zu der katholischen Vermengung des Artikels von der Rechtfertigung mit dem von der Heiligung zurück und sind gegen den Augapfel unserer evangelischen Kirche gerichtet. Daß aber dieser Rückfall immer aufs Neue erfolgt, hat seinen Grund nicht bloß in einem löblichen obwohl falsch verstandenen praktischen Interesse, sondern zugleich in einem Mangel an der den Reformatoren eigenen Schärfe und Kühnheit des Gedankens. Man versteht es nicht, dasjenige begrifflich auseinander zu halten was in der konkreten Erscheinung immer verbunden ist; und doch ist hier der Ausdruck der Reformatoren so vollendet und so klar! Ref. erinnert nur an das auch in der Konkordienformel citirte Wort Luther's: Bene conveniunt et inseparabiliter connexa sunt fides et opera; sed sola fides est quae apprehendit benedictionem sine operibus, et tamen nunquam est sola. Dieses luthersche „sola fides est, et tamen nunquam est sola" will Vielen nicht einleuchten, und das ist die Macht des Katholicismus in der Lehre. Ref. ist der festen Ueberzeugung, daß jede Abweichung von der reinen evangelischen Rechtfertigungslehre uns unabänderlich dem alten Irrsal der Werkgerechtigkeit, der verdienstlichen Askese und der Heilsungewißheit zuführt, der gegenüber dann das opus operatum aushelfend eintritt. Mag also die protestantische Lehre von der Glaubensgerechtigkeit nicht ohne Gefahr

seyn, ihr Gegentheil ist ohne Segen, und jedenfalls liegt jene mehr nach der Seite der göttlichen Thorheit, dieses mehr nach der Seite der menschlichen Weisheit. Aber freilich, auch das Tertullianische: Credo quia absurdum est, will Vielen nicht einleuchten; meint doch unser Verf. „was den Glauben mit Recht in Anspruch nehmen solle, müsse auch den Verstand vollkommen befriedigen." Eine richtige Deutung läßt dieses Wort zu, dem einfachsten Sinne nach ist es aber eben so unstatthaft, als wenn jemand sagen wollte: Was den Gehorsam mit Recht in Anspruch nehmen soll, muß auch die Neigungen vollkommen befriedigen. Da heißt es: Halt an dem Vorbild der heilsamen Worte!

So sehr nun Ref. in der Lehre von der Sünde und Gnade, dem Verf. von dem Grunde des reinen und folgerechten Protestantismus aus widersprechen muß, so macht dennoch sein Werk auf ihn den Eindruck des evangelischen Sinnes und Geistes, und das zwar aus dem Grunde, weil die pelagianischen Elemente bei ihr das verschwindende Moment bilden, dem er sich abwendet, während sie im Katholicismus das beginnende Moment bilden, dem er sich zuwendet. Der Verf. hat sich aus dem noch weit hinter Pelagius liegenden Rationalismus hervorgearbeitet und ist in der Richtung zur lautern evangelischen Wahrheit, die er in einigen Stücken in der Theorie noch nicht erreicht hat, wie sie im Leben keiner erreicht; die katholische Kirche dagegen hat sich von dem äußerlich als Heiliger verehrten Augustinus abgewendet und ihr Gesicht ist, indem sie im Semipelagianismus steht, dem Pelagius zugewendet. Das aber ist eine wichtige Regel in der Beurtheilung von Personen und Verhältnissen, daß man ihnen nicht bloß auf die Füße sieht, wo sie gerade stehen, sondern auch ins Angesicht, wohin sie sehen. Wie sehr der Verf. mit seinem Leben in der evangelischen Kirche wurzelte, sieht man daraus, daß er bei seiner sonst supponirten Möglichkeit einer wahren natürlichen Religion, dieser doch sofort mit Entschiedenheit Eins entzieht, nämlich die Beantwortung der Frage: Wie sollen wir selig werden, da wir doch Sünder sind? Diese Frage zum Ausgangspunkt nehmen und in ihr die Nothwendigkeit der Offenbarung koncentriren ist ächt protestantisch. Wie denn auch die dem Pelagianismus eigenthümliche oberflächliche Sündenerkenntniß, obwohl seine Dogmatik noch hin und wieder davon influenzirt ist, dennoch da, wo er ausdrücklich von der Sünde redet, von ihm nicht getheilt wird, sondern er namentlich auch die unwissentlichen und unvorsätzlichen Sünden mit Berufung auf Luc. 12, 47 u. 48. für strafbar erklärt, §. 21—24.

Gern folgte Ref. nun auch dem Verf. noch in seine Exposition über die letzten Dinge. Da uns aber diese Anzeige unter den Händen angewachsen ist, so sei der geneigte Leser auf das Buch selbst verwiesen, und hier nur noch die Bemerkung hinzugefügt, daß die Eschatologie mit großer Vorliebe bearbeitet ist und neben sehr gefährlichen Theorien z. B. von der Wiederbringung aller Dinge, der Bezweiflung einer Auferstehung der Gottlosen, doch auch gründliche exegetische Studien beurkundet. Am dürftigsten sind die Gnadenmittel bedacht, und die Lehre von den Sakramenten und von der Kirche ist mehr im reformirten als im lutherischen Sinn behandelt.

Dem Herausgeber wie dem Verleger sei schließlich noch unser herzlicher Dank gesagt, jenem, daß er ein an eigenthümlichen Gedanken und feinen Bemerkungen reiches Werkchen dem Publikum nicht um einzelner Mängel willen vorenthalten, und diesem, daß er es durch Druck und Papier so freundlich ausgestattet hat.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 20. Februar. **Nr. 12.** 1841.

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedr. Strauß u. s. w.

(Fortsetzung.)

So begegneten dem Manne Gottes, Luthern, der Anfangs im dunklen Drange, in unklarem Bewußtseyn, in breiten Sympathien nur eine Frage an sein Zeitalter gethan, im raschen Wechsel all die menschlichen und falschen Geister, welche der allseitige Drang nach Reform um das Werk des heiligen Geistes sammelte, der selbstselige Enthusiasmus und das unkirchliche Abbrechen in den Männern um Karlstadt, politische Neuerung und Freiheitstaumel in den Sickingen und Bauern, die moderne Aufklärung im Erasmus, die ungeschichtliche flachverständig abgrenzende Manier der Wälschen in den Reformirten, und gegen sie streitend, stritt er gegen Mächte und Gewalten seiner eigenen Sache und ließ sich reinigen und erziehen durch sein Zeitalter, um, sein größter Sohn, es wieder reinigen und erziehen zu können.

Das Straußische Wort hat in den verwichenen fünf Jahren den Weg von Europa gemacht. Es hat, wie keines, ein Schicksal gehabt. Die Bewegung im größern Leben ist ohne dies Wort nicht zu begreifen. Hat und wie hat Strauß durch sein und seines Wortes Schicksal sich erziehen lassen?

Der Geist, welcher das Leben Jesu hervorgerufen, die sittlich wissenschaftliche Richtung, der es angehört, ist in den verwichenen Jahren zu einer lauten Stimme geworden. Es ist die negative Seite der Hegel'schen Schule. Daß sie sich geltend gemacht, wer mag es ihr verdenken? Wer mag ihr im Allgemeinen ein Streben nach Wahrheit vorenthalten, dieser apostolischen „Gemeinde der Wissenden", unter der die Namen Vatke, Baur, Ruge, Feuerbach, Frauenstädt, Meyen, Daumer u. s. w. Da sie aber eine Mustergemeinde seyn will, von deren wissenschaftlichem Streben das Heil der Menschheit ausgehen soll, so muß doch als Maaßstab für Wissende und Vorstellende, als vorläufiger menschlicher Prüfungskanon, als Zeugniß, wodurch die Hinaufzuziehenden zunächst gewonnen und gedeckt werden, das sittliche Wie (nicht was, sondern wie sie ihre Sache geltend gemacht) gelten. Jede Gemeinde, und wenn sie um den Teufel sich sammelt, muß eine sittliche Zucht, ein Gesetz und eine Macht der Einheit anerkennen. Wie denn auch Christus sagt, daß der Teufel Oberster seinen Namen nicht hergebe zur Zerrüttung seines Hauses. Wie verfahren die Wissenden gegen die anderen Wissenden desselben Hauses? Natürlich muß man sich hier nicht an die Figuren halten, welchen wie z. B. Baur, vielleicht auch Vatke, Stellung und Neigung rein gelehrte Gebiete und außerdem Vorsicht anrathen, sondern an die, welche sich berufen fühlen, die Ergebnisse mehr in's Leben überzuspielen. Es ist somit am meisten das Missionsorgan dieser Partei, die Hallischen Jahrbücher, zu beachten. Die bedeutendste und edelste Erscheinung in der Schule ist ohne Frage Göschel. Nun frage ich, was haben die Ruge an plumpen Witzeleien, die Michelet an wälscher Parteiwuth, die Meyen an Gemeinheit, die Vatke und Strauß selbst an scharfen Bemerkungen unversucht gelassen, um den Mann lächerlich, zu einem wissenschaftlichen Nichts zu machen? Kann man Jemanden Aergeres anthun, als Strauß B. Bauer und Hinrichs angethan? Sollten vielleicht die „nicht unberühmten Dogmatiken, welche einer Wurstmasse gleichen, in der etwa die orthodoxe Kirchenlehre das Fleisch, Schleiermacher'sche Theologie den Speck und Hegel'sche Philosopheme das Gewürz vorstellen" (Chr. Glaubensl. S. 70.) aus dem

Digitized by Google

Marheineke'schen „Kessel" hervorgegangen seyn, in welchem von dem gekochten kirchlichen Dogma „nur das oberste Fett abgeschöpft wird"? (Strtschr. 3. H. S. 59.) — So die Gemeinde der Wissenden gegen die Brüdergeister aus demselben Hause. Und wie gegen Wissende aus andern Schulen? Wenn man die Rationalisten zu den Wissenden rechnen will, so hat wohl die vornehme Ironie, mit der die Hegel'sche Schule in jedem ihrer Glieder den Rationalismus belächelt und ob seines Dualismus als die größte spekulative Sünde in ernsten Darstellungen schildert, die große Spannung herbeigeführt, aus der z. B. ein nicht gern zu nennendes rationalist. Werk v. J. 1828 schreibt: „Ein Hang zur Mystik und zum Aberglauben, wie zu einer poetischen Schwärmerei schimmert (in naturphilosophischen Erzeugnissen) überall hindurch und — ohne klares Bewußtseyn reden und schreiben ἄῤῥητα ῥήματα Hegel und Hinrichs. Dieser traurige Mysticismus hat sich nur zu vieler Theologen bemächtigt; der donnernde Harms, wie Marheineke, Tholuck, de Wette — sind bereits von ihm angesteckt. Aber — ihre Stunde wird kommen und vor dem Lichte, das da leuchtet, wird die Finsterniß fliehen und ächte Frömmigkeit, wahrhafte Aufklärung und freundliche Toleranz wieder Hand in Hand wandeln und das irdische Leben immer mehr verklären. Ich beschwöre Sie, bei Allem, was Ihnen heilig ist, suchen Sie sich rein zu halten von jenem dunklen trüben Mysticismus, wenn Ihre zeitliche Ruhe und ewige Seligkeit Ihnen lieb ist" — eine Spannung, die einen Mann von offenbar „wahrer Aufklärung und freundlicher Toleranz" Bretschneider, oder wer in dessen A. K. Z. des Auff. Verf. war, die s. g. Leo'sche Denunciation äußerst freundlich besprechen hieß. Rec. kennt einen ebenso aufgeklärten als toleranten Kantischen Philosophen, der die Cholera, an der Hegel gestorben ist, als Gottes Strafzeichen ansieht. Herbart schlägt man Hegel'scher Seits im Allgemeinen zu Kant; genauere Notiz zu nehmen, hat die Schule noch keine Zeit gehabt. Michelet's Darstellung und Beurtheilung bezeichnete eine heftige Leipziger Remonstration als ganz untreu. Der elastische Rosenkranz, nach Michelet Herbart's nothwendiger Ersatzmann, verstand sich jedoch, ihn als eine Art Moment in der Philosophie unserer Zeit anzuerkennen. Als Schelling, den man zwar als den „Entdecker des neuen Landes der Spekulation" anerkannte, aber bereits als Moment beseitigt, oder, wie Gans, zu den Todten geschlagen hatte, eine neue Epoche ankündigte, schüttelten Alle verdrießlich die „dürftigen Köpfe" und deuteten, in glimpflichster Weise übrigens, auf die Waffen. Nichts weniger aber als Rücksicht beobachtete man gegen Schelling's angebliche Schüler. Was für Was-

ser- und Schlammmassen ergoß der Hallische Schlammvulkan über Chalybäus, Fichte, und alle „Hinausgegangenen". Auch Strauß kommt es nicht auf Abgeschmacktheiten ja Frivolitäten an, wo es gegen Fichte d. J. und Weiße gilt. Ich sage Abgeschmacktheiten. S. 495. heißt es: „die rechten (orthodoxen) Philosophen müssen wir erst noch kennen lernen, es sind die nach- und überhegel'schen Spekulanten, welche die Wunden des Glaubens zu verbinden, die gefährlichen Zähne — — hört ihr die Trompete? es kommt die Gasse herunter: Dulkamara oder sein Diener hält mit dem Pferde still; so hört doch ihr Leute, er will reden!" Es folgen Weiße's Worte. Ich sage Frivolitäten. S. 522. spricht Strauß über die bekannte philosophische Forderung Fichte's, daß die Gottheit ein einfach ruhend Auge haben müsse: „Wozu das Kunststück, da es (das Absolute) schon natürliche Augen hat, ihm noch welche einsetzen zu wollen, die ja als eingesetzte doch nur Glasaugen seyn könnten." So die „Gemeinde der Wissenden" gegen Wissende aus andern Richtungen. Und wie gegen die Menschen der Vorstellung, des Glaubens? Daß Rosenkranz in der Vorrede zur Kritik Schleiermacher's dem Glauben, der der Wissenschaft ihr Recht streitig machen wolle, in einer heroischen Stubenaufwallung heiße Kämpfe entbot, konnte man ihm gerade nicht verdenken. Hören wir Strauß. Gleich am Anfange der Dogmatik erzählt er, welch „schöne hoffnungsreiche Friedenstage es gewesen seien, am Anfange des Jahrzehends, als durch Verschwägerung beider Häuser dem alten Hader zwischen Philosophie und Christenthum ein Ziel gesetzt worden zu seyn schien." Es habe geschienen, als wenn eine alte Weissagung jetzt erst erfüllt sei. „Da sah man wirklich laut der Verheißung, manches Schaf bei den Wölfen liegen, und sogar einzelne angebliche Löwen bewundernswerthe Fortschritte im Strohessen machen" — ja wohl! und wohl auch nach Maaßgabe von Strauß selbstgefälliger Bemerkung S. 2. „Heiteren Muthes ließ jetzt die theologische Jugend die Natter des Zweifels sich um Kopf und Busen spielen" — manchen Buben am Loche der Otter spielen. Doch in Betracht seiner Kampfgenossen muß man Strauß in seiner Stellung zum Glauben immer noch eine gewisse Mäßigung zuschreiben. Auch tritt sein in unserm Werke hie und da auftretendes paränetisches Talent in Schatten gegen das in der That große pamphletistische, welches in dem genannten Organe gegen Alles, was überhaupt auf historischen Fundamenten ruht, gegen alle Erscheinungen des Glaubens, gegen die bewährtesten Vertreter der Kirche tobt und schreit. Der berüchtigte Simson des freien Geistes, dessen ganze litterarische Speise bis hieher vom angeblich ge-

Digitized by Google

schlachteten Löwen ging, verfolgt durch alle Kreise der Gesellschaft bis zu dem Gesalbten hinauf die disiecta membra leonis — die Romantiker mit seinem Eselskinnbacken.

Nicht die Resultate, sondern der sittliche Geist, der diese Resultate erzeugte, trug, geltend machte, hat den geistigen Adel von Deutschland diesen negativen Geistern fremd gestimmt. Weß Richtung er sonst sei, kein sittlich Bedeutender will sie. Man gönnt ihnen nicht einmal einen Untergang durch rechtliche Opposition. Man darf dem guten Geist des deutschen Volks vertrauen, der recht richtet. Strauß war ihrer einer. Was sagt er nun zu diesen Brudergeistern? Was zu diesen Trägern seiner Idee? Was dünkt ihm von diesem Kern der „Gemeinde der Wissenden"? Er, dem Persönlichkeit und Stellung mehr als einem Andern sorgfältiges Achten auf seine Sympathien nahe legen, findet im Leben diese Konsequenzen, dieses Fleisch und Bein, diese Erndte. Und nun? Unsere Glaubenslehre heißt faktisch, sittlich und wissenschaftlich, diese Geister willkommen. Er hat sich Freunde gemacht, und läßt sich aufnehmen in ihre Hütten. Und wenn man doch nach seinem eignen Grundsatze, an ihren Früchten die Geister erkennen soll, was muß, wer diesen Sturm erndtet, gesäet haben? (Hos. 8, 7.)

Achten wir noch auf die anderweitigen Sympathien dieser Straußischen Motion. Was für Vögel waren es, die sich um dies Aas sammelten? Alle die, welche in der Zeit nichts zu verlieren und in der Ewigkeit nichts zu gewinnen hatten und darum die absolute Möglichkeit, Nichts zu bleiben oder Alles werden zu können, Freiheit des Geistes geheißen, anbeten, das Volk der Bewegung, die Tagesfliegen des Fortschrittes, die Polypen der Mode, die Augendiener des Zeitalters, die zu jeder Blase des Momentes sagen, sie sei göttlich und ewig, die Narren des Tages. Zuerst bot noch ein abgestandener Rest aus der Aufklärungsepoche eine Koalition, in der man sich gegenseitig Kant oder Hegel vergeben wollte, um im Nothfall gegen den Glauben eins seyn zu können. De Wette sprach von Anekdoten und Strauß reichte ihm in den Berl. Jahrb. die Hand. Die Hall. Jahrb., nachdem faktisch durch allseitige Vertretung Bretschneider's, D. Schulze's, Sintenis, des neuesten Pasquillanten auf Tholuck der Bund schon geschlossen, haben durch ein Neujahrsedikt v. J. 1841. den Vertrag definitiv abgeschlossen. — Gleich nach dem Erscheinen des Straußischen Leben Jesu verlautete, daß die Juden große Aufkäufe Behufs einer Judenpropaganda gemacht. Vielleicht nur ein Mythus aus dem Lessing'schen entstanden, somit ein Aftermythus, dem indeß eine richtige Idee zu Grunde liegt. Die Straußische That griff in die Judenepoche unseres

geistigen Treibens mächtig ein. Judenepoche? Wer weiß nicht in deutschen Landen, wie weit und tief in unsere innersten Lebenskreise anjetzt geschwungene Nasen hineinragen? Wer weiß nicht, daß, allwo das Leben vom Bruche aller geschichtlichen Grundlagen ausgeht, wo der momentane Kalkül Leben treibt, wo Liberalismus Freiheit, Aufklärung Geist heißt, allwo die mechanische Form unkeusch empfangene Lebensreflexe zu originellen Schöpfungen umraffiniren kann, allda der Söhne Israel Milch und Honig fleußt? Sind es nicht apostatische Juden, welche in alle Zeitungen den liberalen Knoblauch liefern, nicht Judengenossen, welche zuerst in den Sand- und Wüstenstrecken der neuern Philosophie ein jungdeutsches Gelüste nach den Fleischtöpfen Aegyptens anwandelte, nicht Israeliten, die alle Geschäftchen, welche ihre Zudringlichkeit unsern Notabilitäten abgenöthigt hat, zu Charakteristiken aufputzen, sind es nicht die Söhne der Messe, welche ihre Weltzerrissenheiten poetisch feilbieten? Und welche Partei war es doch, die Strauß stürmisch forderte? Wir erinnern uns noch an die schönen Uebergänge, welche Rosenkranz, Vischer, Ruge zu dem jungen Geschlechte angebahnt. Strauß wird nicht leugnen wollen, daß Liberalismus, Rationalismus, Abbruch des Geschichtlichen, pantheistische Inbrunst die Lebensbedingungen zur Begründung seines Kirchenthums sind. Und da die Kunst nicht nach Encyklopädien schafft, muß er vor der Hand mit den poetischen Weltgeistern der Heine, Scheffer, Pückler vorlieb nehmen. Es fällt uns nicht ein, Strauß zum Archisynagogen, zum Heerführer der Liberalen, zum Priester der Diener des Weltgeistes und Weltfleisches zu machen; nur muß der Mann, der eine Welt zerschlagen hat, um eine neue aufzubauen, sich die Frage gefallen lassen, was er als ganzer Mensch ist, und eine Beleuchtung, was für nothwendige Konsequenzen durch alle Kreise des Menschlichen sein Standpunkt hat. Wir mögen ihm die Verwirrungen, das offenbare Unheil, was seine Sache nach sich zieht und ziehen wird, nicht auf die Rechnung setzen: auch Christus brachte ein Schwert. Aber weß Art die Geister sind und seyn müssen, wenn sie seine Sache aufnehmen wollen, darf man doch fragen. Und wenn nach fünf bewegten Jahren solcher Erfahrungen Strauß zu der Ueberzeugung, die er, ein Jüngling, aussprach, mit solcher Entschiedenheit zurückkehrt, wie aus dem anzuzeigenden Werke erhellt, wenn er, wie Rec. aus öffentlichen Nachrichten zu Ohren gekommen, in der neuesten Auflage des Lebens Jesu, mit Hinweglassung alles Hinzugekommenen, nur den Text der ersten Auflage geben will, darf man doch fragen, ob Strauß, eingedenk daß der Geist der Geschichte Richtungen in Persönlichkeiten verwandelt, um Persönlichkeiten wie Richtungen zu behandeln, den Muth hat und das

Digitized by Google

Gewissen, Angesichts des Geistes der Wahrheit, für die Lebenskonsequenzen seiner Sache einzustehen? Wir fürchten, der Mann, der den Feuerbach, den Frauenstädt, den Daumer, den Michelet u. s. w. den Apostolat zuerkennen muß, wird sich noch zu Geistern bekennen müssen, von denen Shakespeare spricht: es ist ein Laster, sie zu kennen.

Und den Glauben der Kirche hat Strauß sich gegenüber nicht energielos gesehen. Er wurde seiner Repetentenstelle entsetzt. Seine Lehrer Steudel und Eschenmaier legten gegen ihn Zeugniß ab. Das Bekenntniß eines reichen Lebens im Dienste der kirchlichen Wissenschaft legte gegen ihn Neander in seinem Leben Jesu nieder; Tholuck erhärtete mit siegreichen Gründen die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, auch in weltlicher Bildung allseitig gewachsen; es antworteten Ullmann und Müller scharf in den Studien und Kritiken, Schleiermacherisch vermittelnd Schweizer, aus der eigenen Schule B. Bauer, J. Schaller, Göschel. In den Schweizerunruhen sah Strauß einen energischen Gegensatz in dem Volksglauben; wer zählt die gegensätzlichen Aussprüche christlicher Laien? Die Cölner Bewegungen ließen einen weitverbreiteten kirchlichen Hintergrund nach beiden Konfessionen hin erkennen, dem protestantischer Seits Leo seine Stimme lieh, dessen Sache gegen Straußens Genossen derselbe Mann herausgefordert führte.

Strauß trat in seinen Streitschriften gegen seine kirchlichen Gegner auf. Das Publikum schien indeß der in denselben gehandhabten Manier, welche in der That zuletzt wie ein ins Haus Einschlachten aussah, bei dem dritten Hefte überdrüssig. Zu einzelnen Gründen einzelne, gar nicht aus einer Totalanschauung herausgesprochene, Gegengründe, Aufstöbern wissenschaftlicher Schwächen, um aus einzelnen Widersprüchen auf die Richtigkeit der ganzen Opposition zu schließen, Ignoriren schwer zu beseitigender Momente oder geradezu gewaltthätiges Abhauen (z. B. der äußern Zeugnisse für die Authentie), Verschließen gegen tausend mittelbar zu berücksichtigende Konsequenzen (z. B. kirchenhistorische). Was sollte dabei herauskommen? Gerade aus solchen Parthien in diesen Streitschriften, wo über rein menschliche, künstlerische, politische, historische, spekulative Interessen Strauß sein Urtheil giebt, ist Rec. der Eindruck einer durchaus nicht urschöpferisch eigenthümlichen, wahrhaft tiefen, charaktervoll lebendigen Persönlichkeit geworden, sondern einer nach Hegel'schen Theorien ziemlich mechanisch konstruirten, deren vorwiegender Verstand fremde Erzeugnisse für ihre Zwecke zu organisiren versteht. Er mag sich mit den einzelnen Gegnern mit mehr oder weniger Schein abgefunden zu haben glauben: ist er wirklich mit dem Leben, dem einen, das in allen Persönlichkeiten seiner Gegner ihm entgegentritt, fertig? Glaubt er, diese Männer lügen oder träumen, wenn sie alle einstimmig Zeugniß ablegen von einer Gegenwart Christi, von einem von Christo durch seine Kirche ausgehenden göttlichen Leben, das nicht aus dem Staube des Menschlichen geschlagen, sondern himmlische Gabe und Gnade ist? Oder meint Strauß, wenn er sich mit einem Schemen und Schattenbilde von Glauben, das er mit Hülfe einer etwa gelenk reproducirenden Phantasie sich vormacht, auseinandergesetzt hat und eines solchen nothwendiges Verschwinden vor dem höhern Lichte des Wissens an den Fingern abdemonstriren kann, dies sei der Christen Glaube, der eines gefallenen Geschlechtes Schuld und Ohnmacht tilgt, und den Tod verschlingt in den Sieg?

Strauß denkt nun freilich im begreifenden Gedanken des innersten Wesens des Christenthums Meister zu seyn. Denn da alles Seyns und Lebens Wahrheit der Gedanke sei, so habe, wer den Gedanken des Lebens denkt, das Leben in seiner Wahrheit. Zu derselben aber führe die dialektische Konstruktion, welche aus rein logischem Mittel alle konkreten Gedanken entwickele. Glaubt er wirklich in der richtig bestimmten Kategorie des Lebens inne zu seyn? Nun so überfliege er im Gedanken einmal, wie der endliche durch den objektiven zu dem absoluten Geiste in der Kunst zuerst zurückkehrt und zwar innerhalb der vierten nothwendigen Verwirklichung der Kunstidee, in der Musik — und höre nun denkend eine Beethoven'sche Symphonie. Sollte es wirklich Jemanden geben, der ohne alle aus Leben in Gefühlen aufsteigende Ahnung, in welchen Tönen Sehnsucht und Liebe und Andacht zum Himmlischen denkt, auch nur einen einzigen Uebergang, auch nur einen einzigen Akkord verstehen zu können, sich einbildet? Rec. kennt in der That einen bleichen hohlwangigen Spekulantenwerther, er weiß nicht, aus welcher Fraktion, da er selbst eine Art Fraktion zu seyn schien, welcher unter Angst- und Kampfschweiß sich den weichen Lebenstönen der Melodien entwand, um sie, als logische Gedanken wiedergeboren, in ihrer Wahrheit goutiren zu können — was Hans Metaphysikus in dem reinen Aether seines Dachstübchens offenbar reiner und wohlfeiler hätte haben können.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 25. Februar. **Nr. 13.** 1841.

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß u. s. w.

(Fortsetzung.)

Und — es giebt wirklich eine wissenschaftliche Jugend, jetzt oder bald die Säulen und Väter in der „Gemeinde der Wissenden", deren wichtigste Lebensepochen Kaffeehäuser, Bälle, Koncerte, Romane und Damen bezeichnen, welche wirklich der Meinung sind, wie sie, der Natur entlaufen, gehen und stehen, haben sie aller Zeiten Erbschaft übernommen und was in ihren größten Tagen die Menschheit je gethan und gelitten, erwarte von ihrem Begriffe Erlösung, Wahrheit, Ehre. Mehr als zu Schiller's Zeiten muß man jetzt sagen: Feuchtohrige Buben fischen nach Kategorien in der Schlacht bei Cannae — und wenn sie lesen von Heiligen, deren Antlitz unter Flammen, Foltern, Löwen leuchtete wie eines Engels, da sie den Himmel offen sahen, registriren sie begrifflich: Das christliche Bewußtseyn, in der Form der Vorstellung, stand im Anfange in einer Spannung mit dem römischen Staatsbewußtseyn. Nur das Leben begreift das Leben. Und das Leben, von dem der Lebensfürst spricht in der geheimnißvollen Nachtstunde, es müsse den Menschen von Neuem gebären und sei doch des Windes Sausen gleich, von dem Keiner wisse, von wannen er komme und wohin er fahre — dies göttliche Leben soll ohne alle Lebensgemeinschaft die logische Konstruktion einer pantheistischen Weltanschauung begreifen!

Verfolgen wir die Strauß'sche Darstellung. S. 25. dieser christlichen Glaubenslehre werden die verschiedenen Weisen der neuesten Philosophie, das Christenthum aufzufassen, dargestellt. „Hegel faßte das Christenthum am liebsten als die Einheit des Göttlichen und Menschlichen, und eben auf dieser Bestimmung beruht die Möglichkeit, eine Philosophie mit demselben in Einstimmung zu bringen, welche mit dem Pantheismus wenigstens die Seite gemein hat, die Processe der Natur und Geschichte als Entwickelungen göttlicher Kräfte, im höchsten Sinne also den Menschen als offenbar gewordenen Gott zu begreifen." — Nach Hegel ist „die Grundidee des Christenthums die der Versöhnung d. h. die Aufhebung des Hüben und Drüben der Intellektualwelt und der Sinnenwelt, die Erkenntniß des Menschen als an sich geistig und göttlich und die Verwirklichung dieses Ansich durch freie Aufhebung der Natürlichkeit, das Bewußtseyn und die werkthätige Herausgestaltung des Himmels auf Erden." — Dagegen habe und zwar im „schroffsten Gegensatze" eine philosophische Richtung, aus dieser Schule hervorgegangen, mit der, als „welche auf schärfere Trennung der Philosophie dringt", Strauß in der Regel sich einverstanden erklärt, „das Charakteristische der christlichen Welt in — den Dualismus gesetzt, das Princip des Christenthums als das der abstrakten Transcendenz Gottes im Gegensatze zu dem philosophischen Principe der Immanenz bestimmt, der Diesseitigkeitslehre der neuern Spekulation die christliche Weltanschauung als die durchgeführte Metaphysik des Jenseits gegenüber gestellt". Indeß habe Hegel doch in der Vorrede zur Phänomenologie S. 8. und Geschichte der Philosophie Bd. 3. S. 212. auch den Dualismus anerkannt. Es frage sich also, wie diese entgegengesetzten Aussprüche bei Hegel sich reimen? Die Form der Vorstellung sei das Vermittelnde, welcher es eigenthümlich sei, das Allgemeine als Besonderes, das Intelligente als zeitliches Geschehen aufzufas-

Digitized by Google

sen, und somit nicht den Menschen, sondern Einen Menschen, nicht das Selbstbewußtseyn, sondern Ein Selbstbewußtseyn, als das gegenwärtige Absolute zu bestimmen. In diesem einen Mittelpunkte und um desselben willen sei der Dualismus aufgehoben. Allein habe die Kirchenlehre nicht auch in diesem zwei Naturen unterschieden? Es sei aber doch ein und dasselbe Ich. „Somit ist es gleich einseitig im Christenthum nur die Einheit der beiden Naturen und Welten, und nie die Trennung setzen zu wollen. Daß es von dem Monismus der neuern Spekulation weit genug entfernt sei, liegt in seiner ganzen Konstruktion deutlich genug vor Augen, in welcher der Punkt der Einigung jener beiden Seiten sogar leicht ins Unmerkliche verschwinden kann; dessenungeachtet ist es dieser verschwindende Punkt, dem es seine weltgeschichtliche Wichtigkeit verdankt.“ — Nachdem sich Strauß so mit diesen beiden widerstreitenden Ansichten auseinander gesetzt hat, sucht er in einer Art historischen Deduktion das Wesen des Christenthums zu bestimmen. Allein man urgire in unserem Ausdrucke das „historisch“ nicht. In der That keilt Strauß eine Reihe historischer Erscheinungen, die er willkürlich auswählt, in ein Paar nichts sagende Kategorien, deren höhern Zusammenhang aufzuweisen, er sich nicht einmal die Mühe giebt. Der Verlauf ist etwa dieser. Einerseits setze das Judenthum allerdings alle Realität in das göttliche Seyn, vor welchem Alles verschwinde. Also nach Hegel-Vatke. Andererseits sei es aber auch eine Religion des Diesseits: in diese gegenwärtige Welt sei alle Realität verlegt gewesen. Als nun aber, ob des Druckes der Feinde, der Verunreinigung des Jehovadienstes und „als die postulirte Proportion zwischen Rechtschaffenheit und sinnlichem Glücke nicht mehr herauskam“, im Diesseits keine rechte Befriedigung mehr gefunden wurde, habe sich das Gemüth in eine messianische Zukunft geflüchtet. Unter persischen Einflüssen habe sich der Glaube an einen obern, sinnlichen Geisterstaat, Engel und Teufel, himmlischen Messias und Auferstehung herausgebildet. So reifgeworden, habe sich das Judenthum mit pythagorisch-platonischen Ideen vermählt, bis, als die Römer alle freien Bewegungen der Völkerindividuen in Ketten geschlagen, die Welt zum Strafaufenthalt gefallener Geister geworden sei. Nun sei Christus erschienen, einerseits allerdings frei von dem krankhaften Spiritualismus der alexandrinischen Richtung, kein Wassertrinker wie Johannes, und der es auch „leicht genommen mit den Sorgen dieser Welt“; andererseits habe er jedoch den Gegensatz zwischen diesem und jenem Aeon sehr gespannt, eine unhebräische Werthschätzung des ehelosen Lebens beurkundet, den Reichthum verachtet und — somit doch

essenisirt. „Das Eigenthümliche nun, was auf diesem gegebenen Boden das Christenthum aufstellte, war folgendes: Der Messias, dieses übermenschliche Wesen ist bereits erschienen, als ein durch den heiligen Geist erzeugter Mensch oder als das fleischgewordene Gotteswort. — Vorerst hat er seiner höhern Macht sich entäußert, um theils durch sittlich religiöse Belehrung, unter Beglaubigung von Wundern, seinen Volksgenossen erst den Eintritt in das Messiasreich würdig zu machen, theils durch freiwillig übernommenes Leiden und Sterben ihre Sünden vorher abzubüßen, theils durch hiezu bestellte Abgesandte den Anbruch der messianischen Zeit auch den übrigen Völkern der Erde verkünden zu lassen. Er, jetzt bei Gott, wird wiederkehren zum Gericht“. Hierdurch war die Sehnsucht der gottverlassenen Welt theils gestillt, theils geblieben. Der Gott war im Fleisch erschienen; aber er hatte in dieser Welt ein dem Göttlichen inadäquates Daseyn zu erfahren bekommen.“

Wie? Strauß spricht von Gottessohn, Fleischwerdung, Wundern, versöhnendem Kreuzestode, Auferstehung?

Wenn nur nicht andererseits die Ausdrücke so lauteten, daß man glauben sollte, er habe aus rationalistischen Schriften die Schlagausdrücke: sittlich religiöse Belehrung — bestellte Abgesandte u. s. w. ausgeschrieben. Und auch in diesen hütet man sich so zu schreiben: „Den Gläubigen hatte er zwar die Last ihrer Sünden abgenommen und seinen Geist auf sie ausgegossen, aber — —“. Man kann ja — wie aus Luther sattsam bekannt — in den menschlichsten, gröbsten Anschaulichkeiten sich bewegen, aber nichts ist verletzender als diese — wohl gar nicht selten von bitterer Ironie durchzogene — profane Konversationssprache, in welcher Strauß es liebt, von dem Tiefsten und Heiligsten der Christenheit zu sprechen. Er kann ja Bayrhoffer's Verzeichniß der Mitglieder im Geisterreiche der Idee, nur nicht des h. Thomas Darstellung der Geisterwelt, eine „Statistik“ nennen, oder des Dionysius himmlische Heerschaaren ein „Enrollement“. Aber trotz der Sprache war doch mit einer außerordentlichen historischen Gerechtigkeit der christliche Glaube bestimmt. Freilich nennt er in einem Komparativ, der weniger sagen will, als der Positiv das so bestimmte Christenthum nur „wahrer“ als die frühern Religionsstufen, die griechische, jüdische und den Philonismus. Sollte etwa Strauß darum so gerecht, ja großmüthig gegen das historische Christenthum gewesen seyn, damit es ganz sich begnüge mit — der Geschichte? Auch sind wir noch nicht fertig. Wir haben noch einen bei Hegelianern bedenklichen Gang zu thun — die geschichtliche Entwickelung.

Digitized by Google

Diese Entwickelung fertigt — mächtige Citate und ebenso mächtige Konstruktionen eingerechnet — anderthalb Jahrtausende auf sieben Seiten ab. Allenthalben Wüste; nirgends eine Oase wahrhaft menschlichen Lebens. Mit keinem anderen Resultate, als daß es endlich Zeit gewesen sei, wird die Reformation begrüßt, welcher nachgerühmt wird, daß sie die priesterliche Vermittelung abgeschafft S. 46., daß sie in die Kreise menschlicher Sittlichkeit verwiesen habe S. 47., und gleichzeitig mit dem Wiedererwachen der Wissenschaft aufgetreten sei S. 48. Aber — Aber — „die Erde blieb nach wie vor ein Jammerthal; — die Ehe blieb nach wie vor nur ein Gegenmittel gegen die Brunst; — ein anderes Stück der katholischen Asketenmoral trat gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts mit den pietistischen Skrupeln gegen die sogenannten Adiaphora in der protestantischen Kirche wieder auf, eine noch immer herrschende Denkweise, die leider immer weiter um sich greift; — daß Ehe, Berufsthätigkeit das Höhere gegen Coelibat und Armuth sei, wurde nicht aus dem Wesen und der Bestimmung des Menschen, sondern aus dem trocknen mandatum Dei abgeleitet; ebenso die Glaubenswahrheiten und Pflichten nicht von innen, aus der Natur der Sache, sondern von außen aus der Schrift bewiesen." Zwar traten die Socinianer und Arminianer auf. Aber — „statt daß nun der Protestantismus durch die Reibung seiner beiden Konfessionen einerseits, andererseits durch den Kampf mit dem Socinianismus und Arminianismus — sich auf freiere Weise entwickelt hätte, schloß er sich, namentlich im Lutherthume nur um so engherziger in sich ab, wurde zu einem geistlosen Formelwesen, welchem zur vollkommenen Aehnlichkeit mit dem alten Scholasticismus nur spekulativer Geist und kirchliche Einheit fehlt." Endlich — nachdem der Weltgeist auf eine in der That inkonstruirbare Weise mehr als siebzehn Jahrhunderte sich in so unerquicklichen Richtungen herum getrieben, „gelang es der wieder erweckten philologischen und historisch kritischen Forschung, eine neue Entwickelungsepoche für die christliche Theologie einzuleiten." Die Philosophie gewann Einfluß auf die Theologie. In der neueren Philosophie wird nun eine doppelte Richtung unterschieden. Die eine, Leibnitz-Wolfsche, urgirt den Begriff der göttlichen Persönlichkeit, die andere, Spinoza-Schelling-Hegel'sche, welche vom Begriffe des Absoluten ausgeht, lehrt Pantheismus. Die erste löste Kant auf; Fichte leitet zu dieser über, als der Wahrheit der ersten. Der Pantheismus näherte sich den von der Popularphilosophie verschmähten Grunddogmen. „Doch es war nur der erste Rausch von Begeisterung, der Wiedervereinigung vorspiegeln konnte, wo ein tieferer Riß als *je gemacht worden* war. Ist Gott kein besonderes, außerordentliches Wesen mehr: so ist die Schöpfung nicht länger Akt göttlichen Beliebens, der ebensowohl hätte unterbleiben können, sondern ein mit der absoluten Idee gesetztes Entwickelungsmoment, welches nur mit der Existenz des Absoluten selbst weggedacht werden kann, so ist die Vorsehung nicht mehr ein Hereingreifen einer der Welt äußerlichen Intelligenz, sondern die Immanenz göttlicher Kräfte und Gesetze in der Welt; so giebt es in den großen Entwickelungsstadien der Menschheit keinen Zufall mehr, so daß der Sündenfall Gott gleichsam sein Koncept hätte verrücken können, und nachher durch außerordentliche Veranstaltung wieder gut gemacht werden müssen, sondern das Böse ist ein sich selbst aufhebender Durchgangspunkt in der Entwickelung des Guten; so ist die Offenbarung nicht als Eingebung von außen, noch als einzelner Akt in der Zeit, sondern als Eins mit der Geschichte des Menschengeschlechts zu fassen; so ist namentlich die Erscheinung Christi nicht mehr die Hereinpflanzung eines neuen göttlichen Princips, sondern ein Schößling aus dem innersten Marke der göttlich begabten Menschheit heraus; so ist diese Erde kein Jammerthal mehr, dessen Durchwanderung ihren Zweck außer sich in einem künftigen himmlischen Daseyn hätte, sondern hier schon gilt es, den Schatz göttlicher Lebenskraft zu heben, den jeder Augenblick des irdischen Lebens in seinem Schooße beherbergt."

So also war es gemeint. *Das* ist das Straußische Christenthum; *dies* sein Wissensbekenntniß. Zunächst ist der christliche Glaube Strauß Dank schuldig, daß er aufrichtig als Riß und Bruch einführt, was seine Wissensgenossen bis hieher als die nothwendig höchste Entwickelung des Christenthums, die Spitze des Protestantismus bezeichneten. Wer kennt sie nicht, diese Spekulantenschaar, welche ihren christlichen Zeitgenossen zumuthen, ihnen zu glauben, daß die Unpersönlichkeit die Wahrheit der Persönlichkeit Gottes, die Menschheit die Wahrheit des Gottessohnes, die Geister des Menschlichen die höhere Entwickelung des heiligen Geistes, der Fortschritt das Wesen des Falles, Vergottung des Subjekts der Begriff der rettenden Gnade, der Staat der Ausgang der Kirche sei. Strauß spricht mit objektiver Entschiedenheit: das ist der christliche Glaube, aber nicht meiner. Wozu auch mit Jahrhunderten christlichen Lebens künstliche Entwickelungsalliancen schließen, wenn nach Strauß' Versicherung in der Vorrede (S. XIV.) „der Fall eintreten kann, daß alle Processe (des Glaubens) an *einem einzigen Tage* verloren gehen" und jetzt (S. 356.) „nur Scheidung der Gegensätze uns weiter führen kann"? Und dann, wenn Strauß' Rechnung zutrifft, wer steht ihm dafür, ob nicht B. Bauer

Digitized by Google

doch herausbringt, wie er das höchste Entwickelungsstadium des Christenthums sei, und ob nicht dann ein H. Jahrbüchler mit aller Macht geltend macht, daß das protestantische Subjekt zuerst in ihm sich auf den Kopf gestellt habe? Strauß hat ja offenbar auch Augenblicke, wo ihm der Weltgeist näher tritt und er, etwas historischer gelaunt, sich für einen Ritter und Schirmherrn des Bleibenden und Wahren im Christenthum hält. Solch' ein Moment war's offenbar, als er in der Schweizer Affaire ein beruhigendes Sendschreiben erließ, in welchem er sich als einen entschiedenen Vertreter des Geistes des Christenthums darstellte.

Davon sogleich mehr. Nur einen Moment wollen wir auf die Art zurückblicken, wie Strauß das Christenthum und sich mit dem Christenthume auseinander gesetzt hat. So also gehen die Männer des Begriffs mit dem Christenthum um. Hegel: Einheit des Göttlichen und Menschlichen; Feuerbach und Konsorten: das reine Gegentheil, Dualismus; Strauß: beides; Christus theils asketisch, theils nicht; der biblische Glaube, durch alle Jahrhunderte ziemlich gleich, läßt durch siebzehn Jahrhunderte nicht viel zu holen für den Standpunkt, den die neueste Spekulation errungen. — Nennt dies Strauß eine wissenschaftliche Entwickelung? Ist das nicht die purste Willkür? Was hindert denn eine dritte Philosophenklasse das Christenthum ob der Gnadenwahl Fatalismus, eine vierte wegen der Rechte, welche es der einzelnen Persönlichkeit giebt, Subjektivismus, eine fünfte wegen des Reiches Gottes und seiner Macht Romanismus, eine sechste wegen des Fleischgewordenen Gottes Hellenismus zu nennen? So erinnerte Michelet bei dem feurigen Busche des Moses an Parsismus, ja Rec. hörte Einige, die, als der Glaube die Persönlichkeit etwas stark pointirte, ein Wort vom Teufel, diesem größten Egoisten, fallen ließen. So bedarf die Weisheit dieser Welt von ihrer Erhabenheit zur Abgeschmacktheit nicht einmal des einen Schrittes mehr. Sprechen sie nicht Alle, wie die Blinden?

(Fortsetzung folgt.)

Leben des William Wilberforce in seiner religiösen Entwickelung dargestellt nach „the life of Wm. Wilberforce by his sons Robert Isaac and Samuel Wilberforce 5 vols. London 1838." von H. F. Uhden. Mit einem Vorworte von Dr. August Neander. Berlin b. Besser 1840. Pr. 1 thlr. 10 sgr. —,

Mit lebhafter Theilnahme und voller Befriedigung haben wir aus diesem Buche die Anschauung eines christlichen Lebens gewonnen, welches ein lauteres Zeugniß von der

Liebe zu Christo und ein kräftiges Bekenntniß des seligmachenden Glaubens ablegt. Die von Dr. Neander im Vorworte angedeuteten Grundzüge in dem Leben dieses ächtchristlichen, thatkräftigen Mannes finden wir nach der Totalanschauung seines Lebens durchaus gerechtfertigt, so daß wir die bestimmte Ueberzeugung aussprechen können, die Lektüre dieses Buches werde nicht ohne segensreiche Einwirkung auf viele Gemüther bleiben, sondern sie zu einer lebendigen Aneignung des Heiles mächtig antreiben, welches Wilberforce als lernbegieriger Schüler sich in der Schule des alle Verhältnisse durchdringenden und für göttliche Zwecke umwandelnden heiligen Geistes erwarb. Während die ihn umgebende Civilisation aus übergroßer Schwäche ohne innere Theilnahme gutmüthig war, bebte in seiner Seele ein tiefes Mitleiden mit der Noth so vieler ihrer Menschenrechte beraubter Brüder; Wilberforce ruhete nicht eher, bis er die in ihm lebende, aus dem freimachenden Geiste des Christenthums geschöpfte Idee endlich siegreich anerkannt sah; während sein Zeitalter aus Selbstsucht verderbt sich zum Mittelpunkte des Strebens machte, blieb ihm das Bild Christi in seiner erhabenen Größe mahnend in der Seele, so daß sein Leben wirklich überall eine höhere ideale Richtung nahm, in der ihm das Christenthum mit seinem großen Endzwecke der Beseligung des menschlichen Geschlechts immer reicher und schöner aufging. Wilberforce liebte die Menschen, weil er ihre Bestimmung mit ihrem knechtischen Zustande verglich; er erkannte den Moment, in welchem er lebte, so wie den ihm angewiesenen Standpunkt. Während endlich sein Zeitalter aus Ueberreife skeptisch und der Deismus zum Theil bis zum besinnungslosen Extreme gekommen war, machte Wilberforce in seiner ganzen Erscheinung den Eindruck einer Lauterkeit und Einfalt, die durch ein inniges Anschließen an das göttliche Wort überall sicheren Haltpunkt gewann. Durch seine ganze in dem Erlöser wurzelnde thatkräftige Frömmigkeit weist er wirksamer als manche Versuche scharfsinniger Kritik die Realität des historischen Christus und die Macht des Glaubens an ihn nach. Christi Leben kam bei ihm zum Vorscheine. „So wird denn" — um uns der gehaltvollen Worte Neander's zu bedienen — „die Frucht auf die Wurzel hinweisen, aus der sie hervorgegangen und Viele zur Anerkennung derselben hinführen, so daß sie zur Theilnahme an dem gelangen, was dieser große Held der Menschenliebe bis zu seinem letzten Athemzuge als sein höchstes Gut erkannte." — Die Biographie selbst ist aus der etwas unorganischen Material-Sammlung des Originals nach den Bedürfnissen und dem Interesse des deutschen Publikums mit Weglassung mancher dem deutschen Leser fremden Züge mit Liebe und psychologischem Scharfblicke abgefaßt, so daß sie nicht sowohl als eine Uebertragung des englischen Werkes, sondern als eine freie, durch Anschaulichkeit ansprechende Bearbeitung erscheint. Da Wilberforce vermöge seiner Stellung in die manichfaltigste Berührung mit den höchsten und niedrigsten Kreisen des Lebens kam und an den theologischen Reaktionen und kirchlichen Bestrebungen seiner Zeit thätigen Antheil nahm, gewinnt diese biographische Darstellung an allgemein historischer Bedeutung. Reichhaltigkeit der Situationen und tiefern Blicke in die verschiedensten Verhältnisse des politischen, bürgerlichen und religiösen Lebens. Besonderes Interesse gewinnt das Werk durch zahlreich in die Erzählung verwebte Stellen aus Wilberforce's Tagebüchern, Briefen und anderweitigen Schriften. Die Form der Darstellung ist leicht, fließend und durch edle Popularität einem weiteren Lebenskreise zugänglich.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

// Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 2. März. Nr. 14. 1841.

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedr. Strauß u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wahrlich, wenn ich ein Deutscher, wenn ich ein Weiser, wenn ich Strauß wäre: dem Leben, das mein Volk groß gemacht vor allen Völkern der Erde, das aus tausend Steinen mir predigt, das mir meine Tage zuzählt, meine Stunden zuschlägt, das mich mit seinen Glockentönen ruft, das mir in leuchtenden Augen, in pochenden Herzen, ja auch im Pulsschlage christlicher Wissenschaft begegnet — dem Leben würde ich mich mit Ehrfurcht nahen, und mit Ernst würde ich nach seinem Namen fragen, und wofern an meinem Worte etwas hinge, würde ich Tag und Nacht mit heiligstem Eifer forschen und ringen, ob ich es verstünde. Und nicht die Feuerbach, Daumer, nicht die da wären wie ich, würde ich fragen, sondern die, deren ganzes Leben sich in jenen heiligen Kreisen bewegt, und wenn sie von geistiger Armuth sprächen, würde ich ernstlich sehen, ob es wirklich Reichthum sei, was ich aus mir selbst erzeugt, und wenn sie über Sünde und Schuld klagten, ob ich Angesichts der Leiden, des Grabes, ja dämonischer Mächte über diesen finstern Punkt hinweg wäre, und wenn Demuth ihr Blick, Liebe ihre Wege wären, ob das, was an ihrer Statt ich habe, wirklich höher sei, und meinen Glauben und mein Wissen würde ich in allen Lebensmomenten erproben, ob es Stich hielte, ob ich wirklich tragen, bekennen, einstehen könnte für einen Gott, der kein Auge und kein Ohr für des Einzelnen Leben und Sterben hat, für der Menschheit Jammer und Sünde, die nur Durchgangspunkt ist, und für Gräber, die ihre Todten nicht wiedergeben. Denn ich würde, wenn ich ein verneinend Wort gesprochen und dann doch gewogen und zu leicht erfunden würde, wenn nichts anders, doch die Stimmen der Vorzeit, die Töne der Glocken, die Zeugnisse der Mitwelt, das Gericht meines Volkes fürchten. — Ob aber der Mann, der dieses Buch geschrieben, diesen Ernst gehabt? — —

Kurzweg mit dem Christenthum zu brechen, ist der — freilich nicht völlig auf der Oberfläche liegende — Grundton unseres Werkes. So wird — um zuerst einige positive Aussprüche anzuführen — mit großer Entschiedenheit §. 2. gegen Hegel geltend gemacht, daß das Wissen auch den Inhalt alterire; die Philosophie trete im Wissenden an die Stelle des Glaubens, welche Philosophie S. 23. „den letzten Schleier (der religiösen Gefühle und Vorstellungen) zerreißt und zur Anschauung der Sache selbst, zum Begriffe vordringt.“ — Die philosophischen Lehren, welche im philosophisch gebildeten Bewußtseyn neuester Zeit vorhanden sind, seien keineswegs reine Entwickelungen von innen heraus, sondern durch die mannigfachsten Einwirkungen von außen mit bedingt worden. „Es ist nicht abzusehen, was mit Grund gegen die in Rede stehende Ableitung einzuwenden seyn soll, wenn sie die religiöse Vorstellung nur als einen Faktor neben andern begreift, und sich die Aufgabe stellt zu zeigen, wie unter veränderten Bildungsverhältnissen die kirchliche Weise, die bezeichneten Aufgaben zu lösen, nicht mehr genüge, und welche andere an die Stelle zu setzen sei.“ Noch klarer S. 180 ff. „Es sei so: der göttliche Geist, quatenus per christianismum explicatur, sei in den N. T. Schriften vollkommen und zur Nachahmung für alle Zeiten dargestellt. Für alle Zeiten? Wie so? Das kann doch nur für alle diejenigen Zeiten gelten, welche dem Christenthume als Gebiete seiner geschichtlichen Ent-

Digitized by Google

wickelung zugemessen sind. So wenig Homer — für die christliche Welt noch normales Ansehen hat in religiösen Dingen, so wenig könnten die N. T. Schriften ein solches ansprechen, wenn jemals eine Zeit, eine Entwickelung der Menschheit einträte, welche sich zur christlichen verhält, wie diese sich zur griechischen verhält. Daß eine solche niemals eintreten werde, ist die Voraussetzung, welche auf altorthodoxem Boden mit der Gleichsetzung des christlichen und des absoluten Geistes als solchen gegeben war; so bald, wie auf dem Boden der neuen Religionsphilosophie der erstere nur eine der verschiedenen Erscheinungsformen des letzteren ist, kann er andere eben so gut nach sich als vor sich haben, und daß dies nicht der Fall seyn werde, darf nicht wie in der Schleiermacher'schen Glaubenslehre vorausgesetzt, sondern muß bewiesen werden, und zwar besser als bei Hegel, durch die bloße, sich selbst und dem System widersprechende Bezeichnung des Christenthums, als der absoluten Religion geschehen ist:" Und was bedarf es noch besonderer Zeugnisse? Man sehe auf das Verfahren und die Ergebnisse. Die christliche Offenbarung mit Wundern, Weissagungen, Inspiration wird verworfen, für Glauben Wissen gesetzt, die Dreieinigkeit aufgelöst, von der Persönlichkeit Gottes mit der größten Bereitwilligkeit anerkannt, daß „Belegstellen dafür aus der Schrift und den rechtgläubigen Kirchenlehrern anzuführen ein Ueberfluß sei", doch bewiesen, daß sie in dem Sinne unhaltbar sei, die zeitliche Schöpfung geläugnet, der Mensch für ein Erzeugniß der Erde per generationem aequivocam erklärt und von dem geistlich-sittlichen Zustande der ersten Menschen die „bescheidenste Vorstellung geltend gemacht." Und caetera quis nescit, was über Christus, Versöhnung, Kirche, Ewigkeit im etwaigen zweiten Bande kommen dürfte.

Brechen mit der christlichen Kirche ist nun freilich leicht und am leichtesten, wenn man nie angeknüpft hat. Da Strauß unter gewissen Bedingungen von der Kirche ausgeschlossen zu werden, „nur für Gewinn achten kann", so stehen ihm ja aller Wege die Thüren offen, und — abgesehen von einigen kleinen demelé's bei etwaigen Hochzeiten, Taufen, Sterbefällen — hat er sich, wie gesagt, ja Freunde gemacht, die nicht nur den Scheiterhaufen abwenden werden, sondern auch für jedwede Mammonsgattung, die er in christliche Kreise einzuschmuggeln gedenkt, ihre Freihäfen allzeit öffnen werden. Wozu aber dies Werk? Offenbar, nicht um seine Ansicht neben die christliche hinzustellen, sondern durch Auflösung der christlichen zu zeigen, wie die christliche Kirche nothwendig in sein Kirchenthum, das wahre, höhere übergehen müsse. Ist die dialektische Auflösung richtig, so folgt zwar noch nicht daraus, daß gerade der Strauß'sche wissenschaftlich-religiöse Standpunkt der nun zu adoptirende sei, doch würde die Dankbarkeit für den Helden des Befreiungskampfes nahe legen, bei der positiven Organisation der höhern Freiheit auf ihn vorzüglich zu reflektiren. Eine genauere Nachrechnung im Einzelnen behalten wir uns für einen zweiten Artikel vor; jetzt nur eine allgemeine Würdigung des Verfahrens. Strauß erklärt im Vorworte in seiner Kritik, ganz objektiv, möglichst mit Anderer Resultaten auftreten zu wollen, denn eines Einzelnen Kritik sei wie ein Brunnenrohr, das jeder Knabe zustopfen könne, die Kritik aber, die im Laufe der Jahrhunderte sich objektiv vollziehe, stürze wie ein brausender Strom heran, gegen den alle Dämme und Schleusen nichts vermögen (S. X). Wenn es nun Strauß' Absicht wäre — und von Absicht darf man bei dieser Gattung von Dialektik wohl reden — sein Wissensbekenntniß als die Blüthe des christlichen Lebens darzustellen, würde es keinen stärkern Zeugen gegen die Wissenschaftlichkeit seines Verfahrens geben, als seinen eignen Meister Hegel. Jeder Kenner muß es demselben nachrühmen, daß zur Durchsetzung seines Princips, daß alles Vernünftige wirklich sei, ihm eine großartige Objektivität, ein wunderbar glücklicher Griff, das wahrhaft Bedeutende, die wahrhaft welthistorischen Momente herauszufinden, geworden war, daß er mit dem ernstesten Bemühen, allseitig anzuknüpfen, seinen Weltgeist durch die Heerstraßen des großen Lebens sich entwickeln läßt, seine Anschauung mit den bedeutendsten Erscheinungen der Menschheit in den scheinbarsten Konnex gesetzt hat. Strauß? Er giebt sich nicht einmal die Mühe, eine Konstruktion seiner willkürlich aufgelesenen Wesensmomente des Christenthums zu versuchen und einige für seine Grundanschauung günstige Momente herauszulauschen, wendet sich unmuthig der Reformation zu, mag auch mit ihr nicht konkordiren, versäumt jedoch nie, recta auf den tractatus des Spinoza und sodann auf die Socinianer und Arminianer zurück zu kommen, welche in langen Citaten excerpirt werden, sieht dann nach, was etwa die Freidenker Gutes haben, pointirt mit tiefster Ehrfurcht die flüchtigsten Aussprüche Lessing's, verschmäht auch einen Edelmann nicht, bis dann die Feuerbach und Konsorten den Ausschlag geben. Dann kommt eine spekulative Schlußbemerkung von Strauß selbst, dem Redakteur, mit der Bitte: plaudite, auditores. Dies ist die Geschichte von der Wasserfluth. Sieht denn Strauß die Leute, die er zu kritischen Auktoritäten erhebt, gar nicht ein wenig an, sondern läßt sie sofort — wie man zu sagen pflegt — wie sie kommen, in seine Kriege marschiren? Er selbst muß den Spinozismus für einen untergeord-

Digitized by Google

neten Standpunkt erklären; was aber der Mann aus diesem Standpunkte heraus gegen die Wunder argumentirt (S. 229 ff.), muß richtig seyn; er wird der Socinianer armselige, zum Theil unsinnige Verstandesprincipe eingestehen, der Arminianer Plattheit und Halbheit, er wird einem Hume den plumpsten Empirismus nicht absprechen, solcher Leute, wie Bolingbroke, Shaftesbury, Edelmann als Menschen sich schämen: gegen das Christenthum haben sie aber Alle Recht. Und diese Leute haben wider Verdienst und Würdigkeit ein Zeitalter gefunden. Es war ja schon ein Zeitalter der Auflösung. Und es ist nicht mehr. Strauß muß für den wahren Geist unserer Zeit ganz verschlossen seyn, wenn er nicht sieht, daß der warme geschichtliche Sinn seit den Freiheitskriegen, der entschiedene, durchgreifende, principielle Zug, den die Hegemonie von Preußen geltend gemacht, zu mächtig dem alten, wahrhaften, lebendigwahren Glauben die Wege gebahnt, als daß, gesetzt nun auch, der Glaube habe zu „zuthulich" mit der Hegelschen Philosophie konkordirt, der gute Geist des deutschen Volkes mit einem pantheistisch aufgeschwitzten Ragout von Socinianismus, Arminianismus, Freidenkerthum, Rationalismus sich sollte abfüttern lassen. Wir sind — wir sind noch. Und, wenn wir nicht wären, was wir sind, wenn wirklich der Strom der Auflösung also unser Land überschwemmt hätte, daß er bis an den Hals reichte: wir hätten doch ein festes prophetisches Wort, wir hätten einen Geist, wir hätten ein Recht, den Untergang zu verkünden denen, die da verachtet die Wellen von Siloah, die da leise fluthen (Jes. 8, 6). Aber so stehet es nicht. Vielmehr hat sich Strauß, im Drange des Subjektes historisch zu werden (wie sich seine Genossen ausdrücken), sich selbst das Urtheil gesprochen in den Gestalten, mit denen er einen Bund geschlossen, — jämmerliche Winkelgestalten in der Kirche, und, was gleich nach dem Erscheinen des Lebens Jesu Hase voraussagte, daß nämlich das Strauß'sche Christenthum nie mehr werden könne als Sache einer kleinen Partei, liegt vor: Strauß stehet in der Reihe der Servete, Socine, Shaftesbury, Fragmentisten, Nicolai, Feuerbach.

Noch einmal, mit einer etwas geschickt organisirten Gladiatorenschaar aus aller Zeiten Winkeln zieht Strauß gegen ein Leben zu Felde, das in der Kirche seit achtzehn Jahrhunderten in großen, weiten Strömen rauscht und das nur der in ihm Lebende kennt. Wer es aber je erkannt hat, wer davon getragen worden ist, der wird auch — das wissen wir mit völligster Zuversicht — zu diesem neuen Evangelium nicht abfallen. Es ist unmöglich, daß wer in Furcht und Zitern den Herrn der Heerschaaren, deß Name ist heilig, je erkannt hat und in seinem Namen ein- und ausgegangen ist, „den Menschen, als offenbar gewordenen Gott", menschliches Wissen für göttliches Selbstbewußtseyn nehmen und vor den Genien des Tages sich beugen könne; es ist unmöglich, daß, wer im lebendigen Glauben zu Christo gesprochen: Mein Herr und Gott, wer sein Kreuz ergriffen, seinen Geist empfunden hat, diesen Meister zur Fabelwelt der alten Götter schlagen könne, sich statt durch sittliche Erneuerung, durch eine That des Wissens für erlöst achten und den fortschreitenden Geist der Zeiten für den gegenwärtigen und kommenden Christus halten; es ist unmöglich, daß, wer je als Träger der Substanz des Geistes Jesu in seiner Kirche sich gefühlt, und doch persönlich erhalten, berechtigt, vom Geiste durchdrungen, für die Ewigkeit geweiht, seine Kniee könnte beugen vor jenem blinden Ungeheuer, Weltgeist geheißen, das zu seiner Vollendung Persönlichkeiten bedarf und doch keine tragen und befriedigen kann.

Und was will, wenn das Christenthum antiquirt, uns Strauß denn geben? Die Religion der Wissenden. Welcher Wissenden? Die wir am Eingange kennen lernten. Vortrefflich. Also doch ein persönlich göttliches Wesen? — Hierüber laut §. 33. streiten die Wissenden noch, nämlich über die Persönlichkeit und adhuc sub judice lis est. Von den Glasaugen des jüngern Fichte kann allerdings nicht die Rede seyn; Schaller, Göschel haben Hegel nicht verstanden. Strauß nennt Gott „die ewige Bewegung des sich stets zum Subjekte machenden Allgemeinen, das erst im Subjekte (d. h. doch im Menschen) zur Objektivität und wahrhaften Wirklichkeit kommt und somit das Subjekt in seinem abstrakten Fürsichseyn aufhebt; die Persönlichkeit Gottes muß nicht als Einzelpersönlichkeit, sondern als Allpersönlichkeit gedacht werden". — Aber Gott muß doch hören, wenn ich bete, mich leiten, wenn ich strauchle, mich schützen, wenn ich in Noth bin, mich lieben, wenn ich sein Wort thue, mir seinen Geist geben, wenn ich nach Heiligung ringe? — Hierauf bittet man sich von uns zuerst bessere Kategorien aus; zweitens vernehmen wir, daß dies eine Reihe subjektiver, der Vorstellung, dem Gemüthsleben, der Phantasie angehöriger Bezüge sind, welche auf dem Standpunkte des wissenden Geistes, der denkend das göttliche Selbstbewußtseyn erzeugen hilft, durchaus überwunden worden; drittens ist es nicht gerade unmöglich, daß durch eine Interpretation die strittigen Stellen bei Hegel nach einer mehr subjektiven Seite hin erklärt werden —. — Also bis dahin — — doch wer lindert meinen Jammer, vergiebt meine Sünden? — Der Mensch, dessen Ahnherr oder Ahnherrn per generationem aequivocam, wie heut zu Tage noch Läuse und Flöhe, aus

Digitized by Google

der Erde hervorgegangen ist, die Wahrheit der Natur, versöhnt, einigt sich denkend mit Gott; Krankheit, Unglück, Sünde sind theils nicht wahrhaft wirklich einem Gebiete, wo der Zufall zu Hause ist, angehörig, theils nur allem Endlichen anklebender Mangel, theils nothwendiger Durchgangspunkt zum Wahren und Guten. — Aber in dem größeren Leben herrscht doch Nothwendigkeit und höhere Fürsehung? — Fürsehung ist zwar nicht das wahre Wort, aber die Sache ist wahr und zwar so, daß der Wissende mit Nothwendigkeit a priori alle Bewegungen des größern Lebens konstruiren kann. — Wirklich? Nun dann erbitten wir uns den Nachweis, daß der Hegel'sche Weltgeist nicht eben so „sich habe das Koncept verrücken lassen", als wegen des Sündenfalls dem christlichen Gotte vorgeworfen wird. Wenn es nämlich doch des Weltgeistes welthistorisch zu lösende Aufgabe ist, im Bewußtseyn der Menschheit zum Wissen seiner Wahrheit zu kommen, in der das Bewußtseyn von Strauß und den ihm Gleichdenkenden Morgenluft wittert, so erlauben wir uns zu versichern, daß unvernünftiger, unbegreiflicher, unkonstruirbarer er es nicht wohl hätte anfangen können, als in den edelsten Völkern der Erde fast zwei Jahrtausende in einer Epoche, der christlichen nämlich, sich herumzutreiben, die ihn ein geraumes Stück weiter zurückwirft, als er in der griechischen schon lange vorher war. Es liegt auf der Hand, daß, wenn einmal ein Vorstellungs- und Glaubenssubstrat da seyn muß für die mächtige Klasse der Nichtbegreifenden, und der Mythus dazu gut genug ist, eine griechischartige Religionsanschauung, die nur das Diesseits kennt, im Diesseits die der geschichtlichen Bewegung zu Grunde liegenden Mächte der Menschheit apotheosirt, Götter und Menschen an dem lebendigen Kleide der Geschichte webend denkt, den Menschen zur selbstthätigen Entwickelung seiner freien, wahrhaft menschlichen Kräfte aufruft, das Subjekt mit den subjektiven Ansprüchen auf Tugend, Ehre, Liebe, Seligkeit u. s. w. nicht abweist — eine tausendmal vernünftigere Glaubensgrundlage für Strauß'sche Resultate ist, als die christliche, die ja nur da ist, um aufgelöst zu werden. Wie gesagt, er konstruire die christliche Epoche. Was helfen denn Citate von Hegel'schen Anschauungen und Konstruktionen, wenn er offen bekennt, in der Auffassung und Stellung des Christenthums vom Meister abzuweichen? Auch sein treuester Gewährsmann Lessing verläßt ihn. Er, dem es nicht einfiel, die Epochen in der „Erziehung des Menschengeschlechts" als nothwendig konstruiren zu wollen, konnte schreiben (Lachm. Ausg. B. 10. S. 328): „Gehe deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Laß mich an dir nicht verzweifeln, wo selbst deine Schritte mir scheinen wollen zurückzugehen". Und dann — doch wozu Fragen in die zwei und dreißig Winde thun? Nichts ist wohlfeiler, als mit einer Gladiatoren- und Herostratenvoraussetzungslosigkeit an Allem zu rütteln, von einem breiten Residuum in den breitesten Ausdrücken das Sicherste blicken zu lassen, die schärfsten Einwände in gedrängten Noten abzufertigen und dann sich für unwiderlegbar zu halten. Doch noch Eins. Was soll nun mit den Massen werden, die zum Begriffe der Wissenden sich nicht erheben können? Gesetzt, Strauß sei unser Orakel in allen Glaubens- und Wissenssachen. Vorstellung, Phantasie, Glaube muß das Volk haben. Will Strauß, daß sie aus der christlichen Religion das Brauchbarste beibehalten? Will also Strauß, daß das Volk an Persönlichkeit Gottes, Christus, Auferstehung, heil. Geist u. s. w. noch fortglaube? Abgesehen, wie Strauß mit seinem Gewissen und dem Geiste der Wahrheit ohne Faustschläge wird fertig werden können, so wird das Volk selbst nicht so sich abfertigen lassen. So sehr sind die Kaufmannsdiener, Gastgeber, Landschulmeister denn doch nicht in der Vorstellung befangen, daß sie nicht — wenn Strauß nicht durch eine Kontinentalsperre die Kommunication zwischen Wissenden und Nichtwissenden hemmen will — kapiren sollten, daß ein Subjekt, welches in der Wissenschaft keine Persönlichkeit, keinen historischen Christus, keine Ewigkeit u. s. w. annähme, sondern nur in der Vorstellung, verrückt seyn müsse. Die resp. Geistlichen und Lehrer aber, die denn doch Wissende seyn müßten, welche mit Strauß'schen Resultaten christlichen Gottesdienst halten und Konfirmandenunterricht im Sinne des christlichen Glaubens geben sollten — ja, das kann man Gott sei Dank! in deutschen Landen sagen — dürften nicht von deutschen Hochschulen, sondern nur von Zucht- und Irrenhäusern zu beziehen seyn. Vorstellung, Glauben muß aber da seyn — schaffe ihn Strauß! Er müßte denn etwa daran denken, pantheistische Ergüsse aus den Hallischen Jahrbüchern für Predigten, Scheffer's Laienbrevier für Erbauungsbücher, Pückler's Weltfahrten für Missionsnachrichten zu verwenden. Ja, dieses Strauß'sche Kirchenthum möchte ich sehen.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 6. März. **Nr. 15.** 1841.

Altes Testament.

Die zwölf kleinen Propheten erklärt von F. Hitzig. Leipzig, Weidmann. 1838. Pr. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieser Kommentar bildet die erste Lieferung von dem längst angekündigten exegetischen Handbuch zum A. T., dessen Gediegenheit schon durch die Namen der Herausgeber verbürgt ist. Daß mit dem Kommentar zu den kleinen Propheten der Anfang gemacht worden ist, kann nur erwünscht seyn; denn ungeachtet die letzten Jahre manche werthvolle Beiträge für die Erklärung der kleinen Propheten geliefert hatten, unter denen besonders die betreffenden Partieen der Hengstenberg'schen Christologie sich auszeichnen, so war doch eine das Ganze umfassende, an die neueren Fortschritte der Exegese sich anschließende Bearbeitung ein dringendes Bedürfniß. An den Kommentar von Hitzig hat sich seitdem auch die Erklärung der kleinen Propheten von Maurer, in dessen commentarius grammaticus criticus in V. T., angeschlossen, die wir im Folgenden zuweilen berücksichtigen werden.

Was die Beschaffenheit des Hitzig'schen Kommentars im Allgemeinen betrifft, so theilt er die bekannten Vorzüge der exegetischen Arbeiten des Verf.: scharfsinnige Kombinationsgabe und große Gelehrsamkeit in der Beleuchtung der historischen Verhältnisse, wobei jedoch zuweilen mit großer Zuversicht als Faktum hingestellt wird, was kaum den Werth einer erträglichen Hypothese hat, — Schärfe in der philologischen Auslegung, Genauigkeit in der Erläuterung des Zusammenhangs und eine gegenüber der Weitschweifigkeit mancher andern Ausleger wohlthuende Gedrängtheit und Bündigkeit. Dagegen ist die theologische Auslegung wenig zu ihrem Rechte gekommen, und zwar — was freilich von dem kaum über den vulgären Rationalismus sich erhebenden Standpunkt des Verf. nicht anders zu erwarten war — fehlt es einerseits an derjenigen, nach welcher die Weissagungen in ihrem innern Zusammenhange mit der ganzen Heilsökonomie als Glieder eines organischen Ganzen erfaßt, und so erst wahrhaft verstanden werden, andererseits wird auch im Einzelnen ein genaueres Eingehen in die alttestamentlichen Religionsideen und ihre genetische Entwickelung in der That mehr vermißt, als selbst durch die engen Grenzen, welche einem „kurzgefaßten exegetischen Handbuche" gesteckt sind, gerechtfertigt ist. In beiden Beziehungen stehen die Leistungen Hengstenberg's, welche Hr. Hitzig mit bekannter Vornehmheit fast ganz ignorirt hat, bedeutend über dem vorliegenden Werke, wenngleich die Art und Weise, in welcher Hengstenberg auf seinem jetzigen Standpunkte die theologische Auslegung der Propheten übt, keineswegs durchaus zu rechtfertigen ist, sofern von ihm bei der Ermittelung der Idee der Weissagungen die Form der Propheten zu sehr nur als äußerliche, den Propheten als solche bewußte Hülle der Idee behandelt, und somit das eigenthümlich Alttestamentliche des Inhalts der Propheten verwischt wird.

Hr. Hitzig behandelt die einzelnen kleinen Propheten in der Zeitfolge, welche ihm nach seiner Kritik sich ergiebt. Nach dieser ist der älteste Prophet Joel, dessen Weissagungen er, an Credner und Movers sich anschließend, in die erste Regierungsperiode des Joas zwischen 874 — 851 setzt. Und gewiß sind die Gründe für diese Ansicht, gegen welche die Berufung auf die Stelle Joels im Kanon und Aehnliches wenig besagen will, so stark, daß sie wohl zu immer allgemeinerer Geltung kommen dürften. Wie wichtig diese Anerkennung des hohen Alters des Joel für die richtige Auffassung des Entwickelungsganges der alttestamentlichen Religion ist, sieht man am besten aus der Verlegenheit, in welche durch diesen Propheten Vatke gebracht wird, der (Relig. des A. T. I. Bd. S. 462.)

Digitized by Google

die wunderliche Vermuthung ausspricht, die Weissagungen Joels seien erst in die Zeit nach dem Exil zu setzen *). So sehr nämlich Joel durch diese größere Beschränktheit seines politischen Gesichtskreises **) verglichen mit den anderen Propheten sein höheres Alter beurkundet, so erscheint doch bei ihm die Identität des Jehovismus in solcher Klarheit, daß schon durch dieses prophetische Büchlein allein die ganze Vatke'sche Konstruktion der alttestamentlichen Religion umgestoßen wird.

Auf Joel und die an diesen sich reihenden Propheten Amos und Hosea läßt Hitzig noch vor Micha den zweiten Theil des Sacharja folgen, indem er Kap. 9 — 11 noch vor, Kap. 12 — 14 wenigstens in die Zeit des Jesaja setzen zu müssen glaubt, nämlich Kap. 9 u. 10 in das Interregnum nach Jerobeams II. Tod, Kap. 11 in die erste Zeit des Manahem, Kap. 12 — 14 in die nächste Zeit nach Usia's Tod. — Die deuterosacharjanischen Weissagungen haben in neuerer Zeit ein merkwürdiges Schicksal. Während der Hauptrepräsentant der skeptischen Kritik, de Wette, durch Köster's Untersuchungen zur Anerkennung der Aechtheit zurückgetrieben worden ist, während ein Hauptrepräsentant der divinatorischen Kritik, Vatke (a. a. O. S. 553. Note 3.), wenigstens den nachexilischen Ursprung derselben entschieden behauptet, ja dieselben frühestens in die erste Hälfte oder in die Mitte des fünften Jahrhunderts fallen lassen will, behandelt Hr. Hitzig die Ansicht von der Identität des Verfassers von Kap. 9 — 14 mit der von Kap. 1 — 8 als „Erbmeinung der Akrisie" mit größter Verachtung, und behauptet das hohe Alter von Kap. 9 — 14 mit entschiedener Zuversichtlichkeit. Dagegen hat er die Identität des Verfassers von Kap. 9 — 11 und 12 — 14 recht gut vertheidigt, während Maurer beide Abschnitte verschiedenen Verfassern zuschreibt, den letzteren in die Zeit des Jojakim, aus dem ersteren aber Kap. 9 in die Zeit unmittelbar nach der Wegführung des Stammes Napthali durch Thiglath-Pilaser, Kap. 10 in die Zeit der Anarchie nach Pekachs Ermordung, Kap. 11 unter die Regierung des Hosea setzt. — So sehr Ref. das Gewicht der Gründe für das höhere Alter des Buches anerkennt, das in diesem Fall nach Hitzig wahrscheinlich auf den Jes. 8, 2 erwähnten Sacharja, Sohn des Berechja, zurückzuführen wäre, so kann er doch keineswegs die gegen das höhere Alter des Buchs sprechenden Gründe schon für widerlegt ansehen. Da eine genauere Untersuchung der Sache innerhalb der einer Recension gesteckten Grenzen nicht möglich ist, so beschränkt sich Ref. auf folgende Bemerkungen.

Was zuerst den Abschnitt Kap. 12 — 14 betrifft, so hat H. Hitzig die aus 12, 11 gegen seine Ansicht sich erhebende Schwierigkeit nicht weggeräumt. Noch immer ist bei dieser Stelle die Beziehung auf den Tod des Josia die einzig haltbare Auslegung. Die von Hitzig früher behauptete Beziehung auf den Tod des Ahasja (gegen welche Ansicht Movers, über die Chronik S. 139 f., Treffendes bemerkt hat) ist von ihm jetzt aufgegeben; allein die von ihm jetzt aufgestellte Hypothese ist eher noch unglücklicher als die frühere. Hadadrimmon soll der Name der absterbenden Wintersonne, des Adonis seyn. „Treffend (!!) wird die Trauer um den zum Tode verwundeten Gott Jehova mit der um den vom Eber tödlich verwundeten Gott Adonis verglichen." Aber abgesehen davon, daß die Identität des syrischen Gottes Rimmon mit dem Thammus auch nicht auf einem historischen Datum, sondern lediglich auf der durchaus unwahrscheinlichen Ableitung des רמון von רמם wurmstichig seyn (dies soll die absterbende Wintersonne bedeuten) beruht, und abgesehen davon, daß uns auch nirgends etwas von einem Thammuskultus im Thal Megiddo gemeldet wird, während doch der Prophet das מספד הדדרמון als etwas ganz Bekanntes voraussetzt, ist die Annahme, daß ein Prophet eine solche Parallele zwischen der Klage des reuigen Volkes über die Durchbohrung Jehova's und der von jedem Jehovaverehrer verabscheuten Thammusklage gezogen habe, ganz undenkbar. — Muß um dieser Stelle willen noch immer die Abfassung von Kap. 12 — 14 in die Zeit nach Josia's Tod gerückt werden, so entstehen nun auch bei der Annahme von Maurer, daß dieser Abschnitt unter Jojakim zu setzen sei, neue Schwierigkeiten. Wo ist denn in dieser ganzen Weissagung auch nur eine be-

*) Die von Vatke vermuthete und auch von Hengstenberg festgehaltene Beziehung der Stelle 4, 1. 2. auf das Exil von ganz Juda wird durch den ganzen Zusammenhang des Kapitels widerlegt. Nach diesem ist, wie Hitzig erklärt, nur von der Zurückbringung der als Sklaven in's Ausland verkauften Judäer die Rede. (Es zeigt sich hier zugleich, wie verkehrt es ist, bei Stellen, wie Ps. 14, 7. aus dem Ausdruck שב שבית ohne Weiteres auf nachexilische Auffassung schließen zu wollen.) — Vatke macht mit Recht auf die Aehnlichkeit einiger Züge bei Joel und im zweiten Theil des Sacharja aufmerksam. Allein wie groß ist in anderer Hinsicht der Unterschied! Wie viel ausgebildeter erscheinen die prophetischen Ideen im zweiten Theil des Sacharja, z. B. die Verheißung der Aufnahme der aus dem theokratischen Gericht geretteten Heiden in die Theokratie, selbst wenn Joel 3, 5. darauf bezogen wird, was aber, hauptsächlich um des Zusammenhangs von 4, 1. mit 3, 5. willen, mindestens zweifelhaft ist.

**) Der Völkerzug gegen Jerusalem ist nach 4, 2. 9. allerdings ein allgemeiner; allein auch hier zeigt der Zusammenhang, wie beschränkt für das Auge des Propheten diese Allgemeinheit noch ist. In dem Bericht über die angrenzenden Völker schaut der Prophet das theokratische Weltgericht vollzogen.

Digitized by Google

stimmte Hinweisung auf die politischen Verhältnisse der Zeit des Jojakim? Was Maurer beibringt, genügt nicht von Weitem. Wie völlig verschieden ist z. B. die Stelle 14, 1. 2. von den Exilsverkündigungen bei Jeremia! Nicht eine bestimmte Macht wird wider Jerusalem streitend aufgeführt, sondern ganz allgemein כָּל־הַגּוֹיִם; es fehlt der prophetischen Anschauung jedes historische Substrat; nicht einmal geschichtliche Andeutungen, wie Joel Kap. 4 finden sich.

(Fortsetzung folgt.)

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß u. s. w.

(Beschluß.)

An Frühlings= Weinlese= Spinoza= Hegel= Göthe= Gans= Dampf= u. s. w. Festen würden sich diese hellen, heitern Schaaren nicht etwa unter den düstern Domen Deutschlands, sondern auf freien Angern zusammenschaaren, Einige tanzend, Andere in heitern Melodieen Chorus singend, Andere kannegießernd, Andere ihre Schöpfungen vortragend, bis dann etwa ein Wissender das Wort nähme, in leichten Kategorieen den gefeierten Kreis des Menschlichen in seine Wahrheit zu erheben, dann eventualiter Klatschen oder Pfeifen zu erwarten. Für die Priesterschaar der Wissenden müßte dann eine Art missa scientium eingerichtet werden, damit sie für das ganze Volk sich mit der Gottheit denkend zusammenschlössen, eine liturgisirte Logik, worin sie unisono sich vom Seyn in abgemessenen Rhythmen bis zum Begriff erhöben und so die Gottheit erzeugten. Der eigentliche Kultus, wie ja schon Rothe angedeutet, wäre indeß doch „auf den Brettern, die die Welt bedeuten", wenn man nicht, um doch Profanes zu vermeiden, vorziehen wollte, die bisherigen Dome und Kirchen dafür zu benutzen, also daß es wohl geschehen könnte, daß man über den Gräbern der Märtyrer und neben den Gräbern der Entschlafenen Faust hören könnte, der den Weltgeist erfleht, oder Zerlinen girren. Ob man bei etwaigen Trauungen Gelegenheit nehmen könnte, den Gattungsbegriff zu entwickeln — die aufgelösten subjektiven Hüllen des Weltgeistes, d. h. die Todten, die denn doch einmal dahin wären quo divus Ancus — wenigstens durch Balsamiren noch eine Zeit lang erhalten, oder sie sofort industriell, etwa als Düngmittel, verwenden könnte, damit sie im allgemeinen Lebenslauf rascher cirkulirten: hierüber könnten Koncilia von Wissenden entscheiden. Unaufhörliche Kollekten für den Kultus der Genien durch Denkmäler. Wer kann zweifeln, daß, wenn er dieses erlebt hätte, Schiller sein holdes Blüthenalter hätte wiederkehren gesehen, und Göthe freudig gerufen hätte sein: „Eilen wir den alten Göttern zu!"

Das aber, des göttlichen zu geschweigen, weiß man nach menschlichem Rechte. Wehe dir, deutsches Volk, wenn deine Könige Philosophen und deine Männer Wissende seyn sollten, wie diese! Dieses ephemere Geschlecht, dessen drittes Wort Menschheit ist, welches sich berühmt, aller Zeiten Geister im Gedanken zu hegen, wüthet und wüstet in allen Heiligthümern der Menschheit, zertritt, als ob ein Fluch daran hafte, alles Ueberkommniß der Väter, um an des Momentes Scholle zu haften, und kann nicht einmal den Moment decken. Sie glauben wirklich, nachdem sie alles Heilige profanirt, alles Leben nivellirt, allen Inhalt der Freiheit zertreten, es komme bloß auf die logischen Ergebnisse ihrer Wissenschaft an, neue Lebensgeister herauf zu beschwören. O wer nur mit einem Menschenherzen die Zeiten vor uns durchwandert hat, der weiß, wie zart und keusch eines Volkes Leben ist. Wer da weiß, was auf attischem Boden gehen und stehen konnte, der wittert Leichengeruch in den sentimentalen Phrasen und sophistischen Apophthegmen des Euripides. Uns schuf aus gröberem Stoffe die Natur — aber das Leben, das der logische Gedanke erzeugen wird, mag ich nicht sehen. Die Jugend mag ich nicht sehen, die jedes Anrecht, das etwa Natur und Jugend noch auf die logischen Adern geltend macht, nach dem Begriffe ihrer selbst logisch beschneidet, die aus ihrem begriffenen Charakter heraus handelt und wenn doch einmal in keuscher Unmittelbarkeit die Augen leuchten von einem lebendigen Feuer, sofort in den Spiegel des Begriffes schaut; die Kunst mag ich nicht hören und sehen, die aus ästhetischen Begriffen schaffet à la Rosenkranz und Hotho *); nicht die-

*) Zu der meisterhaften Persiflage der Hegel'schen Schule, sofern sie aus dem Begriffe produciren will, in der Gestalt der Unbefriedigten in Immermann's Münchhausen, vergleiche eine gewichtige Auktorität, Schiller, in den Briefen an Schütze: „Die Apel'sche Recension meiner Jungfrau von Orleans ist nur ein Versuch, seine Kunstmetaphysik darauf anzuwenden und dieß mußte mißlingen, weil ein poetisches Werk aus sich selbst heraus und nicht aus allgemeinen und eben darum hohlen Formen beurtheilt werden muß. — Aber Sie werden zugestehen, daß unsere neueste Philosophie überhaupt, selbst wenn ihre Principien als wahr angenommen werden, in der Anwendung hinkt und daß alle Versuche ihrer Stifter selbst, damit in das Praktische zu gehen, unglücklich ausgefallen sind, sie mögen nun in der Aesthetik oder im Naturrecht oder in der Politik angestellt worden seyn. Hieraus wird mir immer klarer, daß der Major

Digitized by Google

sen Männerschlag, der Angesichts des Gattungsbegriffes liebt und zeugt und nicht aus angestammter Treue, sondern, weil sie, die nothwendige subjektive Spitze des Staatsorganismus, der Majestät huldigt; nicht sehen dieses Epigonengeschlecht der Intelligenz, das in alle Blüthen des Lebens seine Nase hineinsteckt und lauersamer, denn die Katze eine Maus, das Leben stets beobachten und wiederhaschen muß, damit ja nicht etwas Natürliches, substantiell Sittliches, Unbegriffenes hinter dem Rücken des intelligenten Ich sich geltend mache. Das Princip, das seit dem Zeitalter, wo Cartesius sprach: „Denke ich, so bin ich", von Jahrzehend zu Jahrzehend mehr, wie ein Krebsschaden an dem deutschen, an dem christlichen Leben frißt, in der Reformation seine Entschuldigung, in den merkantilindustriellen Bestrebungen seinen Tummelplatz, in den Bildungs-, Aufklärungs-, Tugendepochen seine reichste Nahrung suchte, das Isolirungsprincip „des Subjekts, das sich auf sich selbst stellt" ist bloß großartiger in einem Systeme geworden, das im Himmel und auf Erden und in allen Kreisen des Lebens das allgemeine Ich, Vernunft geheißen, sucht, der Spinne gleich alles Leben mit seinen Begriffen übergeifert, um seiner Welt Schöpfer und Meister zu seyn. Was spricht man denn, sein Leben, sein Ich in Gott zu verlieren, wenn man das Ich zu Gott aufbläst? Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sehe ich viele Versuche unserer edelsten Geister, das Ich aus der subjektiven Verkümmerung der selbstischen Aufklärung zu erlösen; es bot Göthe die antike Objektivität, durch die das versponnene Ich zu objektiver Lebensanschauung gebildet werde, es ging Fichte seinen sittlichen Titanengang, es bot die romantische Schule mittelalterliche Fülle, es wies die naturphilosophische Schule an die Macht des Seyns im Aufgange, es rief Schleiermacher auf, vom hohen Weltgeist das Gefühl überschatten zu lassen, es nannte Hegel alles Seyn Vernunft: sie alle, großer geschichtlicher Epochen, ganzer Lebenskreise Vertreter, boten einen Inhalt für das verkümmerte und doch suchende Ich. Gott aber wollte sein Volk durch den schweren Ernst des Lebens, durch die Geister seiner Geschichte, durch sein sittliches Bewußtseyn auf Schlachtfeldern erziehen. Als der Geist, den man in den Phrasen des Marquis von Posa beklatscht hatte, in den Söhnen der Revolution, das Schicksal, von dem man bei Mondschein und Sternenglanz in Wallensteinschen Reminiscenzen deklamirt hatte, in der Römerfaust des Corsen entgegentrat, fürchtete man den Gott der Väter wenigstens, der Rosse und Wagen der Feinde zertrümmern kann. Wie nach den Tagen von Marathon und Salamis in den griechischen Stämmen die Ahnung einer heiligen, sittlichen Macht aufging, von der mit dem Feuer von Marathon Aeschylus sang: Ailinon rufe, das Gute siege! und ein Volk, in dürren Marken erwachsen, aber von vorwiegend sittlicher Bildung, ernst, scharf, verständig, die Athener, die Hegemonie über Griechenland übten: so bevorwortete die Schirmmacht der protestantischen Kirche, Preußen, mit seinem scharfen, ernsten, durchgreifenden Charakter das neu erwachte Leben, das tüchtigen Lebensinhalt begehrte. Die erste Gluth verrauchte. Gleich als ob, wie Uhland sehr schön sagt, der Phönix der Zeiten in den heißen Gluthen der Freiheitskriege nur deshalb sich erneuet habe, um die Eier auszubrüten, die die Weisen des Tages ihm geschäftig unterstreuen, boten im Verlaufe der Zeiten bedeutende Persönlichkeiten ihre Richtungen und fanden wohl auch ihre Kreise. So occupirte Hegel das verflossene Jahrzehend. Bald wird seine Zeit vorüber seyn. Strauß hat das Heiligthum seinem Volke entrissen. Aber an diesem Ecksteine wird er und sein ganzes Geschlecht zerschellen. Für diese tausend und aber tausend Ichs, die heiß und ernst nach Leben schreien, giebt es keinen andern Inhalt, kein anderes Leben, keine andere Macht, als ein himmlisches Ich, das einst erschien und auch nach vereinzelten, verkümmerten Seelen ausging, welche nach Frieden, Gerechtigkeit, Leben dürsteten und ihnen sich selbst und sein ewiges Leben gab. Das menschliche Herz mit Allem, was in ihm ist, findet sein Leben, Wahrheit, Friede nur in und an einem Herzen, wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet und alle vollkommene Fülle erscheinet und gleich, als ob nur um jedes Einzelnen Herz auszufüllen, der Sohn Gottes vom Himmel gestiegen wäre, hat, wer Christum hat, der Menschheit Wahrheit, Gott von Art, und ist doch nicht vereinzelt, sondern sittliches Glied eines Bruderreiches, durch das der geistige Odhem des Königs seiner Kirche weht. Und der und sein Reich ist unsers Volkes, das von uralten Tagen her das heilige römische Reich deutscher Nation hieß, Schmuck und Ehrenkleid und — wird es seyn, so lang die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.

(Zweiter Artikel folgt.)

---

in einem Syllogismus viel leichter, als der Minor, weil gerade die jungsten und unreifsten Köpfe viel schneller in jenen eingehen, als mit diesem umzugehen wissen, was doch gerade der Boden aller Kritik ist. — Was ist denn fur die Produktion durch die neueste Kunstphilosophie gewonnen worden? Vestigia terrent."

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 11. März. **Nr. 16.** 1841.

Altes Testament.

Die zwölf kleinen Propheten erklärt von F. Hitzig u. s. w.

(Fortsetzung.)

„Aber", sagt Hr. Hitzig, um den vorexilischen Ursprung von Kap. 12 — 14 zu beweisen, „die Wegführung des judäischen Volkes ist dem Verf. 14, 2. ein künftiges Ereigniß, die Jes. 48, 10. geschehene Läuterung des Volkes steht hier erst noch bevor 13, 9." Nach solcher Kritik müßte man aber den Protosacharja für vorexilisch erklären, denn auch hier ist Kap. 5 von einer neu bevorstehenden Läuterung des Volkes die Rede. Ueberdies ist die Wegführung des Volkes 14, 2. nur eine partiale. Am meisten analog der genannten Weissagung ist bekanntlich die von Ezechiel Kap. 38 f. geweissagte Bedrängung des aus dem Exil wiedergebrachten (38, 8.) Volkes durch Gog von Magog und seine Völkerschaaren. Uebrigens auch Hagg. 2, 22. Sach. 2, 1 ff. 6, 1 — 8. sind insofern zu vergleichen, als in allen diesen Weissagungen der späteren Zeit dies charakteristisch ist, daß in ihnen die Macht des κόσμος, welche das göttliche Reich bekämpft und zerbrechen wird, nicht mehr wie bei den älteren Propheten (und dann freilich auch bei Daniel) überwiegend in einem geschichtlich bestehenden Reiche individualisirt geschaut, sondern in unbestimmter Allgemeinheit in die Völker und Reiche der Erde überhaupt gesetzt wird. In dieser Hinsicht haben die Weissagungen Sach. Kap. 12 und 14 ganz die Gestalt der späteren Prophetie. — Freilich behauptet Hitzig, Ezechiel habe 38, 17 ff. das Orakel Sach. Kap. 14 im Sinne gehabt. Allein, was Ezechiel in der genannten Stelle sagt, daß von der das Volk Gottes in der letzten Zeit bedrängenden feindlichen Macht schon frühere Propheten geweissagt haben, kann ebenso gut auf Stellen wie Joel 4, 1 ff. gehen. Die Verwandtschaft der Weissagungen bei Ezechiel und Sacharja, die allerdings in Einzelnem auffallend ist, könnte mit demselben Rechte auf das umgekehrte Verhältniß beider gedeutet werden; wie denn auch Sach. 13, 1 u. 2. mit Ezech. 36, 26. übereinstimmt *) u. s. w.

Weit weniger als bei Kap. 12 — 14 ist die Vertheidigung des höheren Alters bei Kap. 9 — 11 anzufechten, und so wie die Streitakten gegenwärtig vorliegen, möchte sogar das Uebergewicht der Gründe auf dieser Seite seyn. Indessen ist hier Maurer gegenüber von Hitzig unläugbar im Rechte, wenn er aus der Stelle 10, 6. 10. folgert, daß die Weissagung jedenfalls eine Deportation aus dem Zehnstämmereich (nach Maurer die durch Thiglath-Pilaser vollzogene) als vergangen voraussetze. — Uebrigens hat doch auch bei diesem Abschnitte die Ansicht, welche die nachexilische Abfassung festhält, gute Stützen. Neben dem, was von derselben gewöhnlich geltend gemacht wird, möchte Ref. auch einiges Gewicht auf die Stelle 9, 9. legen. In der Erklärung des עני in derselben zeigt sich auch bei den neuesten Auslegern, Hitzig und Maurer, wie sehr oft die Exegese von vorgefaßten Meinungen beherrscht wird. Auch Hitzig deutet das Wort von der ענוה, „von der freundlichen und friedlichen Gesinnung" des Königs, während er selbst in der Anmerkung zu Ps. 9, 13, auf welche er verweist, den Unterschied von עני und ענו recht gut gezeigt hat. Erst allmählig; behauptet er dort, sei ענו auch an die Stelle von עני getreten, nämlich in den Keri's; aus dem alten Testament selbst weiß er nur die fragliche Stelle aus Sacharja beizubringen **).

---

*) Die genaueren Nachweisungen hat Hengstenberg in seiner bekannten Abhandlung gegeben.

**) Daß umgekehrt in 4 Mos. 12, 3. ענו für עני stehe, ist ganz grundlos, wie immer mehr anerkannt wird.

Digitized by Google

So hätten wir also die Wahl, entweder in der fraglichen Stelle einen entschieden späten Sprachgebrauch anzunehmen, oder den Messias in derselben wirklich zuerst in Niedrigkeit auftreten zu lassen, was, wenn man die vorhergegangene Entwickelung der messianischen Idee erwägt *), bei einem nachexilischen Propheten gar nicht auffallen kann.

Auf den Deuterosacharja läßt nun Hitzig nach unbestrittener Zeitordnung Micha, Nahum, Zephanja, Habakuk, und dann die nachexilischen Propheten Haggai und Sacharja folgen. Aufgefallen ist dem Ref. in den Vorbemerkungen zu Haggai, daß auch Hitzig nach der gewöhnlichen Ansicht Esr. 4, 6 ff. auf Vorfälle unter Cambyses und Pseudosmerdis bezieht, während doch Kleinert im ersten Bändchen der Dorpater Beiträge evident gezeigt hat, daß der Abschnitt Esr. 4, 6 — 23. eine Einschaltung ist, welche Begebenheiten aus der Zeit des Xerxes und Artaxerxes Longimanus berichtet.

Erst zuletzt, noch nach Maleachi, folgen Obadja und Jona. Beide Bücher, welche Hr. H. Einem und demselben Verfasser zuzuschreiben geneigt ist, sollen in der Zeit des Ptolemäus Lagi in Aegypten abgefaßt seyn, das erste auf das Gerücht von dem Feldzug des Antigonus wider Petra, das zweite nach dem Fehlschlagen der Unternehmung. — Bei dem Buch Obadja hat Hitzig die gründliche Schrift von Jäger mit ungebührlicher Geringschätzung behandelt. In dieser ist die Ansicht, daß Jeremia 49, 7 — 22. den Obadja voraussetze, und nicht umgekehrt, was Hitzig ohne genauere Begründung behauptet, Obadja den Jeremia, gut vertheidigt, und überhaupt die Versetzung des Obadja in das vorexilische Zeitalter sehr annehmlich gemacht. Indessen selbst den, der Hitzig's Behauptung, daß Obadja erst nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben habe, theilt, dürfte die positive Begründung seiner Ansicht wenig befriedigen. Die Erwähnung von Sepharad V. 20., das H. in den Westen oder Norden Kleinasiens setzt, führe überhaupt auf ein sehr spätes Zeitalter. „Nach Kleinasien konnten erst persische Könige jüdische Kolonien führen, und der Erste, von welchem solches denkbar, wäre Jericho's Eroberer, Ochus, nach d. J. 351. Historisch wissen wir erst von Seleucus Nikator, daß er Juden in asiatische Städte verpflanzte ꝛc.“ Allein auch zugegeben, daß diese Bestimmung Sepharad's richtig sey, warum sollen denn nicht schon in früheren Jahrhunderten durch Sklavenhandel Schaaren von gefangenen Juden nach Kleinasien gekommen seyn? Wenigstens ist bei Joel 4, 6. (vergl. mit Sach. 9, 13) die Ansicht, daß unter den בני יון nicht Griechen, Jonier, sondern Bewohner von Javan im südlichen Arabien zu verstehen seien, durch Hitzig um Nichts wahrscheinlicher gemacht worden. — Ebenso wenig Beweiskraft hat der zweite Grund. Hr. H. erklärt V. 20. die Worte גלת החל הזה statt: „die Gefangenen dieses Heeres“, wie sonst gewöhnlich ist, vielmehr: „die Gefangenen dieser Veste“, und findet hier eine Beziehung auf die Wegführung und Verpflanzung vieler palästinensischen Juden in die Kastelle Aegyptens durch Ptolemäus Lagi. Jos. Arch. XII. 1. §. 1. Auch hier muß vorher Alles in die Stelle hineingelegt werden, was aus derselben gefolgert wird. — Wird die Weissagung Obadja's erst nach der Zerstörung Jerusalems gesetzt, so ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß dieselbe, wie gewöhnlich angenommen wurde, in das Exil selbst, wenige Jahre nach der Zerstörung der Stadt fällt. Denn, wie Jäger richtig gezeigt hat und auch Hitzig anerkennt, V. 19 und 20 stehen in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß der Prophet V. 19 vom Hause Jakobs als einem solchen spricht, „welches ihm nach seinem Bestand im Vaterlande vorschwebte,“ und dann erst V. 20 „von einer גלת und zwar als von etwas Besonderem“ redet (Jäger über das Zeitalter des Obadja S. 34. 36). Dem gemäß scheint das Buch in eine Zeit zu fallen, in der das Land bewohnt war. Wäre aber das Buch nachexilisch, so könnte aus Mal. 1, 3 f. eine Vermuthung über Veranlassung und Alter der Weissagung geschöpft werden. Wenn dort Jehova in Bezug auf Edom spricht: „ich wandelte seine Berge in Oede, und sein Besitzthum in Wohnungen der Wüste. Ob Edom spräche: wir sind zerstört, doch bauen wir die Trümmer wieder auf u. s. w.“, — so ist klar, daß hier nicht bloß davon die Rede seyn kann, daß die Edomiter durch die chaldäischen Heereszüge ebenfalls gelitten haben (so Winer Reallex. I. B. S. 347), sondern, wie auch Hitzig anerkennt, Maleachi weist auf ein seiner Zeit nicht lange vorhergegangenes Ereigniß hin. Wir wissen über dasselbe allerdings sonst nichts Näheres, aber so viel ist sicher, daß dasselbe durch den Einbruch eines feindlichen Heers in Edom herbeigeführt werden seyn muß. Die Kunde davon könnte die vorliegende Weissagung veranlaßt haben.

Mit besonderer Willkür behandelt Hr. H. das Buch Jona. Während er früher das Buch der Makkabäer-Zeit zuwies, hat er jetzt folgende ganz bestimmte Veranlassung desselben gefunden. „Das ein heidnisches Volk bedrohende Orakel Obadja's blieb un-

*) Man vgl. besonders, wie Ezech. 17, 22 — 24. den Messias von der Niedrigkeit aus sich zur Herrlichkeit erheben läßt.

Digitized by Google

erfüllt; das Heer des Antigonus wurde von den Arabern Petrǟas d. h. den Edomitern aufgerieben (Diod. Sic. 19, 95), und das Buch Jona soll wegen solches Nicht-Eintreffens der Weissagung den Propheten, wie auch Jehova entschuldigen." Diese Auffassung widerlegt sich schon dadurch, daß sie willkürlich einen einzigen Zug aus dem Buch Jona, die Nichterfüllung eines prophetischen Orakels herausreißt, die andern Züge aber nicht nur als bloßes Nebenwerk behandelt, sondern dieselben in der That theilweise als widersinnig erscheinen ließe. — Was über die Identität des Verfassers des Jona mit Obadja gesagt ist, ist so vag, daß es nicht der Widerlegung werth ist.

Wir heben nun noch einige Stellen aus, bei denen wir mit der Exegese des Hrn. H. in Widerspruch treten müssen. Ein paar solche finden sich gleich im 2ten Kap. des Hosea. V. 2. wird hier von H. so erklärt: „die beiden Reiche erwählen sich ein gemeinschaftliches Oberhaupt aus Davids Geschlechte, und ziehen unter dessen Anführung wegen ihrer zahllosen Menge, die das Land nicht fassen kann, aus demselben, um durch Unterwerfung der Nachbarn ihr Gebiet zu erweitern." H. versteht also unter הארץ nicht das Land der Verbannung, sondern das israelitische Land selbst, eine Erklärung, die völlig verwerflich ist. Schon der konstante Sprachgebrauch des עלה fordert, daß die Stelle von der Rückkehr ins heilige Land gefaßt wird. Wenn dann Hr. H. fortfährt: „dies alles wird die Folge seyn des großen d. i. folgenreichen Schlachttages von Jesreel, an welchem das schismatische Königthum vernichtet, und so die Vereinigung der getrennten Reiche mit allen ihren Folgen möglich gemacht wird," — so ist auch diese Auffassung unrichtig, und die beigebrachten Parallelen aus Joel 2, 11. Jes. 9, 3. gehören nicht hierher. Der יום יזרעאל ist nicht der Schlachttag 1, 4.; dieser kann überhaupt nicht die Katastrophe seyn, durch welche unmittelbar die Wiedervereinigung beider Reiche unter dem davidischen Königthum herbeigeführt wird; es sollen ja nach 3, 4. noch ימים רבים vergehen, bis diese erfolgt. — Vollends gemißhandelt hat Hr. H. die Stelle 2, 16 f., indem er ihren Sinn gerade in das Gegentheil verkehrt hat. Er faßt V. 16. u. 17. noch als zur Strafdrohung gehörig. Das Volk soll das Land Canaan wieder verlassen, und in die Wüste zurückkehren von Jehova berückt. (פתה wie 1 Kön. 22, 20.) Mit dem ודברתי על-לבה weiß nun Hr. H. nichts Rechtes anzufangen; denn was soll hier auf einmal „eine Art geistlichen Zuspruches" thun? — Noch besser kommt es V. 17.: „Er will ihr von dorther Weinberge anweisen, so daß diese von dorther seien. Die Worte sind Ironie; denn in der Wüste giebt es keine Weingärten, höchstens nur einzelne verlorene Reben; vermuthlich hat Hosea hier die Sodomsreben im Sinne. Solches soll ihre Strafe seyn ꝛc." Der Schluß des Verses wird so erklärt: „ein seinem Namen nach schon furchtbares, schauriges Thal soll ihnen, nämlich als graviora passis, wenn sie darauf stoßen, eine höchst erfreuliche Erscheinung seyn, welche sie die Hoffnung besserer Tage schöpfen läßt." (Welcher Zusammenhang!) Gegenüber von dieser Entstellung des Sinnes von V. 17. ist kurz auf die schöne, gründliche Auslegung desselben durch Hengstenberg (Christol. Bd. III.), welche Hr. H. gänzlich ignorirt hat, zu verweisen. — לכן in V. 16. giebt der Hitzig'schen Auslegung nicht das geringste Recht, wie sich sogleich zeigen wird. Nicht einmal der neuerdings von Hupfeld (in seinem Exkurs über לכן, Zeitschr. f. Kunde des Morgenlandes II. Bd. S. 480 f.) aufgestellten vermittelnden Ansicht können wir ganz beistimmen. Nach Hupfeld soll V. 16. zunächst noch Drohung der Vergeltung für die Untreue enthalten, und in zweideutiger Ironie gehalten seyn. „Gott will sie, wie ihre Buhlen gethan, dann auch auf die Seite führen in seiner Weise, d. i. in die Wüste zur Züchtigung. Aber mit dieser Ironie ist schon eine mildere Wendung eingetreten, sofern sie den Uebergang aus dem strengen Richter-Ernst in eine humoristische Stimmung anzeigt, wozu das gebrauchte Bild Anlaß giebt, und somit den Uebergang zur Verzeihung vermittelt." Dieser Uebergang liege in V. 17., vielleicht schon in dem דבר על-לב. — Allein der Uebergang liegt schon in den vorhergehenden Worten. Man achte nur auf den Zusammenhang des Kapitels, besonders auf V. 7 — 10. Schon hier schimmert der Gedanke durch, daß Jehova das Volk durch die Züchtigung wieder mit sich vereinigen will. Weil das Volk mit Verlassung seines Gatten dem Buhlen nachgeht, so will Jehova in eifersüchtiger Liebe es in eine Lage versetzen, wo es seine Buhler nicht mehr finden kann, damit es so genöthigt sei, sich wieder zu seinem rechtmäßigen Gemahl zurückzuwenden V. 9. Dieser Vers giebt den Schlüssel zu V. 16. Darum, weil das Volk seinem Buhlen nachgeht (V. 15.), will Jehova es in eine Lage versetzen, in der ihm alles, was es von seinem Buhlen zu haben glaubt, entzogen wird (V. 10 ff.), — dies ist die Wüste —, aber mit dem bestimmten Zweck, auf diesem Wege seine Gemahlin wieder mit sich zu vereinigen. Was V. 9. bereits angedeutet war, wird V. 16. ausdrücklich als Absicht Jehova's gesetzt. Die Wüste soll wie zur Zeit der Ausführung aus Aegypten der Ort seyn, wo Gott freundlich mit seinem Volke redet, der Durchgang zu dem Genuß der Freuden im gelobten Lande. לכן V. 16. behält so streng seine ge-

Digitized by Google

wöhnliche Bedeutung. Dies, daß das Volk den Buhlen nachgegangen ist (V. 15.), ist ja wirklich der Grund davon, daß er es wieder in die Wüste führt, um dort mit der aus ihren Buhlwegen herausgerissenen Gattin aufs Neue sich zu verloben.

Ebenfalls völlig entstellt ist von Hrn. H. der Sinn von Hos. 12, 4 — 7. Nach seiner Erklärung soll V. 4 u. 5. gesagt seyn, daß das Volk fortwährend von seinem Stammvater an gesündigt habe; darum sei hier von Jakob ein Zug übervortheilender List und ein Zug seiner Gewaltthätigkeit erwähnt. — Aber wie hätte der Prophet die Bedeutung dessen, was Gen. 25, 26. und 32, 24 ff. offenbar zur Verherrlichung Jakobs berichtet ist, so völlig in das Gegentheil verkehren können, und wie abrupt reihen sich nach der Hitzig'schen Erklärung die folgenden Worte an: „in Bethel fand er ihn, dort redete er mit uns." Treffend hat dagegen Maurer den Sinn der Stelle so bestimmt: „summo studio ad obtinenda primogeniti jura et praeclara Jovae promissa adnisus est parens vester Jacobus, quum vos me meaque dudum facta vobis promissa susque deque habeatis, fiduciam collocantes in diis fictis populisque, qui illos colunt, alienis." — Ebenso unrichtig faßt H. weiter V. 6. 7. als Worte, welche Jehova in Bethel zu Jakob gesprochen habe, (wogegen schon das Vav, womit V. 6. beginnt, streitet). — V. 7. spreche er zu Jakob: „durch deinen Gott wirst du aus Aram zurückkehren." Auch hier hat Maurer den Sinn richtig bestimmt. Der Gott, der in Bethel dem Stammvater und in ihm seiner Nachkommenschaft gnädig sich geoffenbart, ist und bleibt, wie sein Name יהוה zeigt, derselbe; darum bekehre dich ꝛc. Das hat übrigens H. richtig gezeigt, daß באלהיך תשוב nicht heißen kann: kehre zu deinem Gott um. Es ist aber wohl zu erklären: in deinem Gott d. h. an ihn dich haltend, in der Gemeinschaft mit ihm verharrend sollst du dich bekehren. (Auch 11, 5. in מאנו לשוב heißt שוב ohne weiteren Beisatz sich bekehren.)

Bei Amos 3, 3. stimmt Ref. Hrn. H. darin vollkommen bei, daß er die Deutung des Verses auf das Verhältniß Jehova's zum Propheten verwirft; aber daß die Gnome nur im Allgemeinen ausdrücken solle: Nichts geschehe ohne Ursache, ist nicht wahrscheinlich. Vielmehr scheint dieselbe eng mit V. 2. zusammenzuhängen, und sich auf das in V. 2. ausgesprochene Verhältniß Jehova's zum Volke zu beziehen. 3a. und 2b., 3b. und 2a. entsprechen sich. Die Erwählung des Volkes ist das Zusammentreffen der beiden Wanderer, die fortan ihren Weg zusammengehen. So werden wir im Wesentlichen auf die Erklärung geführt, welche Wurm (Tüb. Zeitschr. 1831. II. S. 109 f.) von der Stelle gegeben hat: „ich gehe mit euch auf euren Wegen, ich warne euch überall vor dem falschen Wege, und strafe euch, wenn ihr von dem rechten Pfade abweichet; gerade das sollte euch erinnern, daß ich schon längst in einer nähern Verbindung mit euch stehe als mit andern Völkern."

Am. 9, 1. versteht Hr. H. unter dem Altar den in Bethel. Aber da schlechthin המזבח ohne weiteren Beisatz steht, so ist die Hengstenberg'sche Erklärung von dem Brandopferaltar im Vorhof des Tempels zu Jerusalem wahrscheinlicher; dadurch wird auch die Bedeutung der Vision eine andere, als die von H. angenommene. — In demselben Kap. sind auch in V. 12. die Worte אשר נקרא שמי עליהם unrichtig erklärt; die allein dem alttestamentlichen Sprachgebrauch angemessene Erklärung giebt Hengstenberg.

Besonders Vieles hätte Ref. bei der Erklärung des Habakuk einzuwenden, wiewohl er dagegen in Manchem (z. B. gleich in der Auffassung von 1, 2 — 4.) Hrn. Hitzig gegen andere Interpreten Recht geben muß. Er beschränkt sich hier auf die Besprechung zweier Stellen im zweiten Kapitel. — V. 4. erklärt Hr. H.: „Sieh' es wogt auf, nicht eben fließt seine Seele in ihm, aber der Gerechte wird durch seine Redlichkeit leben." Allein das von ihm verworfene ἐκ πίστεως der LXX. und des Römerbriefs ist jedenfalls richtiger, als seine (und de Wette's) Uebertragung des אמונה durch Redlichkeit. Der Zusammenhang zeigt klar, daß hier אמונה nicht die Treue ist, welche in der Gesetzerfüllung liegt, sondern die Treue, welche gegenüber von dem Toben des Feindes, der Jehova übermüthig verachtet, als unerschütterlich auf Jehova und die Erfüllung seiner Verheißungen harrendes Vertrauen sich erweist. Die Stelle ist somit ganz parallel mit dem bekannten Spruche Jes. 7, 9. (vgl. mit 30, 15), und wird mit vollem Rechte von Paulus im Römerbriefe citirt. Denn der alttestamentliche Glaube, wie er hier erscheint, als das über menschliche Verzagtheit wie über menschliches Machtgefühl sich erhebende, an dem Zeugniß der Gnade und Treue des Bundesgottes unerschütterlich festhaltende Vertrauen, ist seiner Grundform nach wirklich identisch mit der rechtfertigenden πίστις des N. T. —

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 16. März. **Nr. 17.** 1841.

Geschichte.

Die allgemeine Geschichte. Von Dr. Carl Friedrich Haug, ordentl. Professor der Geschichte zu Tübingen. Ersten Bandes erstes Heft. — Stuttgart, Verlag von Adolph Liesching u. Comp. 1841. Pr. per Heft 30 Kr. (7½ Gr.)

Obwohl das vorliegende Heft nicht mehr als die Einleitung und einen abgebrochenen Theil der Urgeschichte enthält, so können wir doch nicht umhin, schon jetzt beim Beginne des Werkes die Leser des litterarischen Anzeigers auf dasselbe aufmerksam zu machen, da schon die Einleitung vollkommen zu der Erwartung berechtigt, es werde diese Bearbeitung der Universalgeschichte (welche im Ganzen 6 Bände, jeden im Durchschnitt zu 5 Heften umfassen wird) einen der ersten Plätze in der historischen Litteratur einnehmen. Der Verfasser lehrt schon seit einer namhaften Reihe von Jahren die Geschichte auf dem akademischen Lehrstuhl zu Tübingen, und hat sich durch die Gediegenheit des Inhalts seiner Vorträge, und durch den trefflichen Styl seiner Rede so sehr die bleibende Verehrung aller seiner überaus zahlreichen Zuhörer erworben, daß dieselben schon längst den lebhaften Wunsch hegten, eine litterarische Bearbeitung der Geschichte von ihm zu besitzen. Diesem Wunsche hat er nach langem Zögern und Bedenken — welches bei der Schreibseligkeit unseres Zeitalters um so mehr anerkennenswerth ist — endlich nachgegeben, und so tritt nun das Werk ans Tageslicht hervor, übrigens nicht als eine bloße Kopie der Vorlesungen des Verf.'s, sondern als freie, selbständige Bearbeitung des historischen Stoffes. Sie setzt allerdings bei dem Leser einen gewissen Grad materieller Kenntniß der Geschichte voraus, so jedoch, daß nicht nur der gelehrte Historiker vom Fach oder der, welcher sich zu einem solchen zu bilden strebt, sondern der gebildete Mann überhaupt reiche Nahrung finden wird.

Wir geben nun, nicht sowohl recensirend als referirend den Inhalt der vor uns liegenden Einleitung an, woraus sattsam ersichtlich seyn wird, wie viel wir uns von dem ganzen Werke versprechen dürfen, indem daraus nicht weniger eine vollkommen beherrschende Meisterschaft über den Stoff als die Richtigkeit der Grundideen, welche die Einheit des Ganzen bilden, hervorgeht.

Als wesentlichste Aufgabe des Universalhistorikers wird S. 4. diese bezeichnet, die Einheit aufzufinden, unter welche die unermeßliche Fülle des Materials zu begreifen sei. Dies liege schon im Worte allgemein (universus) ausgedrückt; nur sie, diese Einheit liefere den Maaßstab für die Auswahl des Stoffes, sie bestimme ihre Form, sie bedinge ihren Werth sowohl für die Beleuchtung der ihr untergeordneten historischen Gebiete, als auch für das praktische Leben. Diese Einheit jedoch sei durch die bloße Betrachtung des Stoffes nicht zu finden, um so weniger, als dieser immer ein unvollendeter ist. (S. 39. heißt es: „Was wir jetzt von der Geschichte überschauen, ist nur ein Bruchstück, ein vielleicht kleines Segment des unermeßlichen Kreislaufs der Menschheit"); die fruchtbarsten Ideen seien der Geschichte eigentlich doch immer von außen her gegeben, sofern sie im innigsten Zusammenhang mit der Philosophie und Religion, überhaupt mit der gesammten Weltansicht der Zeit stehe, und wollend oder wider-

Digitized by Google

strebend ihren Einfluß erfahren müsse. Es bedarf diese Behauptung, daß die Geschichte ihre Einheit, so zu sagen ihren Schwerpunkt, nicht in sich selber habe, noch einer Ergänzung, ohne welche sie Befremden erregen könnte; sie findet aber diese Ergänzung an einer spätern Stelle, S. 21., wo sehr entschieden geltend gemacht wird, was die Geschichte, den philosophischen Systemen gegenüber, sich selbst schuldig sei, nämlich, sich nicht sklavisch in den Dienst eines zumal selbst noch im Kampfe begriffenen Systems zu begeben, wobei die Gefahr zu irren, und demjenigen, was ihr das Unverletzlichste seyn müsse, den Thatsachen Gewalt anzuthun, unvermeidlich sei. Auch zeigt die nachherige Ausführung, daß der Verf. jene Behauptung nicht einseitig so verstanden wissen will, als wäre die Geschichte selbst ein todter Stoff, dem erst von außen her Licht und Leben zukommen müßte, sondern daß er dieses Licht und Leben in die Geschichte selbst, in ihr eigenstes Wesen setzt, und nur für das Auffinden dieser immanenten Einheit, also für das subjektive Erkennen derselben, die Gebiete der Philosophie und Religion in Anspruch nimmt.

Weiter wird S. 5 fg. davon gesprochen, daß und warum die Idee der Universalgeschichte dem Alterthum fremd geblieben sei, daß erst das Christenthum den Grundgedanken derselben gegeben habe. „Es ist die im geistigen Monotheismus wurzelnde Idee der Menschheit in ihrer Wesenseinheit, die uralte jetzt erst ins Leben tretende Sage von dem gemeinschaftlichen Ursprung und Fall der Menschengeschlechter, der Glaube an ihre gemeinschaftliche Erlösung und Bestimmung unter den Führungen einer allgemeinen Vorsehung.“ (S. 6.) Damit sei nun aber nur erst die Möglichkeit einer allgemeinen Geschichte, keineswegs aber schon diese selbst, ihre Wirklichkeit gegeben gewesen. Sehr interessant ist nun die Darstellung der ersten christlichen Auffassung der allgemeinen Geschichte *) bei Augustin in seinem Buche de civitate Dei, die sich dann das ganze Mittelalter hindurch erhalten habe. Es herrscht darin ein vollkommen schroffer Dualismus, heilige und profane Geschichte werden als Geschichte des Volkes Gottes und Geschichte der verderbten Welt weit auseinander gehalten, bis zur Reformationszeit eine Aenderung dadurch geschah, daß man die 4 Weltreiche Daniels zu Grunde legte, wodurch jedoch nichts gewonnen war, da die höhere Idee, die der augustinisch-mittelalterlichen Behandlung der Geschichte zu Grunde lag, hier vollends Preis gegeben war. Einen gewaltigen Umschwung erlitt diese Wissenschaft im vorigen Jahrhundert; der Verf. schildert denselben S. 9 fg. auf sehr lehrreiche Weise, indem er zeigt, wie es im ganzen Geiste der Zeit gelegen habe, dem Princip der Nützlichkeit auch auf dem Gebiet der Geschichte alles unterzuordnen, so wie alles nach dem Einflusse zu beurtheilen, den es auf die Menschen gehabt; ebenso, wie viel man in Folge eines den Alten nachgemachten Pragmatismus auf Charakterschilderungen („die Prachtstücke der pragmatisirenden Universalgeschichte“) gehalten habe. Dieser Pragmatismus habe nach Memoiren-Weise zuletzt auf kein anderes Resultat geführt, als: wie auch das Größte aus dem Zufälligsten, Unbedeutendsten entstanden sei. Diese Gestaltung der Geschichte knüpfte sich (nach S. 17.) an die Reflexions-Philosophie Locke's und Condillac's an, wonach, wie der Mensch selbst alles nur von außen her empfängt, und durch äußere Einflüsse wird, so auch für den Historiker diese äußeren Einflüsse, Umstände, Klima u. s. f. das Wesentlichste sind; durch sie werden in fortschreitender Weise Aufklärung, Gesittung u. s. f. bedingt, „unter welcher übrigens, wie nicht ganz in Abrede gestellt wurde, auf allen Seiten eben immer der alte Adam hervorblickte.“

Nachdem nun der Verf. die Bedeutung Herder's im Gegensatz zu dieser früheren Behandlung der Geschichte gewürdigt hat, geht er durch Kant und Schelling (S. 19.) zu Hegel über. Die Vorlesungen desselben über die Philosophie der Geschichte erklärt zwar der Verf. einstimmig mit dem allgemeinen Urtheil für eine ungenügende Arbeit, aber nichts destoweniger schreibt er ihm um der in seinen Werken über Religionsphilosophie, Aesthetik und Geschichte enthaltenen reichen und fruchtbaren Ideen willen Leistungen für die Geschichte zu, die „wahrhaft bewundernswürdig zu nennen seien.“ (S. 20.) Nachdem diese Ideen selbst kurz charakterisirt sind, hebt der Verf. als eine der wichtigsten die des organischen, sich aus sich selbst entwickelnden Lebens heraus, auf deren Anwendung auf die Geschichte namentlich auch die Vergleichung des Lebens der Menschheit mit den Perioden des einzelnen Menschenlebens beruhe, wobei übrigens S. 34. sehr richtig bemerkt wird, daß die gewöhnliche Zusammenstellung: Orient = Kindheit, Griechenland = Jugend, Rom = Mannheit, Germanen = Greisenalter, wenn sie auch in Bezug auf die drei ersten Völker zutreffe, beim letzten total scheitere, so daß nicht durchaus einzelne Völker, sondern Weltalter die Stufenzeiten der Menschheit zu bilden scheinen; weßhalb auch da, „wo die Geschichte an einer Succession von Völkern hinläuft, dasjenige Volk, welches auf der Reige stehe

*) Ungern vermissen wir hier eine kurze Andeutung der im N. T. selbst liegenden universalhistorischen Ideen, deren Spuren namentlich in den Reden und Briefen des Apostels Paulus nicht schwer zu finden sind.

verglichen mit dem, welches die Kulmination darstelle, ein schwächeres Princip enthalten müsse, und nicht an sich, sondern nur für die Zukunft, derem Geiste es den Weg bereiten helfe, sei dann seine Stellung, universalhistorisch betrachtet, eine höhere." — So sei (S. 40.) der Grundgedanke dieser philosophischen Betrachtung der Geschichte der: „die Menschheit entfaltet sich gleich einer Pflanze und durchläuft ihre Metamorphosen, nicht durch freie Selbstbestimmung, sondern in blindem Trieb aus innerer Nothwendigkeit ihrer Natur, nach einem unbekannten, stufenweise sich erst durch die That enthüllenden Ziele." Es könnte hiebei, so wie in den folgenden Sätzen auffallen, daß die Nothwendigkeit, welche in der Entwickelung der Völker, nach der Ansicht der Philosophie, (denn nur diese wollte der Verf. bezeichnen), das eigentliche agens und movens sei, so direkt und schlechtweg als eine blinde, als blinder, unbewußter Trieb angesehen wird; während doch, was von dem Verf. auf den folgenden Seiten dieser Nothwendigkeit als Freiheit, als unläugbarer Zufall gegenübergestellt wird, auch von der philosophischen Schule zugegeben wird und ohne Bedenken zugegeben werden kann. Sie könnte dem Verf. darthun, daß auch in ihrem Systeme von einer blinden Nothwendigkeit, die doch so ziemlich entweder Fatalismus oder Materialismus verriethe, überall nicht die Rede sei. Allein, verstehen wir den Verf. richtig, so hat er absichtlich den Gegensatz so schroff ausgedrückt, um desto mehr zu erkennen zu geben, wie wenig die Geschichte mit jenen Ideen von Entwicklung allein ausreiche und zurecht komme, so lange ihr der persönliche Gott, von Seiten dessen allein das möglich ist, was man Vorsehung nennt, noch fehlt. Denn es ist zuletzt doch nicht anders; wenn auch der Weltgeist im Einzelnen zum Bewußtseyn seiner selbst komme, so komme er eben doch nicht außer diesen Einzelnen dazu, und es bleibt zuletzt doch nichts übrig, so sehr man sich auch dagegen sträuben mag, als daß er außer denselben oder vielmehr nur abgesehen von denselben zwar als Substanz, aber nicht als Subjekt gedacht werden kann; d. h. daß der Weltgeist als Substanz doch eben unbewußt, instinktmäßig wirkt. Dadurch, sagt der Verf. S. 45., werden wir hingewiesen auf einen andern, über die Wissenschaft hinausreichenden, ihre Gegensätze in einer höhern Einheit versöhnenden Standpunkt, zu dem des religiösen Glaubens, der das Walten der Gottheit in der Geschichte als das der Vorsehung erkennt. Diese Ansicht sei zwar die älteste Ansicht gewesen, allein sie habe sich nicht gedeihlich entfalten können, so lange eine göttliche Einwirkung nur da anerkannt wurde, wo eine heilige Auktorität ein positives Zeugniß dafür ablegte, während man den größten Theil der Geschichte unter die dunkeln Rathschlüsse Gottes zählte. Erst wenn die Idee über das ganze Gebiet, soweit dies möglich ist, erleuchtend und ordnend ausgedehnt wird, hat die Geschichte auch ihre volle, organische Einheit; sie ist dann (S. 47.) nicht allein mehr Geschichte der Entwickelung der Menschheit, sondern Geschichte ihrer Erziehung. Diese Idee ist (S. 48.) durch und durch christlich, und darum auch dem wieder mehr rege gewordenen christlichen Sinn und Leben nothwendig und erwünscht, obgleich, was bisher für eine auf dieser Idee ruhende Bearbeitung der Geschichte gethan ist, nicht allen Ansprüchen der Wissenschaft genügt. Der Fehler liegt (S. 49.) darin, daß zwei heterogene Dinge, die in beiderseitigem Interesse vorerst noch geschieden gehalten werden sollten, vermengt wurden, die Geschichte des Gottesreiches und die Universalgeschichte. Es ist sehr gut, daß der Verf. diese andere Seite der Sache ebenfalls in Anregung bringt und wir sind ihm für die klare Darlegung des Unterschiedes zwischen christlicher Behandlung der Universalgeschichte und zwischer der (entweder der Theologie oder der Erbauung angehörigen) Geschichte des Gottesreiches (S. 49. 50.) allen Dank schuldig; wir würden, wenn wir nicht die Gränzen einer kurzen Anzeige bereits überschritten hätten, gerne diesen Abschnitt hier mittheilen, müssen aber auf das Original verweisen. — Auch für die Universalgeschichte übrigens erkennt der Verf. die biblische Geschichte an, die, als das Vorbild und der Schlüssel aller Geschichte, von der höchsten historischen Bedeutung sei.

(Beschluß folgt.)

Altes Testament.

Die zwölf kleinen Propheten erklärt von F. Hitzig u. s. w.

(Beschluß.)

Den schwierigen 5ten Vers erklärt Hr. H. so: „Und wirklich, wenn der Wein gottlos, dann der Hochfahrende, so nicht rastet, d. h. wenn der vom Wein Trunkene ruchlos wird oder ist, dann wahrlich auch die Trunkenheit, welche als Normalzustand zum Voraus da ist, der trunkene Uebermuth." Allein dieses Verhältniß, in welches H. die zwei Glieder des ersten Hemistichs zu einander setzt, müßte im Hebräischen bestimmter ausgedrückt seyn. Ref. schlägt für diesen Vers die Erklärung vor, daß

אף כי in der Bedeutung etiam quum (wie Ezech. 14, 21.) genommen und der Vers, worauf auch das Vav copul. hinweist, mag mit dem Schluß von V. 4. verbunden werden. Dann erhalten wir folgenden Sinn: der Gerechte wird leben durch seine Treue, und auch, wenn der Wein (die Trunkenheit) ruchlos ist, der Mann übermüthig einherfährt und nicht rastet; d. h. der Gerechte wird, wenn er in böser Zeit ausharrt, gerettet werden, ob auch der Eroberer in der Trunkenheit seines Uebermuths noch so stolz einherfahren möge. — Völlig verwerflich aber wird die Hitzig'sche Auslegung von V. 9. an. Er läßt die zwei Strophen V. 9 — 14. an Jojakim, und erst wieder die zwei letzten V. 15 — 24. an den Chaldäer gerichtet seyn, während der Wechsel doch durch Nichts angedeutet wird. Hier häuft er denn unnatürliche Erklärungen. So V. 10.: „Du hast dem davidschen Hause Schmach zugebracht oder herbeigeführt, die Enden vieler Völker, d. h. die vielen Völker von ihrem Ende her, ihre ganze Anzahl, sie in vollem Haufen." קצות könne nicht, wie gewöhnlich erklärt worden ist, geradezu „exscindendo" erklärt werden. Allerdings nicht; aber ganz passend macht Maurer den Infin. קצות unmittelbar von יעצת abhängig. — Aus der falschen Auffassung des Zusammenhangs ergiebt sich denn auch die unrichtige Deutung von V. 13. und 14.

Ueber Hrn. H.'s Erklärung von Sach. 3, 8 f. hat sich Ref. bereits an einem andern Orte auszusprechen Gelegenheit gehabt; auch mit der Erklärung, welche der vorliegende Kommentar von 6, 12 ff. und andern Stellen des Sacharja giebt, ist er entschieden im Widerspruch. Um jedoch diese Anzeige nicht unverhältnißmäßig auszudehnen, will er nur noch zwei Stellen aus Maleachi zur Sprache bringen. — Mal. 1, 11. faßt Hitzig nicht als Weissagung, sondern als Schilderung der Gegenwart. „Im persischen Zeitalter, an der Westgränze des Reichs schreibend, bekennt Maleachi, allerdings mit בכל־מקום zu viel sagend, die Ansicht, daß Jahve, Ormuzd, vgl. Jes. 41, 25. (!!), Zeus und vielleicht noch Andere, nur verschiedene Namen des Einen höchsten Gottes seien." — Den Ruhm einer so aufgeklärten Theologie müssen wir uns für einen alttestamentlichen Propheten ernstlich verbitten. (Aehnlich ist auch schon Amos 9, 7. arg mißverstanden worden, welche Stelle auch Hitzig nicht gehörig erklärt hat). So sehr die Prophetie die Schranken des Partikularismus durchbricht, so kommt es ihr doch

niemals in den Sinn, von einer andern Erkenntniß Gottes als Jehova's außer der durch seine Offenbarung in Israel vermittelten etwas wissen zu wollen. Dem Namen Jehova's kann nur dort geopfert werden, wo Jehova als der in Israel geoffenbarte lebendige Gott wirklich genannt und erkannt wird. Die Ansicht, die Hitzig dem Propheten unterschiebt, würde vom prophetischen Standpunkt aus geradezu für Blasphemie gelten. — Auch Maurer's Erklärung der Stelle befriedigt nicht: „habebat sane Jova magnam famam inter Chaldaeos, Aegyptios aliosque populos vicinos, quibus facta ab ipso facinora i. e. gestae et fata populi hebraici innotuerant." Was aber der Prophet von den Opfern sage, sei eben Uebertreibung. Sic! — Allein warum soll denn der Gegensatz von V. 12. verbieten, die Participien in V. 11. als futurum instans zu fassen?

Bei Mal. 3, 1 ff. stimmen Hitzig und Maurer in der Erklärung überein. Nach Beiden soll der מלאך הברית im letzten Gliede von V. 1. identisch seyn mit dem מלאכי im ersten Glied, und also ebenfalls den Propheten Elia (V. 23.) bezeichnen. Eben dieser מלאך, der Prophet Elia, soll auch das Subjekt in V. 2 — 4. seyn, welches die Läuterung vollzieht; denn erst V. 5. erscheint Jehova zum Gericht über die unverbesserlichen Individuen. — Diese Auffassung ist höchst unnatürlich. Sie zerstört in V. 1. den unverkennbaren Parallelismus der zwei letzten Glieder; der Tag V. 2., den Niemand ertragen, an dem Niemand bestehen kann, wäre eine viel zu starke Bezeichnung für den Tag der Erscheinung des Bahn brechenden Vorgängers, er ist vielmehr identisch mit dem יום גדול ונורא V. 23., welcher der Tag Jehova's selbst ist; die Läuterung ist (vgl. Sach. 13, 9) gleicherweise Geschäft des אדון, Jehova's, wie die Vollziehung des Strafgerichts über die unverbesserlichen Sünden. — Ist in V. 1. אדון Jehova selbst, so kann der מלאך ברית, dessen Kommen mit dem Kommen des Herrn identificirt wird, kein anderer seyn, als der alte מלאך, der Offenbarer Jehova's.

Die Besprechung von manchem Andern, wozu der vorliegende Kommentar Veranlassung geben würde, verspart Ref. auf eine andere Gelegenheit.

Dr. G. F. Oehler.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 20. März. **Nr. 18.** 1841.

Kirchenrecht.

Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland. Vom Standpunkte der württembergischen Verhältnisse aus. — Eine kirchenrechtliche Abhandlung von Karl Wolff, Pfarrer in Beinstein. — Stuttgart bei Joh. Friedr. Steinkopf. 1840. VIII. und 382 S. — Pr. 1 Thlr.

Wer dieses Buch etwa frisch von der Presse weg zur Hand nahm, in dem konnte beim Durchblättern desselben leicht die Erwartung rege werden, es werden sich, sobald dasselbe unter das große Publikum komme, sogleich eine Menge Stimmen öffentlich vernehmen lassen, theils erfreut, theils entrüstet über die Schärfe der Gedanken, die Kühnheit der Anforderungen, die außerordentliche Freimüthigkeit der Aeußerungen über Dinge und Verhältnisse, welche mit so rückhaltsloser Wahrheitsliebe auch nur zu berühren Manchem sowohl der Muth als das Geschick abgehen dürfte. Jene Erwartung hat sich nicht erfüllt, wenigstens bis jetzt nicht, und wir glauben auch, daß es seinem eigenthümlichen Charakter nach nicht unter diejenigen Schriften gehört, die, was man so nennt, Sensation machen. Selbst die Freimüthigkeit des Verfassers in seinen Urtheilen über bestehende Einrichtungen, die doch sonst in einer Schrift den Hauptfaktor zur Hervorbringung jener Würkung auf das Publikum ist, trägt hier ein Gepräge, das völlig verschieden ist z. B. von der Freimüthigkeit politischer Tages- und namentlich Volksblätter; je ungestümer und ungeschliffener, je derber und beißender namentlich gegen die Behörden ein Journal-Artikel verfährt, um so begieriger wird er gelesen, um so eifriger besprochen; unsers Verfassers Urtheil ist zwar nicht gehemmt von außen durch irgend welche Rücksichten, dafür aber desto mehr von innen geleitet und erfüllt vom Geiste der Liebe. So sehr dies den Verf. selbst ehrt, und so gewiß es ist, daß eine Freimüthigkeit dieser Art allein gesegnete Früchte bringen kann, so wenig ist sie andererseits nach dem Geschmacke des großen Haufens unter Hohen und Niederen; daher die scheinbare Würkungslosigkeit des Buches, falls man unter Würkung den Theatereffekt der Sensation versteht. Andererseits reizt es zwar allerdings sehr zum Widerspruche, und Referent wird unten hinlänglich Zeugniß von diesem auch von ihm verspürten Reiz ablegen; nichts destoweniger ist gerade das, was zum Widerspruche reizt, so sehr mit Wahrheit versetzt, daß es nicht leicht ist, das, was dem Leser unrichtig scheint, von dem, was er als Wahrheit anerkennen muß, mit sicherer Hand abzulösen; und daher mag es sich schreiben, daß Viele, die einem lebhafteren Interesse für die behandelte Sache selbst fremd sind, sich die Mühe nicht nehmen, auch nur für sich selbst ein klares Urtheil zu gewinnen, sondern das Buch wieder bei Seite legen. Es ist nur gut, daß die Würkung einer Schrift nicht von der Sensation abhängt, die es macht, ja sogar oft genug mit dieser in umgekehrtem Verhältniß steht; und so leben wir auch der gewissen Zuversicht, das treffliche Buch, das zu den Zierden der neuesten evangelisch-kirchlichen Litteratur gehört, werde im Stillen zur Erneuerung und Auffrischung wahrhaft kirchlichen Lebens so viel und noch mehr würken, als manches vielleicht in ganz Deutschland vielbesprochene Werk.

Es nennt sich: „die Zukunft der protestantischen Kirche." Freilich handelt der bei weitem größte Theil des Buches nicht von der Zukunft, sondern von der Gegenwart, welche in kirchlicher Hinsicht kritisch beleuchtet wird. Allein auf diese Gegenwart stützt sich dann eben das, was der Verf. über die Zukunft sagen will, indem theils dasjenige genau bezeichnet und ausgeschieden wird, was an den gegenwärtigen Zuständen nach des Verf.'s Ansicht fehlerhaft ist, theils

Digitized by Google

diejenigen Momente in denselben hervorgehoben werden, von denen aus, als fruchtbaren Lebenskeimen die neue, vom Verf. geforderte Gestalt der kirchlichen Dinge sich entwickeln müsse. Der Grundfehler unsers Kirchenwesens ist dem Verf. die enge Verbindung der Kirche mit dem Staate, und die neue Ordnung, die er fordert, demnach die durchgängige Trennung der Kirche vom Staate; eine Trennung, die er jedoch nach vielen ausdrücklich verwahrenden Aeußerungen nicht nur nicht schnell und gewaltsam vollzogen wissen will, sondern von der er S. 315. sagt, sie werde nicht das Mittel, sondern erst die Folge der Kirchenerneuerung seyn.

Es fragt sich vor Allem, ob der Verf. wohl ganz Recht habe, die Schuld von allem Schlimmen, was der gegenwärtigen Kirche anhänge, auf die Verbindung derselben mit dem Staate, folglich streng genommen eigentlich auf diesen selbst zu wälzen? Es kann dies um so mehr befremdlich scheinen, da der Verf. keineswegs die gemeine Ansicht vom Staate als bloßer Polizeianstalt theilt, sondern z. B. S. 45. ihn als die nothwendige Form aller Volks-Gesittung ansieht, und bemerkt: „daß sich das Christenthum in „der Hauptsache in einer ungesuchten und natürlichen „Uebereinstimmung mit der Politik befinde; denn was „den Staat wahrhaftig erhalte und fördere, dazu „müsse auch die Kirche, um ihrer selber willen, so „viel in ihrem Vermögen stehe, beitragen, und umgekehrt, was den Staat auflöse und zerstöre, dem „politisch Gefährlichen müsse auch die Kirche mit ihrer ganzen Kraft entgegen würken." An einer früheren Stelle (S. 22.) wird zwar gegen die Definition Rothe's: „die spezifische Form unseres Daseyns als „eines menschlichen sei das Leben im Staate," die Bemerkung gemacht: „wer diesen Satz in dieser Allgemeinheit hinstelle, dem könne dabei unmöglich das „Bild des Herrn vorschweben, indem gerade das Spezifische im menschlichen Daseyn, eben das Leben im „Staate, im Herrn selbst gar nicht zur Erscheinung „gekommen sei"; allein gleich nachher wird wenigstens so viel als unbestritten zugegeben, daß der Staat die Totalität der sittlichen Zwecke, wenn auch nicht der Menschheit, doch der einzelnen Nationalität sei. — Auf der andern Seite aber weiß der Verf. allerdings so viele Züge einer geschehenen Verweltlichung der Kirche hervorzuheben, daß es ganz das Ansehen hat, er habe zu seiner oben genannten Anklage völliges Recht. So heißt es S. 107., wo von den Ehesachen die Rede ist: „Unsere Kirche wäre für sich allein „wohl schwerlich auf die Abwege gekommen, worauf „sie unter dem weltlichen Einfluß gerathen ist. Nur „der Staat nach seinem Antheil trägt die Schuld, „daß sich bei uns ein Sportelwesen an die kirchlichen

„Dispensationen gehängt hat, dem Ablaßkram in „vielen Stücken ähnlich; daß die Behandlung „der Ehestreitigkeiten ganz den Charakter von Prozessen angenommen hat; daß die kirchliche Einsegnung in tausend Fällen eine leere verachtete Formalität geworden ist; daß namentlich jede Ehe, selbst „eine solche, welche durch den deutlich ausgesprochenen Willen Christi ausdrücklich „verboten ist, von der Kirche mit ihrem Segensspruch eingeweiht werden muß." Wie wahr ist es, was S. 81. in Bezug auf die gewaltthätige Einziehung des Kirchengutes in Würtemberg unter der früheren Regierung gesagt wird, wo es heißt: „Nicht das Gut an sich, nicht der Genuß davon — denn auch der Einfältigste könnte kaum hoffen, für seine Person etwas Erkleckliches herauszuschlagen — nicht das war der Grund jener inständig wiederholten Bitten und Wünsche (um Zurückerstattung des Geraubten), sondern die unter manchen leidigen Erfahrungen gewonnene Ueberzeugung, daß die in den freien Besitz ihrer Mittel wieder eingesetzte Kirche im Stande wäre, Manches, was jetzt versäumt wird und nicht geschieht, wieder gut zu machen, all' ihre Anstalten zu erneuern und aufzufrischen, dem ganzen kirchlichen Wesen einen neuen Schwung zu geben." — Trefflich ist ferner S. 135. die scharfe Polemik des Verf.'s wider das gerichtliche Verfahren gegen unwürdige Geistliche; er nennt die Praxis der Strafdienste eine unchristliche, was sie auch in jeder Hinsicht ist. Wahr ist, was S. 145. über die in Würtemberg seit einer Reihe von Jahren bestehende Vereinigung des Ministeriums des Kirchenwesens mit dem des Innern gesagt wird: „Was soll es doch heißen, wenn in derselben Person die Kirche gegen den Staat, und wiederum der Staat gegen die Kirche vertreten seyn soll! Was für eine Hülfe ließe sich wohl von dem Minister des Kirchenwesens erwarten, wenn der Minister des Innern das oberstoheitliche Aufsichtsrecht über die Kirche mißbrauchte! Liegt es nicht in den Händen des Ministers, seine Privatüberzeugung über die kirchlichen Verhältnisse auf eine höchst drückende Weise geltend zu machen! Ueberhaupt ist es ein Grundirrthum, wenn man glaubt, administrative-Fähigkeiten können wohl an sich schon, auch ohne christlichen Sinn, der Kirche von Nutzen seyn. Selbst Wohlwollen gegen die Kirche vorausgesetzt, obwohl ja auch dieses ungewiß ist, bleiben die besten Anstalten, so lange der christliche Geist fehlt, fruchtlose Versuche, und die ausgezeichnetsten Gaben können jenes Eine, was Noth ist, nimmermehr ersetzen." — Leider nur zu sehr der Erfahrung gemäß ist die Bemerkung S. 180., daß unsere Kirche, statt in allen Gliedern geistig Eins zu seyn mit den Kirchenbehörden, das Konsistorium und die

Digitized by Google

übrigen kirchlichen Behörden gerade mit denselben Augen, wie etwa entsprechende weltliche Behörden, ansehe, und also nur durch die Anerkennung der Staatsgewalt, nicht durch den Geist Christi mit ihnen verbunden sei; wozu wir übrigens nicht umhin können, die Erinnerung beizufügen, daß dieses hauptsächlich durch Persönlichkeiten bewürkt wurde, die, namentlich in Angelegenheiten des Gesangbuchs und der Liturgie, in früheren Zeiten nur die flache Tagestheologie, nicht aber den Glauben der Gemeinden berücksichtigten, und hiedurch das Vertrauen der Gemeinden zu den Kirchenbehörden gewaltsam zerstörten. — Sehr gut sind S. 193 fg. die Uebelstände dargestellt, die aus der Gemeinschaftlichkeit mancher Amtsverhandlungen zwischen den Dekanen und den weltlichen Bezirksbeamten entspringen; wo es heißt: „Gerade das kirchliche Interesse, das geistigere, was nicht so leicht bewacht und bewiesen werden kann, steht in Gefahr hiedei aufgeopfert zu werden, schon aus dem Grunde, weil der des strengeren Geschäftsganges kundige und gewohnte weltliche Beamte sich schwerlich zu dem freieren, formloseren Verfahren, wie es die kirchlichen Verhältnisse mit sich bringen, wird herablassen wollen; und wenn dann vollends den Bezirksbeamten die Einsicht, der Ernst, der christliche Sinn fehlt, den wir doch gewiß ein Recht haben von Denjenigen zu fordern, welche mit kirchlichen Dingen umgehen sollen, oder wenn geheime Feindseligkeiten wider alles Kirchliche und entschieden Christliche Statt hat, wie kann man da noch behaupten wollen, daß solche Verhandlungen der Kirche ersprießlich und gesegnet seien!" Endlich, um nur noch Eines anzuführen, wie wahr ist es, wenn der Verf. S. 150. sagt: „Im Allgemeinen darf man keck behaupten, alle unsere Konsistorial- und Synodal-Erlasse von der ältesten Zeit her tragen den Charakter einer gewissen Nüchternheit und Unfruchtbarkeit an sich. Damit hängt auch die in Würtemberg uralte Klage über die Gewaltthätigkeit so mancher und über die Unausführbarkeit der meisten von diesen Anordnungen zusammen. Namentlich in letzterer Beziehung kann man bei uns recht eigentlich unterscheiden zwischen Verordnungen, welche befolgt, und solchen, welche nicht befolgt werden." — Wir haben absichtlich mehrere Stellen dieser Art wörtlich abgeschrieben, theils um das dem Verf. oben ertheilte Lob großer Freimüthigkeit nur mit Einigem zu belegen, das vielleicht erst noch mit stärkeren Beweisen aus dem Buche hätte belegt werden können, theils aber und hauptsächlich um zu zeigen, wie viel der Verf. zur Motivirung seiner Hauptklage Thatsächliches beizubringen weiß. Allein dieses Thatsächliche auch zugegeben, folgt wohl daraus schon, daß an allem Dem eben nur der Staat schuldig ist? Man könnte vorläufig den Fall setzen, daß unsere Kirche würklich vom Staate völlig entbunden wäre; statt des in der Person des Regenten die Kirche regierenden Landesbischofes hätte man einen rein kirchlichen Bischof, und von ihm an alle Behörden abwärts rein kirchlich gewählt und instruirt: aber es würden vielleicht keine 20 Jahre nöthig seyn, um die Erfahrung zu machen, daß gleiche Uebelstände und Mißgriffe zu beklagen wären; wir wollen nur z. B. daran erinnern, wie über alle Maaßen schlecht einst das Kirchengut, die geistliche Wittwenkasse u. s. w. verwaltet wurden, als der Staat sich noch ferne davon hielt. Dies genügt aber natürlicherweise unserm Verf. nicht, denn er will keineswegs eine solche Trennung von Staat und Kirche, wie sie z. B. in der katholischen Kirche sich findet, wobei eine rein kirchliche Hierarchie im Grunde doch nur wieder eine politische Verfassung, nur unter kirchlichem Namen, repräsentirt — ein Staat im Staate. Was ihm als das Grundübel erscheint, das ist dieses Behördenwesen überhaupt; denn nach S. 29 fgg. setzt er den wesentlichsten Unterschied zwischen Staat und Kirche darein, daß jener auf dem, so oder anders modificirten Verhältniß von Obrigkeit und Unterthanen beruht, von welchem Verhältniß die Kirche ihrem Wesen nach ganz frei seyn sollte; wo irgend in der Kirche dieses Verhältniß sich findet, da ist es nach dem Verf. schon die Folge einer Verweltlichung der Kirche. „Wir erkennen", sagt er S. 31., „durchaus nur Solche als wahrhaft die Unsrigen an, welche freiwillig dem Zug des Herrn in ihrem Herzen folgend in unserer Gemeinschaft sind, freiwillig in ihr verbleiben." Dies ist die Grundidee des Verf.'s, daß nur freie Thätigkeit, freier Wille einen Werth habe; gegen Alles, was nur im Geringsten einem Zwang ähnlich sieht, ist er äußerst empfindlich, und wehrt sich augenblicklich dagegen, sobald es sich irgendwo geltend machen will. So S. 60.: „Der Staat überlasse dies (nämlich die Armenpflege, das Schulwesen, die Volksbildung und dergl.) in solang und in soweit der freiwilligen Thätigkeit der Einzelnen, und also hier der Kirche, als es seinen Bedürfnissen entspricht; so wie dies nicht mehr der Fall ist, dann trete er mit dem Seinigen ergänzend ein." So will er S. 86. alle Scheinchristen nicht durch äußeren Zwang in der Kirche zurückgehalten wissen, da an ihnen die Kirche Nichts habe und darum auch Nichts verliere. S. 87. sagt er: „Selbst eine freiwillige Unterwerfung von Seiten der Welt frommt uns nicht, denn wenn es ja endlich auch gelänge, derselben eine herzlichere Theilnahme abzugewinnen: was vermögen doch ihre Mittel für unsern Zweck! Liegt es denn in der Macht des Staates, die Hindernisse wegzuräumen, welche der Heiligung der Herzen im Wege stehen? Kann ein Gesetz

Digitized by Google

den frohen Glauben an die Gnade befehlen? Oder ist das obrigkeitliche Ansehen im Stande, den Ernst der Buße zu ersetzen? Nein, auf solche Mittel hat der Herr von Anfang an seine Kirche nicht gebaut! Nur der Geist giebt ächtes Zeugniß vom Geist, der Geist allein ist es, der da lebendig macht!" S. 100. wird gegen jede durch den Staat beaufsichtigte Sonntagsfeier polemisirt: „Selbst wenn es der Regierung gelänge, eine gewisse Art und Weise der Sonntagsfeier im Nothfall mit Geld- und Freiheitsstrafen durchzusetzen, und zuletzt sogar die Volkssitte daran zu gewöhnen, so bleibt eben einem solchen Gottesdienst immer der Charakter entweder eines opus operatum oder einer äußeren Scheinheiligkeit aufgedrückt, es fehlt dabei entweder am Geist oder an der Wahrheit; und es ist schwer zu sagen, welches von Beiden das Schlimmere wäre." Jener Freiheitsdrang spricht sich durch das ganze Buch fast auf allen Blättern aus, z. B. S. 104. in Bezug auf Kirchenzucht; S. 109. in Hinsicht des Schulwesens; S. 125. heißt es wiederum: „wir können keiner andern äußerlichen Vereinigung der Kirche einen Werth beilegen, als allein einer solchen, welche völlig frei und ungezwungen als die natürliche Folge der inneren Einheit sich ergiebt"; S. 154. verlangt der Verf. völlige Lehrfreiheit; S. 159. Freiheit der Gemeinden, ob sie sich dem allgemeinen Kirchenverband anschließen, sich durch denselben „ergänzen" lassen wollen oder nicht; nach S. 184. ist der Grundsatz der Gleichförmigkeit z. B. im Kultus ein solcher, wodurch die Eigenthümlichkeit der einzelnen Gemeinden durchaus verletzt oder vernichtet wird; in allem dem soll durchaus keine Bevormundung gelten gelassen werden. —

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte.

Die allgemeine Geschichte. Von Dr. Carl Friedrich Haug u. s. w.

(Beschluß.)

„Nirgends erschienen" (heißt es S. 50 fg.) „neben strenger innerer Einheit und Gesetzmäßigkeit „der Entwicklung die göttlichen Führungen in hellerem Lichte, als in den außerordentlichen Schicksalen „des jüdischen Volkes, und in der stufenweisen Vorbereitung auf seine große, welthistorische Bestimmung. Der Moment, wo diese in überraschender

„Klarheit sich enthüllt, die bisher abgesondert fortlaufende Geschichte des Volkes in den allgemeinen „Entwicklungsgang eingreift, die Idee, die es bisher „in engem Kreise gepflegt, nun ihrer nationellen „Schranke entledigt, zur Idee der Menschheit wird, „ist unstreitig der größte Moment der Weltgeschichte: „Christus selbst als reinstes Bild der verklärten Menschheit in ihrer tiefsten Beziehung ihre erhabenste Erscheinung, und schon seiner Stellung nach auf der „Gränzscheide der Zeiten der Brennpunkt aller ihrer „Stadien. Die reifste Frucht der alten Zeit, deren „sämmtliche Begebenheiten in ihm sich zusammenschließen, ist er der Saame eines neuen Weltalters geworden, die tiefste Quelle seines geistigen Wesens. „Wie jene die Zeit der Vorbereitung auf das Christenthum, so ist dieses die Zeit seiner Entfaltung, des „stillen Wirkens in allen Sphären des Lebens, der „allmählichen Durchdringung und Umgestaltung von „Staat, Kunst, Wissenschaft, — eine Zeit, die sich „zu der vollkommeneren Offenbarung seiner inneren „Herrlichkeit in einem auf Wahrheit, Sittlichkeit und „Frieden gegründeten allgemeinen Völkervereine, den „das Christenthum als das Ziel der Weltgeschichte „auf das Ende der Tage verheißt, auf ähnliche Weise „verhalten würde, wie das Alterthum zu der Erscheinung Christi." — Von diesem festen Punkte aus geht nun der Verf. zur schematischen Gliederung des Stoffes über, den er zuerst in die zwei durch Christum geschiedenen Weltperioden theilt („das Verhältniß der alten und der neuen Zeit lasse sich am einfachsten mit den Worten des Paulus bezeichnen: zuerst der natürliche Mensch, dann der geistliche Mensch" S. 52.); die erste, das Alterthum, zerfällt wiederum in die 3 Hauptepochen: Orient, Occident und Ineinanderfließen beider. Die zweite theilt sich in Mittelalter (Vorherrschen der Kirche) und neue Zeit (Vorherrschen des Staates). Es versteht sich von selbst, daß die genauere Motivirung, und insonderheit die Nachweisung, wie diese Eintheilung mit ihren Unterordnungen aus dem Princip — Erziehung des Menschengeschlechtes zum und im Christenthum — innerlich hervorgehe, der Ausführung des Stoffes selbst vorbehalten blieb, auf die wir um so mehr begierig sind und uns freuen, je mehr, wie der Verf. selbst erkennt, andere neuere Bearbeitungen der Geschichte auf christlicher Basis nach manchen Seiten hin noch Vieles zu wünschen übrig lassen. Möge der würdige Verfasser durch lebhafte Theilnahme des Publikums zu rascher Fortsetzung des schönen Werkes ermuthigt werden!

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 25. März. **Nr. 19.** 1841.

Kirchenrecht.

Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland. Vom Standpunkte der württembergischen Verhältnisse aus. — Eine kirchenrechtliche Abhandlung von Karl Wolff u. s. w.

(Fortsetzung.)

Stellt man auf die Weise, wie es der Verf. thut, Freimüthigkeit und Zwang einander gegenüber, so ist vorerst zu bedenken, ob denn der Staat durchaus nur den Charakter einer Zwangsanstalt trage? Wir haben oben erwähnt, daß sich der Verf. über den niedrigen Begriff vom Staate erhoben habe; aber nachgerade fällt er doch immer wieder in denselben zurück. Sind denn die gesetzlichen Formen, die geordnete Gleichmäßigkeit etwas, wodurch sich der Einzelne nur gezwungen fühlt? Ist es denn nicht denkbar, daß er gerade in dieselben mit Freiheit sich hineinlebt, und so in denselben seinen eigenen Willen wieder findet? Nun das wird auch der Verf. nicht bestreiten wollen; aber so lange der Einzelne nicht dazu kommt, soll ihn auch keine äußere Macht, wenigstens in Dingen des Glaubens und der Kirche dazu nöthigen. Aber wie, wenn es sich nun hiemit auf ähnliche Weise verhielte, wie mit der Erziehung der Kinder? Ist denn z. B. eine Angewöhnung an regelmäßiges Beten beim Aufstehen und zu Bette gehen, bei Tische u. s. f. darum verwerflich, weil sie einen Zwang einschließt? So mündig aber ist das Volk nicht, und wird es nie werden, daß es keiner Bevormundung, keiner gesetzlichen Ordnung selbst in kirchlichen Dingen mehr bedürfte; und so lange es dieser bedarf, so lange wird auch das Verhältniß von Obrigkeit und Unterthanen sein Analogon in der Kirche haben müssen. Mag man auch auf die Idee des allgemeinen Priesterthums aller Christen, die der Verf. besonders benützt, noch so viel Gewicht legen; so schön die Idee ist, so wird doch, selbst wenn wir nicht mehr Priester unter Laien sind, was wir auch heute schon nicht sind, sondern Priester unter den Priestern, dieser primus inter pares eben immer ein primus seyn müssen, und bestimmend, ordnend, und, sobald es seyn muß, gebietend auf die andern einwürken; und daß dies etwas so durchaus Anderes seyn soll, als das ihm analoge Verhältniß von Obrigkeit und Unterthan, sehen wir nicht ein. Zwar, der Verf. will ja doch auch noch Einrichtungen in der Kirche, wonach Einige sich gebend und gestaltend, Andere, die Mehrzahl, sich empfangend verhalten. So sagt er S. 126., nachdem er gegen das Obenanstellen eines Landesbischofes polemisirt hat: „Man kann allerdings behaupten, in einer Kirche, wie die unsrige, welche eine fortschreitende Entwickelung, und damit, weil diese Entwickelung in den Einzelnen unregelmäßig und ungleichmäßig vor sich geht, ein zeitweises, möglicherweise bis zu offenem Streit kommendes Auseinandergehen der christlichen Gefühle, Ansichten und Bestrebungen voraussetze, müsse auch ein Amt seyn, welches die Verschiedenheiten ausgleiche und den Frieden erhalte; will man dies Amt das Landesbisthum nennen, wohl! der Name hat hier seine schönste Bedeutung; aber dann sind es Männer wie Luther, Arndt, Spener, welche mit Recht Bischöfe des deutschen Landes heißen" u. s. w. — Wie aber, möchten wir fragen, hat denn jedes Land zu jeder Zeit einen Luther, Arndt, Spener in Bereitschaft, und gerade einen solchen, wie er noth ist? Sagt doch der Verf. selbst S. 232.: „Auf solche Männer kann man immer nur warten, bis Gott sie giebt" — und wenn nun eben einmal eine Zeit ist, wo eine solche ausgleichende Hand nöthig wäre, und es ist kein Luther da, wie dann? Und verfolgen wir die Ideen des Verf.'s nur weiter, wir werden auf ähnliche Bedenklichkeiten stoßen. Nach S. 257. wäre

Digitized by Google

nichts geholfen, wenn auch das Konsistorium zum Vortheil der Gemeinden in seinen Rechten beschränkt würde; denn es bliebe damit doch der Grundsatz der Konsistorialverfassung in Geltung, die Kirche würde nämlich von einem Mittelpunkt aus nach dem Grundsatz der Einheit und Gleichförmigkeit, und somit immer auf eine unprotestantische, dem allgemeinen Priesterthum aller Gläubigen widerstrebende Weise regiert." Also nicht von Einem Mittelpunkt aus soll die Kirche regiert werden, sondern, Allem nach zu schließen, es soll jede Gemeinde sich selbst regieren, oder wenigstens jeder Sprengel seine eigene Verfassung haben. Und zwar sollen die auf diese Weise Regierenden immer von den Gemeinden selbst durch deren Zutrauen berufen werden, sollen dann, vermittelt durch Kirchenälteste, die ebenfalls freiwillig sich dazu berufen lassen, in einem an gar nichts Beamtenmäßiges erinnernden patriarchalischen Verhältniß zur Gemeinde stehen. Das Alles ist auf dem Papier schon gut; aber welch' einen idealischen Zustand der Gemeinden setzt das nicht voraus! Wie werden denn die Gemeinden immer die rechten Leute selber finden? Und wenn ihnen so viel eingeräumt wird, werden nicht alle die Kabalen, die bei Wahlen irgend einer Art vorkommen, auch hier sich wiederholen? Wie manches unwürdige Subjekt hat schon ganze Gemeinden durch Haranguen für sich enthusiasmirt, während, wenn hiernach entschieden würde, der Tüchtigere aus Bescheidenheit oft genug zu kurz kommen würde? Unser Verf. macht bei allen seinen Forderungen die Voraussetzung: „wenn einmal der kirchliche Geist wieder mächtig geworden sei" — ja w e n n! W e n n die Menschen anders wären, so würde Vieles anders seyn und sich anders machen lassen; und wir halten dem Verf. das von ihm selbst citirte (S. 266.) Wort Luthers entgegen: „Dergleichen Einrichtungen wären wohl gut, aber wir haben die Personen nicht dazu; darum traue ich es nicht anzufangen, bis unser Herrgott Christen macht." Auch dünkt es uns, der Verf. setze bei den einzelnen Gemeinden, die er so ganz frei sich bewegen lassen will, mehr Eigenthümlichkeit voraus, als sie würklich haben. Wie es unter den einzelnen Individuen doch verhältnißmäßig wenige giebt, die eine würklich hervortretende Eigenthümlichkeit haben, während die übrigen unter ein Paar Hauptrubriken leicht sammt und sonders zu klassificiren sind: so dürfte wohl auch die Zahl derjenigen Gemeinden verhältnißmäßig klein seyn, die eine so ganz besonders zu berücksichtigende Individualität haben, daß nicht eine Kirchenbehörde ebenso leicht den rechten Mann für sie auftreiben könnte, als die Gemeinde selbst. — Würde übrigens das Alles, wie es dem Verf. vorschwebt, sich auch würklich realisiren lassen, so hätten wir zuletzt nur noch eine M e n g e G e-

m e i n s c h a f t e n, aber k e i n e K i r c h e m e h r. Dies scheint der Verf. auch in der That zu wollen, wenn er z. B. S. 188. sagt: „Ueber den Kreis der unmittelbaren, persönlichen Thätigkeit hinaus fehlt es jeder kirchlichen Befugniß und Würde an der rechten Grundlage." Er will deßwegen gar keine höhere kirchliche Würde, keinen höheren, umfassenderen Würkungskreis anerkennen, als soweit Ein Mann persönlich alle Mitglieder des ihm anvertrauten Bezirks kennen, auf alle persönlich einwürken kann. Damit ist jede größere Kirchengemeinschaft außer dem zufälligen Verkehr zwischen Einzelnen, geradezu unmöglich gemacht. Es geht auch aus sonstigen Aeußerungen, z. B. S. 281., wo der Verf. die Absonderung aus religiösem Triebe in ein sehr mildes Licht stellt, ebenso schon S. 52., wo er sagt, so wie die Staatsregierung ihr Ansehen auf kirchlichem Gebiete nicht mehr geltend mache, so fallen eine Menge gleichgültiger Leute hinweg, der Rest aber, weit entfernt, einen festen kompakten Körper zu bilden, zertheile sich in eine Menge kleiner, schnell wachsender Gemeinschaften, — ziemlich klar hervor, daß ihm dieses eigentlich der normale Zustand zu seyn scheint, indem er an der geistigen Einheit des Glaubens ohne sichtbare Gemeinschaft, außer zwischen denen, die unter Einem Hirten stehen, genug hat; womit wir freilich die, S. 117. erhobene Klage, daß die Gemeinden sich unter einander zu fremd seien, nicht recht zusammenreimen können. Auf diese Weise wäre denn freilich alles Politische aus der Kirche verbannt; wir hätten dann zwar vom Staate keinen Schutz und keine Hülfe; aber wir brauchten dann auch dessen nicht, weil die Gemeinden selbst so lebendig kirchlich gesinnt wären, daß weder die gesetzgebende und vollziehende Macht des Staates uns beistehen, noch der Staat uns eine Besoldung zu geben oder zu garantiren brauchte. Ob wir freilich jemals eine solche Freiwilligkeit zu anständiger und auch für höhere, z. B. wissenschaftliche Bedürfnisse zureichender Besoldung des Geistlichen finden würden, wie sie der Verf. als ganz wohl möglich sich denkt, darüber wird wohl die Mehrzahl sehr einig seyn, nämlich verneinend einig *), und die Abhängigkeit, in die wir dadurch von unsern Gemeinden kämen, dürfte wahrlich um ein gut Theil mehr Schwierigkeiten für die Amtsführung mit sich bringen, als unser Verhältniß zum Staate.

Die Grundlage der ganzen Ideenreihe unsers Verf.'s ist ein Begriff von der Kirche, der zwar als Antithese gegen den Katholicismus sein gutes Recht hat, aber hier e i n s e i t i g festgehalten ist. S. 285.

*) S. 83. bemerkt der Verf. selbst, daß die frommen Stiftungen immer mehr versiegen. Das giebt für jene Freiwilligkeit keine glänzenden Aspekten.

Digitized by Google

heißt es: „Die Kirche für sich selbst hat Nichts, sondern, was sie hat, hat sie in den einzelnen Christen und deren Verkehr unter einander. Die *Kirche hat nur die Bestimmung, die Verbindung der Einzelnen unter einander durch eine Alles umfassende Ordnung theils zu erleichtern theils zu vervollständigen.*" Ebenso wird schon S. 274. gesagt: „Die Kirche verrichtet, in Rücksicht auf das, was der Geist in den Einzelnen würkt, gerade den Dienst, welchen die Jünger des Herrn bei jener Wunderspeisung thaten: sie heißt die Haufen sich lagern je zu Fünfzigen, theilt mit dem Segen, der auf der Ordnung ruht, das Vorhandene aus, und sammelt auch wieder die Brocken, daß Nichts zu Grunde gehe. Es unterscheidet sich also das geordnete kirchliche Leben von dem freien christlichen Verkehr seinem Inhalte nach durchaus nicht wesentlich: hier wie dort sind es die Einzelnen, die sich an einander erbauen." Es ist klar, daß hierdurch die Kirche, wie das namentlich in früherer Zeit oft geschah, zum bloßen *Mittel* für die Erbauung der Einzelnen herabgesetzt wird; und daß deßhalb auch ihr *objektives* Daseyn, als großes Ganze, sichtbar, d. h. in der objektiven Würkung Einen wohlgegliederten Organismus darstellend, ganz und gar verkannt wird. Keineswegs ist die Kirche nur da, damit die Einzelnen erbaut werden, sondern ebenso gut sind auch die Einzelnen da, damit eine Kirche da sei; ein objektiv erkennbares, ordnungsmäßig, d. h. nach bestimmten Gesetzen konstituirtes Reich, worin eben darum auch Unter- und Ueberordnung der Einzelnen unter einander seyn muß. So sehr wir gegen neuere Theorieen darin mit dem Verf. einverstanden sind, daß dieser Begriff der Kirche nicht in der Schrift nachgewiesen werden kann, weil die Verfassung der Kirche etwas ihr Accidentielles ist, so sehr müssen wir andererseits dagegen opponiren, daß zu Gunsten der unsichtbaren Kirche die sichtbare zertrümmert werde; indem dieser äußere Organismus das zeitliche, irdische Gewand ist, das die unsichtbare, ob es ihr auch da und dort zu weit und zu eng werden mag, dennoch, so lange sie auf Erden besteht und eine würkliche seyn will, anlegen muß. Nicht nur die Erbauung, das christliche Leben der Einzelnen oder einzelner Gemeinschaften hat einen Werth, auch das objektive Daseyn einer traditionell sich fortentwickelnden, durch bestimmte Normen gestalteten Kirche ist Selbstzweck, in Hinsicht dessen selbst die bloß äußerliche, normalmäßige Kirchlichkeit vieler Kirchenglieder dennoch einen Werth hat, wenn sie auch, subjektiv betrachtet, werthlos seyn sollte.

(Beschluß folgt.)

Aesthetik.

Aesthetik oder die Wissenschaft des Schönen auf dem christlichen Standpunkte dargestellt von Dr. G. M. Dursch. Stutgart u. Tubingen bei Cotta. 1839. Pr. 1 Thlr. 20 gGr.

Durch diesen Versuch hat der Verfasser zu einer neuen Anschauungsweise der Aesthetik im Lichte des christlichen Glaubens Bahn zu brechen gesucht. Während man seit *Baumgarten* die Idee des Schönen theils mehr aus der Natur des menschlichen Geistes und seinem Verhältnisse zur kreaturlichen Schöpfung, theils aus der Vergleichung und Analyse antiker Kunstwerke herleitete, während man ohne Berücksichtigung des unverkennbaren Einflusses der Religion auf Kunst und Wissenschaft in der Nachahmung oder Idealisirung der Natur den hinreichenden Grund für die Existenz idealer Kunstwerke fand, zerschnitt man das innige Band, das jene erhabenen Geistesprodukte an die Macht des schöne Ideale verwirklichenden Glaubens knüpft. Da aber alle Wissenschaft und Kunst nach ihren verschiedenen, sich zum Theil negirenden Erscheinungen in dem verschiedenen Selbstbewußtseyn des Geistes wurzelt, und die echte Kunst als Blüthe des Selbstbewußtseyns, welches eine religiöse Anschauung geweckt hat, angesehen werden muß, so jetzt besonders der christliche Glaube, der das Wissen des Geistes von seiner unzerstörbaren Einheit mit Gott und seiner erhabenen Bestimmung in Christo vermittelt, Kunst und Wissenschaft für die Erreichung idealer Zwecke um, und bringt in der Erscheinung des Ideal-Menschen, Christus, die ihrer Idee entsprechende Schönheit zur vollen, der Anschauung gegebenen Existenz. Erst von diesem Standpunkte, der alle Gebiete des Wissens und Wirkens im lebenskräftigen Geiste beherrscht, erscheint die Schönheit als ein Ausfluß des göttlichen Geistes, und damit alle Kunst und Schönheit in den Werken der Menschen und der Natur durch das Göttliche erzeugt. Wenn die Griechen die Schönheit auf unsterbliche Weise aus sich erzeugten, so erkennt der christliche Künstler, dem die Natur als Abbild und Wiederschein des Ewigen volle Bewunderung abnöthigt, außerhalb derselben erst ihre wahre Verwirklichung in dem durch den idealen Gottmenschen mitgetheilten, das ganze Leben mit höherem Lichte und Leben durchdringenden Geiste. Schon nach *Winkelmann* (Gesch. d. K. 4 B. 2. K.) ist die höchste Schönheit in Gott zu suchen, weil er der absolut Gute ist, und das Gute nothwendig auch schön seyn muß; in der Natur bricht sich der Strahl des göttlichen Lichtes in unendlicher Mannigfaltigkeit an den Dingen. Da nun das kühnste und erhabenste Ideal menschlicher Phantasie bei aller Tiefe der Empfindung, Schärfe des Geistes und lebendiger Auffassung in sich vollendet erscheinender Naturwerke, Gottes Schönheit nicht adäquat auffassen kann, wie auch die großartigsten, echt schöpferischen Geist verrathenden Werke bildender Kunst bei den Griechen beweisen, so konnte das Bewußtseyn und die Anschauung von dieser ursprünglichen, ungetrübten Schönheit erst im Christenthume dem menschlichen Geschlechte ermöglicht werden, weil dasselbe in dem Menschen das absolute Bewußtseyn weckt, und ihn auf den Standpunkt stellt, alle Ereignisse und Erscheinungen in der Geschichte und den freien Geistesprodukten in ihrem relativen Werthe aufzufassen. Die christliche Erkenntniß kann allein für die Gestaltung von Idealen der Phantasie die wahre Norm der Bildung und Kritik geben. Denn in Christo ist zunächst jene den Menschen ver-

Digitized by Google

hüllte absolute Verwirklichung göttlichen Seyns und Wirkens gegeben. In ihm, dem Abglanze göttlichen Wesens, schauen wir das innerste vollkommene Wesen Gottes. So hat er denn nicht bloß in der Entwickelung eines Lehrgebäudes, sondern in seiner eigenen Persönlichkeit die Idee der Menschheit realisirt. Wenn demnach in Christo der vollkommene Mensch in freier Entwickelung aller Geisteskräfte erscheint, so können alle übrigen, welche die göttliche Idee nur durch Aneignung seines Heils in individueller Beschränkung aufnehmen, nicht bloß die wahre Lebensvollendung durch ihn allein gewinnen, sondern ihr Geist erhält nach seiner ganzen Bildung und Richtung einen Umschwung, auch das Schöne, als die Erscheinung des wahrhaft Seienden, der Idee in vollkommener Form, im christlichen Lichte aufzufassen, sich anzueignen und zu äußerlich möglichst vollkommener Gestaltung zu bringen. Das Christenthum weist jeder einzelnen Geisteskraft ihre eigentliche Sphäre zu freier Entfaltung an, demnach auch dem Gefühle, der Phantasie und Einbildungskraft; das höchste Ideal ist dem Bewußtseyn des Menschen in einer Persönlichkeit aufgegangen, welche ihre harmonische Vollendung als das höchste Ziel menschlichen Strebens Allen mittheilen will. Diese und verwandte Anschauungen konnten dem Verfasser dieses Buches volle Berechtigung zur Abfassung einer Aesthetik vom christlichen Standpunkte aus geben; sein Buch wird sich schon wegen der Stellung des Glaubens zur Kunst und wegen der Einsicht in das eigentliche Wesen des geistig Schönen einen großen Leserkreis sichern. Zugleich wird es eine schon längst von manchem kunstliebenden Christen gefühlte Lücke ausfüllen, wenngleich seine Resultate hinter den Anforderungen streng-wissenschaftlicher Aesthetiker sehr zurückbleiben. Diese werden ihn, als in einem unfreien, den Geist in Fesseln schlagenden Prinzipe befangen, für einen theosophischen, den eigentlichen Standpunkt der Wissenschaft an eine ihr fremdartige Entwickelungssphäre bindenden Aesthetiker halten. Dennoch freuen wir uns dieses Versuches als eines Zeichens, daß der christliche Glaube als ein göttliches Lebensprinzip das Selbstbewußtseyn des Geistes erfüllt und erhöht, daß der Geist in einem höheren Lichte seine selbständige wahre Natur und Bestimmung immer mehr erkennt, wo jede Wissenschaft die religiöse Anschauung als ihre Seele und Norm anlegt, und in dem Universum den Aus- und Abdruck der ewigen Wahrheit in entsprechender Organisation, in Christo endlich die höchste Harmonie der Freiheit, Heiligkeit und Seligkeit erkennt. Dabei verschweigen wir nicht die Mängel, die bei der Ausführung dieser neuen Anschauungsweise sich herausstellen. Der Verfasser bewegt sich nämlich in der Entwickelung seines Stoffes gewöhnlich in koncentrischen Kreisen; mit etwas veränderten Ausdrücken bezeichnet er wiederholt dieselbe Idee, ohne eigentlich neue den Inhalt erweiternde Gedanken hinzuzufügen; vor aller Stärke des Gefühls und Begeisterung für sein Objekt kann er den Gang einer freien dialektischen Entwickelung an vielen Stellen gar nicht festhalten; aus dem Keime entfaltet sich aber naturgemäß nicht sofort die Blüthe; erst müssen die einzelnen Entwickelungsstufen als eben so viele Stadien freier Entfaltung überwunden seyn, ehe die Pflanze in der Frucht zur vollen Idee ihres Wesens gelangen kann. Wir vermissen deßhalb eine präcise, den Gegenstand allseitig erwägende Begriffsentwickelung und nehmen zuweilen an wiederkehrenden Tautologieen gerechten Anstoß. Auch ist der Ton an manchen Stellen zu rhetorisch. Der Styl ist übrigens äußerst fließend, gefällig, abgerundet;

lebendige Schilderung wechselt mit einfacher Begriffsentwickelung ab; überall bezeugt der Verf. eine lebendige, geistvolle Aneignung des im christlichen Glauben gegebenen, lebenskräftigen Elementes, die in Verbindung mit einem natürlichen Takte für die Auffassung jeder Erscheinung idealer Schönheit in der Würklichkeit unsere volle Anerkennung erheischt. Nur vermissen wir bei aller gediegenen Sachkenntniß die nöthigen, seine Ansichten illustrirenden Beweise aus der Angabe von Kunstwerken selbst. In dieser Rücksicht hätte er die „Aesthetischen Vorlesungen“ von Wienbarg zum Muster nehmen sollen, der keine Theorie, sondern Praxis, statt der Kunstlehre das Kunstwerk selbst in seiner Erscheinung der Anschauung nahe bringt. Welche Befriedigung gewähren ferner die meisterhaften Schilderungen einzelner Kunstwerke bei Staudenmayer (die heiligen Zeiten), v. Wessenberg (Christliche Bilder) und Speth (die Kunst in Italien, 3 Bde.)! Wenngleich im Einzelnen manche Gedanken heftigen Widerspruch finden werden, so begnügen wir uns nur, einen derselben namhaft zu machen. Bei der ästhetischen Geistesentwickelung im Judenthume bemerkt er nämlich, daß in der jüdischen Idee von Gott nicht die der Heiligkeit, sondern der Allmacht vorherrschte. Aber die Idee der Erhabenheit und Majestät Gottes entsprang gerade hier besonders aus dem überwältigenden Bewußtseyn eines heiligen vor jeder Sünde Abscheu empfindenden, in sich vollkommenen Gottes. Neben der Allmacht war der Glaube an die Heiligkeit Gottes, an die mit unabweisbarer Stimme die Gesetzgebung mahnte, Träger der jüdischen Religion. Niemals fand deßhalb das Erhabene eine tiefere Darstellung als durch die Propheten, welche der göttlichen Heiligkeit gegenüber auf erschütternde Weise die Tragödie des menschlichen Geschlechtes sangen. — Ueber Eintheilung und weitere Ausführung erlaubt uns der beschränkte Raum nicht weiter zu reden. Besonders werden die Ansichten über das Tragische im christlichen Glauben dem Altklassischen gegenüber, über das Romantische, das Idyllische und dessen bis dahin fälschlich angenommene Beschränkung auf das Hirtenleben, über den Humor, besonders aber über das Verhältniß der Natur zur Kunst nach dem aristotelischen Grundsatze: „Ahme die Natur nach!“ ansprechen. Am Schlusse fügen wir zur Charakteristirung des Styls und der Form der Abfassung folgende Stelle über die realisirte Idee der Menschheit in Christo hinzu (S. 109.):

„Je mehr der Geist gebildet, je sittlich reiner das Gemüth, je lebendiger der Glaube und je inniger die Liebe zu Christus ist, desto erhabener und reiner erscheint einem Solchen das Bild Christi, und desto weniger findet er sich durch die besten Kunstdarstellungen von Christus befriedigt; denn legt er den Maaßstab seines unmittelbaren Ideals an das Kunstwerk, so bleibt dies weit hinter dem Ideale zurück. Wenn auch diese Kunstdarstellungen keinen absoluten Werth haben, so vermitteln sie doch das Ideal Christi in relativen Christen. Eher läßt sich Christus in seinen Situationen seines Lebens darstellen, in welchen er erhabene Charakterzüge offenbart, z. B. wie er Kinder segnet, die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel treibt ꝛc., wo nicht alle Geisteskraft des Künstlers und die ganze ungetheilte Aufmerksamkeit des Beschauers auf die ideale Bildung koncentrirt wird, als in seiner Einzelheit, in der er das erhabenste Ideal der Menschheit ist.“

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 30. März. **Nr. 20.** 1841.

Claus Harms als geistlicher Redner*).

Jede gediegene, wahrhaft geistig strebsame Natur muß sich immer mit konkreten Elementen erfüllen. Wie sich eine solche jedoch erfüllt, dies hängt von dem Standpunkte ab, welchen sie im Anfang einnimmt. Ein wahrhaft strebsamer Rationalist wird sich auf ganz andere Weise mit christlichen Elementen erfüllen, als ein Supernaturalist. Wie bei einem geistlichen Redner der Rationalismus sich auf gesunde Weise entwickeln und eben dadurch über sich selbst hinausgehen und christliche Elemente immer mehr aufnehmen kann, dies zeigt unter Anderen Dräseke. Bei Claus Harms haben wir die umgekehrte Erscheinung; denn wir sehen, wie in ihm der verständige und als solcher reflektirende Supernaturalismus über sich hinausgeht, sich geistig mehr erfüllt und eben dadurch immer tiefer in den Kern des christlichen Glaubens und Lebens eindringt.

Claus Harms hat an zwei verschiedenen Orten gewürkt; von 1806 bis 1816 war er Prediger zu Lunden in Norder-Dithmarschen, 1816 wurde er Archidiakonus und vor einigen Jahren Kirchenpropst in Kiel, woselbst er noch fortwährend mit voller Kraft das Evangelium verkündigt und wohl sein Leben beschließen wird, da er sowohl einen Ruf nach Rußland als evangelischer Bischof, als nach Berlin als Prediger an Schleiermacher's Stelle abgelehnt hat. Während seiner Würksamkeit als Prediger in Lunden erschien von ihm 1808 die Winter- und 1811 die Sommerpostille (von beiden die 5. Auflage 1836); in Kiel ließ er außer vielen einzelnen Predigten folgende Sammlungen drucken: Christologische Predigten 1821, über das heilige Abendmahl 1822, neue Winterpostille 1825, die drei Artikel des christlichen Glaubens in je neun Predigten 1830 — 1834, die heilige Passion 1838, über das Vater unser 1838, die christlichen Religionshandlungen der lutherischen Kirche 1839.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Hr. Verf. dieser Charakteristik hat früher ähnliche Arbeiten, welche vielseitige Beachtung fanden, über Dräseke und den Herausgeber des litter. Anzeigers als Prediger in den „Hallischen Jahrbüchern" geliefert. Da indeß diese ihren früheren „naiven" Standpunkt aufgegeben, der ihnen erlaubte, auch Aufsätze nicht-rationalistischer Hegelianer aufzunehmen, so war für den Hrn. Verf. dort kein Raum mehr. Daß übrigens die Redaktion nicht jedes hier ausgesprochene Urtheil für das ihrige erklärt wissen will, sollte eigentlich keiner Bemerkung bedurfen. Der eine vornehmste Tadel, daß den Harms'schen Predigten das Element der Erkenntniß fehle, ist ja von dem verehrlichen Hrn. Verf. auch gegen die meinigen ausgesprochen worden, wobei ich übrigens noch ein Mißverständniß zu berichtigen habe, welches auch in einer Kleinigkeit die Mißlichkeit der philosophischen Konstruktionen der Geschichte zeigt. Daß meinen Predigten am Schlusse die Gebete mangeln, wird als die Folge des fehlenden dialektischen Fortschrittes der Gedankenentwickelung angesehen, allein — ich habe die Gebete fast immer gehalten, sie wurden nur nicht abgedruckt.

D. H.

Kirchenrecht.

Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland. Vom Standpunkte der württembergischen Verhältnisse aus. — Eine kirchenrechtliche Abhandlung von Karl Wolff u. s. w.

(Beschluß.)

Der Zustand der Vollkommenheit wäre ein völliges Kongruiren des Objektiven und Subjektiven; allein so lange beide Seiten noch erst diesem Ziel unter mancherlei Schwankungen und Ungleichheiten entgegenstreben, darf die eine so wenig als die andere vernachläßigt werden. Dieser objektive kirchliche Organismus *) giebt allein die gehörige Sicherheit für das

*) Der Verf. sagt S. 292. im Vorbeigehen selbst: „unsere Kirche habe bis auf die neueste Zeit in ihren angesehensten

Digitized by Google

bleibende Bestehen der Kirche (versteht sich), ohne daß hiedurch dem unsichtbaren Schutz und Schirm der Kirche etwas entzogen werden soll; wir müssen aber die religiöse Betrachtungsweise von der menschlich-rechtlichen hier so gut unterscheiden, wie in andern Dingen, wo wir, unbeschadet unseres Vertrauens auf Gott, dennoch menschliche Garantieen und Sicherheiten nicht verschmähen). Es mag oft genug der Fall seyn, daß diese äußere Kirche eine leere Form zu seyn scheint — daran ist aber nicht sie selber, sondern nur diejenigen Schuld, die unglücklicherweise in ihr zur Macht gelangt sind; aber eben ihre Stabilität bringt es mit sich, daß sie in besseren Zeiten wieder ein neues Leben gewinnt. Ist ihr aber solche äußere Formung nothwendig, und konnte selbst die apostolische Kirche, auf die man sich bei ihrer den Anfang der Laufbahn bezeichnenden Formlosigkeit nicht berufen sollte, nicht lange in ihrem anfänglich freien Zustande verharren, so ist nur Zweierlei möglich. Entweder reißt sich die Kirche vom allgemeinen, würklichen Leben, dessen Form der Staat ist, los und giebt sich selbst einen Organismus, der, da der Staat schon zuvor da war, und immer, sofern er das Leben seinem ganzen Umfang nach ordnet, seine Macht ausüben muß, nun mit diesem als Nebenbuhler nothwendig in Konflikt geräth — so im Katholicismus; oder erkennt die Kirche, daß die Formen des Staates eben die Formen alles gemeinsamen, geordneten Volkslebens sind; sie nimmt sie also willig auf, und gewinnt dadurch eine feste Verfassung. Welche Mißgriffe auch bei der leidigen Beschaffenheit mancher Staatsbeamtenschaft gemacht werden mögen, abusus non tollit usum; das ist dann eben das Problem, das zu lösen wäre, solchen Mißständen entgegenzuarbeiten, sie von innen heraus zu paralysiren, das aber nicht durch Trennung der Kirche vom Staate umgangen werden kann, weil diese, wie sie seit der apostolischen Kirche nie bestanden hat, so auch nie wird ins Werk gesetzt werden können.

Man würde jedoch dem Verf. sehr Unrecht thun, wenn man um des bisher Besprochenen willen das Buch beschuldigen wollte, es ergehe sich in müssigen Abstraktionen, in unausführbaren Ideen und habe überhaupt für die Gegenwart keinen Werth. Wenn es auch nichts böte, als jene freie, scharfe und doch so milde und leidenschaftslose Kritik gegenwärtiger Zustände, so enthielte es schon praktische Winke genug, auf was nun hinzuwürken sei. Allein wie der Verf. selbst S. 314. sehr gut sagt: „Es ist freilich leichter, und auch für die Eigenliebe reizender, die alten Formen ganz zu verlassen, und die Sache wie von Neuem anzufangen; aber die größere Treue und Liebe ist doch wohl bei dem Dienst, der sich demüthig der Mutterkirche zuwendet und sie zu verjüngen sucht." Diese „größere Treue und Liebe" hat der Verf. in hohem Maaße geübt; er sucht mit unermüdetem Fleiße und sorgfältiger Hand alle diejenigen Momente in dem gegenwärtigen Stand der kirchlichen Dinge auf, die er als Keime des Besseren ansehen zu dürfen glaubt, und mahnt eindringlich zur treuen Benützung und Weiterbildung derselben. Es wird gewiß nicht leicht ein Buch geben, in welchem Allen, die es mit der Kirche zu thun haben, vom König und Geheimenrath an bis herab zu den Mitgliedern des Kirchenkonvents so klar und bündig gezeigt wäre, was ihre Schuldigkeit ist; daher denn namentlich die Geistlichen selbst eine Fülle von Pastoral-Weisheit in der ansprechendsten Form hier finden werden. Es ist unsere Pflicht, hiefür einige Belege beizubringen.

S. 192. macht der Verf. darauf aufmerksam, wie gut es wäre, wenn den Dekanen mehr Zeit gelassen würde, um sich den wahrhaft kirchlichen Zuständen und Bedürfnissen der ihrer Aufsicht anvertrauten Gemeinden zu widmen, statt daß sie jetzt mit einer Masse von geisttödtenden Schreibereien, Tabellen, Berichten u. s. f. überhäuft seien. Es ist ganz unstreitig, daß, wenn nicht ein Dekan besondere Neigung zu solchem Schreibereiwesen hat, ihm für geistigere Beschäftigungen blutwenig Zeit übrig bleibt. Es kann deßhalb gewiß kein unpraktischer Vorschlag genannt werden, wenn der Verf. will, daß ein Theil dieser Arbeiten einem minder beschäftigten Geistlichen der Diöcese in der Art übertragen würde, daß dieser Alles zu besorgen und dann dem Dekan nur die bereits gesammelten und bearbeiteten Papiere zuzustellen hätte; und daß namentlich die so viele Zeit raubende Aufsicht über Schulen und Schulmeister ihm abgenommen würde. Der Knoten würde da freilich im Geldpunkt liegen, allein eine solche Ersparniß ist übel angebracht, während man in andern Departements, z. B. beim Militär, auch von Seiten der Landstände gar freigebig ist. — S. 197. verlangt der Verf., es sollten in den Kirchenkonventen nicht einige Gemeinderäthe, die als solche auch in kirchlichen Dingen so gern den Rathhauston anstimmen, sondern alle durch Gaben, Geist und Kräfte ausgezeichnete Glieder der Gemeinde vereinigt seyn; Kirchenälteste, die des unbedingten Vertrauens, der Liebe, der herzlichsten Ehrerbietung von Seiten ihrer Mitchristen genießen. Der Verf. hat zwar nicht gesagt, wie diese gewählt werden sollen, allein es ließe sich wenigstens in den Gemeinden, in welchen

Wortführern das Wesentliche in der katholischen Kirche, obwohl es ein Anderes sei, als in der unsrigen, in seinem vollen Rechte als christlich anerkannt." Was ist dieses Wesentliche anders, als eben die Werthschätzung der kirchlichen Objektivität unabhängig vom Subjekt? Nur die Einseitigkeit und dadurch Uebertriebenheit dieser Werthschätzung, nicht sie selbst ist das Falsche. Wir können die citirte Stelle somit gegen den Verf. selbst gebrauchen.

Digitized by Google

sich weder eine Aristokratie der Reicheren noch Partheispaltungen finden, sehr wohl denken, daß die unter Leitung des Geistlichen geschehende Wahl dieser Aeltesten durch die Gemeinde selbst die Rechten treffen würde. S. 164 fg. wird gar schön der die Geistlichen ernennenden Behörde mehr Rücksicht auf die Individualität der Bewerber empfohlen, als leider häufig genommen wird. — Besonders trefflich sind die in den letzten Abschnitten des Buches den Geistlichen gegebenen Rathschläge zur Pflege und Förderung des christlich-kirchlichen Lebens. Ihnen, heißt es S. 318., sei die Hauptaufgabe für die Zukunft anvertraut; durch sie müsse das christliche Leben außerhalb der Kirche gewonnen und in die Kirche hineingeleitet, von ihnen aus gleicherweise das kirchliche Leben seines unchristlichen Beiwesens entledigt und christlich erneuert werden. Es wird dann von der Bildung der Geistlichen ausgegangen, und gleich darauf hingewiesen, daß unsere Seminarien, die, sei es aus heilloser Knickerei, sei es aus dem sehr thörichten Wahne, daß die Individualität der Jünglinge zu sehr beengt und ihnen eine dem schwäbischen Magister lebenslänglich anklebende rusticitas monastica angehängt werde, schon vielfach angegriffen worden sind, — mehr in kirchlichem Geiste, unbeschadet der wissenschaftlichen Gründlichkeit, geleitet werden sollten. Ebenso sollte bei Besetzung der theologischen Lehrstellen der Universität niemals ausschließlich die wissenschaftliche Tüchtigkeit, sondern zugleich auch der kirchliche Sinn in Anschlag kommen. Nicht minder sollte die aus Kargheit und Ungunst einerseits, und aus Unkenntniß andererseits verkürzte Studienzeit auf angemessene Weise wieder ihr volles Maaß zurückerhalten; es sollte auch der Austritt unpassender Subjekte aus den Seminarien durch den bedeutenden Kostenersatz nicht so sehr erschwert werden. Für die Geistlichen sind die Winke gegeben, daß sie nie, auch nicht auf dem Rathhaus vergessen sollen, daß sie Seelsorger sind, daß sie vor Allem, um die Gemeinde aus ihrer kirchlichen Passivität wieder mehr zur Aktivität zu erheben, mit allem Fleiße sichs angelegen seyn lassen sollen, besonders die Jugend und die Schwächeren ins Verständniß der h. Schrift einzuführen. Besonders heilsam werde es seyn, wenn der Geistliche (S. 325.) die Hülfe einzelner begabter Gemeindeglieder in allen Fällen, wo sie würksam seyn können, aufsuche und benütze. Die Dekane ihrerseits, die der Verf. mit den Bischöfen der alten Kirche in Parallele stellt, sollen, wozu freilich die geeignete Persönlichkeit derselben gehöre, das geistliche Leben einer ganzen Diöcese, in den Gemeinden sowohl als in den Geistlichen, vermitteln und zusammenfassen, wozu freilich, da eben Alles auf diesem Gebiete nicht von der Form, sondern vom Geiste abhänge, keine speciellen Regeln gegeben werden können. Wir müssen übrigens bemerken, daß es hier und an manchen anderen Punkten doch wünschenswerth gewesen wäre, wenn der Verf. mehr specielle, unmittelbar praktische Rathschläge beigefügt hätte. — Unter Anderem geht der Verf. auch auf die, in Würtemberg gegenwärtig so lebhaft verhandelte Frage über die kirchlichen Erbauungsbücher, namentlich das Gesangbuch ein. Er giebt für die Abfassung derselben treffliche Winke; so z. B. S. 221.: „das Gesangbuch soll keine Blumenlese aus dem ganzen Felde geistlicher Dichtkunst seyn, sondern die kirchliche Anerkennung und Zusammenfassung alles Bedeutenden, was von selbst schon in der Gemeinde Eingang und Anerkennung gefunden hat; was würklich das wahrhaft Gemeinsame bereits ist, ehe es von der Kirche als solches ausgesprochen wird." Wir glauben, daß hiemit der Verf. eine sehr wichtige Wahrheit ausspricht, die von keinem Bearbeiter eines Kirchengesangbuches unberücksichtigt gelassen werden sollte; die Kirchenlieder, d. h. die geistlichen Volkslieder müssen vor der kirchlichen Sanktion bereits im Volke sich habilitirt haben, und die Aufnahme in das Kirchengesangbuch muß eigentlich nur die amtliche Bestätigung des von den Gemeinden ausgesprochenen Urtheils seyn; daher es immer mißlich ist, neugemachte Lieder, bevor sie sich bewährt haben, auf subjektives Urtheil hin aufzunehmen. (Ein Gleiches ist es mit der Aufnahme von Chorälen in ein Landes-Choralbuch.) Hat ja doch selbst die alte römische Kirche viele ihrer Hauptinstitutionen erst amtlich durch ein päbstliches Gebot eingeführt, nachdem sie lange zuvor sich von selbst unter dem Volke, dem Geiste der Zeit gemäß, eingeführt hatten. — Auch über die Behandlung und Renovation der alten Lieder macht der Verf. treffende Bemerkungen, z. B. S. 222 fg.: „Man will in unsern Tagen die alten Lieder nur so abändern, daß das Neue in Ton und Geist sich möglichst an das Alte anschließe, daß im Ganzen die Sprache, die Denk- und Gefühlsweise jedes Dichters und Zeitalters beibehalten werden soll. Allein worin bestünde doch das Geniale jener alten Dichter, wenn sich ihr Ausdruck so leicht und gleichsam unfühlbar gegen einen anderen vertauschen ließe? Und in wie kurzer Zeit ist das Neue alt geworden, so daß uns oft jetzt schon das Aelteste näher liegt als das der jüngsten Vergangenheit Angehörige!" (Ja wahrlich! Cramer und Klopstock sind als geistliche Liederdichter für uns oft genug altväterischer, als Gerhard und Schmolke!) Der Verf. glaubt, wenn ein Lied allzusehr die Spuren des Veraltetseyns trage, solle es lieber ganz weggelassen werden; „die anderen aber, weil ihr Verständniß durch die lutherische Bibelübersetzung, auf der sie ruhen, gegeben sei, werden, sobald nur zurechtlegende Liebe da sei," (wenn es nur bei unsern

Digitized by Google

aufgeklärten Leuten nicht so sehr an dieser fehlte!) „keinen Anstoß erregen können." — Mit so großer Liebe sich übrigens der Verf. dieser Sache widmet, so kehrt er doch, in Bezug auf die Meinung, daß man durch mehr Einflechtung künstlerischer Elemente in den Kultus, überhaupt durch Hebung der kirchlichen Kunst das kirchliche Leben selbst heben könne, S. 227. zu der Behauptung zurück, deren Wahrheit auch wohl nicht wird bestritten werden können, daß nämlich die Kunst nur dann fruchtbar für die Kirche seyn könne, wenn sie selbst schon aus dem christlichen Leben hervorgegangen ist und durch dieses fortwährend als das höhere bestimmt wird. Wo ein hohes geistiges Leben sei, da bleibe auch die Kunst gewiß nicht aus, und trage alsdann zur weiteren Entwickelung fördernd das Ihre bei; hingegen für sich allein könne die Kunst das geistige Leben der Kirche nicht bewürken, ihm nicht einmal aufhelfen, weil dies einzig nur durch den Geist Christi geschehen könne.

Besonders müssen wir noch auf die Abschnitte aufmerksam machen, welche „das christliche Leben außer der kirchlichen Gliederung", namentlich die pietistischen Gemeinschaften behandeln. Dieser Abschnitt darf als wesentlicher Beitrag zu den im vorigen Jahre darüber gepflogenen Verhandlungen angesehen werden. Der Verf. erkennt das Wesentliche des Pietismus auch in der Gemeinschaft (was im Vorworte der evangelischen K. Z. 1840. mit Bezug auf die Märklin'sche Streitsache zwar angegriffen, aber durchaus nicht genügend widerlegt worden ist). Er giebt interessante geschichtliche Notizen, namentlich wird das vortreffliche General-Reskript vom J. 1743. am Schlusse in extenso mitgetheilt; geht dann zu der, im J. 1819. entstandenen Gemeinde Kornthal über, die er (S. 339.) als einen Versuch ansieht, theils das Bedürfniß einer kirchlichen Gliederung unserer Gemeinden in weiteren Kreisen zu erwecken, theils das Bild einer so gegliederten Gemeinde, so weit Gott Gnade gäbe, würklich auch darzustellen. Wobei jedoch sehr gut bemerkt wird, daß eine Gemeinde wie Kornthal nur als Ausnahme in einem Lande seyn könne, indem unser Beruf nicht sei, aus der Welt hinauszugehen, wie auch Christus für die Seinen nicht bitte, daß Gott sie von der Welt nehme, sondern daß sie bewahrt bleiben vor dem Uebel. S. 341. wird der günstige Einfluß Kornthals auf die Landeskirche geschildert. Was die übrigen pietistischen Gemeinschaften, und den Pietismus selbst anbelangt, den er mit vollem Recht als einen der wichtigsten Lebenskeime in der Kirche ansieht, so müssen wir auf das Buch selbst verweisen; es ist gewiß lohnend, an der Hand des Verfassers den Gang mit ihm zu machen. — Daß im ganzen Buche hauptsächlich von würtembergischen Zuständen ausgegangen wird, kann auch für den auswärtigen Leser kein Hinderniß seyn, sich reichlich aus demselben zu belehren, da im Wesentlichen, und gerade in den Punkten, auf die der Verf. tadelnd oder anerkennend das Hauptgewicht legt, die kirchlichen Verfassungen der deutschen evangelischen Länder einander so ziemlich gleich sind.

Schließlich erlaubt sich Referent noch, auf ein Unternehmen aufmerksam zu machen, das in sofern mit dem Wolff'schen Buche Eine Tendenz hat, als es, nur in verschiedener Weise, die Hebung und Förderung des kirchlichen Lebens zum Zweck hat. Seit dem Juli 1840. erscheint bei Köhler in Stuttgart ein „evangelisches Kirchenblatt", redigirt von Pfarrer Hartmann in Hochberg am Neckar; das zunächst dadurch veranlaßt ward, daß die würtembergische Regierung vor Einführung eines neuen Gesangbuches und einer neuen Liturgie die öffentliche Stimme über die ausgegebenen Entwürfe vernehmen wollte und zur Aeußerung darüber förmlich aufforderte: es sollte nun das Blatt zum Organe solcher Besprechung dienen, so jedoch, daß dies nicht der ausschließliche Zweck war, sondern allem Kirchlichen, allen Pastoral-Mittheilungen seine Spalten offen stehen. Die erste Nummer enthielt Aufsätze „über Oeffentlichkeit in Kirchensachen", „über die Freiheit der Kirche" (wo sich manche Berührungspunkte mit dem oben angezeigten Werke finden, jedoch ebensosehr in entgegengesetzter als zusammenstimmender Weise, wenigstens was Kirche und Staat anbelangt), ferner: „über den Swedenborgianismus in Würtemberg", der gegenwärtig einigen Rumor im Lande macht. Die spätern Nummern enthalten Aufsätze über die liturgischen Angelegenheiten, sowie einzelne Mittheilungen aus der Pastoralpraxis. Auch werden Anzeigen kirchlich-bedeutsamer neuer Schriften, Nekrologe würdiger Geistlichen (z. B. des als Dekan zu Reutlingen verstorbenen Dr. Geß, Verfassers mehrerer theologischer Schriften), sowie in einer zweiten Abtheilung Dienstnachrichten, amtliche Erlasse, kirchliche Notizen und Neuigkeiten beigegeben. Da die Freunde der Kirche im Auslande von jeher sich für Würtemberg interessirt haben, so dürfte es vielleicht Manchem derselben auch jetzt, wo bei uns eine neue Regsamkeit und Lebendigkeit sich kund thut, willkommen seyn, durch das (ohnehin sehr wohlfeile) Blatt die Aeußerungen derselben beobachten zu können.

Palmer.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 4. April. **Nr. 21.** 1841.

Claus Harms als geistlicher Redner.

(Fortsetzung.)

Seine Ansichten über die geistliche Beredtsamkeit sprach er 1830 aus im ersten Buche seiner Pastoraltheologie, welche betitelt ist: „der Prediger, wie ihn die Pastoraltheologie seyn und thun lehrt u. s. w." (2te Aufl. 1837); manches hieher Gehörige wurde von ihm in dem von ihm in den theologischen Studien und Kritiken (1833. Heft 3) erschienenen Aufsatze „mit Zungen reden" berührt. Andere meist polemische Schriften haben wir hier nicht zu berücksichtigen, da sie weniger eine homiletische Tendenz haben. Er sucht darin mehr wissenschaftlich den Offenbarungsglauben gegen den Vernunftglauben zu vertheidigen.

Um Harms in seiner Würksamkeit als Prediger charakterisiren zu können, müssen wir seiner inneren Entwickelung nachgehen. Da uns aus allen Perioden seines Lebens Predigten vorliegen, so wird uns dies leicht werden, wenn wir nur genau darauf achten, wie er sich durch diese immer tiefer in den positiven Gehalt des Christenthums einlebt, und wie dieses immer mehr sein innerstes Lebenselement wird. Die ganze innere Entwickelung von Harms scheidet sich in zwei Hauptperioden, von welchen die erste seiner äußeren Würksamkeit nach auf Lunden, die andere aber auf Kiel fällt. In der Vorrede zur fünften Auflage der Winter- und Sommerpostille deutet er selbst darauf hin. Wir wollen sehen, wodurch sich der frühere Standpunkt von Harms von dem späteren unterscheidet, und untersuchen, in wie weit der in den ersten Predigten vorgezeichnete Weg würklich zum rechten Ziele führt.

Harms' theologischer Standpunkt ist von vorn herein ein supernaturalistischer. Wir wissen aber, in welchem Zustande sich der s. g. Supernaturalismus im Anfange dieses Jahrhunderts befand; er blieb vor der Offenbarung als einem gegebenen Objekte stehen, ließ sie allerdings zwar äußerlich gelten, aber ohne zu ihrer Erkenntniß zu kommen, ja! daß dieses möglich sei, wurde geleugnet; es war mithin dieser Supernaturalismus nicht viel besser als der Rationalismus, welcher die Offenbarung über den Haufen warf und eben darum über die Dogmen der christlichen Kirche zur Moral hinwegeilte, was bei dem Supernaturalismus ebenfalls der Fall seyn mußte, weil er das Dogma nicht begriff. Deßhalb finden wir, daß sich nicht bloß durch rationalistische, sondern auch durch supernaturalistische Predigten entweder gar kein oder doch nur ein dünner dogmatischer Faden zieht. Die verständige Richtung der Zeit hatte einen zu großen Einfluß auf die Theologie geübt. Die Reflexion des Verstandes ging, wie überhaupt nicht würklich in die Sache, so auch nicht in die konkrete Erscheinung des Christenthums hinein, in welchem Falle sie dessen positiven Inhalt hätte aufnehmen, weiter entwickeln und durch die Spekulation bewahren müssen; sondern sie blieb vor derselben stehen oder ging vielmehr von ihr wieder in den endlichen Verstand zurück, wodurch der spekulative Kern des Christenthums, statt erkannt zu werden und dadurch im Geiste aufzugehen, verendlicht und eben dadurch aufgezehrt wird. Im Rationalismus hat die Verstandesreflexion den Himmel leer gemacht und Alles zu endlichen Verhältnissen herabgesetzt; im Supernaturalismus läßt sie zwar den göttlichen Inhalt bestehen, zieht aber denselben ebenfalls zur Erde herab, weil sie sich nicht in denselben vertieft, sondern sich davon loswindend auf endliche Verhältnisse übergeht. Aus diesem Grunde sind der Supernaturalismus und der Rationalismus, wie sie in den letzten Decennien des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts sich entwickelten, in Betreff des wissenschaftlichen Standpunktes nicht wesentlich von einan-

Digitized by Google

der verschieden. Die Grundbegriffe des Christenthums waren entweder erstarrt oder wurden verflüchtigt, die konkrete Erscheinung wurde allmälig abgestreift unter dem Vorgeben, sie von allem s. g. Oertlichen und Zeitlichen zu reinigen, so daß endlich nichts Anderes übrig blieb, als eben abstrakte Verstandesbegriffe, wie Tugend, Unsterblichkeit, Vorsehung u. s. w.

Zu den supernaturalistischen Predigern, welche vom Anfange dieses Jahrhunderts bis jetzt gewürkt haben, gehört Claus Harms; doch ist bei ihm der Supernaturalismus nicht ein todter, wie wir ihn so eben geschildert haben, welcher sich in seiner Armuth schon in dem Nichterkennenkönnen des Dogma's befriedigt fühlt, sondern ein solcher, welcher wohl darauf eingehen will, allein von der verständigen Reflexion der Zeit zu sehr influirt ist, als daß ihm dies möglich wäre. Die Predigten, welche Harms während der ersten Periode seiner Würksamkeit drucken ließ, werden uns dies beweisen. Daß aber gerade diese Predigten, welche die Winter- und Sommerpostille bilden, im Publikum von allen Harms'schen Predigten den meisten Beifall gefunden haben (wir haben davon bereits die fünfte Auflage in Händen), beweist, daß unsere Zeit noch immer es vorzieht, durch eine gewisse Trübe des Verstandes, als geradezu in das Licht der Offenbarung zu schauen, wie dies in den späteren Predigten mehr der Fall ist.

Daß der Standpunkt, auf welchem Harms in seiner Winter- und Sommerpostille steht, nicht der richtige sei, dies hat er später selbst anerkannt; er spricht sich darüber in der schon erwähnten Vorrede zur fünften Auflage aus. Hier heißt es unter anderem: Es komme ihm vor, als wenn er nicht seine, sondern fremde Predigten vor das Publikum bringe; vielleicht hätte er dies nicht thun sollen, da es nicht anders aussehe, als wenn er selbst mit seiner Hand die Leser auf dem von ihm verlassenen Standpunkte zurückhalten wolle. Indem er dann die Frage aufwirft: Wer auf dem rechten Standpunkte sei, die Leser, welche die alte Winter- und Sommerpostille begehren, oder er selbst, der er in den neuen Postillen, in den christologischen und anderen Predigten einen anderen Weg gegangen sei? meint er, daß die Sache nicht so, sondern anders angesehen werden müsse; die früheren Predigten seien ein Weg gewesen, auf dem er, durch Amt und Erfahrung gefördert, dahin gekommen sei, wohin seine Freunde zum Theil noch nicht gekommen, weßhalb er ihnen jedoch nicht zürne, welchen Weg auch Andere, Jüngere, deren Schule eine solche gewesen, wie die Schulen der Zeit meistens sind, jetzt erst betreten; diese letzteren heiße er willkommen, sie seien auf einem Wege, welcher sie nicht irre führe.

Dem, was hier gesagt wird, müssen wir beistimmen. Wenn auch der nicht in das Heiligthum christlichen Glaubens und Lebens gelangt seyn mag, welchem das völlig zur Erbauung genügt, was in diesen Predigten ausgesprochen wird, so können wir doch nicht umhin, anzuerkennen, daß wenn Jemand würklich hierauf eingeht, er in seiner christlichen Lebensentwickelung bald weiter kommen wird. Es zieht sich durch diese Predigten überall ein wahrhaft sittlicher Ernst, eine strenge Forderung getreuer Pflichterfüllung. Marheinecke sagt in seinem Entwurfe der praktischen Theologie S. 240., es gebe in der christlichen Kirche wahrhaft alttestamentarische, ja selbst heidnische Standpunkte, und hierin hat er vollkommen Recht. Wenn in allen rationalistischen Predigten würklich heidnische Elemente enthalten sind, so möchten wir diesen früheren Predigten von Harms etwas Alttestamentarisches beilegen. Die Grundlehren des Christenthums springen noch nicht hervor; aber es wird schon darauf hingelenkt. Wie sich durch das A. T. die Idee des einst kommenden Erlösers hindurchzieht, so erblickt man auch in diesen Predigten die Lehre von der Erlösung schon in der Ferne, wenn sie auch noch nirgends entwickelt seyn mag. Es wird in denselben den Menschen gezeigt, daß sie durch ihre eigene Kraft das Gesetz nicht erfüllen, daß sie bei allem ihrem Thun Sünder bleiben, daß sie ohne sicheren Führer den rechten Lebensweg nicht finden können und als Sünder durch sich selbst nicht im Stande sind, zum wahren Frieden zu gelangen; aber wie das A. T. nicht selbst zu dem hinführt, welcher Frieden giebt und unser sicherer Führer zur Seligkeit ist, so zeigen auch diese Predigten eigentlich nicht, wodurch der Mensch selig werden kann. Im jüdischen Gesetz springt das äußere Wohl, das irdische Glück, zu sehr hervor; das Volk Israel wird zu dessen Erfüllung angehalten, damit es ihm wohlgehe auf Erden u. s. f. Diese alttestamentliche Richtung blickt auch aus diesen Predigten hervor. Wir sollen allerdings den Weg der Tugend gehen und nicht den des Lasters, wie dies Harms sehr oft ausführt, allein nicht aus äußerlichen Rücksichten, welche er dabei viel zu sehr hervortreten läßt. Auf unser äußeres irdisches Wohl mag immerhin hingeblickt werden, ja es mag nöthig seyn, um bei Vielen die Sittlichkeit in einem gewissen Grade aufrecht zu erhalten; allein stets muß dabei die andere Seite hervortreten, daß bei Allem, was der Mensch thut, es einzig und allein auf die Gesinnung ankommt, in und mit welcher etwas gethan wird; denn Alles, was nicht zur Ehre Gottes, sondern um selbstischer irdischer Zwecke willen geschieht, ist nichts Anderes als Sünde. Weil aber die Richtung der ersten Predigten Harms' zu sehr auf das äußere Wohl der Menschen geht, so kann es

Digitized by Google

nicht fehlen, daß derselbe immer aus dem Text, worüber er predigen will, herauskommt, daß dieser mithin weder exegetisch hervorleuchtet, noch dogmatisch weiter entwickelt wird. Wir wollen gleich die ersten Predigten in der Winterpostille nehmen, um zu sehen, wie uns Harms aus dem Texte heraushebt. Es sind dies beide Adventspredigten; die erste ist über den Einzug Christi in Jerusalem Matth. 21, 1 — 9. Dieser Einzug, sagt Harms, sei für uns der Ruf der Kirche hereinzukommen, also: Kommet herein! 1) Kommet herein, unschuldige Seelen! die Verführung wird immer größer; 2) kommet herein, laue Christen! der Kaltsinn ist auf das höchste gestiegen; 3) kommet herein, Angesehene und Mächtige! die Throne wanken; 4) kommet herein, ihr Reichen und Begüterten! morgen könnt ihr Bettler seyn. Nachdem wir so aus dem Texte herausgeleitet sind, wird dann, wie schon aus dem Thema ersichtlich ist, fast nur auf äußere Gründe hingewiesen, warum der Mensch in die Kirche Christi eintreten soll. Ueber die zweite Adventspredigt ist als Text 1 Joh. 4, 3. geschrieben: „daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß er seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt, daß wir durch ihn leben sollen." Dies giebt Veranlassung vom Christenleben zu reden, nämlich, was wir davon und wie wirs erkennen, wenn wir 1) die Eitelkeit aller Dinge betrachten, 2) unser Gewissen urtheilen lassen und 3) gewisser Stunden uns erinnern, in welchen vermuthlich die meisten Christen sich des Lebens würklich bewußt werden. Wie wäre es möglich gewesen, daß Harms einen solchen Kernspruch der Schrift, in welchem die Grundlehre des N. T. enthalten ist, auf solche Weise hätte umgehen können, wenn er nicht ganz unter den Einflüssen der Verstandesbildung des vorigen Jahrhunderts erwachsen wäre, welche ihn vor dem Dogma stehen läßt! So sich des dogmatischen Gehaltes eines Textes zu entledigen, ist nichts als Willkür, gegen welche die neuere Homiletik nicht genug ihre Stimme erheben kann. Bei Harms führt zwar ein unmittelbares religiöses Gefühl, welches indeß nicht immer lebendig genug ist, eine ihm inwohnende Achtung vor dem Positiven im Christenthume die einzelnen aus dem Texte willkürlich hergeleiteten Theile der Predigt manchmal dahin oder doch zu einer christlichen Grundidee zurück, und eben deßhalb erbaut er wohl in manchen Predigten, wenn er auch nicht bei dem Texte bleibt; aber gutheißen kann man dessenungeachtet auch bei ihm diese Willkür nicht; die Predigten entbehren hiedurch ganz und gar des exegetischen Elementes, und das dogmatische wird nicht seiner selbst wegen aufgenommen, sondern um ihm sogleich wieder eine praktische Beziehung zu geben; nirgends wird es für sich entwickelt, was aber

durchaus nothwendig ist, wenn würklich die praktische Richtung einer Predigt nicht in ein leeres Moralisiren, welches ohne Grund und Boden ist und eben darum auch nirgends Wurzel schlagen kann, ausarten soll. In diesen Postillen sagen aus diesem Grunde vorzüglich die Festpredigten am wenigsten zu. Am Charfreitage wird z. B. gepredigt „im Leben der Tod" und am Osterfeste „im Tode das Leben", beides sehr gute Themata, wenn sie richtig ausgeführt wären, d. h. wenn gezeigt wäre, wie der alte Mensch in uns sterben müsse, damit der neue, welcher ist Christus, in uns Leben gewinne; allein leider ist dies nicht der Fall; es wird vielmehr in diesen beiden Predigten auf eine sehr sentimentale, nur sehr leise vom Christenthume tangirte Weise über Tod, Auferstehen, Wiedersehen u. s. w. gesprochen, der blühende Jüngling mit dem weiten Blick der Augen, die rosige Jungfrau mit dem zartfühlenden Herzen müssen erscheinen, um gefragt zu werden, ob sie den Gedanken ertragen können, daß ein Geschöpf mit Lebenslust geboren, nach Freuden begierig ins schaurige Nichtseyn hinabsinke u. s. f. Eben so sentimental ist auch die Predigt am Feste der Himmelfahrt Christi, zu deren hohen Bedeutungen es unter Anderem auch gehören soll, daß sie denen, welche nach ihren Todten fragen, tröstende Antwort giebt, das Band der Getrennten fest hält u. s. f.; allein leider! vergessen wird zu entwickeln, wie alles dies geschieht. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß durch solche Predigten gar wenig, ja oft sogar nachtheilig gewürkt wird, in sofern sie in den Zuhörern zu leicht den Glauben erwecken, als könne der Mensch nur so mit seinen Sünden ins ewige Leben eingehen, um dann dort auf ähnliche Weise wie hienieden fortzuleben.

Wir enthalten uns auf andere, noch viel weniger genügende Festpredigten einzugehen, da, wie wir glauben, das Gesagte hinreicht, um zu sehen, daß Harms in diesen Predigten noch nicht den würklich christlichen Begriff von den hohen Festen der Kirche hat, eben weil ihm das Dogma nur ein äußeres ist. Hieraus ist auch zu erklären, daß er seinen Predigten oft gar keinen Text zu Grunde legt, sondern an ein Sprichwort, an einen Vers oder auch — an gar nichts anknüpft. Es geht hiedurch bei ihm im Wesentlichen nichts verloren; denn wenn er den Text beibehält, so geht er doch nicht in den Inhalt hinein, sondern immer daraus heraus; und dies Gefühl, daß er sich selbst bei gegebenem Texte nicht innerhalb desselben bewegt, mag ihn dann und wann wohl veranlaßt haben, gar keinen Text seinen Predigten zu Grunde zu legen, was aber durchaus unstatthaft ist, denn eine Predigt muß, wenn sie auf das Prädikat christlich Anspruch machen will, nothwendig auch einen christ-

Digitized by Google

lichen Ausgangspunkt haben, und dieser ist im Texte gegeben. Abgesehen davon, daß die Themata der ersten Predigten nicht immer im Texte liegen, wenn nämlich überhaupt über einen solchen gepredigt wird, kann man sie im Ganzen an und für sich wohl billigen, da sie meist einen christlichen Grundgedanken enthalten, nur nicht deren Eintheilung, mit welcher dann auch die Ausführung zusammenhängt. Die einzelnen Theile laufen zu oft neben einander her, gehen nicht aus einander hervor und sind eben darum zu gesucht, wovon dann nicht selten die Folge ist, daß ihrer zu viel werden, so daß die Zuhörer sie unmöglich behalten können, besonders da keine Anhaltpunkte dafür im Texte sind. Wir möchten wenigstens Niemandem zutrauen, eine Predigt von vielleicht 6 — 10 Theilen ihrer Eintheilung nach zu behalten. Wo bei Harms in diesen Postillen das Thema einfach ist, und die Theile natürlich daraus folgen, da sprechen diese Predigten bei weitem mehr an, als wenn z. B. auf eine sehr unlogische und dabei vom Texte 1 Kor. 12, 7 — 11. sich entfernende Weise die Frage: Auf welche Art zeigt sich auch der geistlich, wer nicht zum geistlichen Stande gehört? geantwortet wird: 1) durch fleißiges Andenken an Gott; 2) durch Erhabenseyn über das Irdische (— als wenn das Andenken an Gott den Menschen nicht schon über das Irdische erhöbe —); 3) durch ängstliche Scheu vor jedweder Sünde; 4) durch pünktliche Treue im Beruf (— als wenn die Untreue im Beruf nicht schon Sünde wäre —); 5) durch unermüdeten Eifer für das Gute (— als ob die Treue im Beruf etwas Anderes wäre —); 6) durch kühnen Muth gegen die Widersacher; 7) durch stille Ergebung in Gottes Willen. Predigten wie diese sind nicht die Entwickelung eines bestimmten Gedankens, weßhalb auch zwischen den einzelnen Theilen kein innerer Zusammenhang möglich ist. Aber, wie Marheinecke mit Recht sagt (a. a. O. S. 262.), ist das Befriedigende in der Erbauung, wenn die Predigt die steigende und allseitige Beleuchtung des Hauptsatzes ist, und der Zuhörer am Ende im vollen Lichte des Gedankens steht. In einem Thema, wie das angeführte, welches überhaupt sehr unpassend gewählt seyn dürfte, sind aber die willkürlich an einander gereihten Theile gar nicht Momente eines sich durch die ganze Predigt hindurchziehenden Grundgedankens.

Die Sprache in der Winter- und Sommerpostille ist nicht ohne rednerischen Schmuck; sie hat eine Bestimmtheit des Ausdrucks, welche auf den Leser eindringt. Das Gemüth indeß wird gerade nicht ergriffen, wenn auch schon bewegt. Im Allgemeinen dürfte aber mehr der Verstand als das Gemüth von diesen Predigten angesprochen werden; wir gelangen durch dieselben weniger zur Empfindung als zur Anschauung des Gesagten. Es liegt nämlich den Predigten überall ein plastisches Element zu Grunde, welches dem verständigen Leser stets in die Augen treten muß, wenn er sie würklich öffnet. Daß dies der Fall ist, müssen wir als einen wesentlichen Vorzug derselben ansehen, und gerade eben darum halten wir auch noch die Winter- und Sommerpostille für ein würkliches Ferment der gegenwärtigen Zeit. Die verständige Reflexion wird nämlich von dem, was unmittelbar auf das Gemüth geht, nur zu leicht abgestoßen; für alle die, welche in solcher Reflexion befangen sind, möchten wir die gedachten Predigten für sehr unpassend halten, denn Harms würkt in ihnen auch auf den Verstand, indem er durch seine plastische Darstellung anschaulich macht, wohin der Mensch auf dem Wege des Lasters oder auf dem der Tugend geführt wird, und zugleich zeigt, daß der Mensch sich selbst nicht führen kann, wenn auch noch hier nicht gehörig nachgewiesen seyn mag, wie der Mensch sich von Christus führen lassen muß.

Wenn wir auch überzeugt sind, daß die in der Winter- und Sommerpostille enthaltenen Predigten gerade nicht belebend auf die jüngeren Prediger einwürken werden, weil diese, sofern sie würklich in der Zeit stehen, durch ihre ganze Bildung schon weit mehr mit christlichen Elementen erfüllt sind, als diese ihnen hier entgegentreten: so glauben wir doch, daß sie manchem, welcher der früheren Periode angehört, der Weg zu einer christlichen Ansicht des Lebens werden können; denn wenn in denselben auch zu viele Abstraktionen, wie Tugend, Beglückung, Besserung u. s. w. hervortreten, so tritt doch die darin vorspringende Richtung dem christlichen Dogma nicht entgegen, sondern schließt sich demselben an. Der Leser dieser Predigten wird also dem Christlichen näher geführt und damit befreundet; und dies war in der Zeit, wo diese Predigten zuerst erschienen, sehr viel, da man sonst fast überall dem Christlichen feindlich entgegen trat. Harms hat von vorn herein Achtung vor dem positiven Gehalte der Offenbarung, und diesen flößt er Jedem ein, welcher seine Predigten liest, wenn er ihn auch nicht in die Tiefe christlicher Erkenntniß führen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger C. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 8. April. **Nr. 22.** 1841.

Claus Harms als geistlicher Redner.

(Fortsetzung.)

Ehe wir weiter auf die später erschienenen Predigten eingehen, wollen wir die von Harms in der Pastoraltheologie ausgesprochenen Ansichten über die geistliche Beredtsamkeit beleuchten, wodurch uns die folgende Betrachtung erleichtert werden wird. In den Predigten selbst werden wir dann sehen, wie Harms über das, was er in seiner Pastoraltheologie über die Predigt ausspricht, selbst hinausgegangen ist; denn die Bestimmungen, welche in dieser gegeben werden, zeigen, daß derselbe das Wesen der Homiletik nicht im rechten Kernpunkte erkannt hat. Oft sind dieselben nichts als die reine Willkür, nicht aber aus dem Gegenstande selbst heraus entwickelt. Daß der Text das Grundgewebe der Predigt seyn muß, wird gar nicht anerkannt; ja Harms äußert sogar die Meinung, daß ein Text kein Thema und ein Thema keinen Text vertrage, daß das Predigen nach Texten nicht allein die Ausbildung der Predigtkunst, sondern ebenfalls die christliche Erkenntniß und sogar, was noch weit mehr sagen will, das christliche Leben selbst gehemmt habe, ja, daß es weit besser um die Kirche stände, wenn den Predigern die Fessel des Textes nimmer angelegt worden wäre. Referent hat sich in der Charakteristik Dräseke's weitläufiger über das Verhältniß des Textes zur Predigt und dessen Ausführung ausgesprochen, worauf er hier hinweisen kann; indeß bemerkt er doch, daß ohne biblischen Text die Predigt jeglicher festen Grundlage ermangelt. Dadurch, daß der biblische Text zum Ausgangspunkt der Predigt gemacht wird, zeigt der Prediger der Gemeinde, daß das, was er verkündigt, nur Gottes und nicht eigenes Wort sei; freilich muß dann der Prediger seine Predigt nicht bloß an den Text anknüpfen und sich in derselben willkürlich davon entfernen, sondern sich in denselben hineinbewegen, und was er vorträgt, aus der geistigen Fülle, welche darin enthalten ist, herausschöpfen. Wollte man sich über den Text hinwegsetzen, so öffnete man dem Prediger Thor und Thüre die eigene Weisheit zu predigen, wogegen der biblische Text gerade die Schranke bildet. Dadurch, daß über einen solchen gepredigt wird, wird die Gemeinde stets auf die Bibel als die Urquelle alles Glaubens zurückgewiesen, in diese eingeführt und ihr deren Verständniß eröffnet. Daß Harms die kirchlichen Perikopen nicht besonders achtet, darf uns nach seiner Ansicht über den biblischen Text nicht Wunder nehmen; indeß ist auch hier seine Auffassung eine höchst beschränkte, da er über die Vortrefflichkeit der ganzen Anordnung hinwegsieht. Vorzüglich tritt er den Evangelien zu nahe und stellt sie gegen die Episteln ungebührlich zurück, indeß hat uns das, was er gegen sie beibringt, nicht überzeugen können, daß, wie er behauptet, bei den Evangelien nicht das Evangelium gepredigt werden könne; ja es ist fast unbegreiflich, wie ein Prediger, welcher so tief im Christenthum steht wie gerade Harms, sagen kann, daß es bei einigen Perikopen, z. B. bei der vom barmherzigen Samariter, von der Sabbathsfeier, vom Obenansitzen u. s. w. schwer halte, ein christliches Thema zu finden. Es mag allerdings wahr seyn, daß statt einiger Evangelien andere biblische Abschnitte als mehr passend hätten genommen werden können, indeß christliche Themata sind in allen enthalten, und über die Episteln sind sie deßhalb zu stellen, weil sie die konkrete Erscheinung enthalten, aus welcher dann die Apostel bestimmter in den Episteln die christliche Idee entwickeln. Diese Entwickelung der christlichen Idee und deren Anwendung auf das Leben ist noch fortwährend der Zweck aller Predigt; allein wie die Apostel der sie leitende Geist nie von der konkreten Erscheinung absehen ließ, und eben darum Alles, was sie aussprachen, Fleisch und Blut hatte, so wird auch noch jetzt jegliche Predigt um so mehr Leben gewinnen

Digitized by Google

können, je tiefer die historischen Thatsachen aufgefaßt sind, von welchen die Fleischwerdung des göttlichen Wortes begleitet war. Das Allegorisiren, wogegen sich Harms bei dieser Gelegenheit erklärt, soll allerdings sein Maaß haben; aber für ganz unstatthaft ist es nicht zu halten, da in Allem, was Christus auf Erden thut, eine geistige Beziehung zu Grunde liegt. Warum soll man z. B. bei dem Evangelium vom Taubstummen, in welchem Harms wenig finden kann, nicht auch die Sache zugleich geistig auffassen, und geschieht dies, so liegt in dem Schlußsatz: „Er hat Alles wohlgemacht, die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend" — fast die ganze Würksamkeit Christi angedeutet; denn der Menschheit, welche gegen das göttliche Gesetz taub geworden war, hat er die Ohren geöffnet, damit sie redend werde, d. h. durch Wort und That zeige, daß sie einzig und allein nach dem Reiche Gottes trachte. — Wenn Harms meint, daß in den evangelischen Perikopen eben so wie in dem Vaterunser sich kein innerer Zusammenhang finde, sondern dieser nur hineingetragen werden könne: so rathen wir ihm in Bezug auf das letztere die Schrift von Hoffmann „Versuch das Gebet des Herrn in dem Reichthum seines Inhaltes näher darzustellen" zu lesen, und in Bezug auf erstere bitten wir ihn, doch genau sich die Bedeutung der verschiedenen hohen festlichen Zeiten von Weihnachten, Ostern und Pfingsten und aller damit in Verbindung stehenden Feste und Sonntage zu vergegenwärtigen und dann genau in die Evangelien hineinzublicken, wo ihm doch klar werden muß, daß diese mit den verschiedenen Festcyklen in innerem Zusammenhange stehen. Wir wollen hier nicht weiter auf die in der Pastoraltheologie von Harms über die Predigt ausgesprochenen Ansichten eingehen, weil schon aus dem Hervorgehobenen deutlich wird, daß ihm die richtige Ansicht von der Predigt fehlt, nach welcher sie nichts Anderes als die Auszeichnung der im Texte gegebenen Umrisse christlichen Glaubens und Lebens ist, wodurch der Gemeinde dieses eben recht anschaulich gemacht wird, damit sie in die Tiefe desselben eindringe *). Harms hat Recht, wenn er sagt, daß die rationalistischen Prediger die Predigt mit Zungen nicht haben, hat sie aber selbst nur dann ganz, wenn seine Predigten einen biblischen Text zum Hintergrunde behalten. Wir müssen indeß bekennen, daß dies in den Predigten, welche wir jetzt zu charakterisiren haben, weit mehr als in den früheren der Fall ist, ja daß er in denselben über die von ihm in der Pastoraltheologie ausgesprochenen Ansichten von der Predigt hinausgeht. Es sind dies die in Kiel gehaltenen Predigten, wohin er 1816 versetzt worden war. Von dieser Versetzung an glauben wir eine neue Periode in Harms' Leben datiren zu können; denn, mag auch in der bereits besprochenen Pastoraltheologie, welche ebenfalls in Kiel verfaßt wurde, im Ganzen noch die frühere Willkür und Zusammenhangelosigkeit vorherrschen, so geht er doch in den Predigten, wo er sich einer Gemeinde gegenüber befindet, immer von dem Bibelworte aus, wenn dasselbe auch mehr praktisch angewandt, als exegetisch durchleuchtet und dogmatisch entwickelt werden mag.

*) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß Marheinecke in seinem Entwurfe der praktischen Theologie auf wenigen Seiten viel Gründlicheres und Tieferes über die Predigt gesagt haben dürfte, als Harms im ganzen Umfange seines Werkes: „Prediger."

In Kiel ließ Harms sehr bald (1817) die bekannte Schrift drucken: „das sind die 95 Theses oder Streitsätze Dr. Luthers theuren Andenkens, zum besonderen Abdruck besorgt und mit anderen 95 Sätzen als mit einer Uebersetzung aus 1517 in 1817 begleitet", wodurch er in jener Zeit der dritten Säkularfeier der Reformation großes Aufsehen erregte. Für ihn selbst scheint der hieraus hervorgehende Streit die heilsamsten Folgen gehabt zu haben; er wurde dadurch innerlich auf das mächtigste bewegt und in die Grundlehren seiner Kirche, welche er zu vertheidigen suchte, auch tiefer hineingeführt, was auf seine Predigten nicht ohne Einfluß bleiben konnte. In den christologischen Predigten tritt er nicht selten dem entgegen, was er in den früheren ausgesprochen hatte. In den eben charakterisirten Predigten trat mehr die Tugend und hiemit mehr eine gewisse Selbstgerechtigkeit, als der Glaube und die Rechtfertigung durch denselben hervor; hier findet das umgekehrte Verhältniß Statt, und eben dadurch werden die Predigten würklich christologisch. So heißt es hier unter Anderem: im Heidenthum stehe die Tugend obenan, im Christenthum aber der Glaube; die strahlendste Tugend bleibe gegen den Glauben zurück, welcher nur die Größe eines Senfkorns habe; Johannes der Täufer habe mit seiner Tugend zum Christenthum übergehen müssen, denn der Kleinste im Himmelreiche sei größer als er; die Tugend sei ein Weg zum Glauben, aber auch nur ein Weg u. s. f.; — Allem, was Harms hier sagt, muß man beistimmen; denn alle Tugenden haben an und für sich keinen Werth, alle guten Werke sind nach unserer evangelischen Lehre unnütz, wenn sie nicht im Glauben an Gottes Gnade in Christo geschehen; nicht durch unser Verdienst werden wir gerecht, sondern allein durch den rechtfertigenden Glauben. Wenn Harms in seinen Predigten von der Nothwendigkeit eines tugendhaften Wandels endlich selbst zum Glauben gekommen ist, weil die wahre Tugend nur aus dem Samen des Wortes emporwächst: so werden die-

Digitized by Google

selben auch in ihrer stufenartigen Entwickelung alle für wahre Religiosität empfänglichen und nach dem Worte des Lebens hungernden Seelen über die anfänglich darin vorwaltende Richtung hinaus zum lebendigen Glauben, zu einer solchen Lebensansicht führen, wie sie in seinen christologischen und anderen spätrrrn Predigten ausgesprochen ist. Von den christologischen Predigten können wir zwar nicht sagen, daß sie uns in jeder Beziehung zugesagt hätten, Text und Thema decken sich noch nicht immer, die Theile sind oft zu wenig genetisch entwickelt und zu unbestimmt und allgemein angegeben; indeß durchaus erkennen wir auf das Freudigste an, daß sich überall durch sie ein Streben hindurchzieht, die Gemeinde zur Erkenntniß der Grundlehren des Christenthums zu bringen, damit sie im Lichte derselben das Leben anschaue und damit dann eben hiedurch dieses mit christlichen Elementen erfüllt werde. Durch die in dieser Sammlung enthaltenen Adventspredigten klingt ein anderer Ton hindurch als in den früheren; es sind würkliche Adventspredigten, durch welche wir wie durch einen Morgenton zur Herrlichkeit des Weihnachtsfestes geführt werden; es werden uns in ihnen die goldenen Pforten der neuen Welt des wahrhaften Geistes aufgethan, wir werden durch sie dem Tage des Herrn, an dem alle Dunkelheiten erleuchtet werden sollen, entgegengeführt.

Obwohl in den christologischen Predigten bereits das Christenthum verkündigt wird, so muß es doch in seiner Wahrheit inniger durchdrungen werden. Dies fühlt Harms selbst; denn in der Vorrede zu den Abendmahlspredigten (1822) sagt er: daß er mit einer Predigt „der Krieg nach dem Kriege" im Vorhofe der Heiden, und mit seinen Postillen im Vorhofe des Volkes stehe, daß seine christologischen Predigten das Heilige bezeichnen, daß er vor dem Allerheiligsten mit seinen Abendmahlspredigten stehe. Er erkennt also, daß er noch über das hinausgehen müsse, was er in den christologischen Predigten verkündigt hat. Wenn wir nun auch ebenfalls der Ansicht sind, daß dies geschehen müsse, so haben wir doch nicht finden können, daß es in den Abendmahlspredigten geschehen ist. Durch seinen Thesenstreit war Harms zwar auf der einen Seite zu einem innigeren Festhalten des Positiven im Christenthume gebracht worden; aber auf der anderen Seite hatte sich auch in ihm hiedurch eine zu große Neigung zum Polemisiren entwickelt; es tritt gegen Andersdenkende oft eine Schärfe hervor, welche nicht selten abstoßen dürfte. Namentlich scheint es gerade bei Predigten, durch welche an Kommuniontagen die Andacht den Menschen auf den Gipfel des christlichen Glaubens erheben soll, nachdem er sich im Bewußtseyn seiner Schuld voll Demuth vor Gott in den Staub geworfen hat, unpassend zu seyn, wenn hier andere Ansichten über das Abendmahl berührt und bekämpft werden; denn die Andacht erhält hiedurch eine Richtung nach außen. Ohne auf irgendwie divergirende Ansichten Rücksicht zu nehmen, hätte hier Harms das Abendmahl mehr in seiner objektiven Bedeutung als das Versöhnungsmahl, durch welches wir mit Gott versöhnt werden und die Sünde gesühnt wird, entwickeln müssen. Es würde uns dasselbe dann wenigstens immer in der ganzen Fülle seiner Bedeutung entgegen getreten seyn.

Obwohl wir glauben, daß der christliche Prediger alle von dem Evangelium divergirenden Ansichten und Richtungen am besten mit der lebendigen Verkündigung desselben niederschlägt: so mögen immerhin oft Fälle eintreten, wo derselbe gegen Einzelnes ganz besonders anzukämpfen und eben darum dieses auch in den Predigten hervorzuheben hat. Deßhalb thut Harms ganz wohl daran, wenn er, wo es passend ist, nämlich in den Reformationspredigten, gegen eingedrungene falsche Lehren kämpft, um hiedurch seine Zuhörer zu dem, was der eigentliche Grund der Reformation ist zurückzuführen; im Allgemeinen aber hat sich der Prediger wohl zu hüten, solche polemische Predigten zu oft zu halten, da das Herz dabei zu leer ausgeht. Da sie mehr auf den Verstand gehen, diesen von der Richtigkeit der bekämpften Richtungen zu überzeugen suchen, so sind sie in ihrer Art ebenso einseitig als die Bußpredigten, welche sich nur an das Herz wenden, dieses zum Sündenbewußtseyn zu bringen suchen, dagegen zu wenig hervorheben, wie das Evangelium in alle Lebensverhältnisse eindringen und sie verklären soll.

Eine gewisse polemische Schärfe, welche wir hinwegwünschen möchten, und uns bei der Lektüre der Harms'schen Predigten störend gewesen ist, findet sich auch noch in der späteren Zeit, jedoch bei weitem weniger. Die umfassendste Sammlung sind die Predigten über die drei Artikel des christlichen Glaubens; (über die Erlösung 1830, 2te Auflage 1836, über die Heiligung 1833, über die Schöpfung 1834). Wir müssen gestehen, daß wir in diesen Predigten etwas Anderes gesucht haben, als wir darin fanden. Ihrem Titel nach glaubten wir eine Reproduktion der ganzen christlichen Glaubenslehre in Predigten erwarten zu dürfen; fanden uns aber in dieser Beziehung besonders bei dem ersten und dritten Artikel getäuscht, deren einzelne Momente in den über sie gehaltenen Predigten durchaus nicht hervortreten. Mehr ist dies indeß bei den Predigten über die Erlösung der Fall, bei welchen zugleich die Erklärung Luthers im kleinen Katechismus mit berücksichtigt wird; indeß wird auch in diesen der Inhalt lange nicht, wie er wohl sollte, erschöpft. Die Momente, welche in der

Digitized by Google

Erscheinung Christi hervortreten, werden nicht aus einander entwickelt, wodurch wir zur rechten Anschauung seiner ganzen Persönlichkeit gekommen wären, sondern mit einander vermischt. Darum treten in diesen Predigten weder die verschiedenen Stufen der Erniedrigung Christi, noch die der Erhöhung hervor, welche doch in dem Glaubensartikel auf das Bestimmteste ausgedrückt sind. Es wird durch diese Predigten wohl bewürkt, daß der Mensch zur Ueberzeugung kommt, er sei ein Sünder und müsse erlöst werden; aber darüber, wie eben diese Erlösung vor sich geht, gewähren sie keine deutliche Einsicht. Der Grund ist, daß denselben die spekulative Erkenntniß von der Wahrheit des christlichen Dogma's fehlt, weßhalb der hier hervortretende Glaube noch unvermittelt ist. Weil aber die spekulative Erkenntniß des Dogma's fehlt, so haben diese Predigten mehr negative als positive Elemente, d. h. sie durchleuchten nicht sowohl die christliche Wahrheit und bringen diese zur Anschauung, als sie vielmehr diese dadurch zur Anerkennung zu bringen suchen, daß sie im Gegensatz derselben Verhältnisse hervorheben, wo diese Wahrheit fehlt, was allerdings ein nothwendiges Moment der christlichen Predigt ist, allein weder zu einseitig festgehalten werden darf noch zu oft wiederkehren. Mehr noch als in den Predigten über die Erlösung tritt diese negative Richtung gegen Verhältnisse, welche mit der christlichen Wahrheit im Widerspruch stehen, in denen über die Heiligung hervor. In dieser Beziehung sind dieselben ausgezeichnet. So wird z. B. in der sechsten Predigt auf eine sehr anschauliche Weise gezeigt, welches die Werke des Fleisches seien, und dann in der folgenden diesen gegenüber die verschiedenen Früchte des Geistes in eine ebenfalls sehr anschauliche Gruppe zusammengestellt, was in praktischer Beziehung allerdings gar sehr gut zu heißen ist, wenn nur zuvor gehörig der Begriff des Fleisches und des Geistes entwickelt wäre. Dieses geschieht zwar, aber auf ungenügende Weise. Wir erfahren nämlich in diesen Predigten „über die Heiligung" eigentlich so gut als gar nichts über das Wesen des heiligen Geistes, von welchem doch alle Heiligung ausgeht. Darum entbehrt das, was hier über die Heiligung gesagt wird, in gewisser Hinsicht ganz eines positiven Grundes, wie denn auch äußerlich den Predigten nicht einmal der dritte Glaubensartikel, über welchen sie doch gehalten werden sollen, zu Grunde gelegt ist. Weil aber das Wesen des heiligen Geistes nicht entwickelt wird, so kann auch nicht hervortreten, wie er würkt, indem er den Menschen zu Christo ruft, ihn durch die Erleuchtung bekehrt, damit dann in der Wiedergeburt der natürliche, fleischliche Mensch sterbe, und der wahre, geistige Mensch nach der Aehnlichkeit Christi Leben gewinne. Explicirten sich diese Momente der Würkung des heiligen Geistes in den Predigten, so würden sie einen inneren Zusammenhang erhalten haben, welcher ihnen jetzt fehlt. Dieser Zusammenhang fehlt indeß noch in einem höheren Grade den Predigten über die Schöpfung, von welchen wir nicht begreifen, wie der Verf. sie hat Predigten über den ersten Artikel des christlichen Glaubens nennen können, da auch nicht ein Punkt desselben berührt wird. Schöpfung wird hier unrichtig = Natur genommen; und nun wird gegen die Naturreligion gepredigt, ferner darüber, in wiefern die Schöpfung (d. h. Natur) eine Predigerin Gottes und göttlicher Dinge sei, oder nicht sei, u. s. w. Wir müssen gestehen, daß uns diese Predigten im Einzelnen sehr wohl gefallen haben, wie z. B. in der sechsten Predigt sehr überzeugend ausgeführt ist, „wie sehr zu rathen sei, neben dem, was die Schöpfung sagt, zugleich dasjenige zu hören, was sie schweigt und wovon die Offenbarung die Rede hat"; aber sie sind nur nicht Predigten über den Gegenstand, welchen sie behandeln wollen. Ueber das Wesen Gottes, wie er sich offenbart durch die Schöpfung der Welt, durch die Erhaltung und Vorsehung u. s. f., von diesem Allem erfahren wir gar nichts. Die beiden letzten Predigten, in welchen die heilige Schrift gelobt wird, gehören gar nicht dahin. — So müssen wir denn gestehen, daß in allen diesen Predigten über den christlichen Glauben, die Aufgabe, welche bei denselben gestellt wird, ungelöst bleibt. Harms will sich in denselben moralischer Reflexionen entschlagen und wendet sich darum dem Dogma zu; allein er entwickelt es nicht aus sich selbst heraus, sondern er trägt, wenn er dasselbe überhaupt berührt, nur die Vorstellungen vor, welche er davon hat, und die eben als Vorstellungen nicht als nothwendige Momente der dem Dogma zu Grunde liegenden spekulativen Idee erscheinen, weßhalb der innere Zusammenhang mehr oder weniger fehlt. Wir sehen also an diesen Predigten, daß der Supernaturalismus, wenn er sich nicht durch die Spekulation geistig erfüllt und durch diese die Fähigkeit erhält, die Idee des Dogma's aus dem Keime zu entwickeln, selbst in solchen strebsamen und rührigen Naturen, wie Harms in der That eine ist, nicht über bloße Vorstellungen hinauskommt, weßhalb ihm auch eine Regeneration durchaus noth thut.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 13. April. **Nr. 23.** 1841.

Apologetik.

1) Flavius Josephus de Jesu Christo testatus. Vindiciae Flavianae auctore F. Herm. Schoedel. Lips. MDCCCXL. Pr. 15 Sgr.

Zwar hat das Christenthum den Beweis seiner Wahrheit in sich selbst und würde keiner wesentlichen Stütze entbehren, wenn auch kein jüdischer und heidnischer Schriftsteller uns Notizen über seine ersten Anfänge aufbewahrt hätte; aber einer so skeptischen Generation, wie die unsrige ist, gegenüber, werden Zeugnisse der Art immer in Ehren zu halten seyn. Es gehören hieher die bekannten Stellen bei Sueton und Tacitus, es gehört hieher namentlich auch das berühmte Zeugniß des Josephus, welches sich im achtzehnten Buche seiner jüdischen Alterthümer findet. Aber gerade dies letztere ist selbst, wie Jedermann weiß, schon seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts Gegenstand großen Zweifels geworden, und bald ganz verworfen (wie von Eichstädt und Korb), bald als schwach abgeändert (wie von Knittel und Paulus), bald als durch einzelne Zusätze vermehrt (wie von Olshausen und Hainichen) angesehen worden. Je mehr nun in neuerer Zeit die letztere Meinung zu fast allgemeiner Geltung gekommen ist, mit um so größerer Aufmerksamkeit mußten wir zu der obigen Schrift hinzutreten, deren Verfasser sich wiederum den Apologeten der Aechtheit des ganzen Abschnittes (wie Lardner, Bretschneider, Böhmert) anschließt.

Passend hat der Verf. seine Abhandlung in zwei Haupttheile geschieden. Im ersten (S. 1—41.) werden die äußeren Gründe geprüft, durch die man das testimonium hat verdächtigen wollen, im zweiten (S. 42—84.) die inneren.

Indem man, ausgehend von inneren Bedenken, das Verwerfungsurtheil über die betreffende Stelle aussprach, kam man in keine geringe Verlegenheit rücksichtlich der Nachweisung: wie und wann eine solche Verfälschung des Flavianischen Textes statt gefunden haben möchte. Der begründetste Verdacht schien den Eusebius zu treffen, der zuerst unter den Kirchenschriftstellern das Zeugniß anführt. Eichstädt hat ihm die Einschwärzung des Ganzen zugeschrieben, Hainichen wenigstens eine theilweise Interpolation. Da die erstere Annahme gegenwärtig nicht viel Anklang mehr finden dürfte, so heben wir das vorzugsweise hervor, was der Verf. gegen die letztere bemerkt hat. Er weist zunächst darauf hin, daß Eusebius mit der größten Gewissenhaftigkeit bei Anführungen einzelner Citate aus Josephus verfährt. Kommt ja eine kleine Abweichung vor, so besteht sie in Weglassung und Abkürzung, niemals in erweiternden Zusätzen. Nur eine einzige Stelle scheint die fides historica desselben zu gefährden. Josephus erzählt am Ende seiner Archäologie: Herodes Agrippa habe wenige Tage vor seinem Tode einen Uhu auf einem Seile über seinem Haupte sitzen sehen und in ihm einen Engel erkannt, der seinen Untergang verkündete; Eusebius wiederholt diesen Bericht aus Josephus, läßt indeß den βουβῶνα ganz weg und schreibt dafür geradezu ἄγγελον *), um, wie man gemeint hat, die Relation an Apostelgesch. 12, 23. anzupassen. Allein man kann diese Stelle ebenfalls als bloße Abkürzung betrachten, und es bieten sich auch sonst Auskunftsmittel dar, die Abweichung zu erklären, ohne daß man zu absichtlicher Interpolation seine Zuflucht nehmen müßte. Eusebius konnte die Stelle aus der Anführung eines Anderen entnehmen, bei dem sie sich korrumpirt vor-

---

*) Josephus: τὸν βουβῶνα τῆς ἑαυτοῦ κεφαλῆς ὑπερκαθεζόμενον εἶδεν ἐπὶ σχοινίου τινός· ἄγγελον τοῦτον εὐθὺς ἐνόησε κακῶν εἶναι, τὸν καί ποτε τῶν ἀγαθῶν γενόμενον. — Eusebius: τῆς ἑαυτοῦ κεφαλῆς ὑπερκαθεζόμενον εἶδεν ἄγγελον· τοῦτον εὐθὺς ἐνόησεν κακῶν εἶναι αἴτιον, τὸν καί ποτε τῶν ἀγαθῶν γενόμενον.

Digitized by Google

fand, oder er konnte in den Josephus zwar hineingeblickt, beim Niederschreiben sich aber doch noch versehen haben, indem ihm die Worte der Apostelgeschichte zugleich vorschwebten. Da er nirgends eines absichtlichen Betruges überführt werden kann, so hieße es ein Unrecht an ihm begehen, wenn man ihn um dieser einzigen Stelle willen verdächtigen wollte. Doch als Verfälscher des testimonium de Christo hat er sich, sagt man, selbst verrathen, da der betreffende Abschnitt in der demonstratio evang. mit der Gestalt, wie er sich in der Kirchengeschichte findet, nicht ganz übereinstimmt. Allein diese Abweichungen sind zu geringfügig; und gerade daraus, daß sie vorhanden, mag man auf den rechtschaffenen Sinn des Eusebius schließen; denn, wer lügen will, muß ein gutes Gedächtniß haben. Dazu kommt, daß der Zusammenhang, in welchem die Stelle zuerst bei Eusebius erscheint, gar keinen Grund zu den angeblichen Interpolationen darbietet. Er will in seiner demonstratio evang. III, 5. sie nicht als Zeugniß für die Gottheit Christi, sondern nur, um für dessen Würde einen Beleg zu geben, anführen. Warum hätte er demnach Zusätze, wie die: ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν, und: ἐφάνη αὐτοῖς τρίτην ἔχων ἡμέραν, machen sollen, da allein das: ἦν γὰρ παραδόξων ἔργων ποιητής für seinen Zweck paßte? Ebenso wenig Grund bieten die Verhältnisse der Zeit zu einem solchen frommen Betruge dar, da das Christenthum keineswegs mehr um seine Existenz zu kämpfen und besorgt zu seyn brauchte. Ferner mit welcher Stirn hätte Eusebius die Angabe des Buches der Archäologie seiner Anführung voranstellen mögen, da er so am leichtesten der Lüge überführt werden konnte? Sodann, wie wären die vermehrenden Zusätze in alle Exemplare des Josephus übergegangen, da die Behauptung Gieseler's, als wäre Josephus nur von Christen vervielfältigt worden, aller Stütze entbehrt? Endlich warum hätte Eusebius dann nicht auch das Zeugniß des Josephus über Johannes den Täufer christianisirt? — Dies sind im Wesentlichen die Gründe, durch die der Verf. den Vorwurf des Betruges von Eusebius zu entfernen sucht, und Ref. gesteht gern, daß ihm ebenfalls die Annahme einer Korruption von Seiten des Vaters der Kirchengeschichte als in hohem Grade unwahrscheinlich vorkommt.

Hat nun Eusebius sich keiner Untreue schuldig gemacht, wie kommt es doch, fragt man, daß keiner der früheren Kirchenväter, namentlich keiner der Apologeten sich auf das Zeugniß des Josephus beruft? Der Verf. geht rücksichtlich dieser Frage von der Behauptung aus, daß die betreffende Stelle für die Apologetik gar nicht von so hohem Gewicht seyn konnte, als man gewöhnlich dafür hält. Denn wenn die Väter sich auf Josephus als Zeugen der Wahrheit hätten berufen wollen, so

mußten sie immerfort der Entgegnung gewärtig seyn: Aber Josephus hat sich ja dessenungeachtet nicht zu Christo bekannt! So blieb die Stelle eine sehr zweideutige Autorität für Christus als Messias, und sie namhaft zu machen, um ihn als Wunderthäter zu beglaubigen, war ganz unnöthig, da ja selbst die hartnäckigsten Gegner die Wunder an sich nicht leugneten, obwohl sie die Kraft dazu vom Teufel herleiteten. Der Verf. sucht sofort bei den einzelnen Vätern noch besondere Gründe ihres Schweigens auf. Justinus Martyr, der in seiner cohortat. Philo und Josephus οἱ σοφώτατοι ἱστοριογράφων nennt, konnte doch in seinem Dialog mit Trypho sich darum nicht auf den letzteren beziehen, weil er mit seinem Gegner übereingekommen war, nur aus der h. Schrift zu argumentiren. Clemens von Alexandrien beruft sich zwar an einer Stelle im ersten Buche der στρώματα auf Josephus, um aus einigen chronologischen Angaben desselben die Zeit der Geburt Christi zu bestimmen. Man hat hier die Anführung des Zeugnisses erwartet. Allein sie wäre hier ebenso unpassend gewesen, als wenn z. B. Kepler bei Berechnung der Regierungszeit des Augustus behufs der Bestimmung des Geburtsjahres Christi hätte erwähnen wollen, daß Virgil in den Eklogen den Augustus Deus genannt habe. Auch bei Tertullian würde der Zusammenhang zu gewaltig unterbrochen worden seyn, wenn er im Apologet. c. 19, wo er den Josephus antiquitatum Judaicarum vernaculum vindicem nennt, zu jenem Zeugniß fortgeschritten wäre, da er auf Josephus nur in der Absicht verweist, um zu zeigen, daß die Juden ein uraltes Volk seien. Was der Verf. über Origenes und weiter über die Frage bemerkt, ob vor Eusebius sich eine Interpolation der Stelle denken lasse, berücksichtigen wir zunächst nicht und gehen sofort zum zweiten Theil über.

Der Verf. sucht hier, wie bemerkt, die Bedenken, welche sich aus inneren Gründen der Aechtheit des Zeugnisses entgegenstellen, zu beseitigen, ein um so schwierigeres Unternehmen, weil es fast allein innere Gründe sind, die den Zweifel hervorriefen. Daß Josephus an irgend einer Stelle seiner jüdischen Geschichte etwas von Christo erwähnen mußte, da die Fortschritte des Christenthums sich nicht mehr übersehen ließen, läßt sich aus seiner sonst bewährten Genauigkeit in der Darstellung der Begebenheiten nicht minder, als aus seiner Unparteilichkeit schließen, nach der er ohne Scheu die Schlechtigkeiten der Römischen Kaiser so gut, als das Tadelnswerthe seiner Glaubensgenossen, der Pharisäer, hervorhebt; daß er würklich etwas von ihm erwähnt hatte, scheint er selbst merken zu lassen, wenn er gegen das Ende der Archäologie von Jakobus, als dem Bruder Jesu, spricht

Digitized by Google

und die Bekanntschaft mit letzterem bei seinen Lesern voraussetzt. Das Zeugniß daher ganz für untergeschoben zu erklären, erscheint als völlig unzulässig, und wir können uns um so mehr überheben, die triftigen Gegengründe, welche der Verf. angeführt hat, näher darzulegen, da jeder besonnene Forscher hierin mit ihm einverstanden seyn wird.

Allein anders verhält es sich mit der Integrität. Hier sprechen innere Gründe so stark für die Unächtheit wenigstens von ein Paar Sätzen, daß wir den Versuchen des Verf.'s zu ihrer Rechtfertigung zwar alles Lob widerfahren lassen, aber uns ihm dennoch nicht anschließen können. Daß Josephus nirgends einen Haß gegen die Christen blicken läßt, ist allerdings ein sehr beachtenswerther Umstand. Denn obwohl man ihn keinesfalls deßhalb als einen geheimen Christen betrachten darf, da er die strengste Anhänglichkeit an das Judenthum überall zu erkennen giebt, so läßt sich doch denken, daß er Christum für einen Propheten hielt, wie Johannes den Täufer, der sich für die Wahrheit geopfert hatte. Er konnte ihn deßhalb recht wohl einen *σοφὸς ἀνὴρ* nennen und auch einen *διδάσκαλος ἀνθρώπων τῶν ἡδονῇ τ' ἀληθῆ δεχομένων.* Denn, was die letztere Bezeichnung anlangt, so erscheint es uns im Einverständnisse mit dem Verf. gekünstelt, den Ausdruck *τ' ἀληθῆ* in dem Sinne von *ἡ ἀλήθεια*, wie dies von Christo und den Aposteln gebraucht wird, zu nehmen. Gebrauchte ihn Josephus nicht geradezu in der Weise, wie das hebräische אמת für Religion überhaupt, so konnte er gewiß die gesetzlichen Vorträge Christi ganz füglich darunter verstehen. Wie unwahrscheinlich ist es übrigens, daß sich ein christlicher Interpolator dieser dem N. T. fremden Wendung bedient haben sollte! Auch gegen die Worte: *Ἐφάνη γὰρ αὐτοῖς τρίτην ἔχων ἡμέραν πάλιν ζῶν*, wird sich nichts Triftiges einwenden lassen. Josephus zeigt zwar an vielen Stellen einen Hang zur Skepsis, aber an anderen auch wiederum zum Aberglauben, wie sich denn überhaupt beide Extreme berühren. Nur muß man sich hüten, den Satz von der Auferstehung Christi im christlichen Sinne, von einer höheren Verklärung seiner Leiblichkeit zu fassen. In den angegebenen Worten liegt nichts weiter, als der Gedanke an eine geisterartige Erscheinung Christi. So mochte sich Josephus die weit über die Welt hin erschollene Kunde von der Auferstehung des Herrn deuten, die er, wie Ref. meint, gar nicht unerwähnt lassen konnte, wenn er überhaupt etwas von Christo sagen wollte. Endlich müssen wir dem Verf. auch noch dies zugestehen, daß selbst die Stelle: *ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν*, schwerlich ganz unächt seyn kann. Denn läßt es sich wohl irgend denken, daß Josephus, wenn er von dem Ursprung der Christen spricht, ihren Stifter bloß Jesus genannt habe, ohne dessen zu

gedenken, daß ihn seine Anhänger für den Messias, den Christus hielten? Auch erwähnt er ja so verschiedene Männer Namens Jesus, daß er seinen heidnischen Lesern wenigstens den Unterschied bemerklich zu machen schuldig war. Könnte man nun die Worte in einem solchen Sinne fassen, daß Josephus nur die Person, nicht das Amt derselben damit bezeichnen wollte, so wäre offenbar alle Schwierigkeit gehoben. Die Möglichkeit einer solchen Auffassung wird man zugestehen müssen. „Das war der bekannte Christus" wollte Josephus demnach sagen. Daß er sich dabei einem Mißverständnisse aussetzte, konnte ihm während des Schreibens, wo er einzig und allein an den bekannten Namen dachte, entgangen seyn. So läßt sich nach des Ref. Meinung die Stelle wohl rechtfertigen. Eine Einschaltung derselben von christlicher Hand hat vorzüglich dies gegen sich, daß der Interpolator sich schwerlich so kahl ausgedrückt hätte, sondern, wie der Verf. ganz recht bemerkt, Epitheta hinzugefügt haben würde, wie: *ὁ σωτὴρ τοῦ κόσμου*, oder: *ὁ υἱὸς θεοῦ ζῶντος.*

(Beschluß folgt.)

Claus Harms als geistlicher Redner.

(Beschluß.)

Die letzten Predigten, welche Harms hat drucken lassen, sind die beiden Sammlungen über die heilige Passion, über das Vaterunser und über die christlichen Religionshandlungen der lutherischen Kirche; und wir müssen gestehen, daß der verehrte Verf. in diesen bei weitem mehr bei dem Gegenstande bleibt, welchen er behandeln will, als in den früheren. Von den Passionspredigten sagt zwar Harms selbst, daß sie den früheren Predigten nachstehen, was allerdings in Betreff des Reichthums des Inhaltes in mancher Hinsicht wahr seyn mag; hinsichtlich der Entwickelung des Gegenstandes aber tragen wir nicht Bedenken, sie ihnen voranzustellen; denn ungekünstelt tritt uns in denselben die heilige Passion nach ihrer großen Bedeutsamkeit entgegen, deren einzelne Momente in der Uebersichtspredigt angegeben werden. Die Predigten über das Vaterunser läßt Harms zwar zu sehr in viele Theile auseinanderfallen, wie dieses überhaupt seine Weise ist; sonst aber ist von ihnen zu rühmen, daß sie nicht so sehr wie die über den christlichen Glauben sich vom Texte entfernen, sondern mehr dabei bleiben *), weßhalb in

*) Wir sagen mehr; denn eine Entfernung vom Texte ist es doch immer, wenn z. B. in der Predigt über die zweite Bitte: „dein Reich komme", zuerst von den irdischen Reichen die Rede ist, die nicht gemeint seien.

Digitized by Google

ihnen die Polemik und Reflexion mehr, wenn auch nicht ganz zurück-, die ruhige Auslegung des reichen Inhaltes der einzelnen Bitten aber mehr hervortritt, mag auch der Nachweis der inneren Beziehung derselben zu einander mehr oder weniger fehlen. Indeß wenn wir auch durch diese Predigten anschauen, um wie viel wir bitten, wenn wir das Vaterunser beten: so fehlt ihnen doch wieder etwas, was wenigstens bei Predigten über das Gebet durchaus nicht fehlen darf, und dies ist eine zu schwache Einwürkung auf das fromme Herz. Dieses bleibt zu ruhig, wird nicht durch und durch bewegt, wird nicht wie bei den Tholuck'schen Predigten über denselben Gegenstand von der stillen Macht des Gebetes aufs tiefste durchzittert. Der Grund ist, daß zwar bei Harms allerdings der Glaube an das fleischgewordene Wort festgehalten und bekannt wird, daß aber, weil der Glaube nicht im Geiste vermittelt ist, der Blick mehr nach außen hin, in die Weite der irdischen Verhältnisse geht, als er sich nach innen, in die Tiefe des Gemüthes wendet, um diesem durch das ewige Wort die wahre Ruhe zu geben und es bis in den Himmel auszuweiten, so daß es über alle jene Mißverhältnisse hinwegsieht, wodurch hienieden jene Ruhe gestört wird. Blickt Harms von der Welt hinweg und, wie es z. B. in der Predigt über das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit geschieht, ganz zum Himmel hin, so haben seine Predigten einen vollen harmonischen Klang, welcher das Gemüth mächtig ergreift.

Die Sprache der Predigten ist oft zu wenig präcis, ja nicht selten sogar nachlässig und nicht ohne Härten. Wie die Theile des Textes selten ganz aus einander hervorgehen, sondern neben einander herlaufen, so auch die einzelnen Sätze. Weil von dem eigentlichen Thema oft abgeschweift wird, so zeigt sich in denselben zwar eine Konstruktion nach gewissen im voraus festgestellten Gesichtspunkten, indeß fehlt die ruhige Entwickelung aus dem Keime heraus ganz und gar. Nebendinge, welche eine nur äußere Beziehung zum Grundgedanken haben, werden deßhalb auch zu viel berührt. Wie in den Texten, so tritt auch oft in den einzelnen Ausdrücken etwas Gesuchtes hervor. So auch in der Eintheilung.

Wir haben nunmehr Claus Harms durch seine ganze Würksamkeit als Prediger begleitet; der Leser, welcher uns gefolgt ist, wird sich dieselbe in ihrer Entwickelung verdeutlichen können. Wir würden weniger auf das Einzelne eingegangen seyn, wenn wir nicht zugleich durch ihn als einen der edelsten Repräsentanten des Supernaturalismus hätten anschaulich machen wollen, wie dieser in einer strebsamen Natur in praktischer Beziehung sich zuerst gestaltet und sich dann weiter entwickelnd geistig mehr erfüllt. Wie achtungswerth dieser Supernaturalismus aber auch seyn mag, und wie sehr auch das ihm zu Grunde liegende wahrhaft christliche Streben anzuerkennen ist, so wird doch dem Leser klar geworden seyn, daß die Homiletik über denselben hinausgehen muß. In den homiletischen Erzeugnissen eines Supernaturalismus, wie er sich in Harms ausspricht, ist einerseits die Macht des Verstandes nicht überwunden, andererseits fehlt sie, was in innerem Verhältniß zu einander steht. Nach außen hin wird gegen diese Macht des Verstandes gekämpft, welche den dogmatischen Gehalt des Christenthums zersetzt; aber dieselbe wird deßhalb nicht überwunden, weil hier jene immanente Dialektik fehlt, welche als die wahre Macht des Verstandes, das Positive nicht durch die Reflexion in ein leeres Ich auflöst, sondern als das bewegende Moment desselben es zur Entwickelung bringt, und bei dieser, die Widersprüche des reflektirenden Verstandes in ihrer Unwahrheit aufhebend, es einer vernünftigen Erkenntniß entgegen führt. Alsdann bleibt der durch die Offenbarung überlieferte Inhalt der Religion nicht für sich als ein Starres bestehen, der Glaube ist nicht mehr unmittelbar, sondern durch die vernünftige Erkenntniß mit dem freien Selbstbewußtseyn vermittelt. — Wenn wir durch die Harms'schen Predigten in christlicher Erkenntniß gerade nicht wesentlich weiter gefördert werden, so muß doch die darin überall hervortretende Anerkennung der christlichen Wahrheit uns treiben, diese überall so wie hier zu bekennen. Möge denn durch diese Predigten ein solches Bekenntniß reichlich bewürkt werden, und mögen dann die Bekennenden sich getrieben fühlen dem nachzuforschen, wozu sie sich bekennen, es wird alsdann auch nicht die Erkenntniß fehlen.

Georg Funke.

Erklärung.

Mit Bezugnahme auf meine früheren Mittheilungen über den Verfasser der gegen mich erschienenen anonymen Schmähschrift, und die in dem Intelligenz-Blatt der Allgem. Lit. Zeit. Nr. 6. von dem „Hallischen Theologen" bekannt gemachte Anzeige, erkläre ich, daß ich, auf den Wunsch meiner verehrten Herren Kollegen, die Sache als beigelegt ansehen will.

Dr. A. Tholuck.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 17. April. **Nr. 24.** 1841.

Apologetik.

(Fortsetzung.)

1) **Flavius Josephus de Jesu Christo testatus. Vindiciae Flavianae auctore F. Herm. Schoedel etc.**

(Beschluß.)

Doch hiemit bekennen wir, dem Verf. das Möglichste zugestanden zu haben und behaupten, das Uebrige, was als verdächtig bekannt ist, konnte Josephus nicht schreiben, ohne ein Christ zu seyn. Da sich aber das letztere nicht erweisen läßt, so müssen wir Interpolation annehmen. Die Wendung: *εἴγε ἄνδρα αὐτὸν λέγειν χρή* giebt deutlich zu verstehen, daß ihr Verfasser in Christo eine höhere Offenbarung Gottes erkannte. Sie sagt auch mehr aus, als wenn Josephus dem Moses eine *δύναμις ὑπὲρ ἄνθρωπον* (Antiqu. III, 15, 3.) zuschreibt. Gesetzt aber auch, es wäre nur dasselbe darin enthalten, so ist von selbst klar, daß Christus dem Josephus um vieles tiefer stehen mußte, als Moses *). Noch viel weniger aber lassen sich die Worte halten, welche sich an *ἐφάνη γὰρ αὐτοῖς τρίτην ἔχων ἡμέραν πάλιν ζῶν* anschließen: *τῶν θείων προφητῶν ταῦτά τε καὶ ἄλλα μυρία θαυμάσια περὶ αὐτοῦ εἰρηκότων*. Hier mag man nicht einwenden, daß der Ausdruck zu nüchtern wäre, um als Interpolation gelten zu können. Denn nicht genug, daß die Auferstehung Christi aus den Weissagungen der Propheten hergeleitet wird, nein auch *μυρία θαυμάσια* sollen sie über ihn geschrieben haben!

*) Das im Texte folgende *ἦν γάρ* scheint freilich auch als eingeschoben erklärt werden zu müssen. Wahrscheinlich hat es ursprünglich geheißen: *Γίνεται δὲ κατὰ τοῦτον τὸν χρόνον Ἰησοῦς, σοφὸς ἀνὴρ καὶ παραδόξων ἔργων ποιητής.*

Der Verf. sieht sich um dieser letzteren Stelle willen genöthigt, in den Worten: *ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν*, nicht bloß eine Bezeichnung des Namens, sondern auch eine Mitbefassung des Begriffs zu erkennen. Er meint: Josephus hätte allerdings Christum für den Messias, aber suo sensu gehalten. Seine Ansicht der Sache ist folgende: Zwar hat Josephus, wie aus seinem dritten Buche de bell. Jud. hervorgeht, den *χρησμὸς ἀμφίβολος* des A. T. auf Vespasian bezogen und ihm Prädikate beigelegt, wie sie dem erwarteten Messias zukamen; allein es muß unglaublich erscheinen, daß er ihn alles Ernstes für den Messias selbst gehalten oder als eifriger Jude die herrschende Erwartung eines Sprosses aus Davids Stamme aufgegeben hätte. Eine bloße Schmeichelei wird man aber auch nicht darin sehen dürfen, vielmehr annehmen müssen, daß er in Vespasian denjenigen erkannte, durch welchen die nächsten glücklichen Vorbereitungen zum Auftritt des Messias gemacht würden. Diese Hoffnung schlug ihm fehl, Jerusalem ward zerstört, das jüdische Volk zerstreut; die Zukunft ließ ihn für das letztere keine freudige Erwartung mehr hegen. Gleichwohl glaubte er zu fest an die Aussagen der Propheten, als daß er an ihrer Wahrheit zweifeln konnte, er fühlte sich veranlaßt, in der Vergangenheit zu forschen und fand nun, daß die Aussprüche derselben unter allen denen, die mit dem Vorgeben messianischer Würde aufgetreten waren, am meisten auf Jesus von Nazareth paßten. Hinc, sagt der Verf., idoneis argumentis vix negari posse credimus, et a Josepho Jesum habitum et declaratum esse pro Messia, a prophetis praedicto, praeter quem novus aut alius non esset exspectandus. Neque enim alia, quam quibus illi Messiam vaticinati sunt, oracula, in Jesu factis satisque mirabilibus eventum habuisse dicere potuit. Wir glauben nicht, daß der Verf. auf eine beifällige Aufnahme dieser Argumentation rechnen darf. Hielt Josephus Jesum für den von den Propheten verkündigten Messias, so mußte

Digitized by Google

er, so wahr sein Vertrauen auf ihre Weissagungen war, so schwerlich sich auch dem Reiche des Verheißenen anschließen. Er konnte nicht mehr zu den Juden gehören, welche rerum externarum exspectatione tenebantur, wie der Verf. im Widerspruch mit sich selbst meint, da ihm ja diese Hoffnungen, wenn er im Gekreuzigten den Christus gesehen hätte, ganz hätten zu Schanden werden müssen. Daß die dem Josephus zugeschriebene Betrachtungsweise bei so manchen Juden zur Geltung kam, ist ganz gewiß, eben so gewiß aber, daß sie dadurch für das Christenthum gewonnen wurden.

Wie nun freilich die Korruptionen in den Text gekommen seyn mögen, dies wird sich auf keine Weise ermitteln lassen, und wir verkennen die Schwierigkeit gar nicht, die allgemeine Verbreitung derselben zu erklären. Doch können auch hier wohl wunderbare Zufälligkeiten statt gefunden haben. Origenes nennt den Josephus ausdrücklich in seinem Buche gegen Celsus *ἀπιστῶν τῷ Ἰησοῦ ὡς Χριστῷ*. Hätte er die betreffende Stelle vollständig vorgefunden, so würde er sie nach des Ref. Meinung bei dieser Gelegenheit, oder im Kommentar zum Matthäus, wo er von ihm als einem *τὸν Ἰησοῦν οὐ καταδεξάμενος εἶναι Χριστόν* spricht, gewiß erwähnt und seine Verwunderung über diesen Widerspruch kund gegeben haben. Es scheint demnach, als müsse die Verderbung des Textes in der Zeit nach Origenes, aber doch noch vor Eusebius zu suchen seyn. Indeß läßt sich andererseits bemerken, daß Origenes den Josephus vielleicht nur sehr oberflächlich gelesen hatte; wenigstens hätte er sonst schwerlich zweimal in den Irrthum verfallen können, dem Josephus den Gedanken zuzuschreiben, um der Ermordung des Jakobus (statt Johannes des Täufers) willen habe das jüdische Volk so viel Unglück getroffen. Doch, wie dem auch seyn mag, sei die Interpolation vor oder nach Origenes geschehen, wegdemonstriren wird sie sich nicht lassen, so lange nicht erwiesen werden kann, daß Josephus, wenigstens im Geheimen, ein Christ war.

Nichtsdestoweniger glauben wir die Vindiciae des Verf.'s einer allgemeinen Betrachtung empfehlen zu müssen. Das Buch ist ganz geeignet, im Allgemeinen die kritische Nüchternheit und Ruhe zu fördern, die unserer Zeit so noth ist, rücksichtlich der fraglichen Stellen aber insbesondere bringt es wenigstens zu der Ueberzeugung, daß die Annahme der Interpolation auf ziemlich enge Grenzen verwiesen werden muß. Die Darstellung ist sehr übersichtlich, der Styl klassisch.

---

2) Ueber den zur Zeit der Geburt J. Chr. gehaltenen Census. Von P. A. E. Huschke, der Philos. u. der Rechte Doktor, Ordinarius u. Professor an der Juristenfakultät in Breslau. Breslau 1840. 125 S. Pr. 27⅓ Sgr.

Fast muß man die Zeit als vorübergegangen ansehen, wo die Genossen anderer Fakultäten den Exegeten in der Vertheidigung der heiligen Schrift hülfreich zur Hand gingen. Wie viele Punkte bietet die heilige Geschichte dar, wo die Hülfe gründlicher Philologen, Historiker, Geographen, Naturforscher von dem Theologen dankbar anerkannt werden würde. Wir müssen dem auf dem Gebiete der klassischen Philologie und Geschichte, wie auf dem der Jurisprudenz gleich bewährten gelehrten Hrn. Verf. herzlichen Dank sagen, daß er seine reiche Gelehrsamkeit so im Dienste der christlichen Apologetik gebraucht hat, wie es hier geschehen ist. Sein Fleiß und sein Scharfsinn hat schöne Früchte zu Tage gefördert.

Die von Lukas erwähnte Schatzung unter Augustus greift in die römische Rechtsgeschichte ein und ist daher schon früher in Savigny's Forschungen berücksichtigt worden; auch Prof. Huschke ist auf dieses Thema in seinen Studien über den Census und das Steuerwesen der früheren Kaiserzeit geführt worden. Mit umfassender Kenntniß des gesammten Materials, mit eindringendem Fleiße hat der Hr. Verf. aufs Neue jedes einzelne Moment, das in Betracht kommt, mit Rücksicht auf die neuesten Bestreitungen von Strauß, dem sich de Wette angeschlossen, in Erwägung gezogen, einigen früheren Ansichten neue Begründungen gegeben, in anderen Punkten neue Resultate gewonnen. Wir theilen kurz die wichtigeren Resultate mit, ohne jedoch auf das Einzelne einzugehen.

Drei Zeugnisse der Alten sprechen von jener Schatzung, bei Cassiodor, Isidor, Suidas *). Zwar sind es Christen, aber da sie theils mehr, theils weniger, theils Anderes als Lukas berichten, so wird höchst wahrscheinlich, daß sie aus anderen Quellen als aus Lukas schöpften, Cassiodor hat sich überdies auf das Zeugniß eines Sachverständigen, des Hyginus, eines Schriftstellers über die Feldmeßkunst, berufen. Noch einige andere, theils bisher bekannte, theils unberücksichtigte mittelbare Zeugnisse werden zu Hülfe gerufen. Mit detaillirter Kenntniß der Geschichte des Census und des Steuersystems der früheren Kaiserzeit

*) Strauß hat kurzweg die Zeugnisse des Cassiodor, Isidor, Suidas weggeworfen, weil sie aus Lukas geflossen seien: warum haben sie dann aber gerade die Zeitbestimmung von Quirinus nicht?

Digitized by Google

wird folgende Frage bejahend beantwortet: **ist es aus inneren Gründen nach dem damaligen Stande des römischen Reichs wahrscheinlich, daß Augustus einen Befehl, alle Theile des Reichs zu censiren, erlassen habe?** Unter Anderem wird auch die unvollständige ancyranische Inschrift mit eindringender Kritik untersucht, und ein indirektes unverdächtiges Zeugniß für den Census daraus abgeleitet. Das Resultat der ganzen Untersuchung ist S. 54.: „**Nunmehr dürfen wir wohl behaupten, daß der Reichscensus unter Augustus, wovon Lukas spricht, eine so wohl verbürgte Thatsache der alten Geschichte ist, wie irgend eine andere.**“

Es folgt im **zweiten Abschnitte** die Worterklärung der betreffenden Stelle bei Lukas. Der Verf. wird auf dieselbe Auffassung geführt, welche auch von **Tholuck** in der Glaubwürdigkeit vertheidigt werden: „diese *ἀπογραφή* geschah als die erste, bevor noch Quirinus Prätor in Syrien wurde.“ Mit zahlreichen neu aufgefundenen Beispielen aus den Klassikern wird die Bemerkung von **Winer** als durchaus unrichtig erwiesen (Realler. u. d. W. Schatzung): „daß aber *πρώτη* für *προτέρα* stehen könnte, wo ein nur vom Komparativ abhängig zu denkender Genitiv folgt, ist unerweislich.“ Es wird ferner das schon von **Casaubonus** aufgestellte Bedenken erwogen, ob wohl das Participium für das Verbum gesetzt werden konnte, da es vielmehr nach den Regeln der griechischen Sprache heißen mußte: *πρότερον ἢ ἡγεμονεύειν* oder *τοῦ ἡγεμονεύειν τὸν Κυρήνιον*. Unter den vom Verf. hiefür beigebrachten Beyspielen ist eigentlich nur Eines beweiskräftig, das schon von **Keuchen** und **Perizonius** und nachher von **Tholuck** angeführte in den LXX. Jer. 29, 2.: *οὗτοι οἱ λόγοι, οὓς ἀπέστειλεν Ἱερεμίας εἰς Βαβυλῶνα ὕστερον ἐξελθόντος Ἰεχονίου ἐξ Ἱερουσαλήμ*, aber eben dieses Beispiel leistet auch vollkommen was es soll. Neuerlich hat **Fritzsche** im Kommentar zum Briefe an die Römer II. S. 421. diese Behauptung von **Tholuck** (s. auch dessen Glaubwürdigkeit der evangel. Geschichte Vorr. zur 2ten Aufl. S. XXII f.) verhöhnt. Er behauptet, es seien die Worte zu übersetzen: postea, cum Jechonja exisset, das *ὕστερον* durch ein Komma zu trennen und *ἐξελθόντος Ἰεχονίου* selbständig zu nehmen. Aber wer wird dies glaublich finden, wenn das Hebräische, dem sich der Uebersetzer anschließt, lautet: אַחֲרֵי צֵאת יְכָנְיָה־הַמֶּלֶךְ. Offenbar hat er die hebräische Genitivskonstruktion nachgebildet, und will man gegen die Zulässigkeit einer solchen Konstruktion im Griechischen des Lukas sprechen, so könnte man eher dies einwenden, daß in der Stelle der LXX. überhaupt nur eine sklavische Nachbildung des Hebräischen stattfinde. Allein richtig ist das nicht, denn die Nachbildung beschränkt sich auf die Genitivsetzung, zur Setzung des **Participiums** hatte der Uebersetzer keine Veranlassung. Sollte aber, wie **Fritzsche** will, *ὕστερον* getrennt gefaßt werden, so wäre doch wenigstens ein *δέ* danach unentbehrlich gewesen. — Eigenthümlich ist dem gelehrten Verf. dieser Abhandlung die Bemerkung: daß Lukas deßhalb nicht *προτέρα* schrieb, sondern *πρώτη*, weil er „nicht bloß sagen wollte, daß der erwähnte Reichscensus ein früherer als der unter Quirinus, sondern auch zugleich, daß **er der erste Reichscensus überhaupt gewesen sei.**“ Außerdem finden sich hier noch mehrere beachtungswerthe philologische Ausführungen. So faßt denn also der Verf. ganz wie **Perizonius** und **Tholuck** die Worte als eine Parenthese, durch welche der Evangelist jüdische oder mit den Juden in Verbindung stehende Leser — und solche mußte er sich ja vornämlich als sein Publikum denken — vor einem Mißverständniß der eben geschehenen Erwähnung des Reichscensus bewahren wollte.

Der **dritte** Abschnitt untersucht das Bedenken, ob von einem römischen Census die Rede seyn könne zu einer Zeit, wo Judäa noch ein selbständiges Königreich unter Herodes war. Der Verf. verschmäht die von Perizonius gebrauchte Auskunft, daß nur von einer Aufzeichnung der Personen die Rede gewesen sei, auch die, daß der Census nur vom römischen Kaiser veranlaßt und eigentlich als ein jüdischer zu denken. Er verweist zuerst darauf, daß schon zur Zeit des zweiten punischen Krieges die 12 römischen Kolonien, welche damals an Hannibal abgefallen waren, damit bestraft wurden, an Rom eine jährliche Vermögenssteuer abzuzahlen und darum auch einem Census von römischen Censoren unterworfen wurden. Zwar waren es römische Kolonien, aber — wird mit Verweisung auf **Walter**, Geschichte des römischen Rechts, und **Madvig** bemerkt — „staatsrechtlich waren sie eben so selbständige, von Rom geschiedene Staaten, wie die übrigen abhängigen Bundesgenossen und wurden auch eigentlich als Kolonien des alten Latium, in dessen Rechte und Verhältnisse zu Rom sie eben deßhalb eintraten, betrachtet.“ Das zweite Beispiel wird aus **Tacitus** Annalen VI, 42. beigebracht, aus welcher Stelle hervorgeht, daß auch das selbständige Kappadocien auf römische Weise censirt wurde. Neben manchen anderen beiläufigen und zum Theil bekannten Beweisen wird auch noch darauf verwiesen, daß sich nach Josephus zur Zeit des Augustus ein Sklave des Kaisers als *διοικέτης*, d. i. eine Art procurator Caesaris in Judäa aufhielt, welches ebenfalls auf finanzielle Rechte des Augustus in diesem Königreiche hindeutet. Daß Josephus diesen Census von Palästina unerwähnt

Digitized by Google

läßt, daß damals auch nicht, wie später unter dem Quirinus ein Aufruhr dadurch erregt wurde, wird überzeugend durch die Bemerkung erklärt, daß der Census bei den abhängigen Königen und Städten durch das Mittel der nationalen Behörden erhoben wurde und daher die Selbständigkeit des jüdischen Staates nicht geradezu vernichtete; erst bei dem späteren Census berief sich Judas der Gaulonite darauf, daß dies ἄντικρυς eine δουλεία sei, im Gegensatze zu der mittelbaren Knechtschaft, an welche die Juden schon seit Pompejus gewöhnt waren.

(Beschluß folgt.)

Antikritik.

Bemerkungen gegen die in Nr. 78. des Jahrganges 1840 des litterarischen Anzeigers enthaltene Anzeige der Schrift: Idee der Gottheit von Dr. Carl Phil. Fischer, Professor der Philosophie. Stuttgart bei S. G. Liesching. 1839.

Da es dem Verfasser der erwähnten Schrift nicht gleichgültig seyn kann, ob sie in einer hochgeachteten, vielgelesenen Zeitschrift wahr oder unwahr beurtheilt werde, so erlaubt er sich gegen die ihm von dem Herrn Recensenten gemachten Vorwürfe folgende Bemerkungen.

Erstens wirft mir der Herr Recensent mit Unrecht vor, ich beginne meine kritische Darstellung des Pantheismus nur auf Hegel's Auktorität hin mit dem eleatischen Pantheismus, da es doch aus dem Begriffe einer stufenweisen Entwickelung folgt, daß die erste Stufe die unbestimmteste Denkweise ist und es keine unbestimmtere Weise giebt den Begriff des Absoluten zu fassen, als die eleatische, die es auf das reine Seyn reducirt.

Zweitens ist des Herrn Recensenten Behauptung: ich widerlege die pantheistischen Standpunkte nicht aus ihrer inneren Unzulänglichkeit und Inkonsequenz, sondern aus unbewiesenen, rein subjektiven Urtheilsinstanzen, durchaus unbegründet. Der einzige Beweis, den er dafür führt, soll in einem Urtheil über Spinoza's Princip liegen, welches in der Form, in der er es giebt, in der Schrift nicht vorkommt, da ich vielmehr in dem kritischen Theil derselben, von S. 5. bis 11. die innere Unwahrheit des substantiellen Pantheismus dialektisch zu erweisen versuche.

Drittens hat Recensent eine Stelle, worin ich die Inkonsequenz Hegel's, wornach er im Gegensatze zu seinem idealistischen Standpunkte, die Absolutheit der Natur und ihr Werden zum Geiste behauptet, erweise, unvollständig angeführt und dahin gedeutet, als ob ich Hegel inkonsequent auffaßte. Hätte er jene Stelle meiner Schrift vollständig erwähnt, und die von mir erwähnten Citate *) berücksichtigt, so hätte er die Leser und vielleicht auch sich selbst überzeugen können, daß Hegel wirklich in die Inkonsequenz verfallen ist, die er fälschlich mir vorwirft.

Viertens wird er selbst ungerecht, wenn er S. 620. sagt: „Gegen Hegel ist Fischer ungerecht. Was soll S. 17 — 20. das Skelet der Hegel'schen Philosophie? Mit solchen hingestreuten Bemerkungen, daß die Erfahrung beeinträchtigt werde (eine Bemerkung, die ich nirgends mache), angeklebten Schematen, wie Idealismus, Formalismus, Heraklitismus (diesen Ausdruck habe ich nirgends gebraucht) sind die wenigstens scharfen Bemerkungen, die für das Gegentheil neuerdings J. Schaller geltend gemacht, gar nicht berührt."

Nicht auf 3., sondern auf 26 Seiten habe ich die kritische Darstellung des Hegel'schen Pantheismus in der angezeigten Schrift versucht, und ich frage jeden Unbefangenen: ob eine ausführlichere Kritik in diesem Werkchen nöthig und möglich war? Nichtsdestoweniger habe ich in eben dieser Schrift auf die vollständige Kritik, die ich in meiner Metaphysik über das Hegel'sche System gegeben habe und namentlich auf die Partien, in denen ich seine Phänomenologie und Logik Schritt für Schritt geprüft habe, verwiesen; und die Bestimmungen: Idealismus und Formalismus sind in meinen Schriften keine angeklebten Schemate, sondern Resultate der Kritik. Ich brauche nur zu erwähnen, daß Philosophen wie Weiße und Fichte jene kritischen Versuche scharfsinnig nennen und sich in ihren Schriften oder Abhandlungen sogar darauf berufen, um die Lehre durch Auktoritäten, welche die des Herrn Recensenten (der schon durch seine unpräcise Sprache seine philosophische Unzulänglichkeit verräth) überwiegen dürften, gegen sein Urtheil mißtrauisch zu machen.

Was Schaller's „scharfe Bemerkungen" betrifft, so habe ich S. 21 — 22. der angezeigten Schrift die Einwendung, die er gegen meine Auffassung des Hegel'schen Standpunktes macht, widerlegt und der Herr Recensent hat nicht bewiesen, daß meine Widerlegung nicht Probe halte.

Fünftens beweist er durch seine Bemerkung: ich suche den Theismus auf den dialektischen Trümmern des Pantheismus aufzupflanzen und dadurch, daß er meine immanente Entwickelung der Idee der Gottheit in Beziehung auf ihre Selbstoffenbarung, „Erörterungen" nennt, „die sich an die Schleiermacher'schen Darstellungen anreihen", und sie bei weitem weniger berücksichtigt, als den kritischen und begründenden Theil meiner Schrift; — daß er den Plan derselben nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte, wiewohl ich denselben ausdrücklich dahin bestimmte, daß die Kritik als negative Vermittelung der absoluten Idee nur die Voraussetzung ihrer inneren Begründung ist, und daß diese die positive Vermittelung der immanenten Entwickelung der Idee der Gottheit bildet, welche sich so wenig an Schleiermacher's Darstellungen anreiht, als sie, wie er in der obigen Bemerkung zu verstehen giebt, aus der bloßen Widerlegung des Pantheismus hervorgegangen ist.

Hätte er endlich Sechstens diesen letzten systematischen Theil meiner Schrift einer wissenschaftlichen Aufmerksamkeit gewürdigt, so hätte er sich überzeugen können, wie unbegründet sein letzter Vorwurf ist, meine spekulative Theorie stimme nur scheinbar mit der in ihrer Wahrheit erfaßten kirchlichen Lehre überein.

Fischer.

*) S. Hegel's Encyklopädie §. 251. und vergl. seine Geschichte der Philosophie Bd. I. S. 373.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 22. April. **Nr. 25.** 1841.

Kirche und Kirchenverfassung.

Zweiter Artikel *).

1) Fr. Jul. Stahl, die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Erlangen, bei Bläsing. 1840. 1 Thlr. 10 Sgr.

2) E. W. Klee, das Recht der Einen allgemeinen Kirche Jesu Christi, aus der heiligen Schrift entwickelt. Erster Theil. Magdeburg, bei Heinrichshofen 1839. 2 Thlr. 15 Sgr.

3) G. F. Puchta, Einleitung in das Recht der Kirche. Leipzig, bei Breitkopf und Härtel. 1840. 26¼ Sgr.

Das Werk von Stahl, den unser Vaterland jetzt den Seinen nennen darf, hat natürlich in seinen Prinzipien bei verschiedenen kritischen Gerichtshöfen auch sehr verschiedenes Urtheil, aber selbst bei den am feindlichsten gesinnten eine bestimmte Anerkennung gefunden. Schon daß man von vorn herein über den Gesichtspunkt des Werkes so gewiß ist, daß derselbe dann durch das Ganze hin mit solcher Festigkeit im Auge behalten wird, dies Ausgesprochene und Markirte des Buches macht zwischen so vielen ganz anders gearteten Erscheinungen einen wohlthuenden, wir möchten sagen beruhigenden Eindruck. Noch mehr wird man aber fortdauernd gewonnen und angezogen durch die Solidität der Beweisführung, die in ruhiger und gemessener Haltung sich Schritt für Schritt ihr Terrain erobert und eben so treffend das Errungene zu überschauen und zu nutzen, als das Kommende zu verarbeiten weiß. Alles steht aus dem Vorigen genetisch entwickelt da, jede Meinung hat ihre Existenz nur im Zusammenhange mit dem Ganzen; „eine rühret an die andere, daß nicht ein Lüftlein dazwischen gehet.“ Die Darstellung ist wunderbar koncis und gedrungen, daher für den reichen Inhalt der so geringe Umfang: das Buch gleicht einem Leibe mit wenig überflüssigem Fleisch, alles Sehne und Muskel. Der gemüthliche Antheil des Verfassers ist wenig heraus zu fühlen, so objektiv ist der Charakter der Entwickelung und der Diktion. Stahl scheint der Meinung zu seyn, daß man im Kampfe mit gewissen Gegnern nur die Stirn und nicht das Herz bieten muß, besonders nicht ein frommes und vom Evangelium durchleuchtetes Herz.

Diese letzte Wahrnehmung leitet uns ganz ungezwungen zu Klee über, den wir bis jetzt nur als Gegner von Rothe kennen lernten und als solchem wenig Beifall zollen konnten. Wie in so vielen Punkten mit Stahl verwandt und doch wieder wie im innersten Grunde verschieden ist sein Buch, ist seine Persönlichkeit, die als solche nicht weniger Liebe und Achtung abgewinnt. Dort eine kurze gedrängte Entwickelung, durch welche hindurch der Autor wenig oder gar nicht zu erkennen war, hier ein Auseinandergehen in Gefühl und Empfindung, daß man nach diesem Buche allein des Verf.'s geistige Lebensentwickelung schildern und mahlen könnte. Auch Klee sucht aus den Bausteinen der Argumente die streng gefügte Mauer aufzuführen, aber überall schlingen sich die grünenden Ranken des Sentiments hervor, daß besonders dem occhio cattivo die Mauer öfters versteckt wird. Doch kann man natürlich über den beweisenden Kern des Werkes erst nach dem Erscheinen des vollendenden und abschließenden Bandes mit völliger Sicherheit urtheilen, vor der Hand tritt folgendes Hauptprinzip hervor: Die heil. Schrift, auf der das ganze Buch wie auf einem Grunde ruht, den Niemand anders legen kann, ist allein und einzig zu be-

*) Litt. Anz. 1840. Nr. 52 — 55.

Digitized by Google

fragen, wenn es auf die Feststellung des Begriffes Kirche, auf Konstituirung des Dogma überhaupt ankommt. Aber nicht bloß das. Sie ist auch Norm für das Recht und die Verfassung der Kirche und nur die Kirche kann auf den Namen der Einen, Allgemeinen und Wahren Anspruch machen, welche diese heilige Befugniß der Schrift in jeder Weise anerkennt. Die römisch-katholische ist natürlich nicht die wahre, sie muß vielmehr mit dem Schwerdte des Geistes, welches ist das Wort Gottes, bekämpft werden. Die griechisch-katholische Kirche ist vollends und fast wohl für immer abgestorben. Die protestantische Kirche war die wahre, so lange keine Symbole das Ansehen der Schrift beschränkten. Diese müssen fallen, wenn sie sich zu ihrer alten Hoheit erheben soll, auf daß Gottes Wort allein herrsche und siege über allen Irrthum und alle Entzweiung. Wer möchte mit dem begeisterten Verfasser nicht seine Knie beugen vor dem geoffenbarten Worte des Allerhöchsten! Aber der Verf. betet ja selbst doch nicht den Buchstaben, sondern den heil. Geist im Worte an, will er diesen, der nach Gottes Verheißung nicht allein an das Wort gebunden ist, so an dasselbe fesseln, daß auf die historische Entwickelung der Kirche auch gar kein Gewicht gelegt werden darf? Auch können wir nicht läugnen, daß uns die Beweisführung für jene Hauptsache im Einzelnen oft schwach erschienen ist. Auf die so wichtige Frage, wie ohne normative Geltung der Symbole Glaubensstreitigkeiten entschieden werden sollen, antwortet Klee im Allgemeinen mit der Behauptung, daß die Schrift dazu völlig ausreichend sei und führt als Beispiel den Zwist zu Korinth an, den Paulus durch seinen Brief entschieden: ein Beispiel, wo tausend Einwendungen so nahe liegen. Doch erwarten wir mit Verlangen den zweiten Theil und scheiden mit dem Ausdruck der höchsten Anerkennung von der Person des Verf.'s, „der nach Vermögen der wissenschaftlichen Erkenntniß des kirchlichen Rechtes dienstbar seyn will, der schon von früher Jugend an hier das Element seines Lebens gefunden, der ermattet von des Amtes Mühe seine Lebensgeister lebendig werden fühlte, sobald er sich diesem Studium zuwandte, der mit Hamanns Worten nur dem Könige aller Könige den Bach seiner Autorschaft sich ergießen läßt" (Vorr. S. IX. X.) *).

Wir haben nun den beiden kurz charakterisirten Werken noch ein drittes anzureihen, das nach ihnen den Schauplatz der Oeffentlichkeit betreten und sich gegen das eine, das Buch von Stahl, in einigen Parthien polemisch gestellt hat. Doch ist es dabei eine wahre Freude zu bemerken, wie alle drei Verfasser, wenn auch in ganz verschiedener Entfaltung, auf dem Boden eines christlich-kirchlichen Interesses stehen, und von lebhaftem Verlangen nach einer Besserung kirchlicher Verhältnisse erfüllt sind. In dem ersten Abschnitte seines Werkes „Aufgabe" erkennt Puchta einen gewissen aufgelösten Zustand der Kirche an, der um so mißlicher ist, als Apathie in kirchlichen Dingen eine ganz andere Bedeutung hat als in politischen. „Der Staat kann in dem schlimmen Fall politischer Apathie noch immer seinen Zweck erreichen, die kirchliche Apathie droht der Kirche den Tod." (S. 7.) Um dies Uebel zu heilen thut aber nicht eine völlige Umänderung der Verfassung Noth: die bestehende schließt alle für einen gedeihlichen Stand der Kirche nöthigen Elemente, ausgebildet oder im Keime in sich. An den Gemeinden, Geistlichen und Regierungen liegt die Schuld auch nicht. Sie liegt in dem Mangel der Erkenntniß über kirchliches Leben und kirchliches Recht; wird doch vielen Gemeinden ein halbes oder gar falsches Christenthum gepredigt. Diese Erkenntniß zu verbreiten, das ist für Jeden in seinem Kreise die Aufgabe, nicht um Neues und Unerhörtes handelt es sich. Man sieht wohl, Prof. Puchta ist kein Freund von Schneiden, Brennen und Amputiren, die Kur soll von Innen gehen: ob nicht ein gewisser gutmüthiger Optimismus die ärztliche Diagnose und Prognose verrückt hat, wäre freilich die große Frage! Was in dem zweiten Abschnitte „Kirche" über den Begriff derselben, ihren Unterschied vom Staate u. s. w. gesagt ist, stimmt so durchaus mit unseren Entwickelungen im ersten Artikel überein, daß wir nicht dabei zu verweilen brauchen und nur die natürliche Freude über solche Uebereinstimmung mit uns nehmen. Was dagegen die Kirchenverfassung angeht (S. 43—61.), so ist die hier verfolgte Tendenz durchaus eine von Stahl divergirende, die denn auch den ganz verschiedenen Charakter des Buches konstituirt. Puchta folgt, wenn er die historische Entwickelung der Kirche schildert, ganz der vulgär-puritanischen Ansicht der Kirchengeschichte. Bis in das dritte Jahrhundert hat die Verfassung einen durchaus demokratischen Charak-

---

*) Hr. Regierungsrath Klee hat gegen die im ersten Artikel über sein Werk vorgekommenen Aeußerungen einen „Protest" an die Redaktion eingesandt. Wenn er hervorhebt, daß vor dem Erscheinen des zweiten Bandes nicht über sein Werk abgeurtheilt werden könne, so hätte er als Mann des Rechtes wohl von Rechts wegen bedenken müssen, daß er vor dem zweiten Artikel nicht wohl über den ersten (und es ist nicht eben sanft geschehen) urtheilen dürfe. Eben dieser Aufsatz, der vor dem Proteste des Hrn. Reg.-Rath Klee geschrieben ist, wird demselben am besten die Versicherung geben, daß es durchaus nicht in meiner Absicht liegen konnte, ihn und sein Buch in irgend ein übles Licht zu stellen.

D. Verf.

Digitized by Google

ter, dann aber tritt (man weiß nicht woher, wie und warum) „eine entschiedene Aenderung" ein: es entsteht die Hierarchie *). Die Grundlage der evangelischen Kirchenverfassung ruht daher in diesen ersten Jahrhunderten nicht, wie gegen Stahl behauptet wird, auf der Verfassung der lutherischen Kirche nach der Reformation, deren Aufgabe es eben war, mutatis mutandis die frühesten Zustände zurückzuführen. Puchta scheut auch nicht den berüchtigten Wendehals-Vorwurf um ausdrücklich beizufügen, „die Reformation ist ein Zurückgehen, eine Zurückbildung, wie das erste Gebot der christlichen Religion an den Einzelnen nicht auf ein Fortschreiten, sondern auf eine Umkehr geht." (S. 53.) — Die folgenden Abschnitte des Buches, Kirche und Recht, die Glieder der Kirche (mit einer langen Digression über die gemischten Ehen), die Gemeinden, die Kirche über den Gemeinden werden erst im weiteren Verlaufe dieser Abhandlung berührt werden; aber schon nach dem Mitgetheilten wird Jedermann klar seyn, worauf Puchta's Resultat hinauslaufen muß, auf einen gemäßigten, durch christlich-kirchliches Interesse veredelten Kollegialismus.

Indem wir diesen allgemeinen Bemerkungen eine Inhaltsübersicht des Werkes von Stahl beifügen, wird sich noch häufig Gelegenheit bieten, die divergirenden Ansichten aller drei Gelehrten in der Kürze zusammenzustellen.

Zuerst könnte es auffallen, daß den Entwickelungen Stahl's nicht ein historischer Abschnitt über die Reformation als Verfassungs-Aenderung vorausgeschickt ist, denn es kursiren auch über diesen Punkt eine Unzahl verworrener Traditionen, die von vorn herein den richtigen Standpunkt verrücken. Wie die Reformatoren mit einziger Ausnahme eines Papstes iure divino eigentlich gar keinen Umsturz der bestehenden Verfassung bezweckten: wie Luther, der leider so oft als Marionette auf dem Puppentheater moderner Liberalen seine Sprünge machen muß, eine streng aristokratische Natur war **): das waren für viele noch Neuigkeiten und diese Parthien, von Stahl gründlich entwickelt (denn berührt hat er sie in verschiedenen Parthien), würden manchen für die weiterhin aufgestellten Sätze gewonnen haben. Ueberhaupt aber ist ja Alles, was ziemlich bis Ende des 16ten Jahrhunderts von Kirchenverfassung in der lutherischen Kirche erscheint, nur als ein nothwendiges Provisorium der lutherischen Kirchenordnung anzusehen, und im Ganzen anzuerkennen, daß in mannigfachen Versuchen das Ideal einer protestantischen Kirchenverfassung später angestrebt, vielleicht noch nicht erreicht sei *).

Bekanntermaßen unterscheidet man drei im Verlaufe der Zeit entstandene Systeme der lutherischen Kirchenverfassung, welche Stahl im ersten Abschnitt seines Werkes S. 1 — 37. prüfend durchgeht. Nach seiner Ansicht gehört das Episkopal-System der orthodoxen Richtung an, und irrt über den Entstehungs- und den Zuständigkeitsgrund der landesfürstlichen Gewalt; das Territorial-System ist das des Pietismus, der auf alle äußeren Verhältnisse der Kirche kein Gewicht legt. Das System ist im Irrthum über die Art der Ausübung der landesherrlichen Gewalt und die Grundsätze der Ausübung. Das Kollegial-System, ein Kind des Rationalismus, irrt über Beides. Es gehört diese Entwickelung der drei Hauptsysteme, wie dies auch Puchta S. 57. rühmend anerkennt, zu den gelungensten Parthien des ganzen Werkes. — Wir werfen auf jedes dieser einzelnen Systme bei Nr. 2. im Besonderen unseren Blick.

Das Episkopalsystem ist die erste dogmatisch-juristische Fixirung eines faktisch vorhandenen Zustandes, der auf jeden Fall gerechtfertigt seyn wollte. Das Kirchenregiment ist vom weltlichen strenge zu

*) Unsere Zeit ist, wie man häufig behaupten hört, eine solche, die mit unbarmherzig-scharfem Messer der Kritik alle erträumten Gebilde, mögen sie so alt und ehrwürdig seyn wie sie wollen, zerlegt. Sonderbar, daß an das traditionelle Evangelium der Kirchengeschichte sich das chirurgische Besteck noch nicht gemacht hat. Sonderbarer freilich noch, daß viele ohne sonderliches Herzpochen ihrem Heilande die Gotteskrone vom Haupte nehmen sehen, die in den schrecklichsten Zorn gerathen, wenn nur ein Titelchen jener süßen historischen Ammenmährchen angetastet wird.

**) Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir nachträglich das Büchlein von E. F. Major „die Lehre von der Kirche in Dr. Martin Luthers Worten." Frankfurt a. M. 1840. (88 S.) Der würdige Verf. verdankt Luther seine religiöse Wiederbelebung und in natürlicher Vorliebe für seinen Retter und der richtigen Voraussetzung, daß man sich gar vielfach nach fester, markiger Speise sehne, hat er aus Luthers Schriften die so zahlreichen Aussprüche über die Kirche zusammengetragen. Nur ist freilich dadurch, daß Hr. Major nicht alle Stellen mittheilt, sondern eine Auswahl traf, dem Werkchen doch wieder ein subjektives Gepräge aufgedruckt.

*) Ueber die Wirksamkeit der Reformatoren in Verfassungsangelegenheiten ist zu vergl. die gediegene Bemerkung von Stahl. (Vorr. S. XI.) „Wo immer Menschen Begründer einer neuen Epoche waren, da ist, wenn sie auch den entschiedensten höheren Beruf hatten, und in der lautersten Weise ihn ausführten, doch immer die Vermuthung dafür, daß sie in dem Werke, das ihnen zukam, zu weit gingen und von den drückenden Uebeln des Bestehenden erfüllt, jene Uebel nicht wahrnahmen, welche abzuhalten gerade der Werth des Bestehenden bisher gewesen und die dann sofort zugleich mit der Verbesserung überall mehr oder minder herandrachen." Auch Puchta S. 61. giebt der ersten lutherischen Kirchen-Ordnung den Namen eines Provisoriums, nach Klee dagegen hat allein während desselben (vor den Symbolen) die Eine, wahre Kirche existirt.

Digitized by Google

sondern: es hat besonders die Erhaltung der reinen Lehre zu seiner Aufgabe. Dieses Regiment steht schon nach göttlicher Ordnung der Kirche und daher dem Landesherrn als erstem Gliede der Kirche zu, und ist rechtlich durch den Religionsfrieden mit den Bischöfen auf die evangelischen Landesherren devolvirt. Es steht aber demselben nur nach seiner äußerlichen Seite zu; der Inhalt der Anordnungen muß sich nach dem Urtheile des Lehrstandes bestimmen. Der Landesherr besitzt daher weltliches und kirchliches Regiment in verschiedener Weise oder aus verschiedenem Rechtsgrunde. Wird von einigen Vertretern dieses Systems der Regent geradezu als summus episcopus bezeichnet, so muß man sich der patriarchalischen Stellung erinnern, welche damals die Fürsten noch ihren Völkern gegenüber einnahmen, entfernter von manchen unkirchlichen Funktionen als jetzt, wo wir uns einmal nur mit Mühe z. B. das Haupt der Kirche in kriegerischer Tracht denken können. Finden sich doch sogar vereinzelte Spuren, daß Fürsten als Landesbischöfe priesterliche Verrichtungen ausübten; man denke nur an die bekannte Trauung des Fürsten von Anhalt. Uebrigens bemerkt Stahl sehr richtig, daß dies Erkennen des Regenten als summus episcopus gar nicht das Wesentliche unseres Systemes sei *); vielmehr ist die Trennung der geistlichen Macht von der weltlichen sein eigentliches Motiv.

(Fortsetzung folgt.)

Apologetik.

2) Ueber den zur Zeit der Geburt J. Chr. gehaltenen Census. Von P. A. E. Huschke u. s. w. (Beschluß.)

Der vierte Abschnitt „der Census in der Geburtsstadt" beginnt mit der Erklärung: „Wenn unsere Aufmerksamkeit bisher mit Vergnügen sich solchen Bedenken zuwandte, die auf wirklichen Schwierigkeiten beruhten, und darum von einer redlichen nach Wahrheit strebenden Wissenschaft mit gutem Fug erhoben

*) Woher käme es auch sonst, daß eifrige Anhänger des Episkopalsystemes doch gewaltig gegen einen solchen Titel eifern. Wir machen außer der bei St. angeführten Literatur noch auf ein in dieser Beziehung interessantes Schriftchen aufmerksam: J. G. Vorsatz, das Kirchenregiment vom Anbeginn der Welt bis auf gegenwärtige Zeit, Jena 1747. Der Regent soll durchaus nicht bischöfliche, sondern nur hoheitliche Rechte über die Kirche besitzen.

werden konnten, auch schon seit Jahrhunderten erhoben und zu beseitigen versucht worden sind, so stoßen wir dagegen jetzt auf einen Zweifel, dessen bloße Aufstellung uns mit Widerwillen erfüllt, weil er nur in einer kecken die Miene der Unwissenheit annehmenden Behauptung seinen Grund hat." Es ist der allerdings von Strauß, de Wette sehr accentuirte und auch von Winer (Reallex. u. d. W. Schatzung S. 472.) nicht als widerleglich angesehene Einwurf, daß nach dem röm. schen Staatsrechte der Census nicht in den Städten, denen man als Bürger angehörte, sondern in den Wohnörtern und den Bezirksstädten vorgenommen wurde. Der gelehrte Verf. zeigt nun, daß man in den Städten censirt wurde, in denen Jemand Municipalbürger war: „zum Bürger machte aber nicht der Wohnort und Grundbesitz, sondern abgesehen von ausdrücklicher Ertheilung des Bürgerrechts, bloß die Geburt oder Adoption — — Landleute haben die Stadt als die ihrige zu betrachten, zu der das Dorf, aus dem sie gebürtig sind, gehört."

Der fünfte Abschnitt behandelt endlich den Einwurf, der vom Census der Maria hergenommen ist. Es wird aufmerksam gemacht, daß die Worte des Evangelisten gar nicht aussagen, daß Maria um des Census willen mitgereist sei, und ein anderer Grund angedeutet, der die Mitreise veranlaßt habe. Doch glaubt der Verf., daß ungeachtet es der Evangelist nicht erwähnt, doch Maria zum Zwecke des Census die Reise gemacht. Nach dem späteren römischen und nach dem peregrinischen Rechte habe die Ehefrau selbständiges Vermögen gehabt und daher der Steuer und dem Census ebenso unterlegen, als der Mann; die Schatzung der Frauen wird bei Cicero Verr. II. 56. und bei Sozomenus h. e. V. 4. erwähnt. Auch wird noch die Schilderung eines späteren Census aus der Kaiserzeit von Lactanz de mort. persec. XXIII., welche auf dasselbe Resultat führt, in Erwägung gezogen.

Hoffentlich wird diese Abhandlung von den Exegeten des Lukas nicht ignorirt werden. Man wird freilich nicht gern das „Nest von historischen Unrichtigkeiten", welches man an jener Stelle des Lukas entdeckt zu haben glaubte, fahren lassen; doch liegt schon ein Beispiel vor, wo es einer sehr gründlich eingehenden Untersuchung gelungen ist, eine in der neueren Theologie stabil gewordene Meinung zu erschüttern, nämlich die Abhandlung von Bähr über die Annagelung der Füße des Gekreuzigten, welche die ältere Ansicht wieder in ihre Rechte eingesetzt hat.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben

von

Dr. A. Tholuck.

№ 1—40.

Erste Hälfte des Jahrgangs

1841.

Halle,

Eduard Anton.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Abhandlungen.

Kritiken.

Digitized by Google

Kurzere Anzeigen und Aehnliches.

Digitized by Google

// Intelligenzblatt № 3

zum

Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben von Dr. A. Tholuck.

Die hier angezeigten Bücher können auch durch die Buchhandlung von **Eduard Anton** in **Halle** bezogen werden.

(47) Im Verlage von **C. W. Leske** in **Darmstadt** erschienen soeben und sind in allen Buchhandlungen vorräthig:

Neuer

Sophronizon

oder

Reflexionen und Miscellen

über

wissenschaftliche, kirchliche und allgemeinere Zeiterscheinungen und Denkaufgaben.

(Werden nur wir selbst besser, wie bald wird alles besser seyn!)

Von

Dr. H. E. G. Paulus.

Erste Mittheilung.

Den vielen Freunden des verehrten Veterans und allen, an den Bewegungen der Zeit geistig Theilnehmenden, welchen es um eine ernstere, gediegenere Lectüre zu thun ist, als sie die meisten Tageblätter bieten, sey dieses Werk bestens empfohlen. Ueber Zweck und Tendenz spricht sich die Vorrede weitläufiger aus; es möge daher hier nur der Inhalt der ersten Mittheilung angegeben seyn:

I. Blicke auf die jetzigen Beziehungen Europa's auf den Orient.
II. Preussen tritt gerade im Augenblick einer Weltkrisis mit gereifter Regentenkraft auf der Bahn einer parteilosen Intelligenz neu hervor.
III. Beleuchtung des Verhältnisses, welches zwischen Professor Fichte, dem Vater, und dem Dr. Paulus bei dem Atheismus-Streit des Ersteren statt fand. Eine auf das II. Heft des Freihafens von 1840 sich beziehende Charakterschilderung, durch Briefe an und von Herrn Oberconsistorialrath von Niethammer zu München.
IV. Ansichten über den Orient, nach der nächsten, aber auch nach der weiteren Zukunft.

Es werden 3 Hefte, je zu 8—9 Bogen, im Laufe des Jahres Einen Band ausmachen und zusammen 2 Thlr. 15 sgr. oder 4 fl. 30 kr. kosten.

Mittheilungen über die Veranlassung der kirchlichen Aufregung zu Magdeburg im Jahre 1840.

12. 3 Bogen. geheftet. 3 sgr. 9 pf. oder 12 kr.

Großes Aufsehen nicht bloß unter den Theologen, sondern auch unter den Laien hat im verflossenen Jahre die Angelegenheit des Pastors Sintenis zu Magdeburg und das Verfahren des königl. Consistoriums daselbst gegen diesen Geistlichen gemacht. Die seitdem an das Publikum gelangten öffentlichen Mittheilungen entbehren größtentheils aller Vollständigkeit oder wenigstens des richtigen Gesichtspunktes, dessen Darlegung doch so sehr zu wünschen gewesen wäre. Der Verf. des hier angezeigten Schriftchens durchlebte die Zeit der damals in Magdeburg herrschenden Aufregung dort, und hat sich bemüht, zuverlässige Erkundigungen einzuziehen und glaubhafte Nachrichten zu sammeln, welche theilweise durch Auszüge aus amtlichen Verhandlungen bestätigt sind.

Allgemeine Popular-Symbolik

oder

Sammlung der Haupt-Glaubens- und Lehrsätze

sämmtlicher älteren wie neueren Religionen, Confessionen und Kirchengemeinschaften.

Nach den einzelnen symbolischen Büchern und anderen Quellen

aufgestellt und herausgegeben

von

Gustav Schilling.

gr. 8. 15½ Bogen. geh. 26 sgr. 3 pf. oder 1 fl. 30 kr.

Zur Bearbeitung und Veröffentlichung dieses Werkchens veranlaßte die Ueberzeugung, daß die immer tiefer in alle öffentliche und private Angelegenheiten eingreifenden und allgemeiner werdenden Streitigkeiten und Reibungen unter den verschiedenen Religions- oder Kirchengemeinden hauptsächlich nur daher rühren und darin ihre meiste Nahrung finden, weil dieselben sich gegenseitig nicht genug kennen, nicht wissen, wo und wie weit sie eigentlich sich von einander unterscheiden. Es wird daher diese, in populärer Weise abgefaßte Uebersichts- und Vergleichungstafel der Glaubens- und Lehrsätze der verschiedenen Religionen, besonders in den Händen der Religionslehrer an Volksschulen und eines jeden gebildeten Religionsfreundes, sehr viel dazu beitragen können, den Mangel an genugender Toleranz unter dem vermischten Volke abzuhelfen und eine allgemeinere Religionskenntniß zu verbreiten.

(48) Bei **Perthes, Besser & Mauke** in **Hamburg** ist erschienen:

Versuch über das göttliche Ansehn des Neuen Testaments. Aus dem Englischen des **David Bogue.**

8. Preis 12 gr.

Diese Schrift ist eben so sehr apologetisch, als polemisch. Sie erweist die Göttlichkeit des N. T. einestheils aus dem eigenthümlichen Inhalt desselben, aus den Eigenschaften seiner Verfasser, aus den Wirkungen, die dasselbe in der Welt hervorgebracht, anderntheils aus der Vergleichung desselben mit den religiösen Ansichten der Heidenwelt, des Muhamedanismus und des Deismus. Der Verfasser, nach seinem Buche zu urtheilen, ein eben so frommer, als gelehrter Mann, hat für gebildete Christen geschrieben, die hier über eigene Zweifel oder über Einwürfe der Gegner des Evangeliums in so anziehender Weise belehrt sind, daß sie durch diese tief ein-

Digitized by Google

gehenden Untersuchungen nicht blos in ihrer Einsicht in die göttliche Heilsanstalt gefördert, sondern auch lebendig erbaut seyn werden. Die Sprache der Uebersetzung ist leicht und fließend, wenn gleich dem Inhalte zufolge mehr nur den Gebildeten zugänglich. Druck und äußere Ausstattung des Buches sind freundlich und schön. —

---

(49) In meinem Verlage sind soeben erschienen:

Liturgik oder Theorie der stehenden Kultusformen in der evangelischen Kirche, nebst praktischen Beilagen, verfaßt von **J. W. Klöpper**, Doctor der Theologie, Superintendent und Pastor zu Bergen. Gr. 8. 1841. (420 Seiten.) Broschirt. 2 Thlr.

Symbolik der Mosaischen Stiftshütte. Eine Vertheidigung Dr. Luther's gegen Dr. Bähr. Von F. Friedrich, Pastor. Mit 23 Tafeln Abbildungen. Gr. 8. 1841. Brosch. 3 Thlr.

Leipzig, im März 1841.

Otto Wigand.

---

(50) Bei **Carl Heyder** in **Erlangen** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Luther, Dr. M., sämmtliche Werke 28r Bd. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Ranke, Dr. F. H. Predigten 1r Thl. 2e Auflage. gr. 8. brosch. 12 gr. oder 54 kr.

— Untersuchungen über den Pentateuch aus dem Gebiete der höhern Kritik. 2r Band. gr. 8. Rthlr. 1 18 gr. oder 3 Fl. 9 kr.

Scheidler, K., die Emigranten. Eine Erzählung für christliche Familien. 8. brosch. 8 gr. oder 36 kr.

---

(51) Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle guten Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Schuderoff, D. J., vier Predigten vom Gutenbergs- bis zum Amtsjubelfeste 1840. 8. geh. 6 Gr. oder 7½ Sgr.

Obiges Schriftchen, welches vier wichtige Predigten des ausgezeichneten Kanzelredners enthält, empfehle ich allen Herren Theologen bestens.

Neustadt a. d. Orla, im März 1841.

J. K. G. Wagner.

---

(52) In der **Ernst**'schen Buchhandlung in **Quedlinburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Zwei und dreissig neue

Tauf-, Confirmations- und Abendmahlsreden

nebst einigen Einführungsreden

gehalten und herausgegeben

von dem Superintendenten **F. A. H. Weber.**

Neue Ausgabe. 1840. Preis 16 ggr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Diese in 14 Tauf-, 10 Confirmations-, 8 Abendmahls- und 5 Einführungsreden bestehend, sind mit eben so großem Beifall [illegible]genommen worden, als die im Jahre 1833 in einer zweiten verbesserten Auflage von demselben Herrn Verfasser erschienenen Amtsreden bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen, Preis ⅔ Thlr., welche den Herren Predigern zur Anschaffung zu empfehlen sind.

---

(53) In der **Sander**ichen Buchhandlung in **Berlin** ist eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben und Lieder

von

Paulus Gerhardt.

Herausgegeben von **E. L. G. Langbecker.**

Mit **Paul Gerhardts** Bildniß, einem Fac Simile seiner Handschrift und neun Musikbeilagen geheftet 2⅔ Thaler.

---

(54) Bei **Tendler und Schäfer** in **Wien** ist soeben erschienen:

Knöpfer, Leander; Christkatholische Erbauungsreden, zunächst für die studirende Jugend. gr. 8. geh. Rthlr. 1.

---

(55) Bei **Hennings** in **Neiße** ist so eben erschienen:

Handel, Ch. F., Kurzer Inbegriff der christlichen Religionslehre und des Wichtigsten aus der Geschichte der christlichen Kirche, als Leitfaden beim Unterricht der Gymnasiasten aus den obern Klassen. 8. 15 sgr.

---

(56) Bei **Eduard Bühler** in **Magdeburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Bischof Dr. Dräseke und seine amtliche Wirksamkeit in der Provinz Sachsen. Ein Wort zu seiner Vertheidigung nebst Charakteristik seiner Predigtweise, ein Beitrag zur Homiletik, von einem Geistlichen. gr. 8°. geh. 5 sgr.

---

(57) **Luther's** Glaubensbekenntniß. Mit einem Vorworte von **J. C. Wallmann.** gr. 12°. geh. XVIII. u. 16 S. Pr. 3¾ sgr.

Quedlinburg, L. Franke.

---

(58) Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in **Hannover** ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die christliche Glaubenslehre

des

Herrn **Dr. David Friedrich Strauß.**

(Erster Band. Tübingen und Stuttgart, 1840.)

Auf dem Standpuncte evangelischer Prediger kritisch beleuchtet

von

Dr. Friedrich Köster.

gr. 8. 1841. geheftet. Preis ⅓ Thlr.

---

(59) In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Huther, J. E., Cand. des Hamb. Ministeriums, Commentar über den Brief Pauli an die Colosser. Gr. 8. geh. 2 Thlr. 6 gGr.

Hamburg, im März 1841.

Joh. Aug. Meißner.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 27. April. **Nr. 26.** 1841.

Kirche und Kirchenverfassung.

1) Fr. Jul. Stahl, die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten u. s. w.

2) F. W. Klee, das Recht der Einen allgemeinen Kirche Jesu Christi, aus der heiligen Schrift entwickelt u. s. w.

3) G. F. Puchta, Einleitung in das Recht der Kirche u. s. w.

(Fortsetzung.)

Diese Tendenz, so wie die Thatsache, daß die Gewalt des Landesherrn über die Kirche als eine wahrhaft kirchliche und in der Kirche ihren Ursprung habende anerkannt wird, ist in dem Systeme das wahre Element. Dagegen soll der Gedanke, die protestantische Kirchengewalt an das kanonische Recht und die alte Bischofswürde zu knüpfen, ein durchaus verfehlter seyn. Es hängen nach des Verf.'s Meinung die Rechte, welche das kanonische Recht den Bischöfen beilegt, so enge mit der ganzen Verfassung der römischen Kirche zusammen, daß ihre fernere Geltung in der protestantischen wegen ihres ganz verschiedenen Lebensprinzips durchaus ausgeschlossen seyn muß. Der Verf. vergißt, daß die meisten Prärogativen der Bischofsgewalt in einer Zeit wurzeln, wo von einer römischen Kirche kaum die Rede war, wohl aber von der alten katholischen, die ja wie ein Phönix sich in der protestantischen verjüngen sollte. Ein weit gewichtigerer Vorwurf scheint uns eine gewisse gezwungene Haltung und Halbheit des Systems zu seyn. Auf der einen Seite wird so Großes von der Gewalt des Landesherrn ausgesagt, auf der andern so ängstlich verhütet, daß derselbe in das eigentliche Kirchenleben eingreife. Die Scheidung zwischen Innerlich und Aeußerlich ist auf eine schwankende, zufällige und äußerliche Weise aufgefaßt; man sieht dem Systeme das nach faktischen Zuständen Gemachte an. — Puchta's Bemerkungen gehen von dem Grundsatze aus, daß auf die Priorität eines Systems von der Zeit der Reformation aus gerechnet, wenig zu geben, vielmehr nach der Uebereinstimmung mit der ersten Kirche zu fragen sei. Dem Episkopalsystem im Besondern giebt er die Erstarrung der lutherischen Kirche und ihre Wehrlosigkeit gegen das von ihm (aus demokratisch-kirchlichen Interessen) verworfene Territorialsystem Schuld.

Das Territorialsystem, in seinem äußersten Extrem zur Cäsareopapie geworden, findet eine äußere Kirchengewalt nur nöthig zum Zwecke des äußern Friedens: die wechselseitige Toleranz der verschieden Glaubenden ist die einzige Aufgabe, zu deren Durchsetzung die Kirchengewalt berechtigt ist. Was den inneren Frieden, was Sittlichkeit, Religion und Seligkeit angeht, ist nicht Sache irgend einer Gewalt, sondern der Freiheit eines jeden Einzelnen überlassen. Das Kirchenregiment ist nur ein Zweig der Staatsgewalt, der Landesherr kann es nach seinem Ermessen ausüben, ist dabei an die Meinung des Lehrstandes nicht gebunden, braucht nicht einmal Christ zu seyn. Diejenigen, welche heut zu Tage diesem Systeme huldigen und vor allen Thomasius als eine Stereotype im Katechismus der Aufklärung betrachten, wird es verwundern, wenn St. durchaus und mit vollem Rechte darauf dringt, in diesem Systeme pietistische Färbung anzuerkennen. Es ist das innerste Wesen des Pietismus in seinem ganzen Thun und Treiben, eine gründ-

Digitized by Google

liche Verachtung aller äußeren kirchlichen Formen und Verhältnisse zur Schau zu tragen: diese Verachtung ist überhaupt der Vereinigungspunkt, in welchem alle möglichen Schwarmgeister und Phantasten zusammentreffen. Wo der Pietismus herrschend wird, muß sich nothwendig das Leben der Gemeinde in ihrer Totalität lockern, das Ansehen des öffentlichen Kultus sinken, um die Verfassung und alle externa der Kirche sich wenig gekümmert werden: liegt ja doch die ganze Welt im Argen, und in der wenigst möglichen Berührung mit ihr besteht allein das wahre Heil. Diese Richtung begünstigte das Aufkommen des Territorialsystems, dessen sich natürlich nachher andere Richtungen in anderem Sinne bemächtigten, zum heillosen Verderben alles kirchlichen Lebens. Der Pietismus trägt also an der Verwüstung kirchlicher Verfassung eine Hauptschuld, die der Herr noch immer an den Kindern heimsucht. Jetzt freilich haben sich die Verhältnisse ganz verändert und die territorialistische Richtung hat ihren eigentlichen Schutz und Schirm in der neueren Philosophie erhalten, welche im Staate den Gipfel des Göttlichen findet und für das Ergreifen einer Idee selbständiger Kirchengewalt gar kein Organ besitzt. Scharf und gründlich ist die Prüfung der Ansichten von Hegel, Rosenkranz u. s. w. bei Klee S. 90 — 99.

Der despotische Charakter des durch Böhmer völlig ausgebildeten Territorial-Systems mußte bald eine Opposition herbeiführen. Bei damaligen Verhältnissen bewegte sich diese aber nicht in dem Kreise der kirchlichen Idee, sondern ging von rationalistisch-demokratischen Elementen aus. Das Kollegial-System betrachtet die sichtbare Kirche als eine freie Gesellschaft, die unter keiner Macht stehet als unter dem Willen der einzelnen frei verbundenen Glieder. Der Landesherr hat als Glied der Gesellschaft allerdings auch hier die iura majestatica, aber die Festsetzung des Dogma, die liturgische Anordnung, die Bestellung des Lehramtes, dies Alles kommt vertragsmäßig der ganzen Gesellschaft zu: in späterer Entwickelung wird die Zustimmung jeder einzelnen Gemeinde, ja jedes einzelnen Mitgliedes gefordert. Der republikanische, independentische Charakter des Systems liegt eben so zu Tage als seine unwürdige Ansicht von der Kirche, die in die Reihe der Privatkorporationen gezogen wird, dennoch ist anzuerkennen, wie das Kollegialsystem eine ganze Zeit lang der einzige Träger der Opposition gegen eine völlige Unterdrückung der Kirche gewesen ist: ein Verdienst, welches Stahl im Verhältniß zu dem Territorialsystem nicht genug zu würdigen scheint. Desto mehr hat natürlich Puchta diesen Punkt hervorgehoben. Schließt er sich in den

wesentlichsten Punkten dem Kollegial-Systeme an, so liegt der Grund in einer verkehrt-demokratischen Auffassung des N. T. und der Kirchengeschichte. Schon die eigenthümlichen Vorzüge des Apostolates werden völlig negirt, freilich in einer Deduktion, der wir nicht zu folgen im Stande sind. „Alle geistlichen Gaben kommen durch den heil. Geist, dieser ist aber allen Gläubigen verheißen. Der Herr hat die Macht zu binden und zu lösen seiner Gemeinde überhaupt übergeben." In gänzlicher Verkennung des Unterschiedes zwischen Absolution und Ausschließung aus der Gemeinde wird Matth. 18, 15 ff. als Beweis für solche unerhörte Behauptung angeführt. Ueberhaupt hat Prof. Puchta aus dem N. T. und der ersten Kirche den Satz gezogen, daß ein gesonderter Lehrstand, als zur Verwaltung der Kirche nöthig, im Sinne seiner christlichen Kirchenverfassung durchaus zu verwerfen sei. Von früheren Vertretern des Kollegial-Systems unterscheidet sich Puchta nur dadurch, daß er der Kirche über den Gemeinden (freilich wieder nur in und aus ihnen bestehend) eine bestimmte Oberleitung in Bezug auf Lehre, Liturgie und Disciplin im weiteren Umfange zuerkennt.

Nach der Betrachtung der drei Hauptsysteme geht Stahl zu den „Allgemeinen Verfassungsprinzipien" über.

1) Von der Kirche und Kirchenverfassung überhaupt. S. 47 — 59.

Mit richtigem Takte erkennt auch St. als einen der Irrthümer, die am meisten zur Auflösung des protestantischen Kirchenbestandes beigetragen haben, die zu scharfe Trennung von sichtbarer und unsichtbarer Kirche. Er bemüht sich nachzuweisen, daß nach dem Willen der Reformatoren beide in entschiedener Einheit zu denken, und demnach Systeme, die nur auf die ecclesia invisibilis basirt scheinen, völlig zu verwerfen sind *). Eben so bestimmt wird der nicht minder gefährliche Irrthum zurückgewiesen, die Kirche nicht als eine organische Institution, die sich mit Nothwendigkeit aus dem Reiche Gottes bildete, anzusehen, sondern als einen beliebigen Zusammentritt von

*) Vergl. Klee S. 246 ff. „Wird, wie es gewöhnlich geschieht, die Einheit allein in die sogenannte unsichtbare Kirche gelegt, so muß mit Recht jeder Katholik wie jeder Protestant, der eine wirkliche Kirche will, auf den Einwand kommen, daß die wahre Kirche nirgends ist. Denn die wahre christliche Gesinnung, die damit bezeichnet werden soll, ist für sich doch niemals eine Kirche und somit würde auch der Begriff der Einheit der Kirche keine Wahrheit haben." Ueber die Ansicht der Reformatoren über die eccl. inv. siehe noch das nach so vielen Punkten wichtige Buch von F. Galle über Melanchthon S. 468 ff.

Digitized by Google

Menschen, die zufällig derselben religiösen Ueberzeugung sind. (Auch Puchta S.72.: „auch unsere Kirche muß, wenn sie sich nicht selbst verlieren will, der äußeren Kirche einen göttlichen Ursprung beimessen.") Von der katholischen Kirche aber unterscheidet sich die protestantische in der Verfassungsfrage dadurch, daß sie eine ausdrückliche göttliche Vorschrift über die Verfassung läugnet, während nach katholischer Lehre Christus eine vollständige juridische Kirchenverfassung vorgeschrieben und eingerichtet hat und auch in dieser Verfassung das Heil ruht. — Wenn nun am Schlusse des Abschnittes drei Prinzipien protestantischer Verfassung also aufgestellt werden: 1) auch die protestantische Kirche nimmt gewisse Elemente und Direktiven der Verfassung an, die auf unmittelbarer Stiftung Christi ruhen, als das Apostel- und Hirtenamt, die Kirchenzucht, die Aufsicht über die Lehre. 2) Sie erkennt eine innere Nothwendigkeit der Verfassung an, welche in dem Wesen und Bedürfniß der Kirche liegt und welche sie theils durch menschliche Einsicht, theils durch Anleitung der göttlichen Vorschriften und Vorbilder des alten Testamentes erkennt; 3) erkennt sie die Rechtmäßigkeit alles Bestehenden, aller Obrigkeit, wie überhaupt, so auch für die Kirche an, und übt entsprechend die Pflicht des Gehorsams, jedoch in Bezug auf die Kirche nur so lange, als dieselbe nicht von der göttlichen Wahrheit abfällt — so nähert sich scheinbar das Gesagte dennoch den katholischen Verfassungsprinzipien, aber auch nur scheinbar. Es bleibt bei dem Allem der gewaltige Unterschied zwischen iure divino und iure humano, von dem in der Reformationsperiode so oft die Rede ist, der, wenn beide Kirchen äußerlich dieselbe Verfassung hätten, sie dennoch in der Verfassungsfrage entscheidend trennen würde — der auch Zweige der reformirten Kirche von der unsrigen trennt, die für die Presbyterial-Verfassung göttliche Auktorität in Anspruch nehmen.

Natur und Umfang der protestantischen Kirchengewalt. S. 60—78. Sie erstreckt sich auf Lehre, Kultus und Disciplin, doch so, daß Alles auf dem Einen Hauptinteresse ruht, die Reinheit der Lehre, welche der Kirche zur Bewahrung übergeben ist, aufrecht zu erhalten. Für den ersten Punkt hat die Kirche das Recht, theologische Streitigkeiten zu entscheiden, überhaupt eine dauernde Aufsicht über die öffentliche Predigt und den Religionsunterricht zu üben. Es widerspricht dies nicht dem Prinzipe der Glaubensfreiheit, denn die Kirche dringt keinem ihren Glauben auf, noch will sie dadurch den anders Glaubenden aus dem Staate, in dem sie die herrschende ist, ausschließen, sondern sie fordert nur, daß die, so in ihrem Namen lehren wollen, auch keine andere als ihre

Lehre verkünden. Das kirchliche Symbol gilt nicht als Grund und Quelle des Glaubens, sondern nur als Schranke der öffentlichen Lehre: die Kirche ist darum, so weit es nicht die öffentliche Predigt betrifft, duldsam, Zweifel, Forschung, Entwickelung gewährend. Nimmt man aber der Kirche dieses Aufsichtsrecht, so hebt man alle Kirchengewalt und alle Kirche auf. — Stahl hat mit diesen eben so gewichtigen, als besonnenen Worten seine Lust gehabt am Loch der Otter und seine Hand gesteckt in die Höhle des Basilisken, der noch nicht zahm ist. Denn es ist wahrlich vor Gott zu klagen, welche heillose Begriffsverwirrung, welche treulose Partheierregung, welche niederträchtige Verrückung aller Gesichtspunkte gerade in den Fragen über die besprochenen Gegenstände noch in unseren Zeiten herrscht, wo leider immer von neuem grauenhafte Perfidie den Gedanken auf diese Dinge leitet. Wer hat überhaupt je oder jetzt an eine Beschränkung der Gedanken- oder Glaubensfreiheit gedacht? Wer verwehrt in unsern Tagen irgend jemand seine Meinung zu publiciren, selbst seine unreife, denn unreife Meinungen zu Markt zu bringen, verbietet ja keine Polizei wie etwa unreifes Obst? Wenn aber die Kirche verlangt, daß ihre Diener *), die ihr Brod essen, die ihren Glauben beschworen haben, wenigstens nicht in öffentlicher Predigt und öffentlichem Unterricht der Mutter ins Gesicht schlagen, mögen sie auch vor Gott und ihrem Gewissen ihre Zweifel sonst erwägen und mit christlicher Treue durchforschen: — wenn sie bittet, daß niemand voreilig vor unabgeschlossener Forschung und auf keinen Fall vor Versammlungen niederreiße, die durchaus kein Forum für solche Untersuchungen abgeben können, die durch solche Mittheilungen weder um einen Gran mehr erbaut noch um einen Schritt der Seligkeit näher gebracht werden: — was ist da Neues, was Unerhörtes, was Verdammliches? Will denn Niemand bedenken, daß wenn der Einzelne sein Recht hat, doch auch ein Verein, eine Gesellschaft ihr Recht hat, die Kirche aber das heiligste aller Rechte? Aber statt dessen werden die hier berührten Fragen mit ungeheurer Verblendung und oft mit einer Treulosigkeit ohne Gleichen durchgeschrieen. Wie Räuber, die in eine Kirche gefallen sind und sich mit den erbeuteten Kleinodieen zieren, so paradirt man mit dem Blute von Lützen u. s. w., das über solche Provokation zum Himmel schreien möchte. Zu verwundern wäre

*) Wenn freilich, wie neulich in der Allg. Kirch.-Zeit., behauptet wird: unsere Geistlichen seien nicht Diener der Kirche, das seien Küster und Klingelbeutelträger: so ist so gründlicher Pfaffenhochmuth nicht zu bekehren.

Digitized by Google

dabei, wie solch unverständiges Getümmel noch bei Einzelnen Besorgnisse oder wenigstens Aufmerksamkeit erregen kann. Einmal ist freilich das Kapitolium durch schnatternde Gänse gerettet, aber darum darf man sich doch bei Leibe nicht dem gutmüthigen Wahne hingeben, daß, wenn solche Vögel sich hören lassen, auch immer ein Kapitol zu retten sei. — Puchta (vergl. S. 134 ff. 160 ff.) dehnt zwar die Lehrfreiheit bis zu einer ungebührlichen Freiheit des Subjektes aus, ist aber, was den eigentlich rechtlichen Gesichtspunkt anbelangt, nicht verschiedener Ansicht, und kann es auch als Jurist kaum anders.

Der Umfang der Kirchengewalt erstreckt sich auch auf den Kultus, der mit dem Bekenntniß harmoniren muß. Möchten auch die Bemerkungen Stahl's dazu beitragen, die Aufmerksamkeit auf den Kultus zu richten, der von so vielen, selbst christlich erleuchteten Männern so schmählich zurückgestellt wird. Aber ganz abgesehen davon, daß die Momente desselben selbst vor der Prüfung derer Gnade gefunden haben, die sich nicht an der unmittelbaren Farbenpracht der Begriffskelche erfreuen, sondern überall den spekulativen Saugrüssel appliciren — so ist nur durch eine Belebung und Erhebung des Kultus möglich, die Massen wiederum für kirchliches Leben zu gewinnen und die dem Bewußtseyn entschwundenen Dogmen zurückzuführen, wozu die Predigt allein durchaus nicht ausreicht *).

Wenn nun auch noch die kirchliche Disciplin im weiteren Sinne der protestantischen Kirchengewalt anheim fällt, so erstreckt sich diese durchaus nicht auf Gegenstände, die mit der geoffenbarten Lehre in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen. Sie überläßt, im striktesten Gegensatze gegen die katholische, die Durchführung der christlichen Prinzipien in den bürgerlichen Verhältnissen der weltlichen Obrigkeit; sie betrachtet sich selbst, und die zu ihrem Dienst und ihrer Lenkung berufenen Glieder in allen bürgerlichen Verhältnissen dem weltlichen Gerichte übergeben, ohne eine Exemtion zu beanspruchen, ja nur für rathsam zu halten. Wenn St. ausdrücklich der Kirche (in Gemeinschaft mit dem Staate) die Ehesachen vindicirt und dabei behauptet, schon die Reformatoren hätten die Ehe nicht als eine rein weltliche Sache (in Hinsicht auf die Justiz) angesehen, so muß Ref. nach seiner Ueberzeugung dies von Luther negiren. Ich habe auf St.'s Aeußerung hin die Werke des Reformators in Beziehung auf diesen Punkt durchforscht und bin überall nur auf Stellen getroffen, in denen Luther ausdrücklich und auf das Heftigste alle Ehesachen an das weltliche Gericht verweist, ja sich durch die Leidenschaft oft zu Klagen und Verwünschungen verleiten läßt, die wir nicht einmal zur Bekräftigung unserer Behauptung anziehen wollen. Sonst kann man die von St. über das Eherecht aufgestellten Prinzipien nur billigen, auch wohl mit der Unbefangenheit, daß das Richtige der Aeußerung S. 73. erkannt wird: „Das Uebelste von allem ist es, wenn die bürgerliche Gesetzgebung auf der einen Seite die kirchliche Trauung als wesentliches Erforderniß der Ehe erklärt, auf der anderen Seite dagegen die kirchlichen Grundsätze über die Möglichkeit der Ehe und Trennung nicht anerkennt und berücksichtigt, wie das preußische Landrecht; dann muß es zur Kollision zwischen bürgerlicher und kirchlicher Gesetzgebung kommen."

Subjekt der Kirchengewalt und Verhältniß der Kirchengewalt zur Kirche. S. 78 — 99. Nach den gegebenen Auseinandersetzungen erhellt von selbst, daß diese Kirchengewalt nicht Sache der weltlichen Obrigkeit und des Staates überhaupt sei, sondern eine Prärogative des Lehrstandes, wobei eine Mitwirkung der Gemeinde nicht völlig ausgeschlossen bleibt. Klee ist in diesem Punkte völlig mit St. in Harmonie. Aus der Koincidenz der staatlichen und kirchlichen Gewalt in der Spitze des Landesherrn folgt noch keinesweges, daß die Behörden des christlichen Staates zugleich die kirchlichen Verwaltungsbehörden bilden können. Vielmehr hat sich, abgesehen von dieser höchsten Spitze, der kirchliche Organismus völlig selbständig zu gestalten, wie dies schon aus der gänzlichen Verschiedenheit der Zwecke resultirt. Den Gemeinden weist K. eine einflußreichere Stellung zu.

(Beschluß folgt.)

*) Wie streng Luther die Ordnung des Kultus dem Lehrstande zu vindiciren gedachte, geht aus dem Schreiben hervor, das er 1523 an die Domherren zu Wittenberg über die Abstellung der katholischen Cärimonien in der Stiftskirche richtete. (De Wette 2. S. 354.) „Eure Liebe weiß auch wohl, daß hier nicht zu antworten ist, daß der Kurfürst gebiete oder nicht gebiete, zu thun oder zu ändern. Ich rede jetzund mit euern Gewissen: was gehet uns der Kurfürst in solchen Dingen an. Ihr wisset, was St. Petrus schreibt Apost. 5, 29.: Oportuit etc. und St. Paulus Gal. 1, 8."

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 1. Mai. **Nr. 27.** 1841.

Apologetik.

Der Kultus des Genius, mit besonderer Beziehung auf Schiller und sein Verhältniß zum Christenthum. — Theologisch-ästhetische Erörterungen von C. Ullmann und G. Schwab. Neuer verbesserter Abdruck. Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1840. VI und 186 S. Pr. 18 Ggr.

Vorliegende Schrift ist weniger ein streng zusammenhängendes Ganzes, als vielmehr eine Sammlung interessanter Aktenstücke aus den freundschaftlichen Verhandlungen der beiden auf dem Titel genannten Männer, betreffend theils den Kultus des Genius überhaupt, theils die am 8. Mai 1839. zu Stuttgart gefeierte Enthüllung des Schillersdenkmales. Letztere hängt zwar insofern mit dem ersteren zusammen, als sie ebenfalls ein einzelner Akt jenes Kultus zu seyn, auf sie demnach unmittelbar angewendet werden zu können scheint, was überhaupt über den Kultus des Genius bemerkt wird; und da Gustav Schwab unter der Schillersstatue die Festrede gehalten, somit sich dem möglichen Vorwurf ausgesetzt hat, sich selbst zu einem Priester jenes neuen Kultus hergegeben zu haben, so war es um so passender, daß Ullmann gerade mit ihm sich darüber in öffentliche Korrespondenz setzte.

Weniger möchte es vielleicht zum Ganzen gehört haben, daß auch über das spezielle Verhältniß Schiller's zum Christenthum ein ausführlicher Exkurs dieser Schrift beigefügt ist, da das genannte Verhältniß für den Hauptgegenstand nichts austrägt; denn falls es auch gelänge, Schiller zum vollkommenen Christen zu machen, ihn so zu sagen als Dichter noch einmal zu taufen, so könnte der ihm zu Theil gewordene Kultus deßhalb immer noch ein sehr unchristlicher seyn. Wir hätten darum den betreffenden Abschnitt lieber in einer Litteratur-Zeitung stehen lassen, um das Buch mehr als abgerundetes, geschlossenes Ganzes zu besitzen.

Das Wichtigste ist für uns die, schon in den Studien und Kritiken erschienene Abhandlung von Ullmann. Wir stellen uns nicht sowohl zur Aufgabe, eine Beurtheilung derselben zu geben, als vielmehr, unseren Dank für diese werthvolle Gabe, die recht eigentlich ein Wort zu seiner Zeit ist, dem Herrn Verfasser darzubringen. Unseren Dank zuvörderst dafür, daß er den von Strauß in dem bekannten Aufsatze über Vergängliches und Bleibendes im Christenthum ausgesprochenen Gedanken „unserer Zeit bleibe kein Kultus übrig, als der des Genius," nicht so ohne Weiteres seinen Weg hat gehen lassen, sondern ihn angehalten und einer gründlichen Prüfung unterworfen hat. Das war gut und nothwendig; denn jener Strauß'sche Satz birgt ein zwiefach Gefährliches in sich. Erstlich trägt er das Ansehen, als ob er die schöne positive Ergänzung der vollkommen negativen Strauß'schen Kritik wäre, und somit durch ihn auch das derselben Abgehende zur Genüge ersetzt würde. Niemand hat es sich ja verhehlen können, daß, wenn auch vielleicht der Philosoph in den Ideen der Schlußabhandlung des Lebens Jesu einen hinlänglich festen Boden gewonnen zu haben glaube, um nicht im bodenlosen Abgrunde der Kritik unterzugehen, doch dieser vorgeblich feste Standpunkt eine viel zu schroff in die Luft hinausragende Felsenspitze sei, als daß auch die Masse des Volkes sie gefahrlos erklimmen könnte und darauf Platz hätte. So aristokratisch aber konnte und wollte man, zumal in unserer Zeit, doch nicht seyn, daß man das gemeinsame Leben, das Leben des Volkes (nicht plebis, sondern populi) völlig hätte ignoriren wollen; auch die neue Lehre durfte den Anspruch, nicht von sich

Digitized by Google

abweisen, daß sie, wie das alte Christenthum durch die kirchliche Gemeinschaft und ihren Kultus sich die Form eines Gemeinlebens geschaffen hat, so nun auch ihrerseits auf irgend eine angemessene Weise sich die Gestalt eines objektiven, gemeinsamen Lebens geben müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Kirche und Kirchenverfassung.

1) Fr. Jul. Stahl, die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. u. s. w.

2) E. W. Klee, das Recht der Einen allgemeinen Kirche Jesu Christi, aus der heiligen Schrift entwickelt u. s. w.

3) G. F. Puchta, Einleitung in das Recht der Kirche u. s. w.

(Beschluß.)

Der dritte Hauptabschnitt bei Stahl behandelt das Recht der Fürsten über die Kirche. S. 100 — 156. Der Raum gestattet uns nicht, in gleicher Ausführlichkeit über diese hier gegebenen gediegenen Deduktionen zu referiren, aber auch hier ist Ref. meistens der Eindruck der vollen Befriedigung und Ueberzeugung geworden. Gegen die in unseren Tagen wohl hie und da auftauchende Meinung, daß der Staat gar nichts mit der Kirche anordnend zu schaffen haben dürfe, wird dargelegt, daß die Kirche doch niemals der weltlichen Macht zur Manifestation ihrer Ideen bedürfe, wie ja immer in irdischen Verhältnissen das Ideelle von der irdischen und endlichen Substanz getragen werden muß *). Ist aber so ein inneres Band zwischen dem weltlichen und geistlichen Regimente zugestanden, kann selbst die katholische Kirche des brachium saeculare nicht entbehren, so macht die protestantische keinesweges auf einen bloß sklavischen, stumpfen Dienst der weltlichen Macht für ihre Zwecke Anspruch, sondern gesteht willig zu, daß aus jenem Verhältniß eine Theilnahme des Staates an der Regierung der Kirche sich nothwendig ergebe. Mit Rücksicht auf die altkirchliche Lehre von den drei Ständen

*) Ein recht bedeutsames Beispiel, daß die Kirche der weltlichen Macht nicht entbehren könne, giebt ihre Sonntagsfeier. Was würde, bei der Menge von Individuen, die nur noch am Hemdenwechsel den Sonntag kennt, in kurzer Zeit aus unserem Sabbath geworden seyn, wenn nicht der Staat seine schützende Hand darüber hielte?

und das göttliche Recht der Könige übt der Landesfürst nicht etwa an der Stelle des katholischen Bischofes, sondern eben als Fürst, die Rechte des Staates auf die Kirche aus, und zwar ist dies ein reines Majestätsrecht, das nicht etwa in konstitutionellen Staaten mit den Ständen zu theilen ist (deren Einmischung auch bis jetzt immer der Kirche verderblich gewesen; man gedenke nur der sächsischen Kirche). Freilich steht nach altlutherischer Lehre dem Fürsten nur das Kirchenregiment zu, das sich auf Lehre, Kultus und Disciplin nicht unmittelbar bezieht, dagegen die staatliche Seite der Kirche, um so zu sagen, ganz in seiner Gewalt hat. Mit Recht preist St. die organische Fülle der ursprünglichen protestantischen Verfassungslehre gegenüber der katholischen, die alles dem Lehrstande allein vindicirt. Der Verfall bestand eben darin, daß man diese organische Gestaltung aufgab und die Wüstheit einer ausschließlichen Fürstengewalt oder Volksgewalt für die Kirche anstrebte. Wie unsere Zustände jetzt liegen, haben die Fürsten nicht bloß das Kirchenregiment, sondern auch die Kirchengewalt; ein Zustand, der nach Stahl nach dem protestantischen Dogma keinesweges nothwendig, aber doch zulässig ist. Noch weit mehr räumt Klee der landesfürstlichen Würde ein (nach Stellen, wie Röm. 13, 1 ff. u. s. w.), ohne welche die Verfassung der wahren Kirche ganz unvollkommen ist. Ref. will offen bekennen, was ihn bei diesen Koncessionen bedenklich macht. Zunächst ist es eine eben so oft gehörte und gegründete Klage, daß es der protestantischen Kirche an aller Einheit fehle: die deutsch-lutherische, die dänische, die schwedische, die norwegische Kirche — sie stehen getrennter da als Rom und das apostolische Vikariat in Tunkin. Der Grund liegt hauptsächlich darin, daß wir dadurch, daß Kirchenregiment und Kirchengewalt in den Händen der Fürsten stehen, des Begriffes einer allgemeinen sichtbaren Kirche ganz entwöhnt sind, gern von Landeskirchen reden und mehr oder weniger bewußt dieselben als Staatsinstitute betrachten *). Ferner mögen diejenigen, die dem Fürsten alle Gewalt über die Kirche in die Hand legen wollen, sich vorsehen, daß sie damit

*) Ganz anderer Meinung ist freilich Puchta S. 137.: „Daß nicht diese Landeskirchen derselben Konfession wiederum zu einer rechtlichen Kirche vereinigt sind, daß also nicht die Kirche in ihrer Totalität eine rechtliche Gestalt hat, könnte als ein absoluter Mangel gegenüber der lutherischen Kirche erscheinen. Sieht man indessen näher zu, so ist jener rechtlich unvollkommene Zustand nicht ohne Vorzüge. Es wird der überwiegenden Gewalt der rechtlichen Seite der Kirche gesteuert, es werden dadurch dem Regiment, da es sich nicht über die ganze Kirche erstrecken kann, gewisse Schranken gesetzt, deren Abwesenheit nicht wenig dazu beigetragen hat, die katholische auf Abwege zu führen.“

Digitized by Google

eine in ihren Konsequenzen äußerst staatsgefährliche, ja revolutionäre Lehre verbreiten. Denn alles zugegeben, so haben ihre Deduktionen volle Wahrheit nur dann, wenn ein katholischer Fürst nur lauter katholische, ein protestantischer Fürst nur lauter protestantische Unterthanen hat. Der protestantische Landesherr wird immer sehr geneigt seyn, auch die ihm untergebene katholische Kirche von dem Standpunkte dieses protestantischen Kirchenrechtes anzusehen, was denn zu den verschiedensten Reibungen Anlaß geben muß: noch übler verhält es sich aber mit der protestantischen Kirche in katholischen Ländern. Nach Klee z. B. hat ja die wahre Kirche gar keine Verfassung, wenn nicht der Landesherr zu ihr gehört, sie kommt dann gar nicht zur wahren Erscheinung und Existenz. Stahl giebt zwar einen eigenen Abschnitt „die protestantische Kirche unter katholischen Fürsten," der geschickt genug gehalten ist, aber am Schlusse kann sich doch der aufrichtige Mann selbst des unbefriedigenden Eindruckes nicht erwehren: „Eine gewisse Inkonsequnz liegt nun allerdings — das ist nicht zu läugnen — darin, daß der katholische Fürst die Kirchengewalt über die Protestanten hat, wenn sie auch noch so sehr von der wirklichen Ausübung zurücktritt. Denn das bleibt doch immer, daß er die Personen für die oberste Kirchenbehörde ernennt, und dadurch übt er mittelbar, indem er diese von der oder jener Gesinnung auswählen kann, einen sehr entscheidenden Einfluß auf die Zustände der Kirche aus. Auf der andern Seite ist auch das eine Inkonsequenz, daß der katholische Fürst in seinem Namen und unter seiner positiven Auktorität Anordnungen ergehen lasse, die seinem eigenen Glaubensbekenntniß direkt zuwider laufen — — unter katholischen Fürsten tritt noch deutlicher hervor, was überhaupt und an sich selbst eine Unvollkommenheit der protestantischen Kirchenverfassung ist."

In dem vierten Abschnitt läßt Stahl (seiner Tendenz, vor der Hand das Bestehende darzulegen, ganz angemessen) die Kirchenverfassung unter dem Kirchenregiment der Fürsten ganz fallen und schildert die Verfassung unter der Kirchengewalt der Fürsten. S. 157 — 238. Ihr wichtigstes Organ bilden heut zu Tage die Konsistorien, die jedoch nach den Ideen der Reformatoren keineswegs Behörden der Kirchenverwaltung seyn sollten (diese sollte den Bischöfen verbleiben), sondern nur Behörden für geistliche Gerichtsbarkeit, für Ehesachen, Kirchenzucht, Bann. Das Institut hat sich im Laufe der Zeit so von seiner Idee entfernt, daß von den benannten Gegenständen fast keiner mehr in seinen rayon fällt. Statt der „viri honesti atque docti" aus den Laien, die nur als Beisitzer den Geistlichen als Vertreter

der Gemeinde beigegeben waren, sitzen solche Männer in Konsistorien als Vertreter der landesfürstlichen Jurisdiktion, überwiegen oft an Zahl die geistlichen Mitglieder und haben schon dadurch einen überwiegenden Einfluß, daß gewöhnlich der Präsident ihrem Stande angehört. Ueberhaupt ist die ganze Behörde Organ der landesfürstlichen Kirchengewalt und Kirchenverwaltung. Eben so hat sich die Stellung des Lehrstandes verschoben, der im Allgemeinen als Diener der Kirche nicht als Diener des Fürsten, Verordneter Christi nicht Verordneter der weltlichen Obrigkeit ist; dies aber auch in der einen äußerlichen Beziehung, in der eben die Kirchengewalt Sache des Fürsten ist, und soweit er auch dem Fürsten schlechthin gehorchen muß. Der letztere Gesichtspunkt überwiegt jetzt fast ausschließlich; auch hat der ganze Lehrstand keinen rechten Einigungspunkt mehr, seitdem sein Uebergewicht in den Konsistorien aufgehört hat, die Gewalt des Einzelnen so sehr beschränkt und das Institut der Konvente und Synoden in den meisten Theilen der Kirche eingeschlummert ist. Stahl erklärt diese letzteren für „kein integrirendes Glied der lutherischen Kirchenverfassung, obwohl der Gedanke, auf dem sie beruhen, allerdings ein wesentlicher Theil derselben sei." Sie können nach seiner Meinung durch theologische Fakultäten, durch einzelne hervorragende Theologen, ja selbst durch die Konsistorien ersetzt werden. Doch möchte sich Ref. hier mehr an Klee (S. 456 ff.) anschließen und das durch sein hohes Alter geheiligte Institut der Synoden für den nothwendigen Einheitspunkt der Kirche erklären. Auch wird dadurch das wahre Element des Kollegialismus zur Erscheinung gebracht. — Für das Zusammenwirken des Landesfürsten, des Lehrstandes und der Gemeinden stellt St. den Kanon auf: „Bei Aenderungen, welche die Lehre oder den Gottesdienst betreffen, ist der Lehrstand zu befragen bevor sie entlassen werden; denn der Lehrstand muß materiell der Urheber derselben seyn, wenn sie auch formell der Fürst entläßt, und sie gelten innerlich durch die Approbation des Lehrstandes, wie äußerlich durch die Promulgation des Fürsten. Das Volk aber d. i. die Gemeinden haben, nachdem sie erlassen worden, ein Widerspruchsrecht, jedoch nicht willkürlich, sondern aus objektiven Gründen." Den Einfluß der Gemeinden auf die Kirche zu hoch zu stellen, ist mindestens nicht im strengsten Sinne lutherisch *): ihr

*) Was Luther 1536 schreibt (De Wette 5. S. 8): „Die Erfahrung zeuget allzuviel, daß kein Friede seyn kann, wo der Rath oder die Stadt in der Kirche regieren will;" klingt oft in sehr derben Tönen aus allen Schriften, besonders der späteren Jahre wieder. Wir mögen hier nicht wiederholen, was ihm der Zorn über die Kargheit der Gemeinden gegen das Evangelium entlockt — läßt er sich doch sogar zu der Be-

Digitized by Google

wichtigstes Recht ist unstreitig ihre entweder positive und entscheidende Theilnahme oder wenigstens negative Stimme bei der Besetzung der geistlichen Stellen. Nur muß auch würklich die ganze Gemeinde dies Recht üben, nicht bloß ein Ausschuß- oder Kirchen-Kollegium, was oft sogar nicht durch die Wahl der Gemeinde, sondern durch Kooptation ergänzt wird und dann häufig den Willen der Gemeinde nicht im Mindesten berücksichtigt. —

Nachdem Stahl bisher die bestehende protestantische Kirchenverfassung geschildert, wie dies die eigentliche Aufgabe seines Werkes war, so kommt er im ersten Anhange *) auf die Frage: Ist diese Verfassung würklich die dem Wesen der protestantischen und christlichen Kirche überhaupt entsprechende? Ist sie mit Recht und Grund an die Stelle der bischöflichen Verfassung getreten? Als Antwort erfolgt ein entscheidendes Nein, und wem dies ärgerlich, der möge es versuchen, den Panzer der solidesten Beweisführung zu erschüttern. Der Verf. hält die bischöfliche Verfassung für die vollkommen entsprechende, naturgemäße Verfassung der Kirche, ohne damit die presbyterielle für unstatthaft zu erklären, oder derselben ihren Werth für Zeit, Land und konfessionelle Individualität abstreiten zu wollen. Sie allein sichert der Kirche ein selbständiges äußeres Erscheinen, sie wurzelt im höchsten Alterthume, sie ist durchaus nicht gegen das protestantische Bekenntniß nach Wort und Geist, sondern im Gegentheil ihm allein entsprechend. Die Reformatoren erstrebten keinesweges eine völlige Umgestaltung der vorgefundenen Kirchenverfassung, ihre Absicht und Einsicht ging bloß auf einzelne schadhafte Parthieen: sie wollten eine Reform des Episkopates, nicht seine Abolition: sie wollten in der protestantischen Kirche nicht bloß Landeskirchen, sondern die Gemeinschaft der Grundlagen durch die Möglichkeit des Zusammentritts der ganzen Kirche bewahren, ohne daß die Repräsentation der Kirche in einem obersten Subjekte der Gewalt zu bestehen brauchte **). Gegen dies Alles hört

hauptung hinreißen: rustici, cives, nobiles naturaliter oderunt pastores. (De Wette 4. S. 580.) Wir wollten bloß andeuten, daß die demokratischen Systeme der Kirchenverwaltung sich nicht auf Luther stützen durfen.

*) Ueber den zweiten Anhang s. den ersten Artikel.

**) Ein Beweis, in wie viel verschiedenen Köpfen derselbe Gedanke kocht, ist das barocke, in diesem Jahre erschienene Schriftchen von W. Rudolph. Nach diesem Autor kann die protestantische Kirche Deutschlands nur durch eine Amalgamation mit dem Adel forteristiren. Damit diese erfolgen könne, muß die Kirche wieder reich werden und eine vollständig geordnete Hierarchie in Bisthumer und Erzbisthumer haben,

man und selbst von achtbaren Seiten bloß die hohle Glaubensformel: „die bischöfliche Verfassung sei gegen das Princip des Protestantismus.“ Möge man statt dieser geheimnißvoll und wichtig ausgesprochenen Phrase eine tüchtige Beweisführung gegen Stahl (und hier auch gegen Rothe) liefern, „wo auch kein Lüftlein dazwischen gehet,“ übrigens sich schämen, einem Lande wie England gegenüber eine Behauptung auszusprechen, welche die Kirche dieses Landes ganz aus der Reihe der protestantischen ausschließt: — im blinden Eifer nicht vergessen, daß die jetzigen Kern- und Stammländer der lutherischen Kirche, Dänemark, Schweden und Norwegen sich unter bischöflicher Gewalt wohl und glücklich fühlen. Aber man meint in Wahrheit auch gar nicht den Protestantismus eines Luther und Melanchthon, sondern einen diesem ächten Kinde göttlicher Weltregierung untergeschobenen Wechselbalg, den man aber wenigstens mit rechtem Namen nennen sollte *).

Wir wiederholen am Schlusse unserer Bemerkungen den Ausdruck der Anerkennung, welche in verschiedenem Ausdruck und nach verschiedenen Seiten hin den besprochenen Werken zu zollen ist. Gewißlich ist der Schatten Luther's, der ein so heftiger Feind der Juristen war, durch diese tüchtige Dreizahl auf immer mit der Rechtsgelahrtheit ausgesöhnt. Der Herr der Kirche aber verleihe, daß auch die treue Arbeit dieser Männer gesegnet sei und ihre Früchte trage; er helfe selber den Schaden Josephs immer mehr aufdecken und bessern, damit nicht die traurige Weissagung eines Grégoire in Erfüllung gehe: Le protestantisme ne reviendra jamais ce qu'il a été et il ne peut rester ce qu'il est: une pente irrésistible l'entraine vers sa fin, ou il subira une nouvelle metamorphose: sa constitution même est le germe corrosif de son existence.

denen sogar, wie in den Zeiten des römischen Reichs, Landesbesitz nicht fehlt. Die ganze Kirche hat einen Patriarchen, der auf der Wartburg, in Gotha oder auf der Cyriaxburg bei Erfurt residiren soll.

*) Der Unbefangene kann nicht läugnen, daß besonders in manchen litterarischen Instituten mit dem Begriff „Protestantismus“ fast täglich (man verzeihe uns den Ausdruck) die gräulichste Nothzucht getrieben wird. Man wäre jetzt würklich der Erheiterung der Nachwelt schuldig, zu sammeln, was, von den Lenden der Titian'schen Venus an, Protestantismus genannt ist. Es müßte ein Monstrositätenkabinet werden, vor dem selbst einem Katzenberger schwindeln würde. Der geistvolle Verf. des Artikels „Lana caprina“ in der Evang. Kirch.-Zeit. d. J. 83 ff. hätte am besten diesen Ziegenwoll-Protestantismus in das rechte Licht stellen können.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 6. Mai. **Nr. 28.** 1841.

Apologetik.

Der Kultus des Genius, mit besonderer Beziehung auf Schiller und sein Verhältniß zum Christenthum. — Theologisch-ästhetische Erörterungen von C. Ullmann und G. Schwab u. s. w.

(Fortsetzung.)

Was war nun, um dieser unabweisbaren Forderung Genüge zu leisten, passender, als das Volk zusammenzurufen, um den Genius der Menschheit, in den hervorragenden Inkarnationen desselben, den Heroen in irgend einem Kreise menschlichen Würkens die gemeinsame Huldigung darzubringen? Alles, was dem Volksleben durch die Destruktion des positiven Christenthums genommen war, ist ja dadurch reichlich ersetzt; statt der Kirchen werden Denkmale errichtet; an die Stelle der Predigt tritt die Festrede sub dio; an die Stelle des nur der orientalischen Symbolik angehörigen Abendmahles das Festmahl; an die Stelle der Kirchenlieder die Festhymne, die Glocken lassen sich glücklicher Weise zu Beidem gebrauchen, und — wer mag zweifeln, daß dies ein frischerer, lebendiger, freudigerer Kultus ist, als der in unseren dumpfen Kirchen? — Das andere Gefährliche aber ist dieses, daß jener auf dem einsamen Zimmer des Gelehrten zur Welt gekommene Gedanke in auffallender Harmonie zu stehen scheint mit der offen zu Tage liegenden, allgemeinen Neigung und Würklichkeit. Wenn irgend Einer im Eifer für das alte Christenthum jenen Gelehrten barsch anfassen wollte, daß er sich erkühne, solche Dinge ohne Scheu öffentlich auszusprechen, müßte er nicht zahm werden, wenn der Gelehrte mit spöttischem Gesicht ihn hinwiese auf die Denkmale, die wie Pilze aus der Erde schießen; auf die beständigen Aufforderungen zu neuen Beiträgen, auf die Summen, die mit bereitwilliger Hand für diese Zwecke zusammengeschossen werden, während man kaum das Nöthigste mit Mühe zusammentreiben kann, um auch nur ein armes, viereckigtes Kirchlein zu erbauen, das, wenn es endlich einmal dasteht, eher einer Reitschule gleicht, als einer Kirche — zum Zeichen, daß die Zeit des Kirchenbauens dahin sei? Läßt sich noch etwas dem Kritiker anhaben, wenn er uns sonnenklar nachweist, daß, was er als Philosoph erkannt und ausgesprochen hat, bereits allgemein geschieht, und zwar selbst von solchen, die ihrer theoretischen Ansicht nach gar nicht auf seinem Standpunkte stehen? In der That, dieses Zusammentreffen der öffentlichen Meinung und Neigung mit dem Satze des Philosophen hat ein furchtbares Gewicht für diejenigen wenigstens, die entweder das Thun und Treiben der Mehrzahl für das absolut rechte halten, und denen darum die Deduktion des Philosophen als theoretische Rechtfertigung erwünscht ist; oder die in der philosophischen Deduktion jenes Kultus unwiderlegbare Wahrheit finden, und denen darum die zu Tage liegende Praxis der Welt als faktischer Beweis willkommen ist. — Um deßwillen verdient der Verf. den besten Dank, daß er den Satz des Kritikers seiner Kritik unterworfen hat; aber noch mehr sprechen wir solchen Dank weiter aus mit Schwab S. 90. für „die schöne Wahrheit der Darstellung des Verf.'s, der wir mit Bewunderung und Genuß folgen." — Strauß hat in dem oben genannten Aufsatze seine Meisterschaft in lebensvoller, gefälliger Darstellung beurkundet: hier haben wir ein Gegenstück, das an durchsichtiger Klarheit, an vollendeter Abrundung jenem nicht nachsteht, dagegen etwas vor jenem voraus hat, nämlich die Wahrheit der Gedanken, die hier mit dem Gepräge der ruhigsten Besonnenheit und Sicherheit, Milde mit Ernst verbindend, dem Leser dargeboten werden. Wir sind zwar weit

Digitized by Google

entfernt, uns einzubilden, daß die Strauß'sche Partei sich jemals, auch durch Entgegnungen dieser Art, im eigentlichen Sinne für widerlegt halten werde. Die verschiedene Ansicht über den Kultus des Genius ruht auf einem radikalen Gegensatz, den nur die Zeit überwinden kann. Und gestehen wir es uns nur, was ist denn eigentlich dasjenige in uns, wodurch unser Glaube oder Nichtglaube zuletzt bedingt wird? Es ist der Wille! Das kann sehr mißverstanden werden; in Bezug auf den Glauben möchte man dies Glauben-Wollen als hartnäckiges Festhalten am eingesogenen Vorurtheil darstellen; in Bezug auf das Nichtglauben uns vorwerfen, wir schieben dem Gegner dasselbe alsbald ins Gewissen: aber trotz dieser falschen Ausdeutung müssen wir dabei beharren, daß der Glaube das Werk des vom Geiste Gottes ergriffenen Willens ist, der, ob auch Wissenschaft und Verstand oft genug das Ergriffene entreißen, das Festliegende auflockern wollen, dennoch sich nicht wankend machen läßt; und daß ebenso das Nichtglauben zuletzt immer entweder das Werk des Willens in eitler Selbstgenügsamkeit ist, oder, was wohl der häufigere Fall seyn dürfte, daher rührt, daß der Wille nicht stark genug ist, den evangelischen Glauben festzuhalten. Ist dem also, so wird auch der reichste Geist und die beredteste Zunge den Gegner nicht zur Aenderung seiner Richtung vermögen. Nichts desto weniger bedarf sowohl die Kirche des Fleißes und Talentes derer, die ihr treu geblieben sind, um stets das klare Bewußtseyn über ihre eigenen innersten Lebensquellen, über den festen Grund, worauf sie ruht, zu behalten; und dem Gegner muß gezeigt werden, daß er keineswegs so leichtes Spiel hat, als er glaubt; daß er selbst vielleicht nur dazu hat dienen müssen, die edelsten Kräfte in der Kirche zu wecken, und ihr selbst zum freiesten, freudigsten Bewußtseyn ihres unerschütterlichen Wahrheitsgrundes zu helfen.

Das Thema der Abhandlung spricht unser Verf. S. 7. aus, wenn er sagt: „Was man allgemein genommen Kultus des Genius nennen kann, das hat seine Wahrheit, und diese war auch das Recht und die Begeisterung jenes bedeutungsreichen und nationalen Tages *), an dem gewiß Unzählige geistig Theil genommen haben, die es äußerlich nicht konnten; aber dieselbe Sache hat auch, sobald wir sie als Surrogat der Religion nehmen, eine Unwahrheit und ein Unrecht," — und gegen dieses, wird S. 6. gesagt, würde an jenem Tage, wenn man Umfrage gehalten hätte, die Mehrheit protestirt haben. — So wird denn zuerst das Wahre und Rechte an jenem

*) Enthüllung der Schillersstatue.

Kultus auseinandergesetzt, sofern derselbe die innige, begeisterte, bis zur höchsten Verehrung sich steigernde Huldigung ist, die wir den bedeutsamsten und würkungsreichsten Manifestationen des Menschengeistes oder denjenigen Persönlichkeiten widmen, die in den verschiedenen Kreisen des Lebens ..... Außerordentliches geleistet haben. Diese Verehrung wird zuerst in ihrer Würde zusammengehalten mit der Gemeinheit des großen Haufens, der „dem Idol des Nutzens fröhnt, mit dem rohen Bauchdienst, der nur dem Augenblicke lebt, mit dem Philisterthum, das sich nur im beschränktesten Kreise seines eigenen Selbst oder des um Weniges erweiterten Ich der lieben Seinigen begnügt und vergnügt"; und es wird (S. 11.) zugegeben, daß, wenn dies Pöbelvolk unter Vornehmen und Niedrigen einmal sich zu einem Kultus des Genius erheben ließe, es dadurch schon zu einer Art von Religion, einer Erhebung über sich selbst gelangen würde. Im Angesichte dieses Materialismus habe es etwas wahrhaft Erquickendes und Erhebendes, z. B. einen Künstler von der begeisterten Liebe eines ganzen Volkes so herrlich empfangen zu sehen, wie einen Fürsten. Ebenso schön und wünschenswerth sei der Kultus des Genius gegenüber der lieblosen Undankbarkeit derjenigen, die wohl den Werth der geistigen Produktionen zu erkennen wissen, aber weit entfernt sind, den Urhebern derselben, den Persönlichkeiten innerlich zu danken, sie zu ehren und zu lieben, weil sie die ganze Thätigkeit der Geister, die für das Wahre und Schöne würken, wie ein genußreiches Spiel, wie ein glänzendes Feuerwerk betrachten, das vor ihnen und für sie aufgeführt wird, ohne sich zu den handelnden Personen in irgend eine innere Beziehung zu setzen. Dagegen verlangt der Verf. (S. 13.) für diese Männer, für ihre Kämpfe und Leiden, unsern Dank, und zwar unseren ganz persönlich gemeinten Dank, unsere liebende Huldigung. Endlich vertheidigt der Verf. den Kultus des Genius sehr mit Recht (S. 14.) einer gewissen frommen Aengstlichkeit und dogmatischen Beschränktheit gegenüber; was ihm Veranlassung giebt, über das Verhältniß der genialen Geister zu den allgemeinen sittlichen und religiösen Gesetzen vortreffliche Bemerkungen zu machen. Da zeigt er (S. 20 fgg.), daß im Ganzen einer geistigen Schöpfung, eines Dichter- oder Künstlerwürkens uns entweder ein dem Ewigen und Göttlichen, der Welt des Geistes und der Ideen, den ewigen Ordnungen des Rechtes und der Sitte entschieden und freudig zugewendeter Geist, oder ein diesem Allen entfremdeter, vielleicht bewußtvoll widerstrebender entgegentrete. Im ersteren Falle können wir unbedenklich dem Genius unsere innigste Verehrung zollen, ohne erst zu fragen, ob der Dichter und sein Werk zu unserer Dogmatik ganz passe, ja

Digitized by Google

wir brauchen (S. 2f.) nicht einmal seinen christlichen Glauben ängstlich zu inquiriren; denn auch im ungünstigeren Falle bildet er doch eine Vorstufe zur besseren Erkenntniß, indem alles, was wahrhaft schön ist und wohllautet, irgendwie auch mit dem Höchsten zusammenhängt. Deßhalb „dürfen nicht nur die Psalmen und Hiob uns nicht fremd seyn, sondern auch für Homer und Sophokles müssen wir die volle Empfänglichkeit behalten; und es wäre schlimm, wenn wir bei der Schönheit eines Apoll und bei der Erhabenheit eines Jupiter nichts Anderes zu empfinden und zu sagen hätten, als was Pabst Hadrian VI. gesagt haben soll, da ihm das vatikanische Museum zum erstenmale gezeigt wurde: Es sind Götzenbilder der Heiden." — Dieser ganze Abschnitt wäre einer Klasse von Christen sehr zur Erweiterung ihres Horizontes zu empfehlen, nur ist freilich gerade doch immer diese zum bei weitem größten Theile dem Volke angehörige Klasse auch diejenige, in deren Hände solche Bücher niemals gelangen, weil sie überhaupt nur Erbauliches liest. — Vortrefflich wird ferner (S. 24 fgg.) darüber gesprochen, wie es sich mit den Geistern verhalte, die in prometheischem Trotze allem Göttlichen sich entgegenstellen, von der Macht der Selbstsucht, der Weltliebe, des Bösen sich beherrschen lassen. Von einer Verehrung könne in diesem Falle nicht die Rede seyn, da die wahre Verehrung nur dem gebühre, was im volleren, auch im ethischen Sinne Abbild des Göttlichen sei. Ebenso wenig aber sei es passend, sogleich das Verdammungsurtheil zu sprechen, einmal, weil es schwer zu entscheiden sei, ob ein Geist würklich jene Irrbahn eingeschlagen habe; und dann, weil auch solche Geister mithelfen müssen „zum Baue der Ewigkeiten;" weil auch sie einen Stein einfügen müssen, der in dem unermeßlichen Tempel seine Stelle behält. (S. 27.) „Auch jene großen Kräfte, deren nächste Würkung wir nicht zu billigen vermögen, können wir mit der theilnehmenden, ja staunenden Bewunderung betrachten, die uns z. B. ein Sturm oder ein Gewitter einflößt, weil sie doch zuletzt aus göttlicher Quelle stammen, und in höchster Instanz zu gottgeordneten Resultaten führen, also, richtig verstanden, selbst unbewußt oder widerstrebend, eine göttliche Sendung erfüllen und einem göttlichen Gesetze dienen." (S. 28.) — Hier aber (dies ist nun der zweite, negative Theil dieser Erörterungen) gehe der Kultus des Genius als etwas für sich Unzureichendes nothwendig in ein Höheres über und bewähre sich als einen ächten dadurch, daß er sich in dieses Bessere, unbedingt Gültige auflöse. (S. 29.) Sehr bündig wird diese Unzulänglichkeit S. 30. in den 3 Sätzen dargestellt, die den Inhalt der weiteren Besprechung bilden: 1) der Kultus ist

nicht die Religion; 2) der Genius ist nicht Gott; 3) Christus ist nicht bloß zu achten als der höchste Genius. — Sehr klar wird nun ad 1) gezeigt, wie zweideutig der Ausdruck Kultus sei; wie er zwar mit der Religion zusammenhänge, aber nur als Abgeleitetes mit dem Ursprünglichen, als Aeußeres mit dem Inneren. Er ist (S. 33.) weder an und für sich das Höchste, was wir einem Gegenstande widmen können, noch ist er in der Religion das Ursprünglichste und Innerlichste, noch umfaßt er alle Bestandtheile der Religion. Der Kultus ist nicht identisch mit der Anbetung; statt Anbetung behalten wir nur eine Verehrung (S. 34.): natürlich auch, denn wollte man im Kultus des Genius jene beibehalten, so machte man sich der Menschenvergötterung schuldig; andererseits aber ist diese Verehrung, dieses Depotenzirte der Religion nicht das, was unserem Geiste und seinem religiösen Trieb entspricht. Vor allem kommt das ethische Moment der Religion in diesem bloßen Kultus nicht zum Vorschein; „der Kultus ist (S. 34.) eine Erregung und ein Ausdruck des Gefühls, er bleibt in der Sphäre des Genusses stehen; das Innerste der Gesinnung und Gemüths-Richtung bleibt, wie es war." Ferner kann sich der Geist nicht begnügen mit dem bedingt Erhabenen und bedingt Vollkommenen (S. 36.), sondern die Macht des religiösen Bedürfnisses bricht hindurch zum unvergleichbar Vollkommenen, zum Absoluten; und wenn das Göttliche als dieses schlechthin Vollkommene in das Bewußtseyn des Menschen getreten ist und sich dem Menschen in voller Lebensgemeinschaft zu erkennen gegeben hat: „Dann begnügt er sich nicht mit bloßer Verehrung, sondern im Gefühle der unendlichen Erhabenheit und seligen Majestät Gottes beugt er sich vor ihm in den Staub und betet ihn an." Höchst treffend ist die Bemerkung (S. 37.): „wenn das antike Heidenthum, weil es ein natürliches und unbewußtes war, den Charakter einer gewissen Unschuld trage, so komme dies dem neuen" (scil. Heidenthum!) „nicht zu gute, welches sich mit einer bewußten Absichtlichkeit gegen jenes Höhere geltend machen, und eine längst überwundene Stufe des religiösen Lebens in neuer Gestalt wiederherstellen will." So steht es mit dem vermeintlichen Fortschritt! — Ad 2) wird bemerkt, daß das einfache Wörtlein „Gott" noch keineswegs ausgeschöpft sei, so daß ihm ein anderer Begriff substituirt werden könne, der den Menschengeist zum höchsten und wahrsten Objekte der Verehrung erhebe. Hiedurch ist zugleich die Einwendung abgewiesen, daß man ja im Kultus des Genius auch nicht den einzelnen Menschen, sondern dem Absoluten, dem Weltgeist, der sich in ihnen manifestire, seine Huldigung darbringe; denn dieses

Digitized by Google

Absolute ist ja nicht ein Gegenstand der Anbetung — sondern, wie der Meister gesagt hat, eher nur eines hündischen Respektes. Hierauf wird S. 42 fgg. gezeigt, wie gerade das Auftreten des Genius, — der, was er ist, vorzüglich, ja ausschließlich durch jenes geheimnißvolle Etwas sei, das wir Persönlichkeit nennen — am stärksten auf den persönlichen Gott zurückweise; so wie (S. 48.), daß der Genius eigentlich schaffend gar nicht, erlösend und heiligend aber nur in sehr bedingter Weise sei. Trösten im Drange des Lebens und in der Noth des Todes könne nur der Name des lebendigen Gottes. Der Genius erhebe uns (S. 49.), Gott aber demüthige, strafe und heilige uns. Dieser Punkt, die wundeste Stelle an der neuen Gotteslehre, das Verhältniß Gottes zur Sünde, das im Kultus des Genius gar keine Stelle findet, hätten wir von der Meisterhand des Verf.'s noch specieller erörtert sehen mögen, wie er später (S. 74.) die Vernachlässigung des Begriffs der Sünde von Seiten des Pantheismus und die nothwendigen Folgerungen aus dem Daseyn der Sünde bespricht; es hätte sich hiebei gewiß Vieles dargeboten, was jenen Kultus in seiner ganzen Unzulänglichkeit erkennen läßt. Sehr gut wird S. 50. gesagt: es fehle dem Kultus des Genius das Umfassende, die Totalität, die der Religion zukommen muß, und der christlichen würklich zukommt; und S. 52 fg. wird nachgewiesen, wie dieser Kultus auch nicht die rechte gemeinschaftbildende Kraft besitze; S. 53. wird treffend gefragt: was denn jenen genialen Geistern selbst für eine Religion übrig bleibe? — Endlich ad 3) wird sehr einleuchtend dargethan, daß Christus in keinerlei Weise unter die Genien im beliebten Sinne gezählt werden könnte. — Man sollte eigentlich vor allem fragen, wie kann denn Strauß mit gutem Gewissen diesem jüdischen Landrabbi, der nicht weiß, wie er zu der Ehre kommt, von seinen Aposteln und ihnen nach von der Welt für die Inkarnation Gottes gehalten zu werden (das war wenigstens das Resultat des Lebens Jesu), die höchste Stelle unter den Genien der Menschheit anweisen? Wohl haben die Strauß'schen Streitschriften einiges von der Härte des Lebens Jesu nachgelassen; allein wem kann denn entgehen, daß dies eine Kondescendenz war, um doch auch noch Einen scheinbaren Punkt gemeinsam zu haben mit der Kirche? In der That, so, wie im Leben Jesu der Erlöser hingestellt wird, hat er keinen Anspruch, mit Sokrates, Plato, Alexander u. s. f. in eine Reihe gestellt zu werden: und wenn in ihm die Idee verehrt werden soll, so ist ja der Chor der anderen Heroen eine viel reichhaltigere Quelle, aus der die Idee uns entgegensprudelt. Noch einmal müssen wir bekennen: wird Christus der Herrlichkeit und Einzigkeit beraubt, die ihm nach dem Glauben der Kirche zukommt, so ist es eine bewußte oder unbewußte Heuchelei, ihn doch noch als primus inter pares voranstellen zu wollen. Was schwatzt man doch noch von der Macht seiner Persönlichkeit, von der Harmonie seines Wesens, und wie die Komplimente alle heißen mögen, mit denen man ihn sonst noch beehrt, wenn alle die Berichte, die seine Persönlichkeit als eine solche darstellen, erlogen sind? — Ein milderes Urtheil scheint unser Verf. über die neue Lehre fällen zu wollen, wenn er, nachdem er dieselbe mit gewohnter Klarheit dargestellt hat, nun S. 59. ihr das Zeugniß giebt, daß sie nicht bloß fein und scharfsinnig sei, sondern auch im Vergleiche mit dem, was andere Systeme von dem Erlöser aussagen, eine nicht unwürdige Stelle ihm anweise, indem sie ihn an die Spitze der Menschheit stellt und alle Vollendung religiösen Lebens irgendwie durch ihn vermittelt seyn lasse. Sehr wahr wird sodann das Erfreuliche dieser spekulativen Christologie gegenüber dem vulgären Rationalismus darein gesetzt, daß dieselbe sich nicht auf das Gebiet des Abstrakten beschränke, sondern Gott als den in der Menschheit und ihrer Entwickelung hervortretenden, in der konkreten Manifestation seines Wesens anschauen und verherrlichen wolle, auch nicht leugne, daß die höchste Offenbarung dieses immanenten göttlichen Wesens in Christo gegeben sei u. s. w. Auf die Sonderbarkeit der Neologen, dem historischen Christus noch irgend eine Präcedenz zuzuerkennen, während sie alles, was irgend seine Persönlichkeit über Andere erheben konnte, auch das menschlich Große an ihm, das sich freilich nicht mit leichter Hand von dem Göttlichen seiner historischen Erscheinung ablösen läßt, historisch vernichtet haben, und auf die zuletzt doch hierin sich kund gebende Unredlichkeit nimmt unser Verf. keine Rücksicht; wohl aus dem Grunde, weil gerade in diesen Dingen jene Gegner gerne Versteckens spielen. (S. 76. kommt er zwar auf etwas Aehnliches zu sprechen, es bezieht sich dies aber nicht auf die ganze Erscheinung Christi, sondern nur auf den Sinn, in welchem er seine Einheit mit Gott behauptete, der ganz verschieden sei von dem Sinne, in welchem die Spekulation ihm solche Einheit zuerkenne.)

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 11. Mai. **Nr. 29.** 1841.

Exegetische Theologie.

De problemate theologico: quid, salva fide in Christum, ut unicum salutis Auctorem, de sorte Gentilium aeterna sperare liceat? Prolusio, qua Synodum Hernoesandiensem, die XII. Martii MDCCCXXXIX, aperuit Franc. Michael. Franzén, episcopus Hernoesandiae, excudebat Ionas Svedbom. MDCCCXXXIX. 23 S. kl. 8.

Je weniger noch immer, um des schwierigen buchhändlerischen Verkehrs willen, litterarische Produkte Schwedens und Norwegens, zumal kleinere Schriften, in Deutschland bekannt werden, desto mehr hält sich Ref. verpflichtet, den wichtigen Inhalt einer Rede, mit welcher ein viel erfahrener, gelehrter und gottesfürchtiger schwedischer Bischof, der um die schwedische und finnische Kirche (er war früher Professor zu Abo und ist Finne von Geburt) hochverdiente Franzén, ein mit Recht gefeierter ehrwürdiger Sänger, (auch Sammler und Herausgeber der Gedichte seines gemüthvollen Landsmannes Michael Choraens — geboren 1774. d. 15. März, gestorben 1806. d. 3. Juni —), die erste von ihm gehaltene Stiftssynode zu Hernösand in Norrland eröffnete, ausführlicher darzulegen.

Fünf Jahre, hebt der Verf. an, sei er im Amte; und wenn er dennoch jetzt erst die Synode, deren Zweck nicht bloß auf die äußere Ordnung der Kirche gerichtet, sondern auch ein innerer sei, berufe, so mögen ihn die in der weitläufigen Diöcese jährlich angestellten amtlichen Reisen entschuldigen, rücksichtlich deren er, in zarter christlicher Demuth, bemerkt: „beobachtend, habe er selber gelernt", und dankbar der ihm erwiesenen Liebe gedenkt.

Nachdem er die Nachsicht der Zuhörer für seinen Styl, denn seit fast 30 Jahren habe es ihm an Gelegenheit, Latein zu schreiben, gefehlt (er war zuvor lange Pfarrer), und des Greises Gedächtniß nehme ab, — in Anspruch genommen, leitet er sein Thema: in wiefern die Hoffnung der Seligkeit der Heiden mit dem christlichen Glauben vereinigt werden könne, durch die Andeutung ein: die Behandlung dieser Frage sei zeitgemäß, wiewohl Luther und die meisten älteren, auch neuere Theologen solche zu den reservatis divinis gezählt hätten.

Zuvörderst spricht er nun seinen festen Glauben aus, daß Christus der Eine Erlöser des gefallenen Menschengeschlechtes, und außer ihm kein Heil sei; die Zeit der Einen Heerde und des Einen Hirten (Joh. 10, 16.) stehe gewiß bevor, doch, scheinbar, noch nicht nahe; um ihr baldiges Kommen sei der Herr, vor dem Ein Tag ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie ein Tag (2 Petr. 3, 8.), gläubig anzurufen. Aber so viele vor, und so viele nach Christi Geburt, haben Christum nicht erkannt, auch nicht erkennen können; sollten diese alle verloren gehen?

Es folgt nun eine kurze, allgemeine, aber bündige Widerlegung solcher, die, außerhalb oder innerhalb der protestantischen Kirche, die Seligkeit der besseren Heiden auf eine Weise gelehrt, bei welcher die Nothwendigkeit und Lauterkeit des Christenthums verschwinde, und die angeblichen Stützen dieser Lehre in der heil. Schrift werden entkräftet. Apostelgesch. 10, 34. 35. wird mit 4, 12. verglichen und, mit Recht, in ersterer Stelle die dem Petrus jetzt gewordene Erlaubniß: auch den Heiden müsse das Evangelium gepredigt werden, gefunden. Eben so wenig ergebe sich aus Röm. 2, 14—16. das Genügende der natürlichen

Digitized by Google

Religion: nur im Glauben an Christum sei Sündenvergebung und ewiges Leben, laut der eigenen Worte des Herrn: Joh. 14, 6., Marc. 16, 16. Es trete hinzu, daß aus der Idee der Erlösung durch den Sohn Gottes nothwendig folge: kein Sünder könne außer Ihm Gnade finden. „Ein solches Werk kann nicht geschehen für einen vereinzelten Zweck; für Alle muß es vollbracht seyn, denn Alle sind Sünder. Der allweise und allmächtige göttliche λόγος, der nichts willkürlich oder vergeblich thut, kann nur zur Erlösung des ganzen Menschengeschlechts die menschliche Natur angenommen haben. Das Menschengeschlecht ist aber nicht abstrakt zu verstehen, sondern so, daß alle menschliche Individuen, die von jeher zur Erde geboren wurden und noch geboren werden bis ans Ende der Welt, durch Christum können erlöset werden, wie es an sich selbst klar ist und ausdrücklich Joh. 3, 16. gesagt wird, auch Paulus 2 Kor. 5, 20. bezeichnet. Die Versöhnung fordert aber auf der Seite des Menschen den Glauben. Röm. 10, 14. So bleibt die aufgeworfene Frage noch ohne Antwort, die doch nur aus der Schrift kommen kann."

(Beschluß folgt.)

Apologetik.

Der Kultus des Genius, mit besonderer Beziehung auf Schiller und sein Verhältniß zum Christenthum. — Theologisch-ästhetische Erörterungen von C. Ullmann und G. Schwab u. s. w.

(Beschluß.)

Der Verf. geht lieber gleich auf die Zusammenstellung Christi mit der Idee des Genius ein, indem er (S. 60 fgg.) den Satz aufstellt, „daß wir gerade, wenn wir Christum als Genius und zwar als höchsten Genius der höchsten Lebensstufe anerkennen, nicht dabei stehen bleiben können, ihn als bloßen Genius anzuerkennen, sondern weiter gehen müssen, weil er, wenn er höchster Genius, dann auch noch mehr, und wenn nicht mehr, dann auch nicht höchster Genius ist." Zuerst wird nun das Unzureichende des Begriffes Genius in seiner Anwendung auf Christum aus dem gesunden christlichen Gefühle nachgewiesen, das sich gegen ein dem Erlöser etwa zu errichtendes Denkmal sträube; „die Christenheit," sagt der Verf. S. 62., „muß es aufs entschiedenste empfinden, daß, wenn Manche, denen man Denkmale setzt, dafür zu klein sind, Christus für ein Denkmal schlechthin zu groß ist; und indem sie Dome und Kirchen baut,

meint sie dies auch nicht so, als ob hiemit Gott oder Christo eine Ehre angethan werden sollte, sondern es ist der Dienst Gottes und Christi und das eigene religiöse Bedürfniß, wodurch sie dazu getrieben wird." Sodann wird S. 64. erinnert, daß das Bewußtseyn Jesu von seiner vollkommenen Einheit mit dem Vater nicht zu verstehen sei als ein Wissen von der wesentlichen Einheit des wahrhaft Menschlichen mit dem Göttlichen, als Erkenntniß eines allgemeinen Verhältnisses der menschlichen Natur zur göttlichen, sondern als etwas rein Persönliches und Individuelles, als etwas der Persönlichkeit Christi spezifisch Angehöriges; und die Grundlage der religiösen Anschauung, worauf dieses Bewußtseyn beruhe, sei eine rein theistische, indem der Gott, mit dem sich Christus schlechthin Eins wisse, der persönliche sei. Sehr richtig wird (S. 67.) das volle Gewicht auf diesen Begriff der Persönlichkeit gelegt, woran der Glaube noch keineswegs veraltet und abgethan sei. (Man vgl. die beredte Vertheidigung dieses Begriffes S. 68 und 69.) Ferner wird (S. 71.) auf den unablösbaren geschichtlichen und innerlichen Zusammenhang Christi mit der Menschheit, auf die freie schöpferische Gnade als wahre Kausalität der Selbstmittheilung Gottes in Christo gegenüber der pantheistischen Naturnothwendigkeit, auf die Sünde, von deren Schuld und Macht wir uns nicht durch das bloße Wissen der wesentlichen Einheit Gottes mit dem Menschen, also durch bloße Erweiterung und Vertiefung des religiösen Bewußtseyns erlöst fühlen können, sondern von der uns, weil sie mehr als nur ein „geistiger Druck" ist, bloß ein Erlöser, wie der biblische und kirchliche Gottmensch frei machen kann, — endlich auf den von Christi eigener Meinung ganz verschiedenen Sinn hingewiesen, in welchem die Neueren ihm Einheit mit Gott zugestehen wollen. Freilich erwacht hier ein Bedürfniß, welches auch des Verf.'s schöne Abhandlung über die Sündlosigkeit Jesu unbefriedigt ließ, eine nicht bloß negative, sondern positive Bestimmung des Begriffes des Gottmenschen. Wenn die Feststellung dieses Begriffes nothwendig in die Einleitung zu jener Abhandlung gehörte, so erscheint sie hier als Schlußstein unentbehrlich.

Auf diese Abhandlung folgt zunächst ein Antwortsschreiben von G. Schwab, das jedoch zunächst mehr ein persönliches Interesse erregt, sofern es die Absicht des Verf.'s ist, „dem Vorwurfe einer persönlichen Betheiligung beim Gemeindienste des achten Mai zu Stuttgart" zu begegnen. Die Vertheidigung nimmt zunächst das Glockengeläute von den Kirchen in Schutz, das dem Sänger der Glocke an seinem Ehrentage mitgehuldigt habe, wobei wir nur

Digitized by Google

bedauern, daß der edle Mann, der unter der Schillersstatue gesprochen, einem naseweisen Studenten, der die Brocken seiner unbescheidenen Weisheit so früh als möglich dem deutschen Publikum vorzusetzen für nöthig fand, zu viel Ehre erwiesen hat, indem er auf die Bemerkungen desselben mehr Rücksicht nimmt, als sie jemals verdient haben. — Ferner vertheidigt er sich darüber, daß er die Grazie, die in Schiller lebte, in seiner Festrede mit der himmlischen Charis in so nahe Beziehung gestellt habe; und gewiß wird Schwab keines an der himmlischen Charis begangenen Unrechtes beschuldigt werden können, wenn er (S. 89.) mit seiner energischen Sprache darthut, wie die ästhetische Grazie aus Schiller einen sittlichen Charakter gemacht habe und auch in dieser Kraft Gottes Gnade würksam gewesen sei. — Nachdem der Verf. sodann seine Einstimmung mit den von Ullmann gegebenen Erörterungen im Tone warmer Freundschaft bekannt hat, lenkt er die Aufmerksamkeit noch auf eine interessante Frage (S. 93.), ob nämlich nicht gerade bei dem Glauben an einen von der Welt in seinem Urseyn unabhängigen Gott und an die unsterbliche Fortdauer der Individualität des Geistes der sogenannte Kultus des Genius viel eher möglich sei, als ohne jenen Glauben? Der Verf. ist überzeugt, daß diejenigen, die sich zu jenem Kultus bekennen, ihn am wenigsten mit gläubigem Herzen zu begehen vermögen. „Der wahre Kultus des Genius beruht einerseits auf dem Glauben an die Inspirationsfähigkeit eines Individuums, auf dem Glauben an die Wunderkraft des lebendigen und persönlichen Urgeistes .... und andererseits entlehnt er seine Begeisterung von dem Glauben an die Fortdauer und Fortwürksamkeit eines solchen Genius in der Geisterwelt überhaupt, von dem Glauben, daß man einen hingegangenen großen Mann im wahren Sinne zum Zeugen der Ehre, die ihm um Gottes willen erwiesen wird, anrufen könne und daß man keine hohle Phrase ausspricht, wenn man ruft: blick hernieder, seliger Geist.“ — Auf das in den letzten Worten Berührte möchten wir weniger Gewicht legen, da sich in dieser Vorstellung doch nicht leicht entscheiden läßt, wo Poesie und Würklichkeit, d. h. auch Glaube an die Würklichkeit, in einander übergehen; desto entschiedener werden wir der Ansicht beistimmen müssen, daß auch der Kultus des Genius ein schönerer, wärmerer, lebendigerer seyn wird, wenn die gefeierte Persönlichkeit als eine — zwar nicht im Festsaale, wie Banquo's Geist — aber doch im Reiche der lebendigen Schöpfung gegenwärtige, als eine verklärte gedacht und geglaubt wird, — als wenn ihre ganze Existenz mit dem Leben erloschen ist. Allein das wird

sich nicht wohl durchführen lassen, daß dieser Glaube an solche Fortdauer zum Kultus des Genius nothwendig sei. Denn jeder Genius hat in der Weltgeschichte eine bestimmte Stelle, die ihm unverloren bleibt, wenn auch seine Persönlichkeit untergeht. An jener Stelle der Geschichte ist und bleibt er gegenwärtig, seine individuelle Existenz mag aufhören oder nicht: und in dieser geschichtlichen Gegenwart, in diesem Existiren als Geschichte, als aufgehobenes Moment in der Entwickelung des Weltgeistes wird er sowohl von der Philosophie als von der Poesie, und mit letzterer auch von jenem Kultus erfaßt; so kann ihm auch ohne persönliche Fortdauer die größte Liebe und Verehrung zugewendet seyn. Ueberdies wollen wir nicht vergessen, daß, was wir bei einem solchen Kultus unmittelbar mit Liebe umfassen, zunächst eben ein Gedankenbild ist, das wir, und wohl Jeder wieder auf seine Weise, uns von dem Gefeierten machen, somit streng genommen nicht seine Persönlichkeit, so wie sie objektiv war oder ist; auch kann die Objektivität seines Noch-Existirens deßhalb im Wesentlichen nichts Neues zu jenem Kultus beitragen, weil wir jenes Gedankenbild doch nur aus den Zügen seines dagewesenen irdischen Lebens zusammensetzen, während uns für die Produktion eines Bildes seiner jetzt noch fortdauernden, verklärten Persönlichkeit Farben und Pinsel gänzlich abgehen. Wenn also auch der Gedanke „blick hernieder, seliger Geist“ in den Feiernden lebendig wird, so ist das, was sie hiemit anrufen, doch im Wesentlichen das subjektiv-erzeugte Bild der einstigen irdischen Persönlichkeit des Gefeierten. Uns dünkt, gerade diese Bemerkungen müssen noch klarer herausstellen, wie es etwas ganz Anderes sei um die Anbetung Gottes und Christi, als um den Kultus des Genius. — Noch macht Schwab S. 97 fg. eine Einwendung, die wir nicht recht begreifen konnten. Er fragt, „ob das ewige Gesetz, nach welchem die großen Geister in der Geschichte am rechten Ort und zur rechten Zeit erscheinen müssen, auch so ausgemacht und unbestritten sei?“ Warum nicht? Davon ist ja nicht die Rede, daß wir dies Gesetz mit allen seinen Klauseln aufzeichnen, oder gar so vollständig erforschen könnten, daß wir, wie das Eintreten verschiedener Konstellationen, so auch das Kommen der Geister für die Zukunft in specie voraussagen dürften; aber darum steht die Objektivität jenes Gesetzes dennoch unerschütterlich fest, und uns bleibt die Aufgabe, es aus der Geschichte heraus — wenn dies auch noch so fragmentarisch geschehen sollte — uns zu deuten. Das Schwierige ist nur die Vereinbarkeit jenes Gesetzes mit der menschlichen Willensfreiheit, die ja nicht bloß im eigenen Leben, in der

Digitized by Google

intellektuellen und moralischen Bildung jener Geister, sondern selbst schon in ihrer physischen Erzeugung würksam ist, sofern der geistige und physische Zustand der Eltern eines großen Mannes eine Hauptbedingung für sein geistiges Wesen ist: allein dies Problem ist eins und dasselbe mit dem Problem der menschlichen Freiheit in ihrem Verhältniß zur Weltregierung überhaupt, und so wenig wir um der ersteren willen die absolute Macht der letzteren schmälern können, so wenig auch kann das oben besprochene Gesetz dadurch an seiner Gültigkeit und Objektivität verlieren. — Zum Schlusse theilt Schwab seine theologische Ansicht über die Trinität mit, die uns an Abälard's Deutung dieses Dogmas durch das göttliche posse, scire et velle erinnert, nur daß Schwab im Vater das scire, im Sohne das velle, im heil. Geiste das posse findet, während Abälard bekanntlich eine andere Ordnung aufstellt. —

Den übrigen Inhalt des Buches bildet 1) eine Abhandlung Schwab's über die Frage: war Schiller ein Christ? 2) ein Abdruck seiner Rede bei der Enthüllung des Schillerdenkmals; und 3) Aphorismen von Ullmann. — Der erstgenannte Aufsatz ist eine Recension von R. Binder's Schrift über das Verhältniß Schiller's zum Christenthum. Wir bemerken darüber nur dies, daß es uns immer etwas Gezwungenes zu haben schien, wenn man aus den Schillerschen Schriften begierig nach einzelnen Ausdrücken und Aussprüchen sucht, die mit biblisch-christlichen Lehren in Einklang gebracht werden können. So wird z. B. S. 116. 117. auf ein Paar Briefstellen, in denen Schiller die Ausdrücke „Schöpfer", „Gang des allgemeinen Verderbnisses", „Flehen Sie Gott um Schutz an" u. s. w. gebraucht, ein Gewicht gelegt, das wir, sobald damit ein würklich christliches Glaubensfundament erwiesen werden soll, nicht darauf legen können. Solche Ausdrücke gehören dem allgemeinen Sprachgebrauche in der Christenheit an und kommen dem, der in der Kirche geboren und erzogen ist, von selbst in die Feder (in den Mund gewiß Manchen weit seltener). Der Philosoph und Kritiker hütet sich vielleicht absichtlich davor, der Dichter aber hat dazu keinen Grund. Beinahe komisch sieht es aus, wenn R. Binder einzelne Abschnitte nach den Rubriken abtheilt: Schiller's Lehre von dem Fall und der Erbsünde, Schiller's Lehre von der Erlösung u. s. w. Und wenn nach S. 146. aus den letzten Briefen Schiller's Spuren eines Heimwehs nach dem Himmel zusammengesucht werden, so ist das schon recht und gut; ob aber ein dictum wie das: „der Tod kann kein Uebel seyn, da er etwas Allgemeines ist", mit der christlichen Todesfreudigkeit Aehnlichkeit habe, lassen wir dahingestellt seyn. Wir haben zwar auch ein altes Lied, das mit den ähnlichen Worten beginnt: „Weil nichts gemeiner's ist, als Sterben" — allein im Nachsatze heißt es: . . . . ich lauf gerade zu dem Mann, der wohl zum Sterben helfen kann." Wir machen Schiller keine Zumuthung der Art, als hätte er auch sollen sich in dieser Weise aussprechen, das wäre albern und geschmacklos: aber ebenso wenig können wir geneigt seyn, Christliches aus jenen Worten herauszubuchstabiren. Auch die S. 157. citirte und in geheime Beziehung zu Christo gebrachte Stelle von Schiller: „Wer mir in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen", möchte sich sehr wohl anders deuten lassen, nämlich als eine Aufforderung, auf die man, wie auf die Frage: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?" allgemeines Stillschweigen erwartet. — Läßt man einen Kant mit solchen Operationen ungeplagt, so möge man auch Schiller in Ruhe lassen; aber wie jener als Philosoph durch den entschieden sittlichen Geist seines Wesens innerlich mit dem Christenthum zusammenhängt, so auch dieser als Dichter. Und wenn etwa um deßwillen gerade für den Kultus des Genius der Glaube an Unsterblichkeit postulirt wird, damit das zur Liebe und Verehrung geneigte Gemüth die Hoffnung habe, es sei das Einseitige und Temporäre an jenen großen Geistern drüben von ihnen abgelöst, und die ästhetische Grazie in die volle, himmlische Charis übergegangen, so sind wir damit von Herzen einverstanden. — Ueber Schwab's Rede ist hier nicht der Ort eine Beurtheilung zu geben, wir bemerken nur, daß wir mit Ullmann's Worten (S. 6.) „die schöne Rede habe den christlichen Prediger ebenso wenig, als den Dichter verleugnet", um so mehr übereinstimmen, als es eine schwere, sehr schwere Aufgabe war, an jener Stelle als christlicher Prediger zu sprechen. — Die Aphorismen von Ullmann a) über den Unterschied des modernen Kultus des Genius von dem antiken Genien-Kultus, und b) über das Gesetzliche (Vorherbestimmte) in dem Auftreten der Genien, sind eine werthvolle Zugabe, die dem Ganzen seinen schönen Abschluß geben.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 14. Mai. **Nr. 30.** 1841.

Religiöse Poesie.

1) Christliche Gesänge von J. L. Witthaus, Pastor zu Badbergen. Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandlung. 1840.

2) Harfenklänge. Eine Sammlung christlicher Gedichte von Adolph Moraht, zweitem Prediger in Möllen, im Herzogthum Lauenburg. Lüneburg, bei Herold und Wahlstab. 1840. Pr. 15 Sgr.

Unsere Litteratur wächst fortwährend an christlichen Gedichten; — ein erfreulicher Umstand selbst in dem Falle, daß die Litteratur nichts Erhebliches dadurch gewönne. Es ist doch immer ein Zeichen, daß ein neuer Glaubensfrühling in unserem protestantischen Deutschland angebrochen ist. Und so haben wir uns denn der ersten Akkorde, die hie und da ein einsamer Sänger in der lange stumm gewesenen Kirche hören läßt, zu allererst zu erfreuen, und wäre es auch nur, wie sich ein Vater über sein Kind freuet, wenn der Drang des erwachenden inneren Lebens ihm die Zunge löst. Aber freilich können wir uns nicht verhehlen, daß wir noch lange nicht bei dem Punkte wieder angelangt sind, auf dem die geistliche Dichtkunst schon einmal gestanden hat; ist auch fürs erste noch nicht abzusehen, daß wir bald dahin gelangen werden. Der unterscheidende Charakter der heutigen von der alten geistlichen Dichtkunst ist die Subjektivität, die ja in allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst heut zu Tage eine so bedeutende Rolle spielt. Unsere geistlichen Dichter bringen sich, während jene das, was ihnen die Kirche gegeben, wiedergaben. Mit dem Mangel an Allgemeinheit hängt auch der Mangel an Unmittelbarkeit zusammen, wenigstens haben beide dieselbe Quelle. Der Dichter unserer glaubensarmen Zeit kann sich nicht unbefangen genug der dichterischen Erregung hingeben, er glaubt die Gefühle, die er ausspricht, dem Unglauben gegenüber, rechtfertigen zu müssen, so verfällt er in die Reflexion und es ist um die künstlerische Unmittelbarkeit geschehen. An diesen zwei Fehlern leiden auch die geachtetsten geistlichen Dichter unserer Tage mehr oder minder, wie z. B. Knapp und Spitta. Wir legen ihnen das aber auch nicht geradezu zur Last. Erst müssen wir wieder eine Kirche haben, ehe wir Kirchenlieder verlangen dürfen, ja vielleicht darf man sogar sagen, daß diese dichterischen Erzeugnisse in der Gestalt, wie sie aus der jetzigen Zeit hervorgegangen sind, auch am geeignetsten seien, auf die jetzige Zeit heilsam zurückzuwürken.

Das erste von den angezeigten Büchern trägt den so eben besprochenen Charakter unserer Zeit am stärksten an sich. Der Verfasser ist nicht ganz ohne dichterisches Talent, nur ist er etwas gesucht, auch scheint er von dem so sehr beliebten Vollstopfen mit epitheta ornantia nicht ganz frei zu seyn. Als Beispiel möge hier gleich der Anfang des ersten Gedichtes, welches „Isaaks Opferung" überschrieben ist, stehen. „Sanft wehte nach des Sommertages Schwüle Der milden Abenddämmrung ros'ge Kühle". Ein anderer Fehler ist die Modernisirung. Der Verf. sei nicht ungehalten, aber man kann sich doch kaum eines Lächelns erwehren, wenn der alte Isaak sagt: „Mein Weib, das Blumen auf mein Leben streute," abgesehen davon, daß dieser Gedanke zum Gemeinplatze geworden ist. Damals waren die Männer noch nicht so sentimental, besonders in Bezug auf das weibliche Geschlecht. Solche Mißgriffe kommen in allen Gedichten vor, die einen biblischen Gegenstand haben. „Die büßende Magdalena" hat uns besonders mißfallen. Wir wissen nicht, warum, aber wir haben bei der Lesung dieses Gedichtes immer an die Kindesmörderin von Schiller denken müssen.

Weit mehr als die christlichen Gesänge von Witthaus können wir die Harfenklänge von Mo-

Digitized by Google

rabt empfehlen. Hier ist nichts Gesuchtes zu finden. Nur wünschten wir im Ganzen mehr Bündigkeit in Gedanken und Ausdruck. Aber daran mangelt es bei allen unsern Dichtern. Ganz vorzüglich hat uns das erste Gedicht „der Advent" gefallen. Schade, daß es zu lang ist, um es hier mitzutheilen. Wir geben dafür ein kürzeres, das, wenn es auch nicht das beste ist, doch zu den besten gehört.

Weihnacht.

Von tausend Menschenzungen
Gepriesen und besungen
Du heil'ge Wundernacht!
O sprich, mit welchen Weisen
Kann mein Mund dich noch preisen,
Die dir nicht längst schon sind gebracht?

Zwar ist's ja nicht von Nöthen,
Daß auch mein armes Beten
Im Lied sich offenbar';
Es tönt dir ja die Menge
Gewaltiger Gesänge
Von hoher Sänger heil'ger Schaar.

Und doch will ich auch meinen
Mit ihrem Sang vereinen,
Und will ein Lied dir weihn;
Ein Lied will ich dir singen,
Das soll gar lieblich klingen,
Das soll ein himmlisch Liedlein seyn.

Ja himmlisch soll es klingen,
Was ich dir jetzt will singen:
„Gott in der Höh' sei Ehr;
Auf Erden Friede, Allen
Des Höchsten Wohlgefallen!"
O sprich, wo ist ein Sang wie der? —

Von tausend Menschenzungen
Gepriesen und besungen
Bist du, o heil'ge Nacht;
Doch von den Liedern allen
Wie könnt' uns Eins gefallen,
Wie das, was Englein selbst gemacht?

(Fortsetzung folgt.)

Exegetische Theologie.

De problemate theologico: quid, salva fide in Christum, ut unicum salutis Auctorem, de sorte Gentilium aeterna sperare liceat? Prolusio, qua Synodum Hernoesandiensem, die XII. Martii MDCCCXXXIX, aperuit Franc. Michael. Franzén, episcopus Hernoesandiae, excudebat Ionas Svedbom etc.

(Beschluß.)

Der Verf. wendet sich nun zu 1 Petr. 3, 19. 20. „Hier tritt zuvörderst hervor, daß der Tod Jesu ein wahrer Tod, kein Scheintod, gewesen; dann das

Dogma über seinen Aufenthalt und sein Werk in der Zeit zwischen Tod und Auferstehung. Wenn wir in der Konkordienformel bekennen und aus dem Katechismus lehren: Christus habe sich als der Sieger über Teufel und Hölle gezeigt, so würden wir falsch verstehen, wenn wir eine bloße Ostentation annähmen. Ein anderes muß das Ziel des Herrn gewesen seyn. Welches? Etwa die Macht des Teufels zu brechen und ihn mit ärgeren Banden zu umgeben? Das hatte er schon durch seinen Versöhnungstod vollbracht; auch war der Satan ja noch nicht also gebunden, daß er nicht konnte als ein brüllender Löwe umhergehen und suchen, wen er verschlänge. Daß aber, wie die meisten wollen, Christus den durch die gesetzliche Promulgation Verdammten ihren Unglauben, durch welchen sie sich der Früchte seines Verdienstes und Sieges beraubt, vorgeworfen, ist weder an sich wahrscheinlich noch erhellt es aus den Worten Petri. Sehen wir den Text an, so zeigt sich uns eine Abschweifung von dem Thema des Apostels, die Gläubigen zur Geduld unter Schmähungen zu ermahnen durch das Beispiel Christi, der für unsere Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß er uns zu Gott führe, und ist getödtet nach dem Fleisch, nach dem Geist aber lebendig gemacht. Hier führte die Ideenassociation den Apostel auf das, was Christus gethan zwischen Tod und Auferstehung, daß er nämlich hingegangen zu den Verstorbenen und ihnen gepredigt. Da er nun zuvor von dem Gerechten geredet, der für die Ungerechten gelitten, daß er sie zu Gott führe; so ergiebt der Zusammenhang, daß er im Sinne gehabt den gleichen Gegenstand der Predigt, die durch Buße und Glaube an Christum zu erlangende Sündenvergebung. Und in der Sache liegt kein Grund, weßhalb Christus die ewige Verdammniß verkündiget oder auch nur einen Vorwurf ausgesprochen haben müßte; jene Verkündigung ist dem jüngsten Gerichte vorbehalten, dieser Vorwurf kann vom Herrn nicht durch die Höllenfahrt bezweckt seyn, wenn er dadurch nicht bessern wollte, das aber die Hoffnung der Gnade fordern würde. — Um die Petrinische Stelle und das darauf gegründete Dogma recht zu verstehen, ist der Begriff zu beachten, den die Juden sich vom שאול (ᾅδης) gebildet hatten, und den die Apostel nicht ganz verworfen zu haben scheinen: Aufenthaltsort der Frommen und Gottlosen, die getrennt des letzten Gerichtes warten. Einen solchen scheint der Heiland selber zu lehren durch das Gleichniß vom reichen Manne und armen Lazarus, und durch das merkwürdige Wort an den bußfertigen Uebelthäter: „heute wirst du mit mir im Paradiese seyn", nach dessen Bitte: „gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst." Hier erkennen wir den Unterschied zwischen dem Paradiese, wohin der Bußfertige und Gläubige gleich durch seinen Tod gelangen soll, und

Digitized by Google

dem himmlischen Reiche, welches, vom Anfang der Welt her bereitet, die Gläubigen am jüngsten Tage aufnehmen wird. Auch wird hier klar, daß Christus, bevor er auferstand, nicht nur denen im Gefängniß, sondern auch den Seligen erschienen ist. Demnach scheinen wir an einen Mittelzustand zwischen dem Tode und der Auferstehung, unbeschadet der Glaubensartikel, zu welchen diese Lehre nicht gehört, glauben zu dürfen; denn Gottes Wort widerspricht nicht, eben so wenig die Vernunft; auch haben wir nun Aufschluß, warum es des letzten Gerichtes noch bedarf, ungeachtet durch den Tod das ewige Loos jedes Einzelnen schon entschieden ist."

Eine Bestätigung vorstehender exegetischer Exposition findet der Verf. in 1 Petr. 4, 6., wo er unter den Todten, denen das Evangelium verkündiget wird, nicht geistlich-, sondern leiblich-Todte versteht. „Der Apostel warnt die Christen, daß sie nicht in heidnische Laster zurückfallen mögen; auch die Heiden würden Rechenschaft geben müssen dem Richter über Lebendige und Todte. Auch ihnen, denen während ihres Erdenlebens das Evangelium nicht kund geworden, sei solches verkündiget, auf daß sie zugleich mit den übrigen am letzten Tage gerichtet, und, so sie glauben, des Lebens in Gott theilhaftig werden. (Eine Note vom Lektor Israel Bergman zu Hernösand entwickelt den Wortsinn des Textes ausführlicher, und führt zu gleichem Resultat.) *Νεκροῖς* V. 6. muß dasselbe bedeuten, was es V. 5. bezeichnet, leiblich Todte. — Die Ermöglichung dieses allgemeinen Gerichtes war mithin Zweck der Höllenfahrt Christi."

„Aber warum wandte sich denn Christus vorzugsweise an die, welche zur Zeit Noah's lebten? Nicht als ob die übrigen von der Gnade ausgeschlossen seien, sondern nur der Anfang ward mit ihnen gemacht, etwa weil sie die jüngsten (?) waren, und man darf wohl annehmen, daß, was Christus hier begann, die nach ihm vollendeten Märtyrer fortsetzten. Denn auch Paulus zeugt, Phil. 2, 10., daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, — welches aber von den letzteren nicht geschehen kann, wenn ihnen dieser Name nicht ist kund geworden. Als Bestätigung darf endlich angeführt werden der Ausspruch Christi selber, Matth. 12, 32. von der Sünde wider den heiligen Geist, die nicht vergeben werde, weder in dieser noch in jener Welt. Da nun aus dem Munde des Erlösers kein Wörtchen hervorgehen kann, was nicht strenge wahr ist, auch der Exeget den Wortsinn nicht ohne Noth verlassen darf; so finden wir hier ein nicht undeutliches Zeugniß, daß der heilige Geist sich auch den Verstorbenen darbiete. Und welchen Verstorbenen? nicht denen, welche er schon auf Erden wiedergeboren hat; — ihnen wäre es überflüssig; nicht denen, welche während ihres Erdenlebens die ihnen dargebotene Gnade verschmähten, denn ihre ewige Verdammniß lehrt die heil. Schrift mit klaren Worten, die auch der ganze Zweck der Erlösung verbürgt. Also den Heiden, deren Schuld es nicht war, daß sie in diesem Leben nicht wiedergeboren wurden, die aber auch nur durch Christum in das Reich Gottes eingehen können. Ihnen bringt der heilige Geist das Evangelium nahe auf eine geistliche Weise, von welcher wir hienieden uns keinen Begriff bilden können: und da ist es dann, wo in jenem Leben noch die Sünde wider den heil. Geist kann begangen werden, deren auch dereinstige Möglichkeit durch die Erwähnung, daß sie auch dort nicht vergeben werde, vorausgesetzt wird. So schöpfen wir aus den Worten Christi Hoffnung der Seligkeit der Heiden, lernen aber auch daraus, daß ihre Seligkeit nur aus dem Glauben an Christum fließe, den der heilige Geist in ihnen würkt, indem er nach ihrem Tode sie lehrt, daß auch sie durch den Eingebornen Sohn Gottes erlöset seien, damit sie zu ihm sich bekehren und dessen Gnade erlangen."

„Wohl haben wir uns aber zu hüten, dieser Lehre in Predigten oder in anderer öffentlicher Unterweisung Erwähnung zu thun, weil sie zur Kirchenlehre nicht gehört und von Vielen mißverstanden werden kann. Selbst in Privatunterredungen würden Prediger davon keinen Gebrauch zu machen haben, es sei denn, daß die Frage schon aufgeworfen worden, wo sie dann zur Vertheidigung unserer Religion wider Gegner derselben oder zur Beruhigung zweifelnder Gemüther wird zu beantworten seyn."

„Ferner ist dann scharf zu unterscheiden zwischen solchen, zu welchen nie die Kunde des Evangeliums kam, und denen, die im Lichte desselben geboren wurden, oder die, als sie saßen in Finsterniß und Schatten des Todes, der Aufgang aus der Höhe besuchte (Luc. 1, 78. 79.). Daß jene nicht treffe der Ausspruch aus der Schrift, Marci 16, 16.: wer glaubet und getauft wird, der wird selig werden, „wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden," — erhellt aus den vorhergehenden Worten V. 15.: „gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur." Diesen aber, welche die ihnen auf Erden dargebotene Gelegenheit, die göttliche Gnade zu erlangen, aus Sorglosigkeit oder Verachtung verloren, ist auf ewig verschlossen der Eingang in das Reich Gottes; so deutet die Natur der Sache und so zeugt klar und hell Gottes Wort (Joh. 12, 48; 3, 18. u. s. w.). Wer in der christlichen Kirche als ein Ungläubiger stirbt, kann aus der Predigt des Evangeliums an die vor der Sündfluth Ungläubigen keine Hoffnung schöpfen; denn ungläubig werden sie genannt, nicht weil sie an Christum nicht glaubten, sondern weil sie Gott, durch

Digitized by Google

dessen Offenbarung sie gewarnt waren, den sie auch schon durch ihre Vernunft hätten erkennen sollen, nicht gehorchet hatten. Wohl aber gehören zur Zahl der Heiden auch diejenigen, welche, zwar in der christlichen Kirche geboren, ohne ihre Schuld durch Geistesschwachheit oder Mangel an allem Unterricht an der Erkenntniß des Heilsweges gehindert wurden; wodurch aber die Schuld der Eltern oder Lehrer nicht entfernt wird. Dieses Leben ist eine Schule für das künftige Leben; giebt es für die Heiden und für die Kinder, die im Schooße der christlichen Kirche sterben, auch eine zweite Schule, deren Zusammenhang mit der ersten zwar uns unbekannt und unbegreiflich, aber an sich wahrscheinlich und durch die Schrift bestätigt ist; so würden die Heiden doch verlieren, was die Schule auf Erden ihnen bieten sollte, wenn die Christen nicht um ihre Bekehrung bemüht sind. — Nach der Schrift verlangen auch die Engel einzuschauen in die Geheimnisse, die der heilige Geist auf Erden offenbart, und vor den Engeln Gottes ist Freude über Einen Sünder, der Buße thut (Luc. 15, 10.); ja, sie sind ausgesandt zum Dienste um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit, nach Hebr. 1, 14; Ps. 34, 8; 91, 11, und nach dem Zeugniß der ganzen heiligen Geschichte. Somit leuchtet das Licht des Evangeliums auf Erden in den Himmel zurück, und es giebt gleichsam einen gleichlaufenden Fortschritt des Reiches Gottes in der sichtbaren und unsichtbaren Welt; was auf das erhabene Ziel der Menschwerdung des Sohnes Gottes und die unendliche Kraft und Würkung der durch ihn vollbrachten Erlösung ein herrliches Licht wirft, und das Räthsel löset, wie, der Gerechtigkeit Gottes unbeschadet, zahllose Völker auf Erden des menschlichen Unterrichtes untheilhaftig bleiben könnten."

Am Schlusse dieses treuen Auszuges, der eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den Resultaten der Schriftforschung mancher gläubigen deutschen Theologen zeigt, ohne daß an eine Kopie zu denken ist, kann sich Ref. nicht versagen, noch auf Nachstehendes aufmerksam zu machen.

1. Der Verf. der Abhandlung hat erwähnt, daß durch die Hoffnung „die als Heiden Verstorbenen können selig werden" die Christenpflicht der Evangelistrung heidnischer Völker nicht aufgehoben werde. Ist es unsere Freude, daß wir in einer Missionszeit leben, so wollen wir die Worte unseres Herrn Matth. 24, 14. und 28, 19. uns besonders eingeprägt seyn lassen, und nicht vergessen, welchen Segen es den alten Christengemeinden bringt, wenn sie Missionsgemeinden werden, wie ja von jeher ihre göttliche Bestimmung war.

Was übrigens der Verf. von der Nothwendigkeit der Predigt des Evangeliums unter den Heiden sagt, gilt auch in Beziehung auf die Juden.

2. In der Ermahnung des frommen Bischofes an seine Amtsbrüder, christliche Vorsicht zu üben in Betreff der öffentlichen Verkündigung der Schlüsse, welche wir aus einzelnen Schriftstellen hinsichtlich der Beseligung der als Heiden Verstorbenen zu ziehen uns berechtigt erachten, spricht sich auch seelsorgerischer Sinn eines vorgesetzten Geistlichen auf eine nicht nur für seine Mitgenossen, sondern auch für alle christliche Schriftsteller sehr lehrreiche Weise aus. Möge aller Orten in diesen Würkungskreisen immerdar das Wort des Herrn Luc. 12, 48. vor Augen schweben!

3. Endlich die gewissenhafte Unterscheidung des Verf.'s zwischen solchen, denen in diesem Leben das Evangelium nicht gegeben ward, und den anderen, die zur Erkenntniß desselben zu gelangen vermochten, aber aus Fleischesliebe nicht gelangen wollten, erweckt den Wunsch, diesen nothwendigen Unterschied auch unter uns stets, und strenger als es oft sogar in Worten praktischer Theologen und Pädagogen der Fall ist, beachtet zu sehen. Ref. erinnert nur an Ein Beispiel: der in so vielfacher Hinsicht verdiente, sonst christlichgläubige Harnisch, dem Ref. im Geiste die Hand drückt, der aber, wie er ja auch selber bekennt, durch mehr Stille und Besonnenheit im Urtheile seine umfassende Würksamkeit noch erweitern würde, läugnet im 2ten Theile seiner „Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über Luthers kleinen Katechismus, Weißenfels 1837. S. 412 und 420.", wenn Ref. die etwas unsicheren Ausdrücke recht versteht, die Ewigkeit der Höllenstrafen in dem Sinne, in welchem die heilige Schrift sie ganz unverkennbar lehrt. Gehört eine solche Privatmeinung in ein auch für Schullehrer bestimmtes Buch? Ist nicht zu fürchten, daß, der hinzugefügten Warnungen ungeachtet, mancher Lehrer damit groben Mißbrauch treiben wird? Und welche Besorgniß drängt sich auf, wenn man sich als Leser im Worte Gottes weniger gegründete Gemeindeglieder denkt, zumal das Buch sonst in einem entschiedenen christlichen Geiste verfaßt ist? Würde nur Eine Seele geärgert, wie viel gilt doch auch diese Eine Seele vor dem Herrn? Wäre würklich dieses Aergerniß ein bloß genommenes, nicht ein gegebenes? Ref. vertraut dem lieben Kinderfreund: in einer 2ten Auflage wird dieser (schon früher im Litt. Anz. 1836. Nr. 29. 30. gerügte) Flecken getilgt seyn.

v. Schubert auf Rügen.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck**. Verleger: **C. Anton**.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 18. Mai. **Nr. 31.** 1841.

Religiöse Poesie.

(Fortsetzung.)

3) Biblische Gedichte von Carl Ludwig Francke. Berlin, bei W. Besser. 1840. Pr. 25 Sgr.

Die biblischen Gedichte von Francke gehen am Faden des biblischen Textes Alten und Neuen Testamentes durch den ganzen Inhalt der biblischen Geschichte hin bis auf „Johannes den Seher." Der Verf. hat den Geist des Glaubens, auch Talent der Versifikation, was wir an ihm vermissen, ist Tiefe und Originalität der Anschauung. Die biblische Geschichte poetisch wiedergeben zu wollen bringt eine große Gefahr mit sich. Es bedarf, soll nicht eine bloße Reimerei daraus werden, einer bedeutenden Subjektivität, in der sie sich spiegele. Diese subjektive Tiefe kann entweder die des Gefühls seyn, durch welche dann der einfache Text gleichsam wie durch eine erhabene musikalische Komposition begleitet und wieder für das Gefühl verständlich gemacht wird. Oder aber die Tiefe einer sinnigen, auf dem Gedanken beruhenden Anschauung, welche auch hinter der einfachen Thatsache Mysterien errathen läßt. Das warme Gefühl mangelt nun diesen biblischen Gedichten nicht, wohl aber mangelt dem Gefühl die Originalität und die Sinnigkeit, es fehlt das vom Gedanken durchzogene Gefühl. Daher auch hier zu viel Wortreichthum, zu viel Expletiven, die das Reimbedürfniß erzeugt hat. Wir wollen aus der Mitte eine Probe herausheben „Der Kranke zu Bethesda," ein Thema, welches zwar dem Gedanken weniger Stoff darbietet, bei dem sich indeß, wie in vielen anderen zeigt, daß auch der Gefühlscharakter der Muse dieses Dichters einer ausgeprägten Individualität entbehrt. Wir haben in Bunsen's Gesangbuch eine poetische Darstellung der Heilung des Tauben bei Markus gelesen, — irren wir nicht, von Fouqué — an der sich sehen ließe, wie diese Wundererzählungen auf individuelle, charakteristische Weise mit dem Gefühl erfaßt werden können.

Der Kranke zu Bethesda.

„Wo Mancher Heilung fand,
Hier in Bethesda's Hallen,
Muß noch mein Klagen schallen:
Wer lös't der Glieder Band,
So schmerzlich längst gelähmt!
Ach, niemand hat Erbarmen
Mit dem verlass'nen Armen,
Mein Hoffen wird beschämt!

„Regt auch Bethesda's Teich
Des Engels Wundersegen; —
Wer soll mich hinbewegen?
Und Andere nutzen's gleich.
Schon achtunddreißig Jahr
Des qualenvollen Lebens
Harr' ich hier so vergebens,
Und sterbe hülflos gar."

So ließ in seinem Leid
Ein Kranker in den Hallen
Bethesda's dort erschallen
Sein Klag'lied manche Zeit.
Da naht einst Gottes Sohn
Am stillen Sabbathstage,
Und hört des Armen Klage,
Und denkt an Hülfe schon. (?)

„„Willst du gesund seyn? sprich!""
So fragt er mild den Armen.
Der ruft: „Ach hab' Erbarmen,
O Herr, und heile mich!"
Da tönt's aus Jesu Mund:
„„Steh' auf! und nimm dein Bette,
Geh' heim von dieser Stätte."" —
Und sieh'! er ward gesund.

Als d'rauf ihn Jesus fand
Am volkerfüllten Orte,
Sprach solche Warnungsworte,
Er, der sein Herz erkannt:
„Verzieh'n ward dir die Schuld.
Doch stets ist Rückfall schlimmer;
D'rum sünd'ge fürder nimmer,
Und streb' nach Gottes Huld!" (sehr matt!)

Digitized by Google

So heilte Jesu Wort
Des Langgeprüften Leiden;
Doch fordert Sünde meiden
Er vom Genes'nen dort.
Der Dank, der ihn erfreut,
Wo hülfreich er vergeben,
Ist Treu' und reines Leben
Aus Lieb' und Dankbarkeit.

---

4) Christus. Episches Gemälde in zwölf Gesängen. Von D. Pape. Hameln und Leipzig: Verlag der Buchhandlung von Hermann Weichelt. 1840. Pr. 1 Thlr. 15 Sgr.

5) Platonische Weihestunden. Zwölf Stanzengesänge von J. F. Lobstein. Als Anhang: Pindar's erste Olympische Hymne. Straßburg, bei Treuttel und Würtz. 1840. Pr. 1 Thlr.

Ein Epos, dessen Gegenstand Christus ist, kann für ein theologisches Publikum nicht ohne Interesse seyn, selbst im Fall, daß es verfehlt wäre. Und so erlauben wir uns denn, auf obiges Epos aufmerksam zu machen als auf einen Beweis, daß sich — aus den Evangelien nun und nimmermehr ein Epos machen läßt. Klopstock's Genie hat schon einmal Schiffbruch gelitten an dieser Klippe, dadurch hätte sich der Verfasser sollen warnen lassen. Oder ist er der Meinung, daß es bloß an dem Mangel an Talent und nicht sowohl an der Unangemessenheit des Stoffs für ein Epos gelegen habe?

Wir sind weit entfernt zu behaupten, ein religiöser Stoff könne nie Gegenstand eines Epos werden. Dante's göttliche Komödie ist Beweises genug, daß das nichts Unmögliches ist. Aber zwischen dem Stoffe der göttlichen Komödie und dem obigen Epos ist ein himmelweiter Unterschied. Hier ist fast Alles geschichtlich und dogmatisch fixirt, dort ist alles flüssig, der Dichter kann sich mit vollkommener Freiheit bewegen und die sich im Volksglauben vorfindenden Vorstellungen und Sagen nach seiner Idee modeln. So kann man mit der Geschichte Jesu nicht umspringen, ohne das geschichtliche und dogmatische Bewußtseyn zu beleidigen. Wollte aber der Epopöist, was Herder von Klopstock sagt, seine Dichtung der Geschichte nur zwischenschieben, indem er, was steht, stehen läßt, so würde das doch immer kein naturwüchsiges Ganze werden, aus der Sage arbeitet sich wohl die Geschichte hervor, aber die Geschichte läßt sich nicht zur Sage umarbeiten oder willkürlich mit Sage durchflechten, ohne etwas Fremdartiges, Gemachtes hineinzubringen. Daß der Verf. sich auch zuweilen zu einem solchen Verfahren genöthigt gesehen hat, ist begreiflich. So läßt er z. B. den Satan in der Gestalt

eines alten Mannes vom Sinai als Festpilger in Jerusalem umherstreifen und die Feinde Jesu auf alle mögliche Weise reizen. So läßt er auch, um ein zweites Beispiel zu geben, die Maria von Bethanien sterben und die verklärte Seele derselben als erste Siegerin vom Oelberge aus mit Christo in den Himmel schweben. Daß das alles poetisch ist, dagegen läßt sich nichts sagen. Aber ich weiß nicht, ob es sich mit dem geschichtlichen und dogmatischen Bewußtseyn verträgt. Uebrigens dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß ähnliche Mißgriffe, wie der mit der Maria, nicht weiter vorkommen. Ueberhaupt hält sich der Verf. meist sehr genau an die Geschichte. Daraus entspringt nun freilich wieder ein anderer Uebelstand, nämlich der, daß, was in den Evangelien so unvergleichlich kurz gesagt ist, hier gedehnt und auf diese Weise etwas verwässert erscheint, denn das Bibelwort verliert nun einmal immer durch jede Veränderung, geschweige durch jede Erweiterung. So hat sich denn der Verf. zwischen zwei Uebeln herumgetrieben und wo er die Scylla vermieden hat, da ist er in die Charybdis gefallen. Es konnte aber auch nicht anders kommen.

Was wir an dem obigen Epos rühmen müssen, ist, daß sich der Verf. bemüht hat, ein Gesammtbild der Zeit, darin Christus lebte, zu geben. Das ist wahrhaft episch. Aber das ist nicht episch, daß es auf eine so didaktische Weise geschieht. Die Poesie verlangt Gestalt und Bewegung. Die Hölle Dante's ist besonders in dieser Beziehung ein Muster. Hier würde mancher andere Dichter dem Didaktischen als Opfer gefallen seyn, aber Dante's künstlerischer Genius schaute die Idee nie nackt, sondern stets verkörpert an.

Das Versmaaß ist die deutsche Terzine mit männlichen und weiblichen Reimen. Das ganze Epos enthält ungefähr 2900 Terzinen. Der Anfang ist der Einzug Christi in Jerusalem, das Ende die Himmelfahrt.

Der Grund, warum wir die Anzeige des obigen Epos mit den Platonischen Weihestunden verbunden haben, ist, weil wir die Wahl des Gegenstandes in beiden Werken als verfehlt betrachten. Der Verf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, das System des Plato seinen Hauptbegriffen nach in Verse zu bringen. Im letzten Gesange geht er auf sein Verhältniß zur christlichen Wahrheit über. Mit diesem Gesange sind wir von theologischer Seite nicht bloß, sondern auch von künstlerischer Seite im Allgemeinen einverstanden. Aber ein philosophisches System zu poetisiren, sollte Keinem in den Sinn kommen, der nicht den Dichter und den Philosophen zugleich beleidigen will. Dichter und Philosoph gehören einmal nicht zusammen, weßhalb ja auch Schiller mit Bedauern sagt, daß, wenn er dichten wollte, ihn der Philosoph und, wenn er

Digitized by Google

philosophiren wollte, ihn der Dichter überraschte. Besonders kann ein Thema, wie „die Eleatische Eins im Platonischen Gewande," nie Gegenstand der Poesie werden. Oder ist es nicht höchst prosaisch, wenn es heißt:

Und so muß Gestern, Heut und Künftigbleiben,
Die drei gespaltne Zeitgestalt, vergehn.
Sonst wird mit Andern Eins herum sich treiben,
Und Jenem lächerlich zur Seite stehn.

Und das ist noch nicht die ärgste Stelle. Auch scheint dem Verf. selber die Lust darüber vergangen zu seyn, weßhalb er denn, wie es auch schon obiges Beispiel zeigt, zu der ersten besten, wenn auch noch so unpassenden Metapher greift. Wir bedauern den Verf., daß er auf ein so unglückseliges Thema gerathen ist, zumal er in der That viel bessere Verse zu machen im Stande ist, wenn der Gegenstand poetischer ist, als z. B. im letzten Gesange:

Dein Sehnsuchtsdrang zieht Dich zum Wort, zum Sohne.
Am Anfang war das Wort: Gott war das Wort.
Und dieses Wort ward Fleisch und stieg vom Throne,
Und lebt in Knechtsgestalt auf Erden fort.
Wer an das Wort glaubt, dem wird Heil zum Lohne,
Denn nur der Glaube leitet in den Port.
Und wird der Sohn im Glauben angenommen,
Wird auch mit ihm das ew'ge Leben kommen.

Wie diese Stanze, so besteht das Ganze aus Ottaven.

---

6) Christliche Legenden und Geschichten nebst einer Zugabe vermischter Gedichte und erläuternder Beilagen. Von F. A. Cunz, Prediger zu St. Nicolai in Eisleben. Eisleben, Verlag von Georg Reichardt. 1840. Pr. 1 Thlr.

Diese in Verse gebrachten Legenden und Geschichten zerfallen der Zeit nach in drei Abtheilungen, indem 7 dem Apostelkreise, 38 dem Mittelalter und 3 der Reformationszeit angehören. Der Verf. betrachtet die Legende in seinen beigegebenen „Andeutungen zur Geschichte und Charakteristik der christlichen Legende" von einem dreifachen Gesichtspunkte, nämlich vom geschichtlichen, religiösen und künstlerischen und wir können ihm nur Recht geben, wenn er ihr in allen drei Beziehungen einen gewissen Werth beilegt. Freilich die Mehrzahl kann bloß auf eine geschichtliche Bedeutung Anspruch machen und darum hat auch der Verf. mit Recht nur eine kleine Anzahl aus der großen Fluth erhoben. Daß selbst eine bedeutende Menge von dieser Auswahl einen sehr untergeordneten, ja oft zweifelhaften religiösen Werth hat, wollen wir dem Verf. keineswegs zur Last legen, da ihn vielleicht die geschichtliche Bedeutung rechtfertigt, allein daß er auch entschieden unkünstlerische Stoffe dichterisch zu behandeln unternommen hat, kön-

nen wir nicht billigen. Zu diesen unkünstlerischen Stoffen ist z. B. „das Bügeleisen von Glogau" zu rechnen. Wir wollen hiemit nicht sagen, als könnte ein solcher Stoff nie und unter keiner Bedingung Gegenstand einer dichterischen Behandlung werden, nein, denn sonst müßten wir alles Launige aus der Kunst verbannen, aber in jenem Gedichte handelt es sich um etwas sehr Ernstes.

Wir haben nun noch unsere Meinung abzugeben, wie dem Verf. die Behandlung der wahrhaft künstlerischen Stoffe gelungen ist.

Die gewöhnliche Ansicht über das Wesen der Poesie ist, daß sie eine Art von Gewand sei, das man den Dingen überhänge. Maaß, Reim, Metapher, Schwung und dergleichen, meint man, seien die Ingredienzien, daraus man den narkotischen Trank, Poesie genannt, braue. Aber das ist nur der Körper der Poesie, die eigentliche Seele ist die Idee, die sich durch das Ganze hindurchzieht. Was nun die Idee betrifft, so wurde sie dem Verf. von der Legende selbst dargeboten, freilich nicht immer rein und vollständig. Da hätten wir denn auch wenig zu erinnern. Aber an der Darstellung haben wir Mancherlei auszusetzen. „Christus als Gast" z. B. fängt ganz hübsch an, aber gerade die Stelle, worin die eigentliche Spitze liegt, ist gänzlich mißlungen, indem aller dramatische Effekt fehlt. Die Sache nämlich ist die. Ein frommer Familienvater hat geträumt, der Herr Christus wolle bei ihm als Gast erscheinen. Er läßt daher am anderen Tage ein großes Gastmahl bereiten, in dem vollen Vertrauen, daß der Herr sein Wort halten werde. Nachdem er „Komm Jesu, sei unser Gast, Und segne, was du bescheeret hast" gebetet hat, geht die Thür auf und ein darbender Fremdling in härenem Gewande tritt ein. Da sagt nun der Verf., anstatt den Fremdling unmittelbar einzuführen:

Und horch! Kaum hat er das Amen gesprochen
So hört man ein lautes vernehmliches Pochen! —
Er ist es, er ist es, der heilige Hort.
Er hat es verheißen und hält nun Wort!

Die Thür steht offen. Wie ist er erschienen? —
Umgeben von Engeln, die preisend ihm dienen,
Umflossen von lieblich erquickendem Licht
So wie er gekommen im Traumgesicht?

Und so geht es noch durch zwei Verse weiter, so daß man schon lange vorher weiß, worauf das Ganze hinausläuft, und man fast ein wenig böse wird auf den Verf., der uns mit unnützer Geheimnißkrämerei aufhält. So hat uns auch St. Christophorus recht wohl gefallen, den burlesken Anfang, der nicht zum Ganzen paßt, abgerechnet. Der Verf. sucht sich mit Claudius' Goliath zu entschuldigen. Aber dieses Gedicht ist durchweg launig. Ein anderer Fehler des Verf.'s ist die Tautologie. Zum Beweis mag hier eine Stelle

Digitized by Google

aus der ersten Legende „Johannes und der Jüngling" stehen.

Wie der ihn schauet, schwinden ihm die Sinnen,
Und um die Augen flirrt ein dunkler Flor,
Auf schnellstem Rosse sucht er zu entrinnen,
Und Schreck und Furcht sträubt ihm das Haar empor.
In seiner Nähe dünkt er sich gerichtet,
Von seinem Blick verworfen und vernichtet,
Wie Donnerstimme dröhnt's in seinem Ohr.

Das ist freilich auch eine der ärgsten Stellen in dieser Beziehung. Indeß fehlen ähnliche fast in keinem Gedichte ganz. Besonders auffällig war uns dieser Fehler, indem wir die Herder'sche Bearbeitung obigen Stoffes verglichen, wo fast nicht ein einziges Wort zu viel steht. Wir haben bis jetzt fast nur getadelt, wenigstens sind wir mit keinem Gedichte ganz zufrieden gewesen. Eins aber hat uns, einige Kleinigkeiten abgerechnet, durchaus gefallen. Wir theilen es mit.

Der Lobgesang.

Wie lieblich im grünen Wald
Der Vöglein Stimme schallt! —
„Willkommen ihr trauten Brüder,
Im Wettgesang der Lieder!
Mir tönt's wie holdes Flüstern
Von lieben kleinen Geschwistern.
Wohlauf in höhern Chören
Um Gott, den Herrn zu ehren! —

Wer lehrt euch das Neßlein bereiten,
Die Flügel schwingen und breiten?
Wer schenkt euch das fröhliche Leben
In freier Lüfte Weben?
Wer gab euch das weiche Gefieder,
Den Klang der süßen Lieder? —
Drum singt in höhern Chören,
Um Gott den Schöpfer zu ehren.

Das hörten die Vöglein und rauschend
Schlüpften sie all' hervor
Aus Moos und Laub und Rohr,
Und neigten die Köpfchen lauschend.
Da wurden sie staunend gewahr
Den heil'gen Franziskus mit seiner Schaar.

Der lockte so traulich hervor
Der schüchternen Vöglein Chor,
Und sprach: „Ihr kleinen Gäste,
Nun sammelt euch zum Feste,
Und hört und lernt mit Fleiß
Das Lied zu Gottes Preis."

Da standen die Pilger im Kreise
Und sangen diese Weise:

Groß ist der Herr!
Ihm singen Ehre
Der Himmel Heere,
„Groß ist der Herr!"
Der Engel Chöre.

Groß ist der Herr!
Die Glocken schallen,

Die Herzen wallen,
Die Dome hallen:
„Groß ist der Herr!"

Groß ist der Herr!
So rauscht's in Lüften,
So haucht's in Düften,
Und ruft aus den Grüften:
„Groß ist der Herr!"

Groß ist der Herr!
Ihr Wälder, klinget,
Ihr Vöglein schwinget
Euch auf und singet:
„Groß ist der Herr!" —

Da riefen die Vöglein: „Amen!
Lob seinem heiligen Namen!" —

Die Winde säuseln,
Die Wasser braußten,
Die Wälder klangen,
Die Vöglein sangen:
„Groß ist der Herr!"

(Beschluß folgt.)

Anzeige.

Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch von Dr. A. Tholuck. Zweite verbesserte Auflage. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1841. Pr. 2 Thlr.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Andachtsbuches habe ich auf diejenigen Urtheile geachtet, welche mir darüber bekannt wurden. Unter den Mißbilligungen schien mir besonders der Erwägung werth einmal der Tadel, daß der Ton zuweilen, wenn auch nur sehr selten, an den Humor anstreife, sodann die Rüge, daß der Verf. zuweilen Luthers Ton nachgeahmt, anstatt in seinem eigenen zu sprechen. Ueberhaupt haben solche einigen Anstoß genommen, welche durchgängig nur den Ton und die Anlage wünschten, die sich in den meisten Andachtsbüchern finden. Dagegen haben sich auch wieder Andere eben durch das angesprochen gefühlt, was dieses Buch von ähnlichen unterscheidet. Auf den ersten Tadel habe ich zu erwiedern, daß auch Luther's, Heinr. Müller's und Claudius Schriften zu demselben Veranlassung geben und — daß solcher Stellen nur sehr wenige sind. Auf den zweiten, daß, wo entweder Luther oder Claudius oder einer der Mystiker durchklingen, dieses gewiß mit dem Gegenstande in Harmonie steht und daher unwillkührlich eingetreten ist. Da jedoch der Wunsch der Gleichförmigkeit in dieser Hinsicht mir vielfach ausgesprochen worden, so werde ich ihn vielleicht in Zukunft erfüllen. Für jetzt habe ich mich bei dieser neuen Auflage darauf beschränkt, einzelne auffallendere Ausdrücke oder Gleichnisse zu tilgen, einige Gedichte zu vertauschen oder zuzufügen, nur Eine Betrachtung ist durch eine andere ersetzt worden.

Möge das Werk ferner namentlich in die Hände derer kommen, denen bei einiger religiöser Anregung eine umfassende Erkenntniß der christlichen Wahrheit nach allen sittlichen und Lebensbeziehungen Bedürfniß ist. Für solche, deren es ja in unserer Zeit so viele giebt, ist es namentlich bestimmt.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 22. Mai. **Nr. 32.** 1841.

Auch noch ein Wort über die sogenannte Parabel vom ungerechten Haushalter *).

Herr Pastor Nielsen zu Sarau fordert am Schlusse seiner in Nr. 19 und 20. des litterarischen Anzeigers über diesen biblischen Abschnitt mitgetheilten Bemerkungen auf, daß ein Dritter zwischen ihm und Herrn Pastor Gaupp, der in Nr. 56 und 57. des vorigen Jahrgangs dieselbe Stelle behandelt hatte, schlichten, oder auch über sie Beide richten möge. Zum Richter fühlt sich nun der Schreiber dieser Zeilen zwar nicht berufen; aber doch muß er bekennen, daß er schon während des Lesens des letzten Aufsatzes, noch ehe er an jene Aufforderung kam, einen starken Drang in sich spürte, seine Einwendungen gegen Einiges in der Erklärung des Hrn. P. Nielsen auszusprechen, und seine eigene Ansicht über die schwierige Perikope der Prüfung der Leser zu unterwerfen. Ich muß gestehen, daß mir bis jetzt noch keine Auslegung der Geschichte vom ungerechten Haushalter hat genügen wollen, wiewohl es mir darin schwerlich anders geht, als den Uebrigen, die sich ebenfalls mit derselben anhaltender beschäftigt haben. Denn so wie eine neue Interpretation derselben auftaucht, so muß man ihr zwar gewöhnlich das zugestehen, daß sie die Mängel und Schattenseiten ihrer Vorgängerinnen scharfsichtig entdeckt und klar ins Licht gestellt hat; aber wenn es sich nun um ihr eigenes Schicksal handelt, so wird ihr nicht selten von den späteren eben so gethan, wie sie den früheren gethan hat. So hat Gaupp richtig das Fehlerhafte der Olshausen'schen Erklärung eingesehen, Nielsen eben so das der Gaupp'schen. Mir hat nun auch Nielsen noch nicht genügen wollen, wiewohl ich mit seinen Einwendungen gegen Gaupp übereinstimme. Ich wage es daher, neben den Ausstellungen, die ich gegen Nielsen zu machen habe, auch meine eigene Ansicht über unsere Geschichte auszusprechen, wiewohl ich die Schwierigkeit der Erklärung genugsam fühle, um gewärtig zu seyn, daß auch mein Versuch die Sache noch nicht völlig aufs Klare bringen wird.

*) Es ist in dieser Abhandlung noch nicht auf die Erwiederung von Herrn Pastor Gaupp im Litt. Anz. 1840. Nr. 19. 20. Rücksicht genommen.

Alle früheren Erklärer, so viel ich weiß, stimmen darin überein, daß die Geschichte vom ungerechten Haushalter eine Parabel ist, d. h. eine Erzählung aus den niederen Regionen der Natur und des Lebens, in der eine Wahrheit, oder ein Verhältniß der höheren Welt, des Reiches Gottes, unter symbolischer Hülle verkleidet ist, und welche also, um recht verstanden zu werden, einer Deutung bedarf. An die Erklärung der Parabeln muß also zunächst der Maaßstab angelegt werden, daß man fragt, ob der aufgefundene Sinn auch wirklich als eine natürliche und leicht aufzufindende Parallele neben der in der Parabel zunächst gezeichneten äußeren Erscheinung hinläuft, oder vielmehr, wie der Geist den Leib, alle wesentlichen Glieder derselben erfüllt und durchdringt. Ist dieser Anforderung wirklich genügt, so kann das als exegetischer Gehalt einer Parabel Gefundene das richtige seyn; es wird doch aber nur dann das Richtige seyn, wenn es auch in den ganzen Lehrzusammenhang paßt, von welchem die Parabel einen Theil bildet. Wie bestehen nun die drei letzten Auslegungen des sogenannten Gleichnisses vom ungerechten Haushalter vor dem so eben aufgestellten doppelten Canon? Olshausen's eigenthümliche Behauptung ist: der ἄνθρωπος πλούσιος ist der ἄρχων τοῦ κόσμου; daß der οἰκόνομος diesem seine Güter durchbringt ist nicht zu tadeln, sondern zu loben; diese ἀδικία im Dienst des Fürsten dieser Welt ist die höchste δικαιοσύνη im Dienste Gottes und die wahre Klugheit, um deretwillen am Ende selbst der ἄρχων τοῦ κόσμου den Haushalter

Digitized by Google

loben muß. (V. 8.) — Man kann unmöglich sagen, daß dieser Sinn durch die leichte Umhüllung der Parabel deutlich als der nothwendige erkannt wird. Alle Farben sind in der Erzählung so gemischt, daß der Haushalter in einem sehr nachtheiligen Lichte erscheint von Anfang bis zum Ende. Namentlich aber, wie wollte man bei der Olshausen'schen Auffassung die Katastrophe der Erzählung deuten, wo der Haushalter die Ankündigung erhält, daß er von dem Amte werde gesetzt werden, und nun, um nicht zu graben, oder zu betteln, zu allen alten noch eine neue Ungerechtigkeit häuft? Sollte hier, wie Olshausen zu wollen scheint, der völlige Bruch mit dem Fürsten dieser Welt gezeichnet werden, so würden diese Züge, daß der Mensch sich zu betteln schämt und nicht graben mag, doch nur dazu dienen können, die Leser irre zu leiten, denn es wird hier wieder ein sehr bedeutender Tadel, nämlich der der Trägheit und Eitelkeit, auf ihn geworfen. Und in solchem Bilde sollte die von dem Herrn geforderte Beschaffenheit der Kinder des Lichts dargestellt seyn? Zum allerwenigsten müßten wir dann doch eine Anweisung von dem Herrn selber erwarten darüber, welchen Gebrauch wir von seinem Gleichnisse zu machen hätten; V. 13. steht aber viel zu weit von dem Gleichnisse selbst, als daß man in demselben, wie Olshausen will, eine solche Andeutung finden sollte, und wenn das auch nicht der Fall wäre, so führte dies „niemand kann zween Herren dienen" doch noch nicht zur Olshausen'schen Auffassung der Parabel. Eine Andeutung darüber, wie wir seine Erzählung ansehen sollen, hat der Herr freilich gleich nach Beendigung derselben gegeben in den Worten: „denn die Kinder dieser Welt sind klüger, als die Kinder des Lichts." Aber wenn Olshausen Recht haben sollte, so müßten wir ja statt derselben vielmehr diese Sentenz erwarten: denn was Ungerechtigkeit ist gegen den Fürsten dieser Welt, das ist Gerechtigkeit im Dienste Gottes. — Davon wollen wir hier nicht weiter reden, daß Olshausen's Erklärung auch gegen die analogia fidei zu seyn scheint, wenigstens wenn man die Worte so nimmt, wie sie lauten; kann ja doch von einer Ungerechtigkeit gegen den Fürsten dieser Welt eigentlich gar nicht die Rede seyn, und der Gedanke „ihm seine Güter durchbringen" stände hier in der ganzen Schrift völlig allein. Das ist von Gaupp weiter nachgewiesen; ich glaube freilich wohl, daß die Olshausen'sche Erklärung bei einer kleinen Modifikation, die sie erführe, diesem Tadel leicht entgehen könnte.

In dem, was Nielsen gegen Gaupp erinnert, wie bereits bemerkt wurde, stimmen wir ihm vollkommen bei. Gaupp läßt den Herrn in der Parabel sagen: „auch vom Standpunkte der Kinder der Welt ist es höchst rathsam, sich um die Zukunft in

jenem Leben zu bekümmern. Es steht ihnen eine Absetzung vom Amte bevor, der Tod, und sie müssen doch wohl einmal fragen: was dann? Mögen sie sich von der Klugheit bewegen lassen, für ihre Zukunft zu sorgen! Oder sollten sie nur in diesem Leben so klug seyn wollen, daß die Kinder des Lichts von ihnen lernen können? Nein, die Klugheit räth, daß sie sich die Kinder Gottes zu Freunden machen. Das wird ihnen nicht unbelohnt bleiben; ihre guten Werke werden das Lichtband seyn, das sie mit dem Reiche Gottes in Verbindung erhält; jene Freunde sollen ihnen zu einem besseren Ziele in der Ewigkeit behülflich seyn, bevor die Loose am jüngsten Tage auf ewig geworfen werden." Wie diese Auffassung sich unmöglich mit dem Wesen und der Lehre des Herrn verträgt, also jenen zweiten Kanon für die Auslegung der Parabeln verletzt, hat Nielsen gewiß hinlänglich gezeigt. Wir wollen nun noch den anderen Maaßstab anlegen und fragen, wie sich diese Erklärung zu der eigenthümlichen Natur der Parabel überhaupt verhält. Hier müssen wir nun fragen: wodurch ist es doch in der Erzählung angedeutet, daß das, was der Haushalter nach der Katastrophe thut, wirklich relativ besser ist, als das, was er vor derselben gethan hat? und das müßte doch der Fall seyn, wenn der von dem Herrn jener Klasse von Menschen gegebene Rath hier eine symbolische Einkleidung hätte finden sollen. Wir können aber nur sagen, daß der Verwalter vor der gedrohten Absetzung sich als einen ἄδικος zeigt, und nach derselben auch noch als einen ἄδικος, nur zuletzt in gesteigertem Grade. Es ist reine Selbstsucht, welche bei ihm waltet, von Anfang bis zu Ende; und daß die, welche er sich zu Freunden macht, den Kindern des Lichts entsprächen, ist auch mit keinem Worte angedeutet. Am allerschwersten aber, wie es mir vorkommt, geräth Gaupp in das Gedränge bei den Worten des Herrn, die ohne Zweifel den Schlüssel des Ganzen geben: die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts. Aus der oben gegebenen gedrängten Darstellung seines Gedankenzusammenhanges ist schon deutlich, wie er sich winden muß, um diese Worte demselben irgendwie einzufügen. Und doch gelingt es nicht. Vorher geht die Bemerkung: der Herr lobete den ungerechten Haushalter; das hieße also von der parabolischen Fassung entkleidet: wenn ihr Kinder der Welt dem Haushalter ähnlich seid, wird der Herr euch auch loben. Wie will man nun dieses „Denn" fassen: denn die Kinder der Welt sind klüger u. s. w.? Die Kinder der Welt sind ja die Angeredeten, die erst zur Klugheit ermahnt werden; wenn der allgemeine Satz nun seine Richtigkeit hatte, so stellte er in diesem Zusammenhange die Ermahnung als überflüssig dar. Und weßhalb nun gar die Vergleichung mit den Kindern des

Digitized by Google

Lichts, da diese gar nicht angeredet seyn sollen; wozu dieser Seitenblick auf ihren Mangel an Klugheit? Die Klugheit, welche der Herr hier gerade empfiehlt, fehlte ja den Kindern des Lichts nicht, die gerade für das Ewige sorgten. Wenn der Herr aber sagen wollte, was Gaupp meint: wollt ihr nun in diesem Leben klüger seyn, als die Kinder des Lichts? — weßhalb fehlen in der Rede des Herrn die nur von Gaupp hinzugefügten Worte, auf die hier so viel ankommt: „nur in diesem Leben?" So scheint mir gegen die Gaupp'sche Erklärung nicht minder wie die analogia scripturae sacrae, auch das eigenthümliche Wesen der Parabel zu sprechen. Unsere Geschichte müßte eine sehr schlechte Parabel seyn, wenn in ihr wirklich die von Gaupp herausgebrachte Deutung läge.

Und nun Nielsen? Seine Ansicht von unserer Parabel ist kurz folgende. Sie ist an solche Zöllner gerichtet, welche eigentlich schon an den Herrn gläubig geworden waren, welche aber doch noch meinten, sie dürften ihre einmal, wenn auch ungerecht, erworbenen Güter behalten und zu einem sorgenfreien Leben für sich verwenden, wenn sie nur in Zukunft nicht wieder betrögen. Diesen will unsere Parabel Wiedererstattung des unrechtmäßig erworbenen Besitzes, Wohlthätigkeit und mildes, Rücksicht nehmendes Nachlassen zur Pflicht machen. — Gegen diese Tendenz an sich habe ich nun freilich nichts zu erinnern; ich glaube, daß der Herr so wohl hätte reden können, wie er nach Nielsen's Meinung hier geredet hat; — aber es scheint mir nur wieder unmöglich, daß ein solcher Gedanke so hätte eingekleidet werden können, wie wir es dann in diesem Gleichniß fänden. Der Gedanke an sich, daß ungerecht erworbenes Gut erstattet werden und an die Stelle der Uebervortheilungen Anderer liebreiche Mildthätigkeit treten müsse, scheint so einfach und an sich klar, daß es kaum einer Parabel bedurfte, um denselben anschaulich zu machen. Und wäre dies doch die Absicht des Herrn gewesen, wie wenig hätte er sie in dieser Parabel erreicht! Der Haushalter, mochte er nun ein unumschränktes Verfügungsrecht haben über die Güter seines Herrn oder nicht, wird doch von Anfang bis zum Ende der Geschichte als ein betrügerischer und von lauterem Egoismus geleiteter Mensch geschildert. Wie ist es nun möglich, daß durch die neue Untreue, wenn er, um der schrecklichen Katastrophe zu entgehen, den Schuldnern seines Herrn etwas erläßt, den Zöllnern anschaulich gemacht werden konnte: sie mußten das Geraubte erstatten u. s. w.? Diese Lehre hätten sie sich etwa herausnehmen können, wenn der Herr ihnen von einem Knechte erzählte, der seine Mitknechte betrogen hatte, dann aber ihnen das Entwandte erstattete und nun noch dazu sein rechtmäßiges Eigen-

thum unter sie vertheilte. Aber diese Parabel?! Es kam ja wirklich alles darauf an, daß den Zöllnern die Pflichtmäßigkeit und Nothwendigkeit des ihnen zugemutheten Verfahrens einleuchtete, das konnte aber unmöglich die Wirkung seyn, wenn der Herr seine Lehre in einem Beispiele verbarg, in welchem nur zufällig die äußere Handlungsweise mit der zusammentraf, die er von den Zöllnern forderte, die Gesinnung aber eine himmelweit verschiedene, ja die gerade entgegengesetzte war. — Dazu kommt nun noch einiges Einzelne in unserer Erzählung, das ebenfalls gegen Nielsen zu sprechen scheint. Zuerst wenn zugegeben werden muß, daß die Worte V. 8.: die Kinder der Welt sind klüger u. s. w., den eigentlichen Schlüssel zu derselben enthalten, so hat uns der Herr auch die christliche, von den Kindern des Lichts häufig bei Seite gesetzte Klugheit hier empfehlen wollen. Wer aber möchte das nach Nielsen den Zöllnern hier vorgeschriebene Verfahren, Wiedererstattung des geraubten Gutes u. s. w., gerade als Klugheit bezeichnen? Man könnte eben so gut alle sittlichen Anforderungen unter die Kategorie der Klugheit stellen, was aber doch nur um besonderer Gründe willen, die man hier nicht sieht, geschehen dürfte. Sodann scheint mir in ἄδικος μαμμωνᾶς das Epitheton doch auch nicht auf die ungerechte Erwerbungsart bezogen und dann auf die Güter der Zöllner restringirt werden zu dürfen. Denn in V. 11. wird ganz allgemein ein πιστὸν εἶναι ἐν τῷ ἀδίκῳ μαμμωνᾷ gefordert, und es läßt sich schwerlich glauben, daß der Herr das Wiedererstatten des Geraubten, überhaupt das Verfahren mit dem ungerecht erworbenen Gut ein πιστὸν εἶναι genannt hätte. Es ist vielmehr ἄδικος μαμμωνᾶς offenbar parallel gesetzt mit τὸ ἀλλότριον, und diese beiden Bezeichnungen stehen im Gegensatz zu den ebenfalls parallelen τὸ ἀληθινὸν und τὸ ὑμέτερον. Das von Gaupp zur Erklärung von ἄδικος μαμμ. Gesagte halte ich für richtig. Endlich hat die Erklärung von Nielsen zu ihrer Voraussetzung, daß unter den μαθηταῖς, zu denen der Herr Luk. 16, 1. redet, bloß die Zöllner verstanden sind. Nun ist es zwar gewiß, daß unter den μαθηταῖς keineswegs immer die Jünger im engeren Sinne zu verstehen sind, wie Joh. 6, 60. 61. Aber doch möchte ich bezweifeln, daß οἱ μαθηταὶ je anders zu verstehen sei, als von dem ganzen Haufen derer, die an den Herrn glaubten, worin dann immer die 12 und auch wohl die 70, so viel ihrer zugegen waren, mit eingeschlossen sind. Wirklich sehen wir auch Luk. 17, 1 ff., wo es ganz wie an unserer Stelle heißt: εἶπε πρὸς τοὺς μαθητάς, daß die 12 Apostel in solchen Fällen unter den Jüngern mitbegriffen sind.

(Beschluß folgt)

Digitized by Google

Religiöse Poesie.

(Beschluß.)

7) Das christliche Leben in Liedern von Hermann Alex. Pistorius aus der Grafschaft Mansfeld. Der Wintertrieb. Dresden 1840. Verlag von Justus Naumann. Pr. 15 Sgr.

8) Kreuz und Palme. Neue geistliche Lieder von Gottfried Gentzel, Verf. von „Jesus Christus, Tagebuch eines Gläubigen u. s. w." Berlin, Albert Wohlgemuth's Buchhandlung. 1841. Pr. 15 Sgr.

9) Christliche Lyra von G. W. Eisenlohr, Vikar an der evangelischen Kirche zu Freiburg. Freiburg, Herder'sche Kunst- und Buchhandlung. 1839. Pr. 15 Sgr.

10) Knospen. Christliche Gedichte von Ludw. K. Lentz, deutschem Prediger bei der Evangel. Luth. Gemeinde zu Amsterdam. Amsterdam, bei Johannes Müller. 1840.

Die geistlichen Dichter unserer Tage scheinen nicht recht im Klaren zu seyn über das Wesen des Liedes. Daher auch das Schwankende in der Benennung ihrer Erzeugnisse. Da heißt es bald Gedicht, bald Gesang, bald Lied und das soll denn Alles auf Eins hinauslaufen. Die Sache ist, ein Lied ist zwar immer ein Gedicht, ein Gedicht aber nicht immer ein Lied und wir können deßhalb den Verf. des zuletzt angezeigten Büchleins nicht tadeln, wenn er uns „Christliche Gedichte" auf dem Titel verspricht und die einzelnen Gedichte in den Ueberschriften meist Lieder nennt. Das ist ganz in der Ordnung. Anders verhält es sich mit dem Verf. von „Kreuz und Palme." Dieser kündigt Lieder an und giebt bloß Gedichte. Es ist hier wohl am Orte, einige Worte über das Wesen des Liedes zu sagen. Weltlich oder geistlich, ein Lied ist zum Singen bestimmt. Daraus ergeben sich sogleich einige nothwendige Eigenschaften theils in Bezug auf die Form, theils auch in Bezug auf den Inhalt. Als z. B., es darf nicht bloße Reflexionen, sondern muß Stimmungen enthalten, der Ton muß so viel als möglich einfach seyn, ohne viel Metaphern; es ist gut, wenn jede Zeile in einem gewissen Sinne etwas Vollständiges ist und dergleichen. Das Singen selbst aber erhält erst seine wahre Bedeutung durch die Gemeinschaft und so verlangen wir denn von einem Liede auch, daß es zwar subjektive Stimmungen, aber so objektiv als möglich gebe, d. h., daß es sich in allgemeineren der ganzen Gesammtheit, auf die es sich bezieht, angehörenden Stimmungen bewege. So haben es auch unsere älteren Liederdichter gehalten, da drehet es sich immer um Buße, Glauben u. s. w., überhaupt um solche Dinge, die ein jeder Christ ohne Unterschied nachfühlen kann.

Von den oben angezeigten Sammlungen verdienen die Lieder von Pistorius am meisten Lob. Sie kommen dem Charakter des Liedes am nächsten. Auch sind sie zum Theil originell, was den übrigen Sammlungen abgeht. So gleich das erste Gedicht „die Frage." Am gelungensten scheint uns das Gedicht, das der Verf. „Bußlied" überschrieben hat. Wir theilen einige Verse davon mit.

1. Du bist betrübt und könntest Freud' erlangen,
Du bist verarmt, und hast so reich empfangen,
Du bist ermattet, und doch steht im Streite
Dir Gott zur Seite.

2. Du bist verzagt und könntest muthig streiten,
Du bist verirrt und könntest andre leiten,
Du schaust den Tod, doch will auch dir das Leben
Der Vater geben.

5. Er (Gott) warnt und lockt mit sanfter Vaterstimme,
Er fährt heran, schreckt dich mit seinem Grimme,
Er sendet viele Boten dich zu lehren:
Du willst nicht hören.

6. Er überschüttet dich mit reichem Segen,
Er züchtigt dich mit schweren vielen Schlägen,
Und bringt den Balsam, deinen Schmerz zu kühlen:
Du willst nicht fühlen.

7. Die Hölle zeigt er dir mit ihrem Grauen,
Den Himmel schließt er auf und läßt dich schauen,
Die Engel winken, die am Throne stehen:
Du willst nicht sehen.

8. Dein Herz ist zu, du willst ihm nicht gehören;
Die Welt will dich belügen und bethören,
Und reißt dich weg; ach, komm, laß deine Klagen
Zu Gott dich tragen!

Das ist aber weder im Allgemeinen ein Lied — dagegen ist die Form des Selbstgesprächs, die sich fast durch das ganze Gedicht hindurchzieht — noch im Besonderen ein Bußlied, sondern vielmehr eine Mahnung. Wie ganz anders klingt ein „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir." Hier ist durchaus nichts Selbstbeschauliches zu finden. Der Sänger thut einen Angstschrei und streckt die Hände gen Himmel empor, man sieht, daß es ihm an die Seele geht. Wir müssen daher dieses Gedicht, wie so viele andere dieser und fast alle der übrigen Sammlungen in das Gebiet der erbaulichen Gedichte verweisen.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 27. Mai. **Nr. 33.** 1841.

Exegese des Neuen Testamentes.

1) Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen, Professor der Theologie an der Universität zu Erlangen. Königsberg, bei Unzer. 1836. Pr. 1 Thlr. 15 Sgr.

2) Kurze Erklärung der Briefe an die Korinthier. Von Dr. W. M. L. de Wette. Leipzig, bei Weidmann. 1841. Pr. 1 Thlr. 3¾ Sgr.

3) Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. Von Heinr. Aug. Wilh. Meyer, Superintendenten zu Hoya im Königreich Hannover. Fünfte Abtheilung, den 1. Brief an die Korinthier umfassend. Göttingen, bei Vandenhoek u. Ruprecht. 1839. Sechste Abtheilung, den 2. Brief an die Korinthier umfassend. Ebend. 1840. Pr. 2 Thlr.

Es ist auffallend, wie still es seit etwa 5 Jahren auf dem exegetischen Felde geworden ist. Neben diesen drei allmählig fortgesetzten Kommentaren ist nur wenig Bemerkenswerthes erschienen. Man sieht, daß die Aufmerksamkeit der Theologen sich nach einer anderen Seite hingerichtet hat, die Kräfte werden von dem dogmatischen Interesse in Anspruch genommen, entweder von dem philosophisch-kritischen oder von dem kirchlichen; was ist Religion? was ist Christus? fragt man dort, was ist die Kirche? fragt man hier. Nun ist es auch wohl begreiflich, daß demjenigen, dessen Glaube überhaupt durch philosophisch-kritische, insbesondere Strauß'sche Richtung erschüttert ist, die Auslegung eines paulinischen Briefes eben nicht viel Interesse zu haben scheint, denn ist der Meister nichts Anderes als ein Jude von klarem praktischen Verstande, wenngleich ohne hohe und tiefe Ideen, was soll man von dem dürren Holze seines Jüngers, des eingefleischten Pharisäers erwarten? Hat es den Anschein gewonnen, als sei unter der Wundergeschichte des Meisters der historische Boden gewichen, wie erscheint nicht alle Forschung über den Jünger gleichgültig, so lange man das wunderbare Terrain für den Meister noch nicht wiedergewonnen hat? Die Jüngeren indeß, welche so denken — und Jüngere sind es ja fast ausschließlich, die sich bis zu diesem Extrem fortreißen lassen — irren doch in ihrem Urtheil. So wahr es der Geist des Herrn gewesen ist, der in einem Paulus gewirkt hat, so gewiß giebt es nicht bloß einen Glaubensweg von Christo zu Paulo, sondern auch umgekehrt von Paulo zu Christo. Dieser ehemalige Pharisäer spricht: „Denn ich dürfte nicht etwas reden, wo dasselbige nicht Christus durch mich wirkte," und es sollte uns nicht aus seinen Worten ein Geschmack des Geistes Christi kommen? Aber auch was den Wunderboden des Christenthums betrifft — die Evangelien sind für Triebsand erklärt, erst hatte den Matthäus das Schicksal getroffen, nun auch Markus und Lukas, ja zuletzt auch den Johannes, noch hielt man an der Apostelgeschichte, so eben hat aber Dr. Baur, auf Schneckenburger gestützt, zu zeigen gesucht, daß auch bei ihr das feste Land noch nicht kommt; so entschlüpft einem ja das Wunderkind, je mehr man ihm nacheilt, wie ein Irrwisch; bekommt daher nicht gerade für den kritisch-historischen Skeptiker das Studium der paulinischen Briefe eine große Bedeutung? Ist der ganze ehemalige Kontinent der neutestamentlichen Urkunden und damit

Digitized by Google

des Wunderbodens versunken im kritischen Erdbeben jüngster Zeit bis auf die zwei, drei Inseln paulinischer Briefe, wer sollte nicht an sie sich mit desto ernsterer Forschung wenden, ihre physikalische und geographische Physiognomie, ihre Vegetation und Mineralien desto sorgfältiger betrachten, um Zeugniß zu erhalten, ob das, was untersank, Wunderland war oder nicht? Ja, man versenke sich nur mit ernstem Studium in die paulinischen Briefe, man ziehe nur ohne Vorurtheil die nothwendigen Konsequenzen von der Krone des Baumes auf Stamm und Wurzel und es sollte uns nicht wundern, wenn der Skeptiker, der sich mit Kopf und Herz nur recht in Paulus hineinzustudiren anfängt, auch von Paulus zu Christus geführt wird. Der Ausleger aber, der recht von Paulus zu Christus führen soll, muß ja freilich an Christo seinen Meister haben.

Daß Olshausen der exegetischen Wissenschaft und der Kirche so früh entrissen worden, diese Wunde ist gewiß bei Vielen auch jetzt noch nicht vernarbt; es ist wohl zu beklagen, daß sich derjenige noch nicht gefunden hat, der diesem Theologen ein Denkmal setzte, wie er es verdient. Hat Einer das Bedürfniß seiner Zeit verstanden, so war es Olshausen mit seinem Kommentare: der beispiellose Absatz zeugt dafür. Die starke Einwirkung und Verbreitung eines Buchs ist freilich nicht immer bloß in seinen Verdiensten bedingt, sondern auch zuweilen zugleich in seinen theilweisen Mängeln. Hätte Olshausen nicht gerade dasjenige Niveau von gelehrtem Apparat und dogmatischer Tiefe gehalten, welches er hielt, so wäre er für Viele von denen nicht zugänglich gewesen, die sich jetzt besonders gern ihm angeschlossen haben. Aber es wäre Thorheit, bloß Kunststücke in der Kochkunst zu liefern, und während man die Kunst vervollkommnet, die Kindlein verhungern zu lassen, die einfachere Speise bedürfen. Drei Eigenschaften erscheinen an den Kommentaren des Verewigten als vorzüglich schätzenswerth. Daß ihm die Bibel nicht ein Gliedermann war, wo man bei jedem einzelnen Gliede den Faden durchschneiden kann, so daß es hinfällt, sondern lebendig wie ein Menschenleib oder Menschengeist, in jedem Gliede der ganze Mensch. Das Andere — unseres Erachtens ist auch wohl das Erste dadurch mit bedingt — daß er ein philosophischer Geist war, wie dieses neuerlich auch Erdmann ehrend anerkannt hat in den Vorlesungen über Glauben und Wissen S. 117 *). Er

*) „Das Letztere ist auf eine wahrhaft überraschende Weise der Fall mit einem Manne, den ich zu den bedeutendsten Theologen zähle, den ich auch Mystiker nennen möchte, mit Olshausen. Das Unhaltbare des Dogmatismus ist ihm klar geworden und daher tritt die, den Mystiker so leicht in ihn zurückwerfende, Reflexion sehr zurück, und als unmittelbare Anschauungen treten uns hier unzählige Punkte entgegen, welche die Spekulation auch als ihre Resultate erzeugt, von denen Olshausen auch weiß, daß sie Resultate der Spekulation sind, ohne daß er sie darum in seinen Schriften aus der Spekulation resultiren läßt, d. h. spekulativ hervorbrachte."

dachte nicht als Philosoph, aber er schaute an, er stellte vor als Philosoph. Sollte jedoch Jemandem das philosophische Adelsblut darüber zu wallen anfangen, daß einem Anderen der philosophische Doktorhut gegeben werden soll, als denen, die von den Kategorien her sind, so wollen wir nicht streiten, und der Selige, der unseres Wissens bei seinem Leben den philosophischen Doktorhut nicht getragen, wird ihn wohl auch jetzt nicht sehr vermissen. Wir wollen sagen: er war ein Mystiker. Ja er war ein schauender Geist, welcher das In-Einem und In-Eines-Schauen der Wahrheit als ein besonderes Talent von Gott empfangen hatte und darum die Bibel organisch und gedankenvoll zu erklären wußte. Manchmal mag er etwas zu viel geschaut haben, mag seyn, indeß mancher von uns mag wohl auch zu wenig schauen. Er war aber auch ein tieffühlender Geist, er war ein Pektoraltheologe — denn warum sollen wir den Ausdruck scheuen, den diejenigen ausgeprägt haben, denen es despektirlich erscheint, der Theologie einen anderen Sitz anzuweisen, als den im oberen Dachstübchen? Kommt es doch bloß auf die Frage an, ob die Theologie die Krone eines Baumes sei, deren Frische und Fülle, deren Saft und Kraft durch die Frische und Fülle der Wurzel mit bedingt wird, warum soll man es einem Theologen nicht zum Lobe anrechnen, wenn die Wurzel seiner Theologie tief und weit sich in die innersten Tiefen der Subjektivität des Individuums hineingerankt hat? Wollten aber jene so grausam seyn, den Pektoraltheologen überhaupt abzusprechen, daß sie außer der Wurzel auch eine Krone haben, werden sie sich rechtfertigen können, wenn diese sagen, daß ihre Krone keine Wurzel im Subjekte habe? Der theure selige Mann, von dem wir hier sprechen, fühlte so lebendig was er schaute, daß sein Schauen überall den Odem des Lebens mit sich führte. Es ist wohl ein herbes Geschick, daß er das Werk seines Lebens nicht vollenden konnte, desto dankbarer wollen wir hinnehmen und benutzen, was wir von ihm empfangen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Auch noch ein Wort über die sogenannte Parabel vom ungerechten Haushalter.

(Beschluß.)

So ist denn das Resultat des Bisherigen nur dieses, daß auch die neuesten Erklärer der Erzählung vom ungerechten Haushalter eine befriedigende Deutung derselben noch nicht dürften gefunden haben. Woran liegt das? so fragen wir billig. Die anderen Parabeln des Herrn bieten doch einen so einleuchtenden Sinn dar, über ihre eigentliche Bedeutung ist fast nie Streit gewesen unter den gründlicheren Interpreten. Wer erkannte z. B. nicht sogleich in der Parabel vom Schalksknecht, wer der König ist, der Rechnung hält, und wer der Knecht, der eine so große Schuldenlast gehäuft hat? Und bei dieser sogenannten Parabel vom ungerechten Haushalter haben sich die tüchtigsten Schrifterklärer vergeblich abgemüht. Wie, wenn darin der Irrthum läge, daß man bisher die Erzählung immer für ein eigentliches Gleichniß gehalten hat, und sie doch keineswegs ein solches wäre! Ref. ist schon seit längerer Zeit wirklich zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß unsere Geschichte keine Parabel im engeren Sinne ist. Und zu dieser Annahme scheint man wohl berechtigt, wenn man findet, daß, wo und wie man auch anfängt zu deuten, sich doch niemals Alles leicht und fließend ergeben will. Man sollte gar nicht deuten; darum will keine Deutung passen, denn jede ist aufgedrungen. Die Perikope ist ein Beispiel, eine Erzählung, die eine Wahrheit anschaulich machen soll. Derartige Erzählungen haben wir unter den im weiteren Sinne sogenannten Parabeln des Herrn mehrere; so die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus, vom barmherzigen Samariter, vom Pharisäer und Zöllner. Sie mögen immerhin im weiteren Sinne Parabeln oder Gleichnisse genannt werden; Luk. 18, 9. wird die Geschichte vom Pharisäer und Zöllner auch so genannt. Aber ein gewisser Unterschied ist doch zwischen diesen Erzählungen und den eigentlichen Parabeln. Die letzten haben ihr unmittelbares Gebiet, aus dem sie ihren Stoff zur Einkleidung der Wahrheiten und Verhältnisse des Reiches Gottes entnehmen, in der niederen Region der Welt und des Lebens; diese Erzählungen dagegen bleiben in derselben Welt, welche sie meinen, und wollen nichts weiter, als das Allgemeine und Abstrakte durch lebendige Beispiele konkret machen. Wem ist es je eingefallen z. B. von der Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus noch eine besondere Deutung zu geben? Nein, nur das muß bemerkt werden, daß in dieser Geschichte sowohl Lazarus als der reiche Mann ganze Klassen ihnen ähnlicher Individuen exemplificiren sollen. So will die Erzählung vom barmherzigen Samariter uns die erbarmende Liebe in einem lebendigen Bilde vor Augen stellen. Nun, ganz auf dieselbe Weise ist in unserer Geschichte alles vortrefflich und vollkommen klar, wenn wir sie für nichts weiter halten, als für ein aus dem Leben gegriffenes lebendiges Beispiel, welches nach der V. 8. vom Herrn selber gegebenen deutlichen Erklärung uns die Klugheit der Kinder der Welt vor die Augen stellen und dieselbe den Kindern des Lichts, mutatis mutandis, abgesehen von dem völlig falschen Princip, von der ganz unreinen Quelle, zur Nachahmung empfehlen will, und zwar insbesondere die Klugheit, die gewandte Geschicklichkeit im Gebrauch des allen Menschen zum Handeln und Wirken auf Erden verliehenen Materials, des zeitlichen Guts und Vermögens. Das ist freilich das Grundverkehrte bei den Kindern der Welt, daß sie mit dem irdischen Gute keinen anderen Zweck erreichen wollen, als den, selber alle Tage herrlich und in Freuden zu leben; aber davon einmal hinweggesehen, so ist es wirklich bewundernswerth, wie sie ihr Ziel immer im Auge behalten. Für den Haushalter, der zu dieser großen Menge der Kinder der Welt gehört, scheint schon alles verloren zu seyn; er soll von dem Amte gesetzt werden; aber doch giebt ihm seine Klugheit noch ein Mittel an die Hand, welches das hereinbrechende Elend von ihm abhalten muß. Seine Klugheit steht aber im Dienste seiner Untreue; diese Klugheit muß ihm helfen, daß seine Untreue ihn nicht ins Verderben stürzt. So soll bei den Kindern des Lichts eine gewisse heilige Klugheit im Dienste ihrer Treue stehen; sie sollen eben so erfinderisch, geschickt, beharrlich seyn in der Durchführung ihres Zwecks, wie der ungerechte Haushalter in der des seinigen.

So gefaßt scheint mir unsere Erzählung einen reichen Schatz der Lehre in sich zu schließen, und je tiefer man in dieselbe eingeht, nur um so mannichfaltigere und fruchtbarere Beziehungen zu offenbaren. Sobald man sie aber als eigentliche Parabel nehmen will, verwirret sich einem Alles und fließt durcheinander. Aber worin hat es denn nun seinen Grund gehabt, daß man diese Geschichte so oft und so lange für ein Gleichniß gehalten hat, das einer vollständigen Deutung bedürfte? Wenn wirklich so viele gründliche Schrifterklärer hier geirrt haben, so muß der von ihnen erwählte Abweg einen sehr täuschenden Schein der Wahrheit für sich gehabt haben. Ich glaube, daß man sich gleich durch den Anfang des Abschnittes in

Digitized by Google

die Irre führen ließ. Von einem reichen Manne ist da die Rede, der von seinem Haushalter, welcher ihm sein Gut durchgebracht hat, Rechenschaft fordert. Ganz ähnlich beginnt die wirkliche Parabel Matth. 18, 23.: „darum ist das Himmelreich gleich einem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte" u. s. w., und überhaupt geht ja die Vorstellung durch das ganze N. T., daß wir als οἰκονόμοι über Gottes Güter gesetzt sind, vgl. 1 Cor. 4, 1. 2.; Tit. 1, 7.; 1 Petr. 4, 10.; — Luk. 12, 42 kommt der οἰκονόμος sogar wirklich in einer kurzen Parabel vor. Was lag nun näher, als wenn man den Anfang von unserer Erzählung vom ungerechten Haushalter las, augenblicklich auf den Gedanken zu kommen, man werde hier auch eine Parabel im engeren Sinne finden? Der Verfolg der Geschichte, wo es mit der Deutung gar nicht recht fort will, hätte wohl von der vorgefaßten Ansicht wieder zurückbringen können; aber nun kam noch hinzu, und dadurch mußte die Entdeckung der Täuschung noch mehr erschwert werden, daß der Herr selbst in den Worten, die er auf die Erzählung folgen läßt, eine Deutung derselben zu geben schien, wenn er spricht: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit, wenn ihr nun darbet (oder sterbet), sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten." Und das ist ja nicht zu leugnen, daß diese Worte des Herrn von der voraufgehenden Erzählung eine starke Färbung angenommen haben. Aber sollte deswegen die Erzählung selbst eine Deutung fordernde Parabel seyn? Dann müßte auch gesagt werden, weil Paulus 1 Cor. 10, 3. 4. das Manna und das Wasser, welches die Israeliten in der Wüste empfingen, zum Symbol der ihnen ebenfalls da zu Theil gewordenen geistigen Segnungen wählt, so folge aus dieser Anspielung auf jene Geschichten von der wunderbaren Speisung und Tränkung des Volks, daß dieselben dem Apostel nichts weiter als Symbole oder Parabeln gewesen wären. Das ist gerade das Wesen der geistvollen und tiefsinnigen Rede, daß sie aus allen Gebieten des Lebens, auch aus den entlegensten und einander am meisten entgegengesetzten, die Typen und Symbole zur Einkleidung und Veranschaulichung ihrer Gedanken entnimmt. Dadurch eben gewinnt sie Anmuth und frische Lebendigkeit. Aber wie dürfte man dem aufbürden, welcher sich so auf die Symbolik der Natur und des Lebens versteht, daß er dem, wovon er einen solchen Gebrauch macht, nicht auch eine selbstständige Bedeutung außer jener Hinweisung auf ein Anderes zuschriebe? So können wir denn auch recht gut zugeben, daß, wenn der Herr fordert: machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, ihm das, was der Haushalter that, würklich für einen Augenblick Symbol wird, um die Aufgabe für die Kinder des Lichts einzukleiden, und in gleicher Weise, wenn er von einem Mangel leiden (denn so möchte ich eben wegen der Analogie der Geschichte ἐκλίπητε doch lieber fassen, als: sterben) und einem Aufgenommen werden abseiten der Freunde in die ewigen Hütten redet. Daraus ergiebt sich denn beiläufig bemerkt auch, daß die zuletzt angeführten Worte: daß sie, die Freunde, euch aufnehmen in die ewigen Hütten, nicht zu urgiren seyn dürften. Es ist wiederum das Licht der Geschichte, welches diese Färbung hervorgebracht hat. Dort nehmen eigentlich die Freunde den ungerechten Haushalter auf. Eben so werden diejenigen, welche sich als Kinder des Lichts, also im Glauben an Christum und in Christi Sinn mit dem ungerechten Mammon Freunde gemacht haben, um dieser Freunde willen (also gewissermaßen von ihnen aufgenommen), oder durch den Herrn, der das, was wir dem Geringsten unter seinen Brüdern thaten, so ansieht, als hätten wir es ihm gethan — in die ewigen Hütten aufgenommen werden. — Das freilich könnte auch zugegeben werden, daß der Herr unsere Geschichte absichtlich so angelegt hat, daß sie einen solchen Reichthum von Symbolen und Analogien darbot, in denen sich seine Forderungen an die Kinder des Lichts darstellen ließen. Ja er könnte auch die eigentlich handelnde Person mit Nebenabsicht zu einem οἰκόνομος gemacht haben, um seine Jünger dadurch sogleich an ihr eigenthümliches Verhältniß zu Gott in Beziehung auf die irdischen Güter zu erinnern, vorausgesetzt nämlich, daß der Herr die Geschichte frei gebildet hat, was mir das Wahrscheinlichere ist, und daß sie nicht eine wirkliche Begebenheit ist. Durch dieses Zugeständniß würden wir doch noch eine Parabel im engeren Sinne erhalten.

Ref. hat bis hieher der Zuversichtlichkeit der Ueberzeugung keinen Einhalt gethan. Möge daraus nicht geschlossen werden, daß er alle weiteren Belehrungen und Zurechtweisungen anders als mit aufrichtigem Dank aufnehmen würde.

Hannover.

Fr. Münchmeyer, Kand. der Theol.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 1. Juni. **Nr. 34.** 1841.

Exegese des Neuen Testamentes.

1) Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen u. s. w.

2) Kurze Erklärung der Briefe an die Korinthier. Von Dr. W. M. L. de Wette u. s. w.

3) Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. Von Heinr. Aug. Wilh. Meyer u. s. w.

(Fortsetzung.)

Hr. Dr. de Wette ist mehr als die meisten rationalistischen Ausleger zur Auslegung der paulinischen Briefe befähigt, denn er hat ein Verständniß der christlich-religiösen Zustände, er kann sich mehr als viele Andere hineinversetzen, sein Wort klingt uns nicht wie das von manchem Andern, wie z. B. von Meyer, bei dem uns zu Muthe wird, wie wenn ein Antiquarius ein altes Münz- und Medaillenkabinet erklärte. Hr. Dr. de Wette besitzt ferner Geist genug, um Geist und Hülle in der biblischen Sprache zu unterscheiden, während viele von jenen nicht stark genug am Buchstaben kleben können und sich dann noch rühmen, daß sie recht unparteiisch und historisch interpretiren; er hat auch etwas mehr Interesse als jene an den Ideen und Lehren. Endlich besitzt er einen gesunden exegetischen Takt, welcher eben so sehr „die exegetische Kleinmeisterei" vermeidet, als Willkürlichkeit und Ungenauigkeit. Von diesen Eigenschaften finden wir im Kommentare zu den Korintherbriefen noch mehr Belege, als in dem zum Brief an die Römer, wie er denn überhaupt mit mehr Fleiß, Benutzung älterer Erklärer und dabei doch Selbstständigkeit des Urtheils geschrieben zu seyn scheint. Namentlich aber findet ein großer Unterschied in Vergleich mit den Kommentaren zu den Evangelien statt. Die historisch-destruktive Richtung in diesen lassen wir unerwähnt, es ist aber auch lange nicht der nöthige Fleiß auf die Auslegung der Reden Christi gewendet, es sind viel zu sehr die älteren Ausleger vernachlässigt, es findet sich, ähnlich wie auch in der Psalmerklärung von Dr. de Wette, eine größere Ungeneigtheit — denn wir dürfen nicht sagen Unvermögen — Bild und Sache zu unterscheiden, daher Christo öfter krasse Vorstellungen aufgebürdet werden, die dann zuweilen wieder, wo es der Sache zu viel wird, nach willkürlicher Bestimmung „die Referenten" auf ihre Schultern nehmen müssen. Nur eines sei erwähnt aus Vielem. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn im Kommentar zu der Parabel vom reichen Manne (Komm. zum Lukas S. 86.) es heißt, die Lehre sei, daß „die Armen als solche selig, die Reichen hingegen verdammt würden." Was soll man dazu sagen? Möchte man nicht Hülfe schreien gegen eine solche — wir sprechen das Wort mit Schmerz aus, allein es ist der einzig rechte Ausdruck dafür — Nothzüchtigung der Bibel? Einen so unsinnig-unsittlichen Grundsatz, den Rec. allerdings einmal aus dem Munde eines stumpfsinnigen Menschen aus der niedrigsten Volksklasse vernommen hat, soll Christus gelehrt haben? Doch nein, die Sünde muß Lukas „der Referent" auf sich nehmen. Der hat „sein, bekanntes Vorurtheil (oder seines Gewährsmannes) gegen den Reichthum und für die Armuth hineingetragen." Und woher nun „das bekannte Vorurtheil?" Weil es Luk. 6, 20. 24. in der Relation der Bergpredigt heißt: „Selig die Armen, wehe den Reichen." Also anders ließe sich dies Diktum nicht interpretiren, als daß der Gewährsmann die Armen als solche für selig und die Reichen für verdammt hielt? Man achte zuerst auf die Schlußfolge: Weil „der Gewährsmann" des Lukas bei der Bergrede die Armen als solche selig preist, hat Lukas in die von einem anderen Gewährsmann (!) erzählte

Parabel dieselbe Lehre hineingetragen! Und dann — ein Freund und Schüler des Paulus hat geglaubt, die Armen werden als solche selig! Es ist das Zeichen einer großen Schlaffheit, daß gegen solche unverantwortliche Herabwürdigung des Schriftwortes von Dr. de Wette, welche wir hier nur vom Standpunkte wissenschaftlicher Gründlichkeit aus beurtheilen, sich nicht mehr Stimmen mit Nachdruck erheben. Rec. hat geglaubt, um so eher sich in aller Stärke gegen diese Flecken in jenen Kommentaren aussprechen zu dürfen, da er eben wieder einen Beleg davon abgelegt hat, wie unbefangen er die Verdienste des verehrten Dr. de Wette anerkennt, und niemand mehr erfreut seyn würde als er, wenn wenigstens so grobe Flecken ausgetilgt würden. Freudig, wiewohl mit einiger Verwunderung, bezeugen wir, daß in der Auslegung der Briefe, z. B. in den eschatologischen Abschnitten des Briefs an die Korinther uns nichts Aehnliches begegnet ist. Der vornehmste Grund des Unterschiedes ist wohl nur darin zu suchen, daß der Verf. damals eben das Interesse hatte, welches er auch in der Vorrede aussprach, durch Strauß unterstützt, von dem auch jene Auslegung der Parabel stammt, recht gründlich den kritischen Zweifel anzuregen und allenthalben die pars sinistra hervorzukehren. Diese Kommentarien von Dr. de Wette zu den Evangelien, welche also absichtlich alles iniquiore animo interpretiren, sind nun fast die einzigen, deren sich jetzt die studirende Jugend bedient! Auch wenn ihnen Olshausen nicht zu gläubig wäre, so lassen sie sich schon durch den Umfang und Preis des Werkes abschrecken. So wird denn gleich beim ersten Eintritt in das Neue Testament die theologische Jugend in die Resumé's aus Strauß eingeführt, der historische Boden der evangelischen Geschichte untergraben, der Sinn der Aussprüche Christi theilweise verkehrt, und zwar — ohne daß sie das, was sich von der anderen Seite entgegnen läßt, kennen lernen. Es wäre gewiß an der Zeit, diese Lücke der exegetischen Litteratur auszufüllen.

Von Hrn. Meyer's Kommentar ist früher im litterar. Anzeiger 1834. Nr. 15. 16 der erste Theil, der zu den ersten drei Evangelien, angezeigt worden und war nicht viel Rühmliches darüber zu berichten. Auch dieser Kommentar hat sich mit der Zeit zum Besseren verändert. Die sprachliche Erklärung ist gründlicher und gelehrter, die Benutzung anderer Ausleger reichlicher, das Urtheil in formeller Hinsicht gereifter geworden. Möchte sich auch dasselbe von dem theologischen Geiste des Werkes sagen lassen! Der erste Theil und auch der zweite über das Evangelium Johannis legt einen erstaunend gedankenlosen Rationalismus zu Tage. Die Vorrede zum 2. Briefe an die Korinthier könnte dagegen glauben lassen, daß der

Verf. auch in dieser Hinsicht etwas zugenommen habe, wenigstens sagt er, er wünsche ein „rein-biblischer" Theologe zu seyn (S. XIII.), und die Bibel bloß nach ihrem Zusammenhange zu erklären — allein wie das gemeint sei, ergiebt sich doch schon daraus, daß es kurz vorher heißt, von den Olshausen'schen Kommentaren lasse sich kein „irgend erheblicher Gewinn" ziehen. Der Verf. scheint in der That nicht mit sich im Reinen zu seyn. Er spricht „von einem Gerichte des göttlichen Wortes, dem die Dogmen beständig unterworfen sind," aber wie kann das göttliche Wort ein solcher Richter seyn, in welchem dieser Kommentator so häufig auf jüdische Vorstellungen, krassen Aberglauben und dergl. trifft? So drückt er sich zwar niemals aus, sondern es heißt: „Paulus habe einen Bestandtheil der jüdischen Dogmatik in seinen christlichen Ideengehalt aufgenommen," s. zu 1 Kor. 10, 3. 4. 19. 20., 15, 24., 2 Kor. 12, 2. oder wenn z. B. Paulus die Frau nicht das Bild Gottes genannt hat, so wird höflicher Weise bemerkt: „dieses konnte der Frau nach dem ganzen Pragmatismus und nach orientalischem Gesichtspunkte (welcher orientalische Gesichtspunkt also auch nicht einmal in Betreff der Idee von der Ehe einem neuen, rein christlichen sich untergeordnet hat?) überhaupt nicht zugestanden werden;" aber welche Grenzlinie zieht nun Hr. Meyer zwischen dem göttlichen Worte, dem das Gericht zukommt und demjenigen, welches der Ausleger selbst zu richten befugt ist? Hierüber hätte er sich in jener Vorrede äußern müssen. Andererseits wird dem Apostel die Gabe der Prophetie zugestanden zu Röm. 11. S. 259., bestimmte ἀποκαλύψεις zu Röm. 11, 25. 1 Kor. 15, 51. Wie geht nun dies Alles zusammen? Bei dem mancherlei Guten und Anerkennenswerthen, das dem Kommentar in diesen späteren Theilen zuzugestehen ist, muß man doch auch jetzt noch sagen, daß eine Geistlosigkeit und Geschmacklosigkeit darin waltet, von welcher z. B. Dr. de Wette frei ist. Auch die Ueberfüllung mit Fremdwörtern, über welche alle Recensenten geklagt haben, ist für die Sache nicht ganz gleichgültig, man hat immer den Eindruck, daß der Ausleger außerhalb des Geistes des Schriftstellers steht, den er auslegt, denn die Fremdwörter bei religiösen Begriffen angewandt, drücken denselben den Stempel von bloßen Schulterminis auf. Es geht einem dabei, wie man in früheren Zeiten die Theologen von der mors Christi, der gratia praeparans u. s. w. in einer Weise sprechen hörte, welche an die Apotheker erinnerte, die ihre officinellen Artikel herzählen. Welcher auch nur geschmackvolle Mensch muß es z. B. nicht mißbilligen, wenn im Kommentar zu dem 1. Briefe von dem Influxe Christi auf den Gläubigen, von einer reparativen, repentinen Revelation (S. 228. 242.), von der göttlichen Providenz, der Huma-

Digitized by Google

nität Jesu, Doktrin u. s. w. die Rede ist! Dies ist in dem Geschmack, in welchem Michaelis das πλήρωμα der Heiden (Röm. 11.) „die Rekrutirung aus der Heidenwelt" nannte. Das Bestreben, von der äußerlich-unmittelbaren Vorstellung der Apostel ab einen Blick in die Tiefe zu thun und die zu Grunde liegenden Ideen nachzuweisen, wird von dem Verf. immer als „Rationalisirung" perhorrescirt, welcher nicht bloß an vielen Stellen der selige Billroth bezüchtigt wird, wo er in Hegel'scher Weise den Gedanken in der Vorstellung aufzufinden sucht, sondern selbst der alte Ambrosiaster, Este u. A. müssen sich diesen Vorwurf gefallen lassen, s. zu 1 Kor. 15, 24. Der Ausdruck Rationalisiren kann im guten und übeln Sinne gebraucht werden, zunächst denkt man nur an einen übeln, in diesem mag man ihn da gebrauchen, wo der Ausleger sichtlich einen Gedanken aufstellt, welcher zu dem vom Apostel Gesagten gar keine Beziehung hat. Aber ich sehe nicht das Recht ein, ihn auf mißbilligende Weise da zu gebrauchen, wo etwa ein Apostel einen Gedanken in unbewußt symbolischer Weise ausspricht, der Ausleger aber die zu Grunde liegende Idee nachweist. Man mache es sich aus einem Beispiele deutlich, welches jedem praktischen Geistlichen nahe liegt. Wir sprechen in jeder Leichenabkündigung: „Gott gebe ihm einen sanften Schlaf bis zur seligen Auferstehung." Ist es nun rationalisiren, wenn ich aus unserer christlichen Totalanschauung heraus sage: Wir seien fern davon, an einen Schlaf der Seelen zu denken, sondern es erscheine uns der Tod des Leibes, weil der Leib einst aufersteht, nur als ein Schlummer und was vom Leibe gilt, tragen wir dann auch auf die Seele über. Was wir meinen, sei daher nur dies, daß Gott der Seele Frieden schenken wolle bis zur Vollendung der Seligkeit bei der Auferstehung. Kann das wohl rationalisiren gescholten werden? Ein Ausleger aber, der etwa nach tausend Jahren über unsere Todenabkündigungen geriethe und sie nach Hrn. Meyer's Grundsätzen auslegte, müßte der nicht darauf bestehen, daß im Jahre 1841 unter der deutschen Geistlichkeit der Glaube an die Psychopannychie verbreitet gewesen? Ein geist- und geschmackvoller Ausleger wird bei solchen Ausdrücken überall leicht das Richtige zu finden wissen, bei Hrn. Meyer aber ist die Unfähigkeit, die zum Theil unbewußt-, zum Theil bewußt-bildlichen Ausdrücke zu erklären von weitgreifenden Folgen gewesen.

Der sprachlichen Seite der Auslegung hat Hr. Meyer wachsenden Fleiß zugewandt; während die Bemerkungen zu den Evangelien sich ganz im Gewöhnlichen hielten und sich gar zu viel mit Kühnöl'schen Schwächen zu thun machten, die jetzt nirgends mehr vorkommen, gehen sie nun öfter tiefer. Wie

Fritzsche, so hatte sich auch Hr. Meyer häufig durch pedantische Akribie zu falschen Erklärungen verleiten lassen. Davon nun ist er auch jetzt noch nicht frei. So hält er bei dem εἰς τὸ cum Infin. überall an der Zweckbedeutung fest, ohne irgend die Bedeutung der Folge zugeben zu wollen, s. Röm. 1, 20., 3, 26., 4, 11., 12, 3., während Fritzsche die ekbatische Bedeutung doch Röm. 1, 20., 4, 11., 7, 4. anerkannt hat, vergl. Rückert zu 2 Kor. 8, 6. und außerdem z. B. Hebr. 11, 3. Ebenso besteht Hr. Meyer allenthalben auf der finalen Bedeutung von ἵνα, auch da, wo er ganz gezwungene Erklärungen vorbringen muß, wie 1 Kor. 9, 18 und 24. Röm. 12, 6 — 8. wird, um keine Konstruktionsabnormität zuzugeben, gewaltsam und künstlich erklärt. 2 Kor. 9, 6. kann er sich nicht entschließen τοῦτο δέ brachylogisch für λέγω zu nehmen und erklärt daher lieber „wer dieses aber spärlich säet." Mit Recht wendet sich de Wette von dieser Künstelei ab, hätte jedoch zur Rechtfertigung jener Brachylogie theils auf die große Herrschaft der Brachylogie im Griechischen überhaupt verweisen sollen (Bernhardy Syntax S. 351 f.), theils auf die Reticenzen bei Paulus wie Röm. 5, 16., 12, 6., 2 Kor. 8, 13., wo freilich Meyer sich ebenfalls gegen die Ergänzung sträubt, welche alle und auch de Wette zugestehen. Ob 2 Kor. 7, 12. ein χαλεπόν τι zu ἔγραψα zu ergänzen sei, wie Billroth, Winer sagen, oder ob, wie Meyer meint, der Apostel nur sagen will: „habe ich euch auch geschrieben und nicht geschwiegen," ist am Ende ein Wortstreit. De Wette übersetzt: Habe ich euch auch rügend geschrieben; der Sache nach ist so etwas doch dazuzudenken.

Eine folgenreiche falsche Akribie ist ferner die Fassung des ἀπὸ τοῦ κυρίου 1 Kor. 11, 23. im Unterschiede von παρά, wonach von einer nicht unmittelbar, sondern mittelbar von Christo ausgegangenen Mittheilung die Rede seyn soll. Bekanntlich ist die Bemerkung von Schulz über diese Stelle, daß das ἐγὼ παρέλαβον ἀπὸ τοῦ κυρίου sich nur auf eine traditionelle aus der Umgebung des Herrn geflossene Nachricht über die Abendmahlseinsetzung beziehen könne, fast allgemein mit Zustimmung aufgenommen worden, auch von Winer, Neander. Allmählig fängt man an, davon wieder zurückzukommen. Auch Hr. Meyer bekennt, daß das ἐγὼ παρέλαβον zu feierlich sei, als daß man an eine Ueberlieferung durch Vermittelung anderer Apostel denken könnte. Da er aber dennoch aus falscher Akribie darauf bestehen zu müssen glaubt, daß ἀπό nur eine mittelbare Ursächlichkeit bezeichne, so hat er sich zu der gezwungenen Auskunft verstanden, an eine etwa dem Ananias zu Theil gewordene Offenbarung des Herrn zu denken, die denn auch an Paulus gelangt sei. De

Digitized by Google

Wette hat die Selbstverläugnung gehabt, zu der älteren Ansicht zurückzukehren, und zuzugestehen, daß der Apostel über die Einsetzung des Abendmahls selbst eine Offenbarung empfangen; um dem Bedenken zu entgehen, daß doch die Offenbarung sich nicht auf historische Umstände bezogen haben könne, schlägt er die Annahme vor, daß die mündlichen Mittheilungen Anderer dem Apostel durch eine Offenbarung bestätigt worden seien.

An verschiedenen Stellen hat Dr. de Wette gegen die gezwungenen Erklärungen Widerspruch erhoben, hat der gewöhnlichen Fassung sich angeschlossen, wo Meyer unnöthigerweise abweicht. An einigen Stellen aber ist er ihm mit Entschiedenheit beigetreten, und zwar aus philologischen Gründen, wo uns die Entscheidung wenigstens problematisch erscheint und mehr ἐποχή zu beobachten wäre. Wir erwähnen die Stelle 1 Kor. 7, 16., wo es fraglich ist, ob mit der Mehrzahl der Ausleger τί γὰρ οἶδας κ. τ. λ. in dem Sinne zu nehmen sei „weist du denn, ob du nicht doch den Mann bekehren wirst," oder mit Luther, Bengel, Semler „was weißt du, ob du u. s. w." Die Differenz ist von Wichtigkeit. Deutet nämlich der Apostel an, daß die Bekehrung höchst zweifelhaft sei, so räth er, um des Friedens willen, sich zu trennen, im entgegengesetzten Falle giebt er den Rath, um den Frieden zu erhalten, sich lieber nicht zu trennen. In Betreff der Ansicht über das Eheband ist also die Stelle von großer Bedeutung. Meyer behauptet nun zuversichtlich, εἰ könne durchaus nicht für εἰ μή stehen, auch nicht in den für den hebräischen Gebrauch angeführten Stellen 2 Sam. 12, 22., Joel 2, 14., Jonas 3, 9., weßhalb nur übersetzt werden könne „es ist ganz ungewiß, ob du u. s. w." Dabei behauptet er — was nicht nur überflüssig, sondern hier sinnlos ist —, man müsse so die Worte trennen „denn was weißt du Frau? Ob du deinen Mann retten wirst?" Diese letztere Fassung verwirft de Wette mit Recht, glaubt aber ebenfalls, die Frage müsse einen negativen Sinn haben. Zu tadeln ist nun zuvörderst, daß de Wette meint, bis auf Meyer habe mit Ausnahme von Lyra und Este Niemand die negative Fassung angenommen, während sie doch von der Lutherschen Uebersetzung ausgedrückt wird, von Bengel, Semler und Anderen. Gegen Meyer stimmt er wiederum mit Recht in der Behauptung, daß in den drei angeführten alttestamentlichen Stellen die Formel מי יודע eine negative Antwort erwarten lasse, tritt ihm jedoch in der Ansicht bei „εἰ könne nicht für εἰ μή genommen werden." Allein unläugbar enthält die Formel τίς οἶδεν εἰ den Ausdruck einer leisen Bejahung — in dem von Euripides adoptirten Heraklitischen Fragmente: τίς οἶδεν, εἰ τὸ ζῆν μέν ἐστι κατθανεῖν· τὸ κατθανεῖν δὲ ζῆν; Euripides, der ja überhaupt in seinen Ansichten orientalische Färbung hat, spricht auch hier eine Ansicht vom Leben aus, welche allerdings mit der heiteren hellenischen sehr kontrastirt, vergl. über diese Redensart Tholuck's Commentar zur Bergpredigt S. 257., 2te Ausgabe, wo auch über die Formel οὐκ οἶδα εἰ gesprochen und zu den alttestamentlichen Citaten noch Esth. 4, 14. hinzugefügt ist, wo sich nicht bloß מי יודע, sondern auch מי יודע אם findet, für welche Formel de Wette einen Beleg vermißt. Unläugbar stimmt also der griechische und hebräische Sprachgebrauch für die Berechtigung jener Auffassung, und weder de Wette noch Meyer haben die nöthige grammatische Genauigkeit angewandt. — Dasselbe muß man auch in Betreff von 1 Kor. 7, 21, sagen, wo Meyer übersetzt: „sondern wenn du auch frei werden kannst, benutze es vielmehr," nämlich: als Sklave berufen worden zu seyn. Auch die Fassung dieser Stelle ist nicht gleichgültig. Nach der von Meyer wieder vorgezogenen unter den Aelteren sehr verbreiteten Ansicht würde der Apostel verlangen, daß der Sklave die ihm dargebotene Freilassung verschmähte, um sich in der Demuth und Unterordnung zu üben. Dies hieße jedoch sich selbst erwählte Banden auflegen, und würde allerdings an den Geist des Mönchthums und seiner willkührlichen Selbsterniedrigungen und Selbstqualen anstreifen. Meyer glaubt zu dieser Erklärung durch das εἰ καί gezwungen zu seyn, welches nur quamquam bedeute. Den Unterschied καὶ εἰ „selbst wenn" und εἰ καί „obschon" oder „wenn auch" hat namentlich Hermann ad Viger. S. 832. eingeschärft. Zuvörderst ist nun zu bemerken, daß jener Kanon noch Zusätze bedarf, einiges giebt Hartung Partikellehre I. S. 139., in Betreff des καὶ εἰ liefert Schäfer zu Longi pastoralia S. 355. die Belege, daß es auch wie εἰ καί im Sinne von „obschon" gebraucht wird. Sodann sieht Rec. nicht ein, warum nicht hier εἰ καί getrennt gefaßt, das καί auf ἐλεύθερος bezogen und das Ganze übersetzt werden kann „aber wenn du auch das Freiwerden erlangen kannst?" Beispiele für diese Fassung giebt Hartung. Meyer wendet ein, daß man alsdann das ἐλεύθερος nahe an καί herangerückt erwarten sollte, allein wenn das „Freiwerdenkönnen" als Ein Begriff gefaßt wird, ist dieses doch nicht nöthig.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 5. Juni. Nr. 35. 1841.

Exegese des Neuen Testamentes.

1) Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen u. s. w.

2) Kurze Erklärung der Briefe an die Korinthier. Von Dr. W. M. L. de Wette u. s. w.

3) Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. Von Heinr. Aug. Wilh. Meyer u. s. w.

(Fortsetzung.)

Anstatt noch mehrere solche Einzelheiten aufzuführen — wir hätten namentlich darüber zu klagen, daß Dr. de Wette den Schenkelschen Hypothesen zu viel Glauben geschenkt hat — wollen wir zwei Stellen eingehender besprechen, die über das γλώσσαις λαλεῖν, und eine andere, welche besondere Wichtigkeit dadurch erhält, daß man mit auf sie die Behauptung gegründet hat, der Apostel habe mit Bestimmtheit bis zur Erscheinung Christi am Leben zu bleiben erwartet. Es wird sich dabei Gelegenheit ergeben, die Auslegung von Olshausen, Meyer, de Wette zu vergleichen.

Ueber 1 Kor. 15, 51.

An wenigen Stellen des N. T. hat dogmatisches Interesse so sehr auf Modificirung der Lesart Einfluß gehabt als bei dieser Stelle. Der Lachmann'sche Text πάντες (μὲν) κοιμηθήσονται, οὐ πάντες δὲ ἀλλαγήσονται hat zwar große äußere Autorität für sich, muß aber nach inneren Gründen geradezu verworfen werden. Gegen ihn spricht nicht bloß der Umstand, daß der Apostel in diesem ganzen 15. Kap. des Schicksals der Ungläubigen keine Erwähnung gethan hat, daß daher die Erklärung, die Ungläubigen würden an der Verklärung keinen Antheil haben, weder in dem Kontext des ganzen Kapitels noch in den unmittelbar vorhergehenden oder nachfolgenden Worten bedingt ist, sondern auch der noch wichtigere Grund, daß der Apostel unmöglich von Allen sagen konnte, sie würden sterben, da er ja V. 52. und ebenso auch 1 Theß. 4, 15—17. neben den νεκροῖς diejenigen erwähnt, die bei der Wiederkunft des Herrn noch am Leben seyn würden. Der Zusammenhang mit V. 52. würde also ganz aufgegeben werden müssen. Wir müssen uns daher, wie es auch die neueren Ausleger thun, an den Text der rec. halten, daher lesen wir: Πάντες μὲν οὐ κοιμηθησόμεθα, πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα.

Diesen Text erklärt nun Meyer so: „wir werden zwar Alle nicht sterben (d. h. am Leben bleiben, bei der Parusie nämlich), aber Alle verwandelt werden." Darin findet man denn zugleich den Beweis, daß der Apostel mit Bestimmtheit die Wiederkunft Christi zu erleben erwartet habe und 1 Theß. 4, 17. wird zur Unterstützung dieser Ansicht angeführt. Auch Usteri 4. Aufl. S. 355. und Dähne im Paulinischen Lehrbegriff S. 190. stimmt hiemit überein. Nach Usteri soll dem Apostel Phil. 1, 21—24. jene Hoffnung zweifelhafter und 2 Tim. 4, 6—8. vollends ganz unwahrscheinlich geworden seyn. Ist man sich wohl aber bewußt geworden, was für eine Voraussetzung man hiemit dem Apostel aufbürdet? Nach 1 Theß. 5, 2., 2 Theß. 2, 1. 2. muß man zugeben, daß der Apostel den Zeitpunkt der Parusie nicht gewiß wußte, auch wenigstens nicht in der allernächsten Zukunft erwartete. Man muß zugeben, daß nach des Apostels Ansicht wohl ein Jahr, ja noch mehrere Jahre hätten verfließen können. Was nun nach jener Ansicht der Apostel von sich selbst aussagt, sagt er zugleich von jenen Gemeinden zu Korinth und Thessalonich aus. Sollte nun wohl der Apostel, welcher bekannte, nicht zu wissen, wie lange es noch bis zur Parusie Christi dauern könnte, mit Bestimmtheit prophezeiet haben,

Digitized by Google

daß bis dahin weder er noch irgend ein Christ der Korinthischen und Thessalonischen Gemeinde sterben würde? Noch mehr. Zwischen der Abfassungszeit des letzt genannten Briefes und des 1sten an die Korinthier sind ungefähr sechs Jahre verflossen; sollte während derselben in Thessalonich nicht ein einziger Christ gestorben seyn? Denn — wäre Einer in jener Zeit gestorben, so wäre ja der Apostel hiedurch sofort seines Irrthums überführt worden. Wir freuen uns zu bemerken, daß auch der sel. Schott in seinem Kommentar zu 1 Theß. 4, 15. dasselbe Argument gegen die Auslegung jener Stelle geltend gemacht hat: „Quomodo tandem de omnibus una cum ipso tum viventibus Christianis, in quibus haud dubie etiam fuerunt aetate provectiores, certo exspectare potuit, fore, ut ipsos adhuc in terra versantes deprehenderet dies domini." Aber auch de Wette hat den gesunden Sinn gehabt, dieses wohl zu erkennen. „Aber wenn auch, sagt er, die Betrachtung, daß so der Apostel eine falsche Weissagung ausgesprochen haben würde, den Exegeten nicht bestimmen kann, so darf er ihm doch keine widersinnige aufbürden. Und eine solche wäre es gewesen, wenn er verheißen hätte, daß in der, wenn auch noch kurzen Zeit bis zur Parusie Niemand mehr von den Christen sterben würde, vergl. 11, 30., 6, 14. Uebrigens steht von grammatischer Seite dieser Erklärung entgegen, daß in der, wenn auch noch kurzen Zeit bis zur Parusie, das ἡμεῖς bei πάντες fehlt, vergl. V. 52., 1 Theß. 4, 15. 17." Hierbei erlauben wir uns nur die hermeneutische Bemerkung, die uns auch wohl Hr. Dr. de Wette zugeben wird, daß, rein exegetisch betrachtet, selbst derjenige Ausleger bedeutende Bedenken gegen die Annahme einer falschen Weissagung bei Paulus zu haben verpflichtet ist, der, wie auch Hr. Dr. de Wette thut, zugiebt, daß eben dieser Apostel echte Weissagungen empfangen hat, s. denselben zu Kap. 11, 23. und 15, 3.

Soll nun etwa eine andere grammatische Fassung anstatt der von Meyer befolgten angenommen werden? Wir können den beiden von Billroth und Rückert in Vorschlag gebrachten nicht beistimmen. Billroth, dem sich auch Olshausen und Winer angeschlossen haben, hat folgende Auffassung aufgestellt. Der Apostel habe eigentlich sagen wollen πάντες ἀλλαγησόμεθα, aber den Gedanken, daß nicht alle bis dahin sterben würden, dazwischen geschoben, so daß die Worte zu übersetzen seien: „Wir alle werden — zwar nicht bis dahin sterben, aber alle werden wir verwandelt werden." Auch de Wette weiß keinen anderen Ausweg. Unserer Ansicht nach wird diese Auffassung schon durch V. 52. unmöglich gemacht. Dort werden die νεκροί und die ἡμεῖς scil. οἱ ζῶντες unterschieden. Von den ersteren wird das

ἐγερθῆναι, von den anderen das ἀλλαγῆναι prädicirt, was bei den Lebenden das Verwandelt werden ist, das ist bei den Verstorbenen das Erwecktwerden: danach müssen wir bezweifeln, daß nach Paulinischem Sprachgebrauch von den νεκροῖς gesagt worden sei ἀλλαγησόνται. Andere Gegengründe übergehen wir.

Rückert beruft sich darauf, daß Paulus hätte sagen können κοιμηθησόμεθα πάντες μὲν οὐ: eben so wohl hätte nun aber auch das Verbum ans Ende gestellt werden können. Wahrscheinlich ist dieses nicht, da ja eben alsdann durch die nahe gelegte Verbindung der Negation mit dem Verbum der Leser so leicht irre geführt werden konnte. Wollten wir jedoch auch in dieser Hinsicht nachgeben, so müßten wir nichts desto weniger bestreiten, daß πάντες μὲν οὐ stehen könnte, wo der Gegensatz πάντες δέ ist. Vielmehr könnte alsdann der Gegensatz nur ἔνιοι δέ seyn.

Wir kommen also auf die in den gewöhnlichen Regeln der Setzung drr Negation begründete Auffassung zurück, welcher auch schon der grammatisch genaue Bengel folgt, während die griechischen Ausleger, Calvin, Beza, Mosheim, Heydenreich u. A. unbedenklich übersetzen „non omnes moriemur." Der Grammatik nach kann der Apostel nur sagen: „Siehe, ich verkündige euch ein Mysterium, d. i. eine Wahrheit, welche die Vernunft nicht gefunden haben würde, daß wir Alle, nämlich die alsdann Lebenden — ohne erst den Todeskampf zu bestehen — die Verklärung unserer Leiblichkeit erfahren werden." Daß der Apostel einen lebhaften Wunsch hatte, des Todeskampfes überhoben zu werden und sofort an der Verklärung Theil zu nehmen, zeigt auch 2 Kor. 5, 4. Wie kann man jedoch hieraus folgern, daß der Apostel mit Gewißheit erwartet habe, weder er, noch ein anderer Christ werde bis dahin sterben, wenn er dieses wir andererseits auch da gebraucht, wo er von dem Auferwecken der Todten redet? So heißt es 1 Kor. 6, 14.: καὶ ἡμᾶς ἐξεγερεῖ und in dem einige Monate später geschriebenen 2. Briefe an die Kor. 4, 14.: καὶ ἡμᾶς διὰ Ἰησοῦ ἐγερεῖ *). Kor. 5, 1.: ἐὰν

*) Rückert hat 2 Kor. 4, 14. auch mit deßhalb, weil ja der Apostel sonst die Auferstehung mit zu erleben hoffe, ἐγερεῖ tropisch erklärt! Kling in dem Aufsatze über einige Stellen der Korintherbriefe in den Studien 1839. Hft. 2. S. 501. macht die Bemerkung, ἐγείρειν könne auch „in weiterem Sinne die Erhebung zum unvergänglichen Leben bezeichnen" und sei hier so zu nehmen. Gewiß völlig unzulässig, da ἐγείρειν immer den Gegensatz zu καθεύδειν bildet. Eher kann man die Zulässigkeit des umgekehrten Gebrauches von ἀλλαγησόμεθα zugestehen, welchen Kling bei 1 Kor. 15, 51. annimmt, welche Stelle er wie Rückert zu erklären scheint (S. 510. Anmerk. a.); er sagt nämlich, der Apostel habe hier angekündigt, ein Theil seiner Zeitgenossen werde die Parusie Christi erleben, welches denn auf die Rückert'sche Auffassung führen würde.

Digitized by Google

ἡ ἐπίγειος ἡμῶν οἰκία τοῦ σκήνους καταλυθῇ. Erweist sich nicht eben hiemit die Bemerkung als richtig, welche Calvin zu dem ἡμεῖς οἱ περιλειπόμενοι 1 Theſſ. 4, 17. macht: „Qua forma loquendi usus videtur ob diei domini incertitudinem," deren Sinn dann Bengel noch deutlicher mit den Worten ausspricht: „Unaquaeque generatio, quae hoc vel illo tempore vivit, occupat vitae suae tempore locum eorum, qui tempore adventus domini victuri sunt"? Vergl. auch die griechischen Ausleger, deren Erklärungen Pelt in seinem Kommentare zusammengestellt hat *). Reicht nun nicht auch für unsere Stelle die Bemerkung von Bengel aus: spectat sermo non tam ad illos ipsos, qui tunc vivebant exspectantes consummationem saeculi, quam ad eos, qui illorum loco tum victuri sunt? Will man aber einen Schritt weiter gehen, so mag man auch sagen, daß der Wunsch des Apostels, jene Katastrophe noch lebend zu erwarten, ihn gerade zum Gebrauch der 1sten Person Pluralis veranlaßt habe, nur wird man immer nicht behaupten können, er habe mit Gewißheit sammt allen anderen die Periode zu erleben gehofft.

Ueber das Zungenreden in Korinth.
1 Kor. 14.

Der vierfache Standpunkt, welcher sich bei Behandlung des Wunderbaren in der heil. Schrift stets gezeigt hat, ist auch in der Behandlung der wunderbaren Erscheinung des Zungenredens sichtbar geworden. Diejenigen, welche überhaupt dem Glauben an das Wunder zugethan sind, haben auf das Zungenreden entweder die rein verständige und zu dem Gegenstande sich abstrakt verhaltende Betrachtung angewendet und sind einfach bei der Annahme, daß in der Apostelgeschichte wie im Briefe an die Korinther von einer übernatürlichen Sprachengabe die Rede sei, stehen geblieben, ohne eine psychologische Vermittelung zu versuchen; oder aber, vom Vernunftbedürfniß getrieben, haben sie zwar das Außerordentliche anerkannt, indessen auch zugleich auf vernünftige Weise eine Genesis desselben zu geben versucht. Diejenigen, welche sich überhaupt mehr oder weniger auf dem naturalistischen Standpunkte befinden, haben dagegen das Ereigniß in das Gebiet des Alltäglichen zu ziehen versucht oder auch, wo eine geringere Scheu vor dem Außerordentlichen vorhanden war, ein zwar psychologisch erklärbares aber vom gewöhnlichen Gange der Dinge abbrechendes Ereigniß anerkannt. Bei der Richtung der gegenwärtigen theologischen Welt auf Vermittelung des Offenbarungsglaubens mit dem Rationalismus hat sich demnach auch in Betreff des Sprachenwunders die biblische Gläubigkeit eines Neander mit dem Rationalismus eines Schulz und mit der mehr idealistischen Richtung eines Baur in Einem Resultate begegnet, worin übrigens derjenige nichts tadelnswerthes finden wird, der von der Ueberzeugung ausgeht, daß einerseits auch alle Erscheinungen des Offenbarungsglaubens in ihrer tiefsten Wurzel vernünftig seyn müssen und andererseits, daß die Vernunft nicht davor zurückschrecken darf, auch solche Erscheinungen der heil. Geschichte anzuerkennen, die von dem gewöhnlichen Gange der Natur abbrechen.

*) Theoph.: ἐν γὰρ τῷ ἑαυτοῦ προσώπῳ πάντας τοὺς τότε εὑρεθησομένους ζῶντας δηλοῖ. Theod.: τὸ ἡμεῖς οἱ ζῶντες οὐκ ἐπὶ τοῦ ἑαυτοῦ προσώπου τέθεικεν, ἀλλ' ἐπὶ τῶν κατ' ἐκεῖνον τὸν καιρὸν περιόντων ἀνθρώπων. Damascenus: τουτό φησιν, οὐχ ὅτι αὐτὸς ἔμεινε μέχρι τοῦ τῆς ἀναστάσεως καιροῦ, ἀλλ' ἐπειδὴ περὶ ζώντων ἔλεγε, καὶ αὐτὸς δὲ ἔζη. Ταῦτα λέγων, τῇ κοινῇ συνηθείᾳ τοῦ λόγου ἐχρήσατο, τῷ ἡμεῖς οἱ ζῶντες· ὅτι δὲ τοῦτο λέγει, ἐπάγει οἱ περιλειπόμενοι, ἐπεὶ, εἰ τοῦτο λέγει, ὅτι ἐμοῦ ζῶντος, πῶς ἀλλαχοῦ λέγει, ὅτι πάντες μὲν ἀναστησόμεθα; εἰ γὰρ ζῶν καταλαμβάνεται, πῶς ἐγείρεται· ἡμεῖς οὖν οἱ ζῶντες, φησι, κατὰ τὸν προαποδεδόμενον λόγον.

Unter den neuesten Erklärern des Korintherbriefes begegnen wir bei Rückert dem mit großer Selbstüberwindung vorgetragenen Geständniß, in der ersten christlichen Gemeinde würklich ein Sprechen in fremden Sprachen anerkennen zu müssen; je schwerer die sonst dem Wunder abgeneigte Denkart des Verf.'s sich hiezu entschlossen hat, desto weniger wird irgend ein Versuch gemacht, die Thatsache der Vernunft näher zu bringen: mit einer gewissen Desperation wird sie hingestellt und stehen gelassen. Olshausen, von einem vernünftigen religiösen Interesse und Billroth, von einem religiösen Vernunftinteresse geleitet, kommen einander ziemlich nahe in Annahme eines gesteigerten Geisteslebens, bei welchem nach Jenem Elemente der Ursprache gesprochen wurden, nach Diesem einzelne abgerissene ekstatische Gebetsausbrüche, bei der Pfingstversammlung aber, wo die reichste Fülle des Geistes ausgegossen worden, ausländische Sprachen. De Wette, welcher zu 1 Kor. 12, 10. davon redet, nimmt — zwischen Neander und Meyer in der Mitte stehend — als Inhalt Gebet, Dank- und Lobgesang an, als Form unwillkührliche, artikulirten Sprachelementen ähnliche, Zungenlaute an und erinnert an das Irwing'sche Zungenreden. Bei Hrn. Meyer, der sonst die Tendenz verfolgt, die Lehren wie die Thatsachen des Urchristenthums auf den Standpunkt des gemeinen Menschenverstandes zurückzuführen, mußte sich auch hier dieses Interesse finden. Er hatte schon im Kommentar zur Apostelgeschichte die natürliche Erklärung in Anwendung gebracht, daß das Staunen der Anwesenden dadurch veranlaßt sei, daß man die kleine christliche Gemeinde, unter welcher auch Ausländer gewesen seien, für Galiläer gehalten und

Digitized by Google

nun das Sprechen in fremden Sprachen an ihnen als ein Wunder angesehen *); im Kommentar zum Brief an die Korinthier bringt er darauf, daß γλῶσσα nur Zunge bedeuten könne (vorzüglich wegen διὰ τῆς γλώσσης Kor. 14, 9.), verwirft indessen die Eichhorn'sche Meinung als ob deßhalb γλώσσαις λαλεῖν ein Lallen unartikulirter Töne seyn müsse und schließt sich an diejenigen an, welche ein Reden „in ekstatischen Exklamationen, abgerissenen Lobpreisungen Gottes und anderen mysteriösen Gebetsausbrüchen" denken. Es heißt weiter: „Demnach verstehe ich unter γλώσσαις λαλεῖν denjenigen Gebetsvortrag in Bitte, Lob und Dank, welcher so exaltirt war, daß die subjektive Verstandesthätigkeit dabei deprimirt, die Zunge aber nicht der individuellen Reflexion zum Organe diente, sondern, von dieser unabhängig, unwillkührlich vom heil. Geiste in Thätigkeit gesetzt war. Es ist dabei von selbst begreiflich, 1) daß die Zurücktretung des νοῦς dieses λαλεῖν so unzusammenhängend und mysteriös macht für die an die Bedingung des νοῦς gebundenen Zuhörer, daß es ohne ἑρμηνεία nicht von ihnen verstanden werden konnte. Eben so begreiflich ist, 2) daß bei diesem Gebetsvortrage die Zunge, weil sie unabhängig vom νοῦς redete, scheinbar selbstständig redete, obwohl sie in der Würklichkeit Organ des heil. Geistes war. Nicht das Ich des Menschen redet, sondern die Zunge, — so erschien die Sache, und so entstand ihre Benennung. 3) Weil aber jene ekstatische Gebetsweise in sehr verschiedenen charakteristischen Modifikationen (die wir freilich, weil uns die Erfahrung abgeht, nicht nachweisen können) hervortrat und derselbe Zungenredner je nach den wechselnden Graden, Impulsen, Richtungen seiner Ekstase die Weise seiner Rede variiren mußte, so daß er mit differenten Zungen zu reden schien, so entstand der Pluralausdruck: γλώσσαις λαλεῖν, und die Betrachtungsweise, nach welcher man γένη γλωσσῶν unterschied.

Auf den ersten Anblick macht diese Auffassung den Eindruck der Einfachheit und einer ungezwungenen Beseitigung der obwaltenden Schwierigkeiten; allein die Schwierigkeiten, von denen sie selbst gedrückt wird, treten hervor, sobald wir uns den Ursprung der Formel nach dieser Ansicht etwas deutlicher zu machen suchen. Zuvörderst sei bemerkt, daß der positive Grund, welchen der Verf. für seine Meinung aus dem διὰ τῆς γλώσσης V. 9. entnimmt, keineswegs dazu bestimmen kann, dem γλῶσσα in dem ganzen Abschnitt nur die Bedeutung „Zunge" zu geben. Man hat ganz einfach zu sagen, daß der Apostel diesen Ausdruck hier gebraucht, um das Tönen durch Vermittelung des menschlichen Sprachorgans dem Tönen der musikalischen Instrumente, von dem V. 7. 8. handelt, gegenüber zu stellen, aus welchem Grunde διὰ τῆς γλώσσης — nachdruckshalber dem ἐὰν — δῶτε vorangestellt ist. Der Apostel will sagen: „So wie das musikalische Thema auf dem Instrumente nicht ohne bestimmte Intervalle verstanden werden kann, so bedarf es beim Gebrauch der Zunge einer deutlichen Rede, wenn sie verstanden werden soll." Daß das Zungenreden nicht die Artikulation unserer Sprachen gehabt habe, kann allerdings hieraus gefolgert werden. Namentlich könnte man an ein außerordentlich schnelles Sprechen denken, daß aber die Zunge allein dabei thätig gedacht worden sei, das folgt, wie es uns scheint, durchaus nicht aus diesen Worten. Welches ist nun nach der Meyer'schen Ansicht die Entstehung der Formel gewesen? Man sah — das ist die Meinung — an den exaltirten Menschen die Zungen sich bewegen, man vernahm einzelne Ausbrüche begeisterungsvoller Rede und bemerkte doch, daß keine Selbstthätigkeit des Geistes dabei stattfand. So entstand die Bezeichnung: sie reden bloß mit der Zunge und diese wird nicht von ihnen, sondern vom heiligen Geiste bewegt. Als Analogie würde einem hier die krampfhafte Zungen- und Gliederbewegung, wie sie z. B. im Veitstanze vorkommt, einfallen und man könnte daran erinnern, daß ja der Volksaberglauben diese vom Organismus des Ganzen isolirte und vom Willen unabhängige Gliederbewegung bösen Geistern als Faktoren zugeschrieben hat. Das Erste aber, was uns alsdann unbegreiflich bleibt, ist die Entstehung der Pluralform für das Zungenreden des Einzelnen. Wenn der Verf. sagt: „es schienen die verschiedenen Gattungen von Ausbrüchen gleichsam differente Zungen zu seyn," so befriedigt dieses nicht, denn an verschiedene würkliche Zungen kann doch Keiner gedacht haben. Zweitens erklärt sich nicht der Mark. 16, 17. gebrauchte Ausdruck καιναὶ γλῶσσαι, denn das „bloß mit der Zunge Reden im Gegensatz zur Reflexion" verliert man dabei gänzlich aus den Augen.

(Beschluß folgt.)

*) Die Widersprüche in seiner Auffassung hat Baur in seiner Abhandlung in den Stud. u. Kritik. 1838. 3. S. 692. gerügt.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger C. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 10. Juni. **Nr. 36.** 1841.

Praktische Theologie.

Ueber die jetzige Gestalt des Disciplinar-, Buß- und Beicht-Wesens in der evangelischen Kirche und über die Abschaffung des Beichtgeldes. Von Dr. August Schröder u. s. w. Brandenburg, bei Wiesike. 1840. VI. u. 72 S. gr. 8. Pr. ⅓ Thlr.

Eine Stimme aus dem Herzen der Mark Brandenburg und der evangelischen Kirche. Eine sehr erfreuliche Schrift. Nur mehr solche Wortführer, nur Beachtung solcher Worte, und der evangelische Christ wird in immer größerer Zuversicht mit dem heiligen Sänger ausrufen können: Ich glaube aber doch, daß ich sehen werde das Gute des Herrn im Lande der Lebendigen. (Ps. 27, 13.) Brandenburgs Reformationsjubel von 1839. zitterte noch nach in den Herzen seiner evangelischen Bewohner, als Herr Dr. Schröder, vom Geiste getrieben, die Feder ergriff, um für Erneuerung und Erfrischung des inneren und äußeren Lebens der protestantischen Kirche, ins Besondere Preußens, ein kräftiges Wort zu schreiben und dadurch der Reformationsfreude des Stammlandes dieser hochwichtigen Monarchie, wo irgend möglich, einen nachhaltigen Erfolg zu geben. Wir haben seitdem schon wieder ein volles Jahr verlebt, das bewegte, bedeutungsreiche 1840. Es hat Friedrich Wilhelm den Dritten aus unserer Mitte genommen, und diesem ernsten Fürsten ist nicht von Gott gewährt worden, was ihm der Verf. unserer Schrift am Schlusse derselben als einen himmlischen Segen seiner Regierung noch anwünscht, „den Abend seines Lebens durch eine Fortführung und Ergänzung der Reformation, durch einen neuen Ausbau der Verfassung der evangelischen Kirche zu krönen.“ Sein erlauchter Sohn hat den Thron der Väter bestiegen und der arbeitsreiche Morgen seines frischen königlichen Lebens legt ihm vor Allem auch die hochfürstliche Sorge für die evangelische Kirche seines Reiches an das landesväterliche Herz. Nun so werde denn aus Abend und Morgen ein neuer schöner Tag! Doch von den Königen allein dürfen wir das Heil der Kirche freilich nicht erwarten; der Herr wirkt es ja vielmehr vorzugsweise aus ihrem Inneren heraus. Wir fragen also: Wie steht es denn mit dem evangelischen Preußen selbst? — Die bedeutenden Bewegungen für die materiellen Interessen des irdischen Lebens gehen zwar unaufhaltsam fort; doch regt sich allerdings nicht minder auch der Sinn für das geistige Leben des Staates und der Kirche in der neuesten Zeit Preußens überall stark genug. Aber wie? Viele Tausende fürchten sich vor jeder neuen kirchlichen Verordnung des neuen Königs, vor jedem neuen „Religionsedikte;“ und die gelesensten Zeitungen rufen siegesfroh: „Es ist nichts der Art zu — fürchten!“ Allgemeine Freiheit und — Gleichgültigkeit ist das Element, in dem allein diese Kinder unserer Zeit sich wohl fühlen. Noch zählt Preußen allerdings, und gerade jetzt vorzüglich, Hunderttausende, welche das Bessere, d. i. das Christliche, und für den Leib des christlichen Geistes eine das ganze Leben seiner evangelischen Bewohner durchdringende Kirchenverfassung wollen; aber Millionen vielleicht — dagegen! Welche Zerrissenheiten! Welch ein Kampf! Doch der rüstige Verf. unserer kräftigen Schrift ruft mit Recht: „Das ganze Leben ist ein immerwährender Kampf.“ Auch diese Schrift und deren gegenwärtige Anzeige gehören mit zu dem großen Kampfe, dessen Ausgang wir demüthig dem Herrn empfehlen wollen.

Der Verf. behandelt nach einem kräftigen Vorworte das Ganze unter folgenden Rubriken. Zuerst:

Digitized by Google

„Vom Buß- und Beichtwesen unserer Zeit, von der allgemeinen und von der Privat-Beichte.“ Die alte Zeit der evangelischen Kirche wird hier in kräftigen Zügen der neuen und neuesten gegenübergestellt. Man wecke das alte Bußgefühl und erneuere die alte Privatbeichte! Zwei überaus wichtige Gegenstände, aber auch unbeschreiblich schwierig ins Leben zu rufen. Der Verf. will, daß man in dieser Beziehung vorzüglich auf die höheren Stände der gegenwärtigen Zeit wirke, und führt dazu auch Claus Harms bekannten Ausspruch an: „Das Christenthum ist, da es zuerst kam, von unten nach oben gegangen; sein Wiederkommen muß von oben nach unten gehen.“ (S. 13.) Nach menschlichem Urtheil würde man nicht bloß jetzt, sondern überall diesen Weg für den allein möglichen halten; da nun die Einführung des Christenthums uns Einmal vom Gegentheil überzeugt hat, so sehen wir nicht, warum dies nicht auch jetzt geschehen könne? Sei es nun bei den Vornehmen, sei es beim Volke: man erhalte sich nur das Bewußtseyn, daß der Segen der Privatbeichte erst da sich zeigen kann, wo schon Leben geweckt ist. Nur nichts äußerlich Gemachtes! Alles entwickele sich vielmehr organisch aus dem Inneren des evangelischen Lebens heraus! Dann wird es auch bei Wiedereinführung der Privatbeichte mit der Gefahr der Herrschsucht der Geistlichen und des Aberglaubens der Gemeindeglieder, davor schon der auch von unserem Verf. angeführte ehrwürdige Calvin mit Recht warnet, keine Noth haben.

Weiter redet der Verf. „vom Beichtgelde.“ Das unterliegt wohl keinem Zweifel weiter, daß der Geistliche die freien Gaben der Liebe im Beichtgelde viel unbedenklicher annehmen kann, als die festgestellten, gesetzlich gewordenen, also im schlimmsten Falle auch zu erzwingenden Gebühren für andere kirchliche Handlungen. Der Geistliche also, der aus Vornehmigkeit gegen das Beichtgeld eifert und es dieserhalb in eine feste Abgabe verwandelt wissen will, ist offenbar sehr im Unrecht; aber wir sollten meinen, man könnte das Beichtgeld wegen des so nahe liegenden und darum auch so oft vorgekommenen Mißbrauches füglich aufheben, da ja das Gute, das in der Sache liegt, das Darbringen und Empfangen freier Liebesgaben, auch ohne Beibehaltung des Beichtgeldes sehr vielfach im Leben der Gemeinden mit ihren Seelsorgern forterhalten werden kann, wenn nur sonst das Zusammenleben derselben recht innig, herzlich und dabei würdig ist. Ach ja! nur recht viel Gaben freier Liebe an Kirchen und Schulen, an arme Brüder und an Den, der allerdings verhältnißmäßig oft zu den Aermsten in der ganzen Gemeinde gehört, an den Seelenhirten! Außerdem aber für die zu beseitigenden Stolgebühren

und Beichtgelder feste Entschädigungen aus den Kirchen- oder Staatskassen! Nur immer kräftiger nach diesem augenblicklich freilich weit entfernten Ziele hin!

„Von der Wiedereinführung und Handhabung der Kirchenzucht“ handelt der zweite Hauptabschnitt der Schrift (ohne daß jedoch der Verf. ausdrücklich so zählte). Ein überaus kräftiges und freimüthiges Wort zu rechter Zeit. Ja gewiß, es ist nicht nur rechte, sondern es wird hohe Zeit, daß die evangelischen Geistlichen bei ihren Bemühungen um christliche Zucht in ihren Gemeinden nicht mehr so vereinzelt und so ohne festen Halt, wie bisher in so vielen Gauen der deutschen und näher der preußischen Lande, da stehen, — daß die schwachen Seelsorger stark, die verweltlichten ernst, die schwankenden sicher, die zweifelnden zuversichtlich, die bessern und besten freudig anerkannt und ermuthigt werden. Aber ohne geregelte, durchgreifende Kirchenverfassung ist das nicht möglich. Preußens König zeigt sich in neuester Zeit so gerecht gegen die katholische Kirche und deren Vertreter: Er wird auch der evangelischen Kirche ihr heiliges Recht je länger je mehr angedeihen lassen. Geht doch die hocherfreuliche Sage durch die Lande, der König habe mit herzlichem Danke die Kirche seine Mutter genannt und versichert, er werde ihr die volle Liebe des königlichen Herzens widmen, welches ja seine leibliche Mutter, die längst verklärte, mit immer gleicher Liebe im theuern Andenken behalten. Hoffen wir also das Beste von Ihm! Viel ist es jedenfalls schon werth, daß eine Schrift, wie die vorliegende, welche so höchst freimüthig die Mängel der bisherigen Lage der kirchlichen Dinge des evangelischen Preußens aufzeigt und bespricht, so ungehindert in das Land und in alle Welt ausgehen darf. Der Herr wird ja weiter helfen. Wo unter einem solchen Könige solche Männer, wie wir deren denn doch wirklich haben, am Ruder des Staates und der Kirche sitzen, da wird ja das Schifflein auch mit Wellen bedeckt, nicht untergehen!

Presbyterien aus dem Kern der Gemeinden sind vor allen Dingen unerläßlich, wenn die Geistlichen für christliche Zucht und Sitte recht ins Einzelne kräftig und dauerhaft wirken sollen; Presbyterien müssen den Seelsorgern als Helfer und allerdings zugleich als Wächter zur Seite stehen, daß nirgends priesterliche Herrschsucht aufkomme und das Maaß überschreite. Daß solche Presbyterien und die daraus zu bildenden Synoden (wie die am Rheine schon längst bestehenden) der Oberaufsicht der Consistorien unterworfen wären, verstände sich von selbst. Eine wohlerwogene, genau ins Einzelne gehende und alle persönlichen Rechte sorgfältigst berücksichtigende kirchliche „Disci-

Digitized by Google

plinar-Verordnung," deren Nothwendigkeit auch der Verf. unserer Schrift ganz besonders hervorhebt, würde überdieß noch alle Betheiligten gegen jede mögliche hierarchische Anmaßung und gegen alle sonstigen Eingriffe in die Staatsgewalt vollkommen sicher stellen. Aber eine ganz andere Frage, die uns recht tief in das dermalige Leben hinein führt, ist die: Wo finden wir in Städten und Dörfern immer recht würdige Mitglieder zu den so nothwendigen Presbyterien? Diese Frage fällt in der That schwer aufs Herz; aber sollte denn wirklich die seit Jahrzehnten immer kräftiger gewordene Verkündigung des göttlichen Wortes wirklich überall so fruchtlos geblieben seyn, daß wir vergebens nach christlich gesinnten Gemeindegliedern zur Bildung eines Presbyteriums suchen müßten!? O gewiß nicht! Man mache doch nur den Versuch, und man wird finden, daß viele tausend Mitglieder der evangelischen Kirche den wärmsten Antheil an dem christlichen Leben der Gemeinden nehmen, ja daß sie bedauern, bei der dermaligen Lage der Dinge diesen Antheil ihres Herzens am christlich-kirchlichen Gemeinwohle nicht geordnet und erfolgreich genug bethätigen zu können. Und außer diesen Besten wird es ja doch fürwahr noch Christen genug geben, deren vielleicht schlummernde Theilnahme am evangelischen Gemeindeleben erwachen und gestärkt werden wird, wenn man ihnen durch fest geregelte Verfassung den Weg dazu zeigt. — Das preußische Landrecht (wir müssen es mit dem Verf. unserer Schrift freimüthig aussprechen) genügt den kirchlichen Anforderungen unserer Zeit in den so eben angedeuteten Beziehungen durchaus nicht mehr; ja es fehlt nicht an Beispielen, daß beim unverkennbaren Mangel an umfassenden kirchengesetzlichen, besonders disciplinarischen, Bestimmungen die Recht sprechenden und verwaltenden Behörden ein kräftigeres Einschreiten versagen und sich zu dem Ende hier und da auch wohl auf Stellen des Landrechts beziehen, die nach dem ursprünglichen Sinne des Gesetzgebers schwerlich in solcher Ausdehnung verwendet zu werden bestimmt gewesen seyn möchten, oder, wenn das auch wirklich, jetzt doch nicht mehr genügen dürften.

Möge man über das Alles den Verf. der Schrift, der wir diese Anzeige widmen, weiter hören und ja nicht überhören! — Nur zuweilen schadet Schröder's kräftiger und ergreifender Darstellung des hohen und ernsten Gegenstandes ein etwas zu verwickelter Periodenbau. Sonst redet er durchgehends überaus nachdrücklich, zeichnet die Gegenwart mit den schärfsten Zügen und belebt das Bild des Ganzen durch die anziehendsten geschichtlichen Mittheilungen aus der alten Zeit. —

(Beschluß folgt)

Exegese des Neuen Testamentes.

1) Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen u. s. w.

2) Kurze Erklärung der Briefe an die Korinthier. Von Dr. W. M. L. de Wette u. s. w.

3) Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. Von Heinr. Aug. Wilh. Meyer u. s. w.

(Beschluß.)

Drittens: Wie will man γλῶσσαι 1 Kor. 13, 1. von Zungen erklären? Niemand wird die Meyersche Erklärung gelten lassen. Was Viertens bei dieser Auffassung ganz unerklärlich bleibt, das ist, daß diese Mittheilungen gänzlich unverständlich gewesen seyn sollten. Das Ausrufen einzelner Gebetsformen, eines Halleluja und dergl. in der gangbaren Sprache — wie abgebrochen es auch immer hervorgestoßen seyn mag — hat ja doch immer etwas Verständliches. Schreiber dieses war einst gegenwärtig, als in England in einer sehr zahlreichen Privatversammlung von Quäkern aus den verschiedensten Ländern eine Person in eine Art Ekstasis gerieth und mit einer gedämpften, orakelmäßigen Stimme, ähnlich wie Leute im Traume reden, vereinzelte Sätze, manchmal nach langen Pausen auch nur einzelne Worte ausstieß, während Alles aufmerkte. Es war dieses ein genaues Konterfey von dem, was sich Meyer und Schulz unter dem Zungenreden vorstellen, es konnte ganz den Anschein haben, als würde die Zunge von einer fremden Gewalt bewegt: aber verständlich war doch Alles, was die Person sagte, wenn auch Manches mehr andeutungsweise gesprochen wurde. Es ist wahr, daß man, an und für sich betrachtet, die ἑρμηνεία auch bloß als eine weitere Ausführung und Auslegung fassen kann; dem Zusammenhange nach ist dieses indessen keineswegs wahrscheinlich, da der Apostel sich so ausdrückt, als ob ohne die Auslegung die Aussprüche gar nicht verständlich gewesen seien, und da zu dieser ἑρμηνεία doch auch wieder eine besondere Ekstasis erforderlich war.

Es kommt dazu, daß nicht nur die Auffassung von Meyer und Schulz, sondern auch die von Neander, Baur, Olshausen sich auf keine Weise mit jener merkwürdigen Stelle bei Irenäus vereinigen läßt, die namentlich Neander ausführlich mittheilt. Da Irenäus das χάρισμα aus Erfahrung kennt, da es zu seiner Zeit sogar noch häufig vorgekommen ist, da es nach seiner Darstellung durch-

Digitized by Google

aus einen wunderbaren Charakter hat, so finden wir es befremdend, daß Keiner der Ausleger, auch selbst Neander nicht, ein größeres Gewicht auf die Stelle gelegt hat. Irenäus führt nämlich adv. Haeres. lib. V. c. 6. die Stelle 1 Kor. 2, 6. an, und sagt: Paulus habe diejenigen Vollkommene genannt, qui perceperunt Spiritum Dei et omnibus linguis loquuntur per Spiritum Dei, quemadmodum et ipse loquebatur, *καθὼς καὶ πολλῶν ἀκούομεν ἀδελφῶν ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ προφητικὰ χαρίσματα ἐχόντων καὶ παντοδαπαῖς λαλούντων διὰ τοῦ πνεύματος γλώσσαις καὶ τὰ κρύφια τῶν ἀνθρώπων εἰς φανερὸν ἀγόντων ἐπὶ τῷ συμφέροντι καὶ τὰ μυστήρια τοῦ θεοῦ ἐκδιηγουμένων,* quos et spirituales apostolus vocat." Wie hat man nach dieser Stelle das Zungenreden anzusehen? Kaum läßt, wie es scheint, der Ausdruck *παντοδαπαῖς γλώσσαις* irgend eine andere Erklärung zu als die, von eigentlichen Sprachen. Eine Uebereinstimmung dessen, was Irenäus von dem *χάρισμα* der Prophetie und der Zungen zu seiner Zeit sagt, mit dem, wovon Paulus spricht, findet auch darin statt, daß nach Beiden die Prophetie die Mysterien der Menschenbrust offenbart (1 Kor. 14, 25.), das Zungenreden aber die Geheimnisse Gottes ausspricht (1 Kor. 14, 2.); auch nach Apostelgesch. 2, 11., 10, 46. ist das Lob Gottes der Gegenstand des Zungenredens.

Wir beabsichtigen hier nicht, ausführlicher eine eigene neue Ansicht über die Sache aufzustellen, doch erlauben wir uns die Andeutung, ob nicht das Zungenreden ein Gebrauch von Tönen und Ausdrücken gewesen sei, die von allen menschlichen Sprachen abweichend auf eine adäquatere Weise als diese das Ueberschwengliche der ekstatischen Anschauungen auszudrücken vermochten? Als Paulus in das Paradies entzückt worden, hat er *ῥήματα* d. i. Dinge oder Worte vernommen, die menschliche Sprache nicht ausdrücken kann 2 Kor. 12, 4. Hier hätten wir also einen biblisch psychologischen Anknüpfungspunkt für die Annahme, daß ein hoher Grad von Entzückung und Versenkung in göttliche Anschauungen auch ganz neue und bis dahin unerhörte Mittheilungsmittel erfordere. Eine außerbiblisch psychologische Anknüpfung würde sich uns ergeben, wenn wir uns auf die von dem Somnambulen gebrauchte, sogenannte Geistes- oder Ursprache berufen wollten, von der uns in der Seherin von Prevorst sogar ein Vokabulatorium mitgetheilt wird. S. 99. Rec. enthält sich indeß für seine Person dieser Vergleichung und zwar, weil seine eigene Beobachtung eines solchen Zungenredens bei einer Somnambulen ihm den unwiderstehlichen Eindruck davon gegeben hat, daß wenigstens in jenem bestimmten Falle diese fremde Sprache ein regelloser Gebrauch der Zunge war, wie er sich zuweilen bei sehr nervösen Zuständen der Aufregung und in bestimmten Krankheitszuständen schwacher Personen darstellt. Aber darauf erlaubt er sich aufmerksam zu machen, daß der Gebrauch des Pluralis, ja daß selbst das *παντοδαπαὶ γλῶσσαι* bei Irenäus noch nicht entscheiden würde, daß die einzelne Person mehrere Sprachen geredet habe. Wenn der einzelne Zungenredende sehr verschiedene Gattungen von Tönen und Ausdrucksweisen hören ließ (*γένη γλωσσῶν*), so kann es nicht befremden, daß man von ihm im Pluralis sagte, er spreche „in Sprachen," „in allerlei Sprachen." Jemand der bei dem ersten Ausbruche des Zungenredens in der Irwing'schen Gemeinde — es war bei einem abendlichen Privatgottesdienste — zugegen gewesen ist, theilte dem Rec. mit, daß sich dasselbe bei einem Mädchen in einem schrillenden Hervorstoßen sehr verschiedenartiger Töne äußerte, und diese wurden doch Sprachen genannt. Die Prädikate *γλῶσσαι ἕτεραι* und *καιναί* würden sich ebenfalls rechtfertigen, wenn man an eine von allen gewöhnlichen Sprachen abweichende Mittheilungsweise dächte. Das Pfingstwunder würde allerdings auch bei dieser Auffassung Schwierigkeit machen, und sich wohl nur dann damit vereinigen lassen, wenn man sich dächte, daß die Empfänglichen unter den Zuhörern von derselben *ἔκστασις* wie die Apostel ergriffen, die fremdartigen Laute so lebendig und innig verstanden, daß sie sich in ihren Muttersprachen angeredet glaubten. Weiß man sich doch das *χάρισμα* der *ἑρμηνεία* nicht anders als durch die Annahme zu erklären, daß diese Dollmetscher durch einen Rapport mit den Zungenredenden den Sinn ihrer Mittheilungen unmittelbar zu percipiren vermochten. Die unempfänglichen Zuhörer, bei denen dieser innige Rapport nicht eintrat, fanden dann eben in jenen unverständlichen Tönen nur Aeußerungen der Verrücktheit.

Anzeige.

Wie kommt man zum Glauben? Wie wächst man im Glauben? Drei Predigten, im akademischen Gottesdienste gehalten von Dr. A. Tholuck. Halle, bei J. Fr. Lippert. 1841. Pr.

Diese Predigten behandeln das inhaltsvolle und namentlich in dieser wissenschafts-trunkenen Zeit besonders beherzigenswerthe Wort des Herrn Joh. 7, 17.: „So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede" — dasjenige Kriterium, welches der Herr selber aufgestellt hat. Möchte es besonders in die Hände junger Theologen gelangen!

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 15. Juni. **Nr. 37.** 1841.

Englische Theologie.

Eine Mittheilung aus Oxford über die Entstehung der streng anglikanischen mit dem Namen Puseyismus belegten Richtung der Englischen Theologie und Kirche.

Diese Mittheilung ist uns zur Veröffentlichung in Deutschland aus Oxford zugesandt worden, und zwar auf Veranlassung einer Bemerkung in der ersten Nummer des litterarischen Anzeigers 1840, welche den Wunsch aussprach, genauere Belehrung über die erwähnte Richtung zu erhalten. Demgemäß nimmt die Redaktion diesen kleinen Aufsatz hier auf, wenngleich er sich eigentlich zur Veröffentlichung in einer Kirchenzeitung eignen würde.

Da gewiß mancher Leser dieser Blätter von der erwähnten Bewegung der englischen Kirche noch keine Kunde hat, so erlaubt sich der Herausgeber folgende kurze Vorbemerkung. Die anglikanische Kirche hat von Anfang an zu der lutherischen in Dogma und Kultus etwa in dem Verhältnisse gestanden, in welchem die lutherische Kirche zu der reformirten steht. Die reformirte Kirche hatte das traditionelle Band der katholischen geradezu abgebrochen und an die apostolische Kirche oder wohl auch geradezu an die heilige Schrift angeknüpft, während die lutherische in der Entfaltung, welche das Christenthum im Katholicismus erhalten, neben dem Irrthum auch Wahrheit anerkennend, der katholischen Kirche in Dogma, Kirchenverfassung und Kultus etwas näher geblieben war. In noch höherem Grade ist dieses der Fall bei der anglikanischen Kirche, welcher die kirchliche Tradition bis zum Nicänischen Koncil als ungetrübte und daher bindende Autorität gilt. Wird mit dieser Ansicht Ernst gemacht, so sind die Folgen unermeßlich, denn wie vieles enthalten die Väter vor dieser Zeit, das uns dem Dogma und der Praxis der katholischen Kirche näher stellt! Die anglikanischen Dogmatiker hatten nun aber das Princip immer mehr oder weniger streng durchgeführt. Bis in die Mitte der Zwanziger Jahre war sogar ein großer Theil der Geistlichkeit, selbst einige Bischöfe mit eingeschlossen, von den eigenthümlichen Lehren ihrer Kirche ganz zurückgekommen. Je mehr die Innerlichkeit des Christenthums zunahm, desto gleichgültiger wurde man gegen das kirchliche Institut als solches, und namentlich gegen die von der Kirche vorgetragene Lehre von der hohen Bedeutung der Sakramente und der äußerlichen Form des Gottesdienstes. Die von der Kirche mit solchem Ernst vertheidigte Lehre von der apostolischen Succession des anglikanischen Klerus und der dadurch bedingten Gnadenwirkung ihrer sakramentlichen Handlungen wurde von Vielen aufgegeben. Man verband sich zu praktisch-christlichen Zwecken mit lebendigen Christen aller kirchlichen Parteien, man sah nur auf das Kennzeichen des neuen Lebens aus Gott. Die, welche so dachten gaben sich selbst den Namen der Evangelischen Partei. Die Entgegengesetzten wurden die hoch oder streng gesinnten Anhänger der Kirche genannt *); ihr religiöser Charakter war größtentheils Steifheit und Lauheit, indem die lebendigen Anhänger dieser Richtung sich der evangelischen Partei anschlossen. Etwas früher, als die streng kirchlichen lutherischen Bewegungen in Deutschland begannen, aber gleichzeitig mit anderen streng kirchlichen Erscheinungen in unserm Vaterlande, fing sich nun unter den lebendigen Christen in England das Bedürfniß zu regen an, dem christlichen Geist eine strengere kirchliche Fassung und Gestaltung

*) Der jetzt in Zeitschriften allenthalben gebrauchte Ausdruck: „die Englische Hochkirche," ist eigentlich ein Unding. The high-church ist kein Wort, man spricht nur von high-church-men, hohen d. i. strengen Anhängern der Kirche. So spricht der Engländer auch von high Calvinists.

Digitized by Google

zu geben. Dieses Bedürfniß, zuerst von dem Prediger Newman und Pusey, Professor des Hebräischen in Oxford angeregt, denen auch der Professor der Poesie Keble zur Seite trat, hat seitdem die allergrößeste und immer noch im Zunehmen begriffene Ausdehnung gewonnen. Als den Hauptpunkt der Richtung darf man die Tendenz ansehen, die Subjektivität im Denken und Leben möglichst durch eine objektive Norm d. i. durch die geheiligte apostolische Tradition in aller Hinsicht zu bilden und zu formiren, der frommen Subjektivität durchaus keine andere Gestaltung zu lassen, als die durch die kirchliche Form geheiligte, den Segen und die Gnade Gottes vornehmlich in den Sakramenten zu suchen. Natürlich erhält im Zusammenhange hiemit der durch apostolische Succession geweihte Klerus eine sehr hohe Stellung, die Wiedergeburt geschieht nur durch die Taufe, alles christliche Leben außer dem Zusammenhang mit dieser Kirche ist ein unvollkommenes, und der Ernst, ihre Institute aufrecht zu erhalten, verbietet das Zusammenwirken mit den christlich gesinnten Personen aus den Dissenters. Die Heiligung geschieht mehr auf dem Wege der moralischen Zucht als durch den Zug dankbarer Gegenliebe, und der größte Vorwurf, der diese Theologie trifft, ist wohl der, die unschätzbar theure Paulinische Lehre von der Rechtfertigung nicht mehr in ihrer Reinheit zu besitzen. — Man sieht leicht, daß in dieser Richtung eine höhere Intelligenz liegt, als bei der sogenannten Evangelischen Partei zu finden ist, bei welcher die Frömmigkeit zu keiner objektiven Gestalt hinstrebt, sondern mehr im frommen Gefühl und unmittelbar praktischen Zwecken aufgeht. Hätte die Evangelische Partei mehr Intelligenz zu Gebote, so hätte sie sich wohl noch mit größerer Tüchtigkeit vertheidigen können, als es geschehen ist, und die Gegenpartei würde nicht eine so reißende Verbreitung erlangen. So wie schon in früheren Zeiten die anglikanischen Theologen, namentlich die Bischöfe, keine zu verachtenden Beweise von Gelehrsamkeit und Scharfsinn gegeben haben, so findet sich auch jetzt in den Schriften der Stimmführer der anglikanischen Richtung Schärfe des Denkens und patristische Gelehrsamkeit. Sie haben auch angefangen, die wichtigsten Schriften der Kirchenväter im Original und in Uebersetzungen herauszugeben. Es liegt vor uns eine im Jahr 1838. veranstaltete vortreffliche Ausgabe der Konfessionen von Augustin im Original und der Uebersetzung, und es ist wahrscheinlich seitdem schon im Druck erschienen Chrysostomus zu den kleineren paulinischen Briefen, Cyrillus von Jerusalems Katechesen und soll erscheinen Ambrosius, Athanasius, Basilius, Hieronymus Briefe u. s. w.

Die selbstverläugnende Hingabe, die glühende Liebe, mit welcher die wenigen Männer, die an der Spitze dieser Bewegung stehen, in dieser Unternehmung wie in vielen anderen ihr Werk betreiben, ist wahrhaft beschämend, wie denn überhaupt der edle Charakter, den auch die Gegner dem Manne zugestehen müssen, von welchem die Richtung einen Parteinamen erhalten hat, eine große Empfehlung für die Sache gewesen ist.

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen wollen wir den Einsender vernehmen.

„Dieser Aufsatz hat die Absicht, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen, auf welche Weise die Wiedererweckung der ursprünglichen Lehre der anglikanischen Kirche zu Stande gekommen ist. Den Inhalt dieser alt-anglikanischen Lehre mag man vornehmlich aus Dr. Pusey's Briefe an den Bischof von Oxford ersehen; was ich mir hier vorsetze, ist nur dies, durch meine Bemerkungen den allmähligen Gang der Sache mehr zur Kenntniß zu bringen.“

„Es sei mir erlaubt, damit zu beginnen, die Stimmung zu schildern, welche der Bewegung, von der ich spreche, voranging. Meine Kenntniß beschränkt sich zwar allein auf den Kreis der Universität Oxford, doch wird dies weniger Eintrag thun, da eben hier zuerst jene Richtung eine bestimmte Gestalt gewonnen hat.“

„Es ist wohl bekannt, wie niedrig der Stand der theologischen Gelehrsamkeit am Anfange dieses Jahrhunderts unter der englischen Geistlichkeit war. Zwar hat von der Partei, von der Manche ganz systematisch die Theologie herabzusetzen suchten, unter den Lehrern von Oxford niemals jemand festen Fuß gefaßt, indeß versuchte man doch diejenigen Geister, welche durch ihre natürliche Neigung sich zur Theologie hin gezogen fühlten, auf andere Studien hinzuwenden. In anderen Hinsichten waren dagegen vom Jahr 1820 — 1830. geistige Interessen angeregt. Die Studenten wurden zu einem einsichtigeren Studium in die Logik und Rhetorik durch die Werke des Erzbischofs Wheately eingeleitet, überhaupt waren die Werke dieses Schriftstellers, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, den Verstand zu schärfen, ohne ihm Stoff zu geben, eine merkwürdige Vorbereitung zu dem, was folgte. Die Ethik des Aristoteles, seit lange ein Handbuch der Universität, bildete bei vielen Tutoren die Grundlage des ethischen Unterrichts. Das wichtige Werk von Bischof Butler, „die Uebereinstimmung der natürlichen und geoffenbarten Religion mit den Gesetzen und dem Laufe der Natur,“ wurde ebenfalls studirt, mehr wegen der beiläufigen moralischen Bemerkungen, denn als Vertheidigungsschrift für das Christenthum. In Verbindung damit las man auch

die moralische Abhandlung: Sermons at the Rolls-chapels."

„Denen, die so gebildet waren, erschien der gangbare Religionsunterricht ungenügend, sie fanden ihn nicht praktisch genug für die Bildung des Charakters, der Beweggründe und Handlungen. Eben darum schlossen sie sich so sehr an einen heidnischen Autor an. Denselben Mangel nach befriedigenderem und nährenderem religiösem Unterricht empfanden auch Viele außerhalb der Universität, so daß die zahlreichen religiösen Schriften und Predigten, die jährlich herauskamen, außerordentlich viel Absatz fanden *). Dabei fürchtete man sich vor jeder anscheinenden Neuerung, klagte über Unruhe und fibrische Spekulation in göttlichen Dingen **), während doch die Kirche einer Reformation bedurfte. In diesen Jahren ***) erschien der Band Predigten vom Bischof Jebb, dessen Anhang einen Aufsatz enthielt: „über den eigenthümlichen Charakter der anglikanischen Kirche." Durch diesen Aufsatz ist zuerst nach langem Zwischenraume die anglikanische Glaubensregel wieder in neuerer Gestalt ans Licht getreten, auf welche die gelehrten Theologen des 16ten und 17ten Jahrhunderts †) ihre Theologie gegründet hatten. Ob bloß durch inneres Bedürfniß, ohne die Mitwirkung äußerer Ereignisse, von denen ich nun zu sprechen habe, eine Regeneration der Doktrin entstanden seyn würde, wer vermag dies zu sagen?"

*) „Es ist interessant, die Buchhändler-Anzeigen jener Periode mit denen der Gegenwart zu vergleichen. Die früheren hatten keine religiösen Schriften bekannt zu machen, als Predigten, die gegenwärtigen nur neue Abdrücke älterer Theologen."

**) „Vergl. Miller's Predigten. S. 15. Die ganze Vorrede dieses Werkes wirft Licht auf den Charakter der Periode und zeigt die Verlegenheit nachdenkender Menschen, welche eine feste Basis der Leitung in Lehre und Leben verlangten. Ein Symptom dieser religiösen Unruhe war auch die öftere Aufforderung, selbst von innigen Anhängern der Kirche, das Prayer-book zu verändern. Es wirkte dieser Umstand zur Bekanntmachung des in kurzer Zeit unbeschreiblich verbreiteten „Christlichen Jahrs" von Keble, dessen Gedichte die Absicht haben, das geistliche, innere Verständniß der Einrichtungen unserer Gottesdienste zu bewurken."

***) „Diese Predigten erschienen einige Jahre früher. Bischof Jebb verdankte viel dem Alexander Knox, einem tiefen und originalen Denker, dessen eigene Schriften viel dazu beigetragen haben, den engen Dogmatismus der calvinistischen Schule zu stürzen und mehr inwendige und lebendige Grundsätze der Frömmigkeit einzupflanzen."

†) „Die lehrreiche Darlegung der Art und Weise, wie die anglikanische Theologie in der Hand von Hooker sich von den puritanischen Einflüssen der Zeit bald nach der Reformation frei machte und zu mehr universellen christlichen Grundsätzen zurückkehrte, findet sich in Hrn. Keble's Vorrede zu seiner Ausgabe von Hooker's Werken. Im nächsten Jahrhundert führten Laud, Hammond, Jerem. Taylor das von Hooker begonnene Unternehmen fort."

„Im Herbst aber des Jahres 1830 kam die sogenannte liberale Regierung an das Ruder, und die Neigung, die bürgerlichen Einrichtungen umzugestalten, erstreckte sich auch bald auf die Kirche. Die Bezahlung der Zehnten und Kirchenabgaben wurde bekämpft, den Bischöfen die Entziehung ihrer Theilnahme an der Landesregierung gedroht, in öffentlichen Zusammenkünften Veränderungen der Liturgie und der inneren Kirchendisciplin in Vorschlag gebracht. Dieses feindliche Geschrei erweckte die Kirche aus ihrem Sicherheitsschlafe, und während der weltliche Arm sich ihrem Schutz zu entziehen drohte, richtete sie sich darauf, ihre innere und geistige Kraft in Erwägung zu ziehen. Anfänglich beschränkte sich indeß Alles, was gesagt und geschrieben wurde, auf die Vertheidigung der Kirche gegen äußere Angriffe und die Zurückweisung vorgeschlagener Reformen. Im Jahre 1832 veranstaltete der Kapellan des Erzbischofs von Canterbury, Hr. Rose, „das britische Magazin" ausdrücklich mit dem Zweck, richtigere Angaben über den wirklichen Belang der Einkünfte der Kirche bekannt zu machen, die kirchlichen Einrichtungen im wahren Lichte darzustellen und den Geistlichen einen Mittelpunkt für gemeinsame Wirksamkeit zu verschaffen. Im Jahre 1833 wurde eine Gesellschaft für die unveränderte Beibehaltung des Prayer-book in Vorschlag gebracht, sie kam zwar nicht zur Ausführung, doch erkennt man daraus die nun angenommene defensive Stellung. In demselben Jahre ging die Parlamentsakte durch, welche 10 irländische Bisthümer aufhob, und auch in anderer Weise die Unabhängigkeit der Kirche gefährdete. Diese Maaßregel überzeugte diejenigen, denen die Kirche am Herzen lag *), daß eine Krisis gekommen war, welche kräftigen Widerstand verlangte. Nunmehr erschien im September die erste Nummer der „Traktate für die Zeit," auf welche schnell mehrere andere folgten. Sie waren aphoristisch und energisch geschrieben, sich auf den Protest gegen herrschende Zeitirrthümer beschränkend, so daß man darin keine systematischen Auseinandersetzungen erwarten darf."

(Beschluß folgt.)

Praktische Theologie.

Ueber die jetzige Gestalt des Disciplinar-, Buß- und Beicht-Wesens in der evange-

*) Eine Probe davon findet sich in Keble's Predigt über den nationalen Abfall, welche in diesem Jahr erschien.

Digitized by Google

lischen Kirche und über die Abschaffung des Beichtgeldes. Von Dr. August Schröder u. s. w.

(Beschluß.)

Als Probe des Geistes und Tones der Schrift geben wir folgende Stelle (S. 56. 57.): „Durch trübe Erscheinungen unklarer, excentrischer oder melancholischer Schwärmerei, finsterer Glaubenswuth und eines herrschsüchtigen Fanatismus in neuester Zeit ist dem Staate das Schreckbild der Hierarchie, des pfäffischen Obscurantismus, des dumpfen Priesterhochmuths, der gegen den Staat anzukämpfen und ihm in Verborgenen die Gemüther zu entfremden sucht, entgegengetreten. Dies gespenstische Schreckbild wird vielleicht noch lange die billigen Wünsche und Forderungen der protestantischen Kirche zurückstellen und vereiteln. Aber es wird auch von dem sich neu regenden wahrhaft evangelischen Geiste tieferer Glaubensinnigkeit und Gottesfreudigkeit niedergekämpft werden. Die christliche Bildung der Zeit wird bewähren, daß eine Hierarchie des Mittelalters dem modernen Selbstbewußtseyn ebenso wenig mehr genügt, als eine gegen Kirche und Religion indifferente Monarchie. Die Formen der Erscheinung der Idee wechseln in dem Laufe der Zeiten, mit ihnen gestaltet sich der Geist, ewig derselbe und doch auch ewig neu, und ruft neue Entwickelungen hervor. Die Christen sind den Zügeln der blinde Unterwerfung fordernden Hierarchie entwachsen; der Geist christlicher Bildung will überall den Glauben mit Bewußtseyn, nicht brütendes Mönchsthum, nicht geistige Priesterknechtschaft, nicht dumpfen bewustlosen Köhlerglauben, nicht die Düsterkeit ascetischer Selbst-Zerfleischung, aber er will auch zugleich sich nicht der höheren Ordnung des Evangeliums entziehen, er will wandeln im Lichte der Selbsterkenntniß und Buße, der Zucht und Sittlichkeit, der lebendigen Liebe für das Christenthum und seine Darstellung hienieden, die Kirche, er will nicht sittliche Schlaffheit, nicht religiöse Lauheit und Gleichgültigkeit. Wenn doch der Staat den Versuch machen wollte, die Kirche in sein inneres Leben wieder tiefer eingreifen, durch sie und ihre Vermittelung auf die Sünder wirken und seine Gesetze und Gebote von dem kirchlichen Geiste der Zucht durchdringen zu lassen, es würde sich gewiß bewähren, wie in dem Protestantismus wahrlich nicht ein Losreißen vom Staate, sondern eine innige Vermählung mit demselben liegt. Mag auch unsere Zeit in einer modernen Gestalt des Katholicismus, der sich noch nicht selbst verstanden und seine Geschichte noch

nicht begriffen hat, aufs Neue das Bestreben gesehen haben, die Kirche abzulösen vom Staate; dies Bestreben muß in sich scheitern, weil es auf leeren Abstraktionen, auf einem Verkennen des christlichen Geistes beruht. Es ist zwischen Kirche und Staat ein so inniger organischer Zusammenhang, daß die evangelische Kirche ihr Wesen nur durch denselben entfalten kann; nach dem Princip des Protestantismus sind Staat und Kirche „Werkstätten des Geistes in der Zeit, Erscheinungsweisen des göttlichen Lichts, unter verschiedenen Refraktionswinkeln, zwei Wege zu Einem Ziele. Während die Kirche ihren Ursprung von Pfingsten ableitet und nach ihrer fortwährenden Richtung vom Himmel zur Erde herniedersteigt und zu Gnaden geht, erhebt sich der Staat hierdurch befruchtet aus niederen, irdischen Verhältnissen zu der ihm eignenden Sphäre des Geistes und richtet sich zu Recht auf. Indem eine Richtung sich herabläßt und die andere in Folge dieser Herablassung aufwärts strebt, müssen nothwendig beide in Berührung kommen *).“ — Wenn sich der Staat durch die Gesinnung, durch das christliche Leben seiner Mitglieder erfrischen und stärken will, so muß er durch die Kirche und in lebendigster Gemeinschaft mit ihr wirken, nicht bloß durch abstrakte Gesetze und Verbote; in dem Gebiete der Zucht, der Sittlichkeit, der moralischen Ordnung, der Erziehung für das Reich Gottes treffen beide zusammen und berühren sich. In dem Staate als der Wirklichkeit des sittlichen Lebens darf seinem Begriff nach kein wesentliches Element und Moment des menschlichen (höheren) Lebens fehlen; Kirchenzucht und Buße hat fast siebenzehn Jahrhunderte hindurch die christliche Kirche immer als einen Theil ihres Lebens als eine Form ihrer Verwirklichung angesehen. Ein großes Geschenk würde der evangelischen Kirche wiedergegeben werden, wenn die lebendig gewordene Idee des Protestantismus in unserer Zeit aus dem Gemeingefühl wahrer Christen heraus eine vom Staat gestützte, kräftig erhaltene, neues kirchliches Leben und erziehenden Einfluß mit sich führende Kirchenzucht erzeugte!“ —

Zwei noch besonders in den großen Gegenstand eingreifende Betrachtungen (unter den Ueberschriften: „Verhältniß der Kirche zum Staat.“ „Vom kirchlichen Gemeindeleben unserer Zeit“) und ein kräftiges Schlußwort krönen das Werk, dessen äußere Ausstattung die Verlagshandlung ganz des inneren Gehaltes würdig hergestellt hat. R.

*) Göschel, in seinem trefflichen Buche vom Eide Vorr. I.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 19. Juni. **Nr. 38.** 1841.

Kirchengeschichte.

Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen, und einer Entwickelung seines Lehrbegriffs von Friedrich Galle. Halle, bei Lippert. 1840. Pr. 2 Thlr.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Denkmale, der Biographien, der Charakteristiken. Darin liegt ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche. Ihre Schwäche darum, weil sich darin das allgemeine Gefühl ausspricht, daß unsere Zeit weniger von der geistigen Substanz der Gemeinschaften namentlich der Kirche getragen wird, als von einzelnen στύλοις τῆς ἐκκλησίας. Wäre die Macht der Wahrheit als solcher stärker gefühlt, wäre die Substanz des Glaubens mächtiger in der Gemeinde, so träten die Individuen zurück gegen die Macht der Gemeinschaft. Aber es liegt darin auch ihre Stärke, insofern sich darin das wahre Bewußtseyn ausspricht, daß die Mächte, welche das Gemeindeleben konstituiren, dann erst Geist und Leben geworden sind, wenn sie auch die Individuen ergriffen, durchdrungen und zu verklärter Eigenthümlichkeit ausgebildet haben. Es gab in der evangelischen Kirche eine Zeit, wo die Substanz des Glaubens auch die wissenschaftliche Gemeinde beherrschte, die Zeit der Orthodoxie, wo das Resultat aller Untersuchungen über den Glauben als bereits zuvor gegeben angenommen, und jede Abweichung von dem Allgemeinen als Häresie verfolgt und unterdrückt wurde. Solche Zeit ist der Individualität als solcher und darum auch der Biographie ungünstig. Nur das innere in Gott verborgene Leben bietet sich zur Betrachtung und Beschreibung dar, und giebt Stoff zu einer Geschichte der Wiedergeborenen. Doch es folgte die Zeit der Aufklärung, in der alles Ueberlieferte als Vorurtheil beseitigt werden, in der das Individuum mit seinem Dafürhalten alles gelten sollte. Man hatte vor der Hand zu viel mit dem Niederreißen zu thun, um sich mit Liebe und Ausdauer in die Arbeiten, Sorgen und Kämpfe derer zu versenken, die wirklich etwas gebaut; auch glaubte man ja das Werk ihrer Hände für immer abgethan. Und die gegenwärtigen, nun, sie hatten noch nichts gebaut, was den Vergleich mit den abgetragenen Pallästen irgend ausgehalten hätte. Man war vor der Hand mit Hütten zufrieden, die nur der augenblicklichen Noth wehren sollten; den Nachkommen hinterließen die Aufklärer keinen Heerd, kaum einen Ort, darauf sie sich wieder anbauen konnten; darum war auch diese Zeit der Biographie nicht günstig. Ihres Namens Gedächtniß wird nur zu bald erlöschen.

Die gegenwärtige Zeit möchte nun gern wieder einen solchen festen und sicheren Wohnplatz haben, sie ist des Verneinens müde geworden, sie möchte wieder bauen, und darum blickt sie mit Ernst und Liebe wieder hin auf die alten Baumeister, um von ihnen zu lernen; darum ruft sie die in dem Staube der alten Bibliotheken begrabenen Väter wieder zum neuen Leben auf, um sie zu Rathgebern zu nehmen, wie aus den zerstreut liegenden Werkstücken, wenn auch nicht wieder so ein festes mit Wällen, Gräben und Kanonen versehenes Schloß, so doch ein sicheres und für alle Raum habendes Wohnhaus, oder noch lieber, wie daraus ein Tempel Gottes zu fertigen wäre, in dem die Gemeinde wieder in Einem Glauben mit freier Liebe vereint ihr „Herr Gott Dich loben wir" anstimmen könnte.

Was ist nun natürlicher, als daß man in einer Zeit, der diese Aufgabe gestellt ist, zurücksieht auf die Helden jener Periode, die auch wie die unsere, ein neues zu bauen hatte, auf die Reformationszeit. Sie

Digitized by Google

steht uns näher und ist uns verwandter als die Zeit der ersten Verbreitung des Christenthums in unserem Vaterlande, sie verbindet uns mittelbar auch enger mit der apostolischen Zeit. Die Reformationszeit hatte viele Kämpfe bereits hinter sich, die durchzukämpfen auch uns nicht mehr verordnet ist, dagegen hatte sie viele Feinde auch mit der unseren gemein. Wie verschieden z. B. auch auf den ersten Anblick ein Eck mit einem Rationalisten von der strikten Observanz heutiger Tage zu seyn scheint, so hat doch dieser so gut als jener sein meritum de congruo, um damit neben dem einzigen Felsengrunde der Gnade Gottes in Christo noch sein Häuslein auf dem Triebsande des menschlichen Verdienstes zu erbauen. Wie heute, so fehlte es auch damals an Libertinern nicht, die in der Ueberschätzung klassischer Bildung ein modernes Heidenthum aufzurichten strebten, und die neuere Zeit hat gelehrt, daß auch die Verhandlungen und Kämpfe des evangelischen Kirchenregiments mit der päpstlichen Kurie noch nicht vergessen werden dürfen. Auch hat es bekanntlich an theologischen Bestreitern der Trinitätslehre damals eben so wenig gefehlt als jetzt, und ein Papst Leo war mit vielen seiner italienischen Glaubensbrüder hinter der Weisheit der heutigen Tage, die die Geschichte Christi für eine Fabel hält, nicht zurück.

Darum ist es nicht bloß natürlich, sondern auch nothwendig, daß, wer heute berufen ist, in weiteren oder engeren Kreisen einen guten Kampf zu kämpfen für das Evangelium, auf die Streiter der damaligen Zeit zurücksehe, um an ihren Tugenden zu lernen, was er zu thun, und an ihren Fehlern, was er zu meiden habe, um von ihnen zu lernen, wo er Stand halten und wo er weichen müsse, um an ihrem Glaubensmuth sich aufzurichten und an ihrer Ausdauer Geduld zu lernen. Auch dürfen die Geschichtsrollen der seitdem verflossenen drei Jahrhunderte mit ihren Schwert- und Federkriegen nicht vergeblich vor uns aufgerollt liegen.

Das ist das höhere Hephata, das jetzt noch einmal die längst begrabenen Gottesmänner zu reden nöthigt. So haben wir außer den vielen und verschiedenartigen Lebensbeschreibungen Luthers, die Geschichte derer Männer, die ihm den Weg bereiteten, eines Gerson, Savonarola, Wessel, Reuchlin, Erasmus schon erhalten, ferner das Leben eines Calvin von Henry und dessen Widersachers Servet von Trechsel, das Leben eines Johann Brenz von Hartmann und Jäger, so in kürzeren Darstellungen das Leben eines Justus Jonas, Bugenhagen, Spalatin, Mykonius, so in neuen Auflagen vollständig und auszugsweise die Werke

eines Luther, Zwingli und Calvin. Dagegen schien der durch rastlose Thätigkeit für die innere Ausbildung der evangelischen Kirche wichtigste Mann, Philipp Melanchthon, auf dem Felde der Biographie bisher fast vernachlässigt zu seyn, gleich als ließe sich die alte Feindschaft eines Cordatus, Flacius und Hutter noch heute als Gleichgültigkeit spüren. Doch dem ist gewiß nicht so; der wahre Grund, daß wir uns bis jetzt noch keiner vollständigen der heutigen Zeit genügenden Biographie Melanchthons erfreuen, liegt gewiß anderswo. Kurz nach dem Tode des ehrwürdigen Mannes beschrieb, abgesehen von Heerbrands und Windsheims kürzeren Darstellungen, zuerst Camerarius das Leben seines entschlafenen Freundes. Drei Jahre jünger als Melanchthon, hatte er seit dem Jahre 1521 bis zum Tode des letzteren mit ihm in der innigsten und vertrautesten Herzensgemeinschaft gelebt. War irgend einer zu solchem Werke befähigt und wohl ausgerüstet, so war er es. Zwar lebten die Freunde großentheils nicht an demselben Orte, doch sahen sie sich häufig, und es war dem Melanchthon stets das lebhafteste Bedürfniß, alles was ihn nur irgend bewegte, dem Herzensfreunde schriftlich mitzutheilen. An ihm hatte er das Herz gefunden, dem er sich ohne Rückhalt und Gefahr der Mißdeutung ganz und vollständig offenbaren konnte, und so war Camerarius stets über alles, was Melanchthon anging, genauer unterrichtet als irgend ein anderer. Dazu hatte er selbst die ganze wichtige Reformationsperiode mit durchlebt, und war von vielen Ereignissen, deren er zu erwähnen hatte, Augen- und Ohrenzeuge gewesen. Er war ein Mann von ausgezeichneter klassischer Bildung, und in die theologischen Fragen der Zeit so weit eingeweiht, daß er, ohne gerade selbstthätigen Antheil an ihrer Entwickelung zu nehmen, doch selbstständig und unpartheiisch darüber urtheilen konnte. So fehlte es ihm so wenig an dem äußeren als inneren Beruf, und sein Werk entspricht denn auch den Erwartungen, die man von solchem Biographen hegen darf, in nicht geringem Grade. Doch macht es darum nicht alle folgende Darstellungen überflüssig. Nach den ersten Kapiteln, die von der Herkunft und Jugend Melanchthons handeln, wird zwar ein Versuch zu einer Charakteristik seiner Geistes- und Sinnesart gemacht, der manche ansprechende Züge aus dem äußeren und inneren Leben desselben enthält, aber der bei weitem größte Theil des Buches reihet doch die Begebenheiten nur in Annalenform an einander, und dann liegt auch die Abfassung der Schrift der Lebenszeit ihres Helden zu nahe, als daß man die Freiheit des Urtheils erwarten dürfte, welche die Begebenheiten stets in das rechte Licht zu stellen

Digitized by Google

weiß. Dennoch ist die folgende Zeit über Camerarius eben nicht hinausgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Theologie.

Eine Mittheilung aus Oxford über die Entstehung der streng anglikanischen mit dem Namen Puseyismus belegten Richtung der Englischen Theologie und Kirche.

(Beschluß.)

„Im Jahr 1834 erschien der erste Band von Hrn. Newmann's Predigten und hier zeigte sich schon die Frucht der in Oxford betriebenen Studienweise. Dieser Band enthält fast keine einzige direkt theologische Predigt, sie beschränken sich darauf, einen bestimmten moralischen Charakter hervorzubringen, und in Einzelheiten hinein eine scharfe sittliche Ansicht geltend zu machen. In den gleich darauf folgenden Jahren 1835 und 1836 traten auf der Universität Oxford Begebenheiten ein, durch welche diejenigen Personen mehr bekannt wurden und in den Vordergrund traten, denen schon bisher die Beförderung streng kirchlicher Grundsätze am Herzen gelegen hatte. Die erste war das Ansinnen der Regierung an die Universität, die Unterzeichnung der 39 Artikel, welche Bedingung der Immatrikulation war, aufzugeben, um auch Dissenters den Zutritt zu diesen Bildungsanstalten zu eröffnen. Das zweite Ereigniß war die Ernennung eines Professors der Theologie von Seiten der Regierung, dessen durch den Druck bekannt gemachte Ansichten mit den kirchlichen Ordnungen und Lehren in Widerspruch zu stehen schienen. Im Verlauf dieser Verhandlungen wurde nun immer mehr auf die Autorität der Glaubensbekenntnisse der ursprünglichen Kirche und auf die Wichtigkeit dogmatischer Lehrbestimmungen gedrungen, und da die Streitpunkte gerade solche waren, über welche die Geistlichkeit einstimmig dachte *), wie die heilige Dreieinigkeit und die Versöhnung, so erkannte man um so mehr die Nothwendigkeit, sich an die apostolische Tradition zu halten."

„Bis jetzt hatten die „Traktate für die Zeit" und andere Schriften nur wenig Streit erregt, da sie Materien vertheidigten, die mit den gangbaren Ansichten nicht unvereinbar schienen. Dieser Gegensatz trat erst hervor bei der im Jahr 1836 von Dr. Pusey herausgegebenen „Schriftlehre über die heilige Taufe" und bei der Predigt von Prof. Keble über primitive Ueberlieferung. Die erst erwähnte gründliche und seitdem vom Verf. immer noch erweiterte Abhandlung ist eine genaue Auseinandersetzung der kirchlichen Lehre von den Sakramenten im Gegensatz zu den gangbaren modernen Ansichten von der Ertheilung der Gnade unabhängig von göttlichen Anstalten. Jene Predigt, die zwar eigentlich nichts Anderes enthielt, als den Aufsatz vom Bischof Jebb, machte doch nun desto größeren Eindruck, da sie sich eben in der Lehre von der Taufgnade auf die Kraft der primitiven Ueberlieferung stützte *). — Die „tracts for the time" hatten, wie gesagt, keinen systematischen Charakter, Hr. Newmann versuchte die verschiedenen Materien organisch zu gestalten. Es geschah dies zuerst in den „Vorlesungen über das prophetische Amt der Kirche," d. h. über die Kirche als Lehrerin, welche Schrift die Regel, nach der die Kirche lehrt, entwickelt. Durch äußere Umstände ist er gegenwärtig auf die Lehre „von der Rechtfertigung" geleitet worden, doch ist es seine Absicht, auf die übrigen Gattungen der Bestimmungen der Kirche zurückzukommen **). Er erklärt in der Einleitung zu seinen Vorlesungen als seinen Zweck, „Beiträge zur Ausbildung einer anerkannten anglikanischen Theologie in einem ihrer Gebiete" zu liefern. „Wir haben, sagt er, eine außerordentliche Erbschaft, aber kein Inventarium ihrer Schätze. Alles ist uns reichlich gegeben, wir haben nur die Verzeichnisse zu entwerfen, auszusuchen, zu vertheilen, in Harmonie zu bringen und zu vervollständigen. Wir haben mehr, als wir zu gebrauchen wissen, Reichthum an Gelehrsamkeit, aber wenig genau Zusammenfassendes .... wir brauchen eine anerkannte Theologie, und das vorliegende Werk soll wenigstens in einer Abtheilung eine Annäherung an das gewünschte Ziel seyn." Unterdeß haben auch die tracts die Lehre der Kirche durch anglikanische Theologen, durch Catenen und zahlreiche Auszüge aus ihren Schriften ans Licht zu ziehen gesucht."

„Eine Bedeutung kommt auch der Schrift des Hrn. Froude zu, die unter dem Namen seines Nachlasses erschien und so außerordentlich viel Widerspruch fand. Der tiefe Eindruck, welchen dieser Mann per-

---

*) „Diejenigen, welche bei dieser Veranlassung zusammenwurkten, hatten sehr verschiedene Ansichten, einen von denen, welche mit Hrn. Dr. Pusey und Hrn. Newmann zusammenwürkten, wurde man im gewöhnlichen Sinne des Wortes unter die Calvinisten zu setzen geneigt seyn."

*) „Ein förmlicher, regelmäßiger Angriff auf Dr. Pusey's tracts wurde in 2 Zeitschriften der calvinistischen Partei, von dem christlichen Beobachter und dem Record durchgeführt."

**) „Es soll noch gehandelt werden von dem priesterlichen und königlichen Amt der Kirche, unter dem ersten Artikel von den Sakramenten, und den sakramentlichen Einrichtungen, unter dem letzteren vom Kirchenregiment."

Digitized by Google

sönlich durch seinen Umgang hervorrief, kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Er hat zuerst manche von denen, die seitdem vielen Einfluß erlangt, veranlaßt, die Schriften der älteren Kirche mit der Absicht zu studiren, um ihre Grundsätze auf die Gegenwart in Anwendung zu bringen. Die Grundsätze, welche Andere durch Bücher und Studien erlangen, scheint er wie durch Intuition und Instinkt gewonnen zu haben. Nicht nur in Bezug auf die allgemeinen Grundsätze einer auf apostolisch-katholische Grundsätze gegründeten Theologie, sondern auch in Bezug auf Leben und Sitten im Einzelnen hat er Gedanken und Anweisungen mitgetheilt, von denen sich nachher auswies, daß sie würklich auf Grundsätzen der alten Kirche ruhten. Er hat uns zuerst auf rationalistische Tendenzen einiger englischen Reformatoren aufmerksam gemacht und uns von zu blinder Verehrung berühmter Namen erlöst. Der erste Theil seiner „Remains" giebt nicht geradezu Beiträge zur Belebung ursprünglicher Kirchenlehre, sondern zeigt vielmehr, auf welche Weise diese Grundsätze in seinem Geist und in anderen wieder zum Leben gekommen sind. Je individueller dies ist, desto mehr haben sich Manche davon zurückgestoßen gefühlt. Der kürzlich bekannt gemachte zweite Theil seiner „Remains" enthält Aufsätze von der größten Wichtigkeit, doch begegnen auch diese nicht dem Bedürfnisse des gegenwärtigen Augenblicks, indem sie sich mehr im Allgemeinen mit der Nothwendigkeit kirchlicher Autorität u. dgl. beschäftigen, während sich jetzt das Interesse vorzüglich darauf richtet, das christliche Alterthum selbst genau kennen zu lernen, und daher unter der sonst nur auf das Praktische gerichteten englischen Geistlichkeit ein lebendiger Eifer für das Studium erwacht ist."

„So bleibt denn noch immer in der Hauptsache viel zu thun, in der eigentlichen Ausbildung der systematischen anglikanischen Theologie. Um Theologie zu seyn, muß das Gebäude eine wissenschaftliche Basis haben, um durch richtige Beweismittel unterstützt zu werden; um anglikanisch zu seyn, muß es gemäß den Grundsätzen unserer Kirche zwischen Romanismus und Ultraprotestantismus direkt hindurchsteuern. Ueberdies muß es eine konsequente Auslegung unserer autorisirten Glaubensbekenntnisse enthalten. Was die anderen theologischen Schulen unserer Kirche von Theologie gewähren, ist verschiedenartig gemischt und ermangelt der Konsequenz. Es ist nur die Wahl zwischen dieser Theologie und keiner. In wie weit unsere in so viele praktische Geschäfte versenkten Geistlichen diese Ansichten aufnehmen und durchführen werden, lassen wir dahingestellt; unterdeß sind praktisch eine ganze Anzahl Verordnungen wieder ins Leben getreten, welche der alten Kirche angehören, und wie kleinlich auch Manches davon erscheinen mag, wenn es einzeln betrachtet wird: die Beobachtung der Heiligentage, des Freitags als Fasttag, des Fastens überhaupt, des täglichen Gottesdienstes, des öfteren Gebrauchs des heiligen Abendmahls, der größeren Berücksichtigung des symbolischen Theils des Gottesdienstes, der größeren Anerkennung der klerikalischen Würde u. s. w. — dies Alles beruht doch auf einer gewissen Grundanschauung, welche wieder auf Lehre zurückweist, und so wird man sich auch dem Interesse an der Lehre nicht ganz entziehen können. Diese Grundsätze haben sich mit einer Schnelligkeit überallhin verbreitet, die ein Beweis davon ist, wie wichtig es ist, gewisse äußere Formen noch aufrecht zu erhalten, selbst wenn der Geist ganz daraus gewichen zu seyn scheint. Wo die Formulare der alten Kirche Gebräuche vorschrieben, hat sich die Geistlichkeit, so oft sie darauf hingewiesen wurde, auch immer willfährig finden lassen, nur wenn die Beobachtung von anderen Gebräuchen verlangt wurde, wenn auch noch so sehr durch die Gewohnheit der alten Kirche gerechtfertigt, hat dies nicht gelingen wollen. Diejenigen, welche die Wiederbelebung der alten Kirche sich angelegen seyn lassen, haben sich auch wohl davor gehütet, in Parteigeist zu verfahren und nur ihre eigenen Ansichten geltend zu machen. Sie haben die erbaulichen Schriften der Aelteren wieder abzudrucken Veranlassung gegeben, haben die Kirchenväter im Orginal und in Uebersetzungen bekannt zu machen gesucht, Alles nur, damit Jeder eine selbstständige Ueberzeugung zu gewinnen suche *)."

*) So eben erhalten wir Nachricht, daß der Erzbischof von Canterbury die weitere Herausgabe von polemischen Traktaten dieser Partei verboten, und daß Hr. Newmann sich diesem Verbote gefugt hat. Das Verbot wurde dadurch veranlaßt, daß der Vicekanzler von Oxford nebst den Häuptern der colleges sich genöthigt sahen, sich öffentlich von jener Richtung loszusagen, welche in der That bei Hrn. Newmann immer mehr in eigentlichen Katholicismus übergeht, indem derselbe jetzt sogar sämmtliche Koncilien, auch das Tridentinische, anerkannt wissen will — nur nicht im Sinne der römischen Kirche(!). Dem Vernehmen nach schließen sich die intelligenten jungen Leute in Oxford, Theologen und Politiker, fast alle an Newmann und Pusey an — kein Wunder, da die entgegengesetzte Richtung eben zu wenig sich nach der intelligenten Seite hin ausgebildet hat.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.



Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 24. Juni. **Nr. 39.** 1841.

Kirchengeschichte.

Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen, und einer Entwickelung seines Lehrbegriffs von Friedrich Galle u. s. w.

(Fortsetzung.)

Das siebenzehnte Jahrhundert war noch viel weniger geeignet, den hohen Werth eines solchen fleißigen und gewissenhaften Wahrheitszeugen zu schätzen, als viele unter den Zeitgenossen Melanchthons. Die Starrheit dieser Zeit konnte sich in die aus der wachsenden Erkenntniß hervorgehenden Veränderungen in manchen Lehrpunkten nicht finden; und erst das achtzehnte Jahrhundert hat ihm neben manchen Feinden auch wieder mehrere Freunde erweckt. Unter ihnen war einer, der sein ganzes Leben mit ausdauernder Verehrung und angestrengtem Fleiß dem anhaltenden Studium dieses Mannes, und der Sammlung aller auf ihn Bezug habender Schriften gewidmet hat. Dieser Mann war Strobel, Pfarrer in Wöhrd, der an specieller Kenntniß aller auf die Schicksale und die Thätigkeit Melanchthons Bezug habenden Einzelnheiten gewiß seines Gleichen nicht hat, und wahrscheinlich auch nicht leicht wieder haben wird. Dennoch hat er es nicht zu einer vollständigen und umfassenden Lebensbeschreibung gebracht. Er hat Melanchthoniana geschrieben, Nachrichten von seiner Abstammung, seinen Verwandten, seinen Krankheiten, er hat die Ausgaben seiner loci genau verzeichnet, er hat geschrieben über seine Verdienste um die heilige Schrift, um die Grammatik, um den Aristoteles, er hat die Lebensbeschreibung von Camerar mit vielen sehr nützlichen Anmerkungen herausgegeben, und vieles andere über ihn bemerkt, aber wie gesagt, eine genügende Lebensbeschreibung selbst zu geben, fehlte es ihm wohl an universalhistorischem Sinne, und an philosophischem Geiste, der in der Weise Melanchthons selbst über das Viele Herr zu werden und das Einzelne in einem großen Bau an die rechte Stelle zu setzen weiß.

Seitdem nun hat Melanchthon wohl die umfassendste und gerechteste Würdigung erhalten von Plank in dessen bekanntem reformations-historischen Werke, der nach seiner Eigenthümlichkeit, wie sich erwarten läßt, dem stillen, fleißigen, gewissenhaften Gelehrten weit inniger zugethan seyn mußte, als dem glaubensstarken, gewaltigen Bahnbrecher Luther; dennoch hat seine unparteiische Wahrheitsliebe auch die schwachen Seiten Melanchthons nicht übersehen noch verhüllt. Damit war einstweilen das Bedürfniß befriedigt. Mochte sich nun auch in manchem Freunde der Reformationsgeschichte der Wunsch regen, nach den schnell sich folgenden Lebensbeschreibungen Luthers, auch das zweite Gestirn in seinem stilleren Glanze auf einem besonderen Tableau anzuschauen, oder darzustellen, so fehlte es vielen wohl an den dazu nöthigen Quellen. Die Briefsammlungen als die Hauptquelle waren theils selten, theils unvollständig; die gesammelten Werke enthalten nicht die Hälfte der von Melanchthon würklich edirten Schriften, dazu ist die schriftstellerische Thätigkeit Melanchthons so reich und mannichfaltig, daß den meisten wohl der Muth fallen mochte, wenn sie solchem Unternehmen reiflicher nachgedacht hatten. Neu belebt konnte der Muth aber werden, seitdem Dr. Bretschneider in seinem Corpus Reformatorum in bis jetzt 6 ziemlich starken Quartbänden die sonst überall zerstreuten oder auch ungedruckten Briefe bis zum Jahre 1548 zugänglich machte, und dadurch zugleich das Interesse für Melanchthon wieder weckte. Auch hatte Köthe seiner Auswahl der Melanchthonschen Schriften einen fließend und übersichtlich geschriebenen Abriß des Lebens Melanchthons vorangestellt und

Digitized by Google

Heyd in einer Monographie den Aufenthalt Melanchthons in Tübingen beschrieben, jedoch giebt die letztere Schrift mehr eine Beschreibung des damaligen Tübinger Universitätslebens und der gleichzeitigen Lehrer, als daß über Melanchthon selbst viel zuvor Unbekanntes mitgetheilt wäre. An diese Bestrebungen nun, den praeceptor Germaniae auch wieder zum Lehrer unserer Zeit zu machen, reiht sich in würdiger Weise der oben genannte Versuch einer Charakteristik Melanchthons als Theologen, und einer Entwickelung seines Lehrbegriffs von Galle. Ihre Entstehung verdankt diese Schrift nach der Vorrede einer Preisaufgabe über die Veränderungen im Lehrbegriffe Melanchthons, welche von der theologischen Fakultät zu Halle gestellt und von dem Verf. mit Beifall gelöst war. Um diese Arbeit dem größeren Publikum zugänglich zu machen, fühlte sich der Verf. veranlaßt, eine Charakteristik der theologischen Bestrebungen Melanchthons überhaupt vorauszuschicken. Da der Hr. Verf. nun auch nicht Weniges von den Lebensumständen und Beziehungen Melanchthons überhaupt aufgenommen hat, so ist daraus ein Lebensbild entstanden, das, namentlich dem ersten Theile nach, auch gebildete Laien mit mannichfacher Belehrung und Freude betrachten werden, denn es ist nach allen Hauptzügen nicht nur richtig und getreu, sondern auch mit Liebe und Geschicklichkeit gezeichnet.

Die Arbeit zerfällt, wie schon aus dem Titel ersichtlich, in zwei Haupttheile. Der erste giebt eine Charakteristik des Mannes selbst und seiner theologischen Methode; der andere Theil stellt das Eigenthümliche seines Lehrbegriffs und namentlich der dabei eingetretenen Veränderungen dar. Diese Haupteintheilung ist, wie wir sie denn auch in den meisten historisch-theologischen Monographien der neueren Zeit angewandt finden, angemessen, und sollte es auch nicht zu vermeiden seyn, manches aus dem zweiten Theile schon im ersten zu erwähnen, doch im Ganzen gewiß die geeignetste, die Masse des Stoffes zu theilen; wenigstens in allen den Fällen, wo das äußere Leben eines Mannes nur um des inneren, das sich in der Lehre ausspricht, wichtig wird.

Betrachten wir nun das Einzelne näher, so ist es natürlich, daß die meisten hier mitgetheilten Thatsachen und Charakterzüge bei einer so hervorragenden und viel besprochenen Persönlichkeit dem mit der Reformationsgeschichte überhaupt Vertrauten nicht unbekannt seyn können, dennoch sind gewiß auch viele einzelne Züge und Belegstellen selbst dem Kundigeren neu; namentlich hat der Hr. Verf. einen sehr starken und glücklichen Gebrauch von der Postilla Melanchthonis gemacht, die von Pezel in vier Bänden herausgegeben ist. Diese enthält bekanntlich die erbaulichen Vorlesungen, welche Melanchthon namentlich in den letzten 12 Jahren seines Lebens sonntäglich für die des Deutschen unkundigen Studirenden über die Evangelien gehalten hat. Hier finden sich die mannigfaltigsten Erinnerungen aus seinem Leben und dem vieler Zeitgenossen, die der freundliche Lehrer bei seinem außerordentlichen Gedächtnisse, bei seiner rückhaltslosen Aufrichtigkeit, und Vorliebe für eine geistvolle durch Erinnerungen an die Vorzeit gewürzte Unterhaltung in diesen wenn auch zahlreichen, doch mehr vertraulichen Versammlungen gern mittheilte.

Das erste Kapitel, überschrieben „Vorbildung Melanchthons zur Theologie," enthält die Geschichte seiner Jugendzeit bis zur Berufung nach Wittenberg im Jahre 1518. Dieser Abschnitt ist verhältnißmäßig kurz und ließ sich ohne große Mühe reichlicher ausstatten. Bei dem Interesse, das die Jugendzeit jedes großen Mannes erweckt, würden die Leser dem Verf. für reichlichere Mittheilungen gewiß dankbar gewesen seyn. So ist namentlich auch gewiß der Antheil, den der junge Melanchthon schon in Tübingen an dem Prozesse Reuchlins gegen Hoogstraten nahm, nicht ohne Einwürkung auf seinen schnellen Entschluß geblieben, sich der Sache Luthers anzuschließen. Wenn aber S. 5. zum Beweise seiner schon frühen philosophischen Ausbildung bemerkt wird, daß der Streit zwischen Nominalismus und Realismus durch seine Entscheidung völlig beigelegt wurde, so kann dies wohl nicht von einer philosophischen Entscheidung dieses jahrhundertlangen Kampfes verstanden werden, sondern nur das kann von Camerar gemeint seyn, daß Melanchthon durch sein Ansehen und sein friedfertiges Benehmen zur Stillung des äußeren Haders damals das meiste beigetragen habe.

Das zweite Kapitel giebt gleichsam zur Uebersicht eine kurze Darstellung der Thätigkeit Melanchthons für die Theologie überhaupt. Daß ein solcher Ueberblick überhaupt gegeben wurde, scheint uns auch zweckmäßig, nur die Stelle an der er steht, möchte wohl nicht ganz passend seyn; vielmehr glauben wir, der Leser wäre besser für diesen Ueberblick vorbereitet, wenn das dritte Kapitel, welches den Charakter und die Frömmigkeit Melanchthons beschreibt, sich unmittelbar an das erste angeschlossen hätte; dann wäre die Grundlage, das ist die ganze Persönlichkeit des Mannes zuvorgegeben, dem hätte sich dann der Ueberblick über die theologische Thätigkeit angeschlossen, und darauf hätten dann sogleich die einzelnen Darstellungen über Melanchthon als Exeget, als Kirchenhistoriker und Dogmatiker folgen müssen, und erst nun, nachdem wir Melanchthon als Menschen und Theologen kennen gelernt, hätte von dem Verhältniß desselben zu Luther die Rede seyn sollen, welcher Ab-

Digitized by Google

schnitt, wie er nun steht, die methodische Fortschreitung stört.

Mit Recht wird in Melanchthons Thätigkeit für die Theologie eine mittelbare und unmittelbare Würksamkeit unterschieden, und es mag unentschieden bleiben, wodurch er der Kirche wichtigere Dienste geleistet. Mit deutlichem Bewußtseyn und aus wahrer Liebe zur Kirche weigerte er sich öfters gegen Luther, die philologischen und philosophischen Vorlesungen mit theologischen zu vertauschen; denn hatte er sich auch in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Wittenberg mit ganzer Seele der Theologie zugewendet, und namentlich während Luthers Aufenthaltes auf der Wartburg dessen Lehramt zu ersetzen gesucht, so wendet er sich doch sogleich nach Luthers Rückkehr wieder mehr dem sprachlichen Unterrichte zu, und kann nicht oft und laut genug die Unkunde der Jugend und den geringen Eifer der Professoren gerade in diesen Elementen des Unterrichts beklagen. Außer den wenigen an diesem Orte von dem Hrn. Verf. dafür angeführten Zeugnissen lassen sich namentlich aus den Briefen dieser Zeit Stellen in Menge anführen, in der er die Ueberzeugung ausspricht, daß zu einem gesegneten Studium der Theologie die sprachlichen und philosophischen Studien durchaus nicht versäumt werden dürfen, quae nisi fuerint probe cognitae, schreibt er an Spalatin, quales quaeso sumus theologos parituri, und eben deßhalb bittet er, ihn wieder von den theologischen Vorlesungen zu entbinden, denn die Menge derselben sei bereits so groß, ut obruatur potius quam doceatur juventus, zudem setzt er in seiner Bescheidenheit hinzu, sei er viel geschickter ad docendas pueriles litteras. Aber dessen ungeachtet hat er sich doch nie wieder auch der unmittelbaren Thätigkeit für die Theologie entzogen, sondern sowohl durch mündlichen Unterricht als auch durch eine große Menge theologischer Schriften und Theilnahme fast an allen Religionsverhandlungen für den inneren Ausbau der jungen evangelischen Kirche sich thätig bewiesen.

Das dritte Kapitel handelt zunächst in anziehender interessanter Weise von dem innigen Familienleben Melanchthons. Die kindliche Einfachheit, die liebreiche väterliche Sorge und treue Gattenliebe des wahrhaft frommen Mannes zeigt sich hier im schönsten Lichte. Ungern haben wir an dieser Stelle eine etwas ausführlichere Erwähnung des langjährigen treuen Dieners im Melanchthonschen Hause vermißt, dessen an einer anderen Stelle, jedoch auch nur kürzlich, gedacht ist. Er hieß Johannes Koch, war von Heilbronn und sein Herr und Freund hat ihm selbst in einem Leichenprogramm vom Jahre 1553 dieses Gedächtniß gestiftet:

„Mein Diener Johannes, sagt er dort, hat 34 Jahre mit mir gelebt. Er war am Neckar geboren. Mit wahrer Frömmigkeit verehrte er Gott, gegen die Menschen war er rechtschaffen, wahrhaftig, gefällig. Züchtige Sitte und Ehrbarkeit zeichneten ihn aus. Täglich widmete er die ersten Morgenstunden dem Lesen der Schrift und dem Gebet, dann sorgte er für meine Kinder und unterrichtete sie, dann lagen ihm die häuslichen Geschäfte ob. Er begleitete uns, da wir durch Krieg und Pest zur Flucht genöthigt wurden. Er war der Zeuge meines ganzen Lebens, meiner Arbeiten und Mühseligkeiten, und niemals hat ihn die Zeit gegen uns verändert, sondern er war so wie es in dem Sophokleischen Verse heißt:

ἅπαν τὸ χρηστὸν τὴν ἴσην ἔχει φύσιν.

Nichts in seinen Sitten war verstellt oder nachgemacht. Vielmehr da er fleißig war in der Lesung der heiligen Schrift, und in dem Gebete zu Gott, so leuchtete in ihm der Sohn Gottes als die Sonne der Gerechtigkeit und zündete wahrhafte Tugend in ihm an. Aber nicht bloß wegen seiner Treue war mir sein Umgang lieb, sondern auch wegen seiner Klugheit und wegen seines richtigen Urtheils bei dogmatischen Kontroversen. Oftmals hat er mir heilsame Winke gegeben, wenn ich ihn bei streitigen Gegenständen zu Rathe zog, so gab er kurz und treffend sein Urtheil ab. Er liebte die Einigkeit in der Kirche so sehr, daß ihm in der langen Reihe von Jahren nichts größeren Schmerz bereitete, als die Streitigkeiten, die sich namentlich in den letzten fünf Jahren erhoben. Durch den Schmerz darüber wurde er allmählig schwach und hinfällig."

Gleich wie das Familienleben so läßt auch die Schilderung der Freundschaftsverhältnisse Melanchthon im günstigsten Lichte erblicken. Auch hier kam es viel mehr darauf an, sich weise zu beschränken, als daß es nöthig gewesen wäre, den Stoff mühsam herbeizusuchen. Wer kann z. B. ohne Bewunderung nur die außerordentliche Menge von Briefen übersehen, die dieser vielbeschäftigte, fast immer von Schlaflosigkeit und Steinschmerzen geplagte Mann seinen vielen Freunden geschrieben hat. Da hieß es fürwahr auch: „wer ist schwach und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert und ich brenne nicht?" Leuchtet aus den Briefen an Camerar die herzlichste Vertrautheit und zärtlichste Innigkeit hervor, so geben sie alle Zeugniß von der herzlichsten Bereitwilligkeit, allen zu dienen und zu helfen, sei es durch Geld, Empfehlung, durch Rath oder was sonst einer begehren mochte. Aller Schicksal liegt ihm am Herzen, die Unfälle der Freunde empfindet er wie die eigenen. Nach dem unglücklichen Tode seines Freundes Nesenus, der in der Elbe umkam, äußert er sich darüber gegen Camerar: „Ego mire afficior amicorum rebus cum secundis tum adversis. Nam mihi crede, miserabile fatum Neseni ita me nonnunquam commovet, ut perhorrescam toto corpore."

Digitized by Google

Die nun folgende Charakteristik Melanchthons als Menschen ist fein und sorgfältig mit Belegen aus dem Leben und den Schriften desselben ausgestattet. Mit Recht wird zuerst von seiner christlichen Demuth und wahrhaft rührenden Bescheidenheit geredet. Sie ist ihm um so höher anzurechnen, wenn man bedenkt, wie früher und lauter Beifall seinen Schriften und Vorlesungen sowohl von der Menge als von den ersten Männern seiner Zeit, einem Luther, Erasmus, Reuchlin dargebracht wurde. — Seine bekannte Friedensliebe wird gewöhnlich aus seinem von Natur sanften und furchtsamen Gemüthe abgeleitet, doch urtheilt er selbst über sich anders. Er schreibt Tom. Lugd. p. 459.: Saepe ex animo indignor, scis enim me esse ὀξύχολον (iracundum, celeris sed brevis irae) quod etiamsi vitiosum Stoici putant, tamen fateor.

Von seiner überaus großen Freigebigkeit war schon zuvor die Rede gewesen. Diese erstreckte sich selbst auf seine schriftlichen Arbeiten. Arglos gab er einem jeden was er begehrte, so daß oft selbst seine Feinde wie Flacius heimlich davon Gebrauch machten. Seine überaus große Arbeitsamkeit und Gefälligkeit jedem Dienste zu leisten, war so bekannt, daß, wie Gerdesius mittheilt, Eber an Hardenberg darüber so schreiben konnte: Saepe opto ei quietiorem locum in hac ipsius senecta dari, sed illuc fortassis eum comitarentur negotia, sicut aliquando per jocum ad eum dixerat vir sanctus Antonius Barus Anglus, qui jocose dicenti Philippo, Tu Antoni cum fies in Anglia episcopus ego accersitus ero tibi cancellarius, minime respondit, redderes me nimis occupatum, nam te ubicunque sis, comitantur negotia.

Die Schilderung der Religiösität Melanchthons beginnt der Verf. mit einer Hinweisung auf die mannigfaltigen Aeußerungen des Aberglaubens damaliger Zeit. Allerdings finden sich namentlich in der Postille, in den Briefen und Schriften über Physik, vielfache Spuren des Glaubens an den Einfluß der Gestirne auf die menschlichen Schicksale, auch achtete er viel auf Träume und Vorbedeutungen verschiedener Art. Ja selbst die Geschichten von leiblicher Erscheinung der guten und bösen Engel scheinen ihm glaublich. Er theilte diesen Glauben mit den meisten seiner Zeitgenossen, nur Luther scherzt öfters darüber. Mit Recht enthält sich der Verf. darüber eines absprechenden Urtheils, denn wie ein leichter Staub liegt diese Schwachheit auf dem reinen hellen Golde seiner ächten Herz und Leben durchdringenden Frömmigkeit. Obwohl er vor allem auf Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit dringt, so war er doch fern von dem falschen Spiritualismus, der die bestimmte Form und Ordnung gottesdienstlicher Uebungen verachtet. Den Schluß des Kapitels macht die genau detaillirte Beschreibung der letzten Lebenstage Melanchthons und seines Todes.

Das Verhältniß Melanchthons zu Luther blieb sich nicht immer gleich. Es bedurfte, wie bekannt, nur weniger Wochen, so sahen sie einander ins Herz, und der aufrichtigsten Hochachtung folgte bald die herzlichste Liebe. Melanchthon wurde durch die gewaltige Persönlichkeit Luthers zuerst gleichsam aus sich selbst und über sich hinausgehoben, so daß selbst Luther eine Zeit lang glaubte, er sei nur der Vorläufer Melanchthons und bestimmt, unter seiner Aegide zu fechten. Da aber die Kämpfe sich häuften und namentlich in dem eigenen Lager mannichfache Verwirrung entstand, da sehnte sich Melanchthon zu den stilleren Studien zurück, und ward wieder mehr er selbst. Dieß kühlte die erste Liebe in etwas ab. Die große Heftigkeit Luthers im Kampfe mit allen seinen Gegnern scheuchte den bescheidenen ängstlichen Mann von Luther zurück, und er fühlte sich in Wittenberg bald sehr einsam. Die hohe Achtung vor Luther bleibt ihm, aber die innige Zuneigung wird geschwächt, damit gewinnt Melanchthon wieder eine höhere Freiheit und Selbstständigkeit im Urtheil. Dagegen bewahrt Luther in seinem festen treuen Herzen die hohe Achtung und Liebe zu dem jüngeren Freunde und treuen Gehülfen ungeschwächt. Mit der äußersten Zartheit und Schonung trägt er selbst die Abweichungen von seiner und Melanchthons eigener früheren Lehre. Doch gegen das Lebensende Luthers, wo dieser durch Krankheit und Reizung von außen grämlicher wurde, fühlte sich Melanchthon wieder sehr gedrückt und auch Luther äußert, jedoch nicht öffentlich, seinen Unwillen über manche Schrift Melanchthons. Die Nachricht von dem Tode des großen Mannes erschüttert zwar den vieljährigen Freund aufs tiefste, allein zu einem vollen freudigen des Mannes würdigen Lobe vermag er sich nicht zu erheben. Muß uns dieser fast tragische Ausgang der Verbindung beider Männer zu einem großen Werke auch schmerzen, so dürfen wir uns doch nicht scheuen, der Wahrheit ins Angesicht zu schauen. Die Sache des Evangeliums ist stets reiner und herrlicher als selbst die besten Organe, die der Herr zu ihrer Ausbreitung beruft, auf daß wir nimmer vergessen sollen: Einer ist Euer Meister, die anderen sind alle Brüder.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger C. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 28. Juni. **Nr. 40.** 1841.

Kirchengeschichte.

Versuch einer Charakteristik Melanchthons als Theologen, und einer Entwickelung seines Lehrbegriffs von Friedrich Galle u. s. w.

(Beschluß.)

Nun erst läßt der Hr. Verf. die Schilderung der einzelnen Seiten der theologischen Thätigkeit Melanchthons folgen, und zwar stellt er ihn uns dar als biblischen Exegeten, als Kirchenhistoriker und Dogmatiker. Nicht ein vollständiges Verzeichniß der einzelnen exegetischen Schriften und ihrer verschiedenen Auflagen will der Verf. geben, sondern ein Bild von seinen hermeneutischen Grundsätzen und seiner exegetischen Methode und Kunst. Melanchthon selbst erleichtert sehr die Einsicht in die obersten Grundsätze seiner Auslegung durch sein bekanntes Wort: Omnis bonus theologus et fidelis interpres doctrinae coelestis necessario esse debet primum grammaticus, deinde dialecticus, denique testis. Als gründlicher Grammatikus dringt er auf Einen Sinn der Schrift; nach grammatischer Ausmitteiung des Einzelnen fordert er dann vor allem Belehrung über den Zusammenhang der Gedanken, und wenn er verlangt, der Ausleger solle ein Zeuge seyn, so ist dies dieselbe Forderung, die man in der neueren Zeit unter dem Namen einer theologischen Auslegung erneuert hat. Demnach sollte man erwarten, daß das philologische Element in Melanchthons eigenen Auslegungen überwiegen, oder doch wenigstens dem theologischen die Waage halten würde, dem ist indeß nicht so, das vorherrschend dogmatische Interesse der Zeit hat den Vorrang errungen. Zu lebendiger religiöser Einwirkung auf die Gemüther, also zu ascetischen Zwecken giebt er auch bisweilen sinnreiche allegorische Deutungen der biblischen Geschichte, wovon die interessantesten mitgetheilt sind.

Für die Kirchengeschichte hatte Melanchthon von Jugend auf großes Interesse. Seine Sprachkenntnisse und sein starkes Gedächtniß wie seine Gabe, überall Kern und Schaale zu sondern, befähigten ihn, etwas Ausgezeichnetes darin zu leisten. Doch war seine Zeit einer ruhigen, uninteressirten Forschung nicht günstig. Die großen Streitfragen der Gegenwart ließen die unbefangene Vertiefung in die Geschichte der Vorzeit nicht zu, die Geschichte sollte und mußte dogmatischen Zwecken dienen. Ueber den Gang seiner kirchenhistorischen Studien läßt sich nichts Genaueres sagen, doch ist unbezweifelt, daß er die kirchlichen Schriftsteller des Alterthums fleißig gelesen, besonders, um während der Sakramentsstreitigkeiten zu einer festen Ueberzeugung zu kommen, zog er sie aufs sorgfältigste zu Rathe.

Der Abschnitt, der von Melanchthon als Dogmatiker handelt, kann natürlich nur seine dogmatische Methode und seine Grundanschauungen und Voraussetzungen darstellen, da die einzelnen Lehren, namentlich die Geschichte der Veränderungen seines Lehrbegriffs, dem zweiten Haupttheile überlassen bleiben.

In dem bei weitem längsten Theile seines theologischen Wirkens erkennt Melanchthon auch in der Vernunft des gefallenen Menschen noch schwache Funken an, welche von dem göttlichen Lichte, das ursprünglich dem Menschen im vollen Maaße eignete, in der Seele zurückgeblieben sind. Damit wollte er jedoch der Selbstständigkeit und dem Werthe der göttlichen Offenbarung durchaus keinen Eintrag thun, wie seine Feinde ihm vorwarfen; denn das stand ihm fest, daß die eigentliche Heilslehre, der rechte Kern- und Mittelpunkt derselben gänzlich über das Urtheil der durch die Sünde verderbten Natur erhaben sei. Ausdrücklich verwirft er die Meinung derer, die aus Christo einen neuen Moses machen wollen, und die von den Leiden Christi sagen, sie seien darum über Christum verhängt, damit die Lehre durch ein vollkommenes Beispiel der Tugend und zwar zumeist der Geduld bestätigt werde. Diese Meinung war ihm keineswegs

unbekannt, er achtete sie aber als eine Lästerung gegen Gott und gegen seinen Sohn, ja als eine Vernichtung des ganzen Evangelii. Post. P. II. p. 354. Wenn er nun dessen ungeachtet von den Anhängern Luthers einer überwiegenden Anhänglichkeit an die Philosophie beschuldigt ist, so liegt die Hauptursache davon wohl in seiner Scheu vor den allzu scharfen und subtilen Bestimmungen der Theologen über die christlichen Mysterien von der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung Gottes u. s. w., über die er lieber in annähernden Bildern und Gleichnissen als in dogmatischen Formeln sich aussprach. Was nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, das strebt er vor allem zu treiben, danach gelten ihm auch Einfachheit, Deutlichkeit und strenge Ordnung in der Gedankenfolge für die Hauptvorzüge jeder Darstellung des Glaubens, daher verschmäht er es auch nicht, wenn er einmal den rechten vollständig bezeichnenden Ausdruck gefunden, diesen bei verschiedenen Veranlassungen oft mit denselben Worten zu wiederholen. *Τὰ αὐτὰ περὶ τῶν αὐτῶν* ist sein Wahlspruch.

Nun wäre uns noch übrig, über die dogmenhistorische Entwickelung des Melanchthonschen Lehrbegriffs zu berichten, welche beinahe die Hälfte des vorliegenden Werkes begreift. Der kundige Leser weiß, in welchen Lehrpunkten im Laufe der Zeit wichtige Veränderungen eingetreten sind. Es sind vornämlich die Lehren vom freien Willen, von der Gnade und Prädestination, und die Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl. Da indeß diese Gegenstände in der Reformationszeit nicht etwa Sache privater Untersuchung dieses oder jenes Gelehrten waren, sondern vielmehr wie auf offenem Markte in weltbewegenden Streitigkeiten verhandelt wurden, so ist es natürlich, daß auch vor dem Erscheinen dieses Werkes die Ansichten Melanchthons über diese wichtigen Streitfragen, so wie ihre allmählige Umgestaltung nicht unbekannt seyn konnten. Jedes größere reformationshistorische Werk, namentlich aber Plank, thut davon ausführliche Meldung. Das eigenthümliche Verdienst dieser Schrift aber ist es, zunächst mit Klarheit und Uebersichtlichkeit Melanchthons ursprüngliche Ansichten über die fraglichen Punkte aus seinen Schriften und fast mit seinen eigenen Worten darzustellen, dann aber die allmählichen Aenderungen von den ersten leisesten Anfängen bis zum Ziel mit aktenmäßiger Genauigkeit zu verfolgen. Dabei sind stets mit feinem psychologischen Sinne, mit guter Kenntniß der Zeitbegebenheiten und des Charakters Melanchthons die Ursachen dieser Aenderungen angegeben. Das Genauere darüber ist natürlich keines referirenden Auszugs fähig, und müssen wir darüber den geneigten Leser auf das Buch selbst verweisen.

Fassen wir zum Schlusse unser Urtheil zusammen, so muß gesagt werden: Die Schrift gehört nicht zu den spekulativ historischen, die mit einer gewissen Geringschätzung auf das einzelne historische Material herabblicken, und ihren Ruhm darin suchen, den Begriff oder die Idee einer Zeitperiode oder hier einer bedeutenden Persönlichkeit in wenigen geistvollen Zügen zu erfassen, und das Einzelne danach zurechtzurücken; nein, der Verf. versenkt sich vielmehr mit Liebe in das historische Detail, und läßt durch einfache getreue Darstellung aus der Sache selbst nach und nach ein lebensvolles Bild vor unserem geistigen Auge entstehen. Durch einen milden, freien, doch evangelischen Sinn ist er befähigt, das eigenthümliche Wesen Melanchthons zu verstehen und gerecht zu beurtheilen. Mit logischem Takte beherrscht er die Masse des Stoffs; die Sprache ist einfach und korrekt, die Bescheidenheit des Urtheils wird jedem Leser wohl thun. Wir haben in dem Werke eine gute Vorarbeit für einen dereinstigen Biographen, dem noch übrig bleibt, das ganze Leben Melanchthons nach allen Beziehungen und äußeren wie inneren Veränderungen darzustellen.

Borghardt.

Populäre Bibelerklärung.

Der Brief Pauli an die Kolosser als Probe einer Schullehrerschulbibel bearbeitet von A. Decker, Subrektor an der Gelehrten-Schule in Meldorf. Hamburg und Gotha, Verlag von Friedr. und Andr. Perthes. 1840. Pr. 10 Sgr.

Der Verf. unterscheidet zwischen Schulbibel, Schullehrerbibel und Schullehrerschulbibel, und zwar so. Die Schulbibel ist zum Gebrauch der Schüler bei der Bibelerklärung in der Schule, und soll die lutherische Uebersetzung ungeändert wiedergeben. Ausgewählte Parallelstellen, Inhaltsanzeigen, kurze Einleitungen, so auch ganz kurze Sach- und Worterklärungen mögen beigefügt werden. Die Schullehrerbibel soll den Schullehrer zum klaren und gründlichen Verständniß der heiligen Schrift anleiten, so daß er selbst schriftgelehrt werde. Für diesen Zweck braucht es neben der lutherischen Uebersetzung einer genauen Uebertragung aus dem Original, einer, Gedanken und Gedankenverbindung deutlich machenden Phrase, genauer Einleitungen, sorgfältiger Uebersichten, scharfer Erklärungen der Grundbegriffe, eine Menge guter Parallelstellen und einer kurzen Nachweisung der christlichen Lehrstücke, die in den erklärten Abschnitten enthalten sind. Die Schullehrerschulbibel ist speziell für den Gebrauch des Schullehrers bei der Vorbereitung für die Schule bestimmmt. Am besten verbindet man

Digitized by Google

die Schullehrerbibel mit der Schullehrerschulbibel in einer Bibelausgabe. Eine solche muß denn nicht bloß allen an eine Schullehrerbibel gemachten Ansprüchen genügen, sondern es müssen noch praktische Anweisungen und Winke über den Gebrauch des Wortes Gottes in der Volksschule hinzukommen.

Danach giebt nun der Verf., der eine solche Schullehrerschulbibel zu liefern beabsichtigt, in seiner als Probe dienenden Bearbeitung des Kolosserbriefs zuerst eine Einleitung in den Brief, worin er angiebt 1) die Verhältnisse der Gemeinde und des Apostels zur Zeit der Abfassung; 2) die Absichten des Apostels bei der Abfassung; 3) Ort und Zeit der Abfassung; 4) den Grund der Verwandtschaft dieses Briefs mit der Epistel an die Epheser; 5) die charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieses Briefes; 6) die Theile und den Inhalt dieses Briefes; 7) für welche christliche Lehrstücke dieser Brief Quelle und Beweismittel sei; 8) was der Schulehrer auf den verschiedenen Stufen des Volksschulunterrichtes aus diesem Briefe gebrauchen solle.

Der Verf. giebt in zwei parallelen Colonnen die lutherische und die nach dem Urtext berichtigte Uebersetzung. Nur wo die Aenderungen gar zu unbedeutend seyn würden, ist die lutherische Uebersetzung, die ganze Seite erfüllend, allein abgedruckt, indem die kleinen Abweichungen in Klammern bemerkt werden (was in allen historischen Stücken geschehen soll). Im Texte der lutherischen Uebersetzung stehen die Buchstaben A B C D. A bedeutet, was in der Oberklasse, B, was in der Unterklasse der Volksschule gelesen und erklärt werden soll; C deutet an, was als dem begreifenden Verstande näher liegend eigentlich erklärt, D, was als über die menschliche Fassungskraft hinausgehend nur dem Glauben dargeboten werden will ohne viel Fragen, Grübeln, Deuteln und Erklären. Im Texte der berichtigten Uebersetzung sind die Buchstaben a b c angebracht; a sagt dem Schullehrer, wo er sprechen darf: „hier ist es Luthern begegnet, nicht ganz richtig zu übertragen;“ b heißt: „deutlicher könnt ihr das so ausdrücken;“ c zeigt an, daß der Zusammenhang bei Luther unklar bleibt und erläutert werden will nach der Art, wie er in der berichtigten Uebersetzung und in der Paraphrase erscheint. Das, worauf sich diese Buchstaben beziehen, ist mit etwas größerer Schrift gedruckt, so wie die abweichenden Stellen in der lutherischen Uebersetzung durch kleineren Druck bezeichnet werden.

Ueber der Uebersetzung, die in einzelne Abschnitte zerlegt ist, sind Sach-Inhaltsangaben, die zusammengestellt eine kurze, aber vollständige Uebersicht des ganzen Buches geben.

Unter der Uebersetzung steht die Paraphrase, die bei den rein historischen Abschnitten wegfällt, wo dann

die Erläuterung des Zusammenhangs der Anmerkung zugewiesen wird. Unter der Paraphrase selber folgen, durch Zahlen in der lutherischen Uebersetzung bezeichnet, die einzelnen Anmerkungen in Bezug auf Geschichte, Geographie u. s. w., so wie die Winke für den Gebrauch der Bibel in der Volksschule.

Hinter dem Briefe folgt die Anleitung zur katechetischen Behandlung desselben, theils die Einheitspunkte der einzelnen Hauptabschnitte hervorhebend und die zweckmäßigen Untertheile anzeigend, theils andeutend, wovor der Schullehrer sich bei jeder einzelnen dieser biblischen Katechesationen vornehmlich zu hüten und worauf er vor allem zu merken hat.

Wir haben den Verf. bis jetzt meist selbst lassen Auskunft geben über sein Werk, wenigstens sind es fast immer seine eigenen Worte, wenn auch nicht in gleicher Ordnung und Vollständigkeit. Der Verf. wünscht auf Grund dieser Probearbeit hin zu wissen, ob er zur Uebernahme eines solchen Werkes berufen sei oder nicht, und verlangt eine liebevolle, aber der strengsten Wahrheit gemäße Beurtheilung. Zuvörderst unterschreiben wir seine Urtheile über die schon vorhandenen Werke ähnlichen Zweckes, von denen er das Lisco'sche und Gerlach'sche in Bezug auf Brauchbarkeit für den Lehrer zum Selbststudium und zum Schulgebrauch oben an stellt. Das Gerlach'sche Werk ist viel zu unverständlich für den Schullehrer, selbst für den fähigeren, diese Klage wird häufig gehört, was übrigens dem Werke selbst keineswegs zum Nachtheile gereicht, da es sich diesen Zweck gar nicht gesteckt hat. Lisco hat bei seinem Werke auch nicht bloß an den Schullehrer gedacht, weßhalb es denn gleichfalls dem Bedürfniß des Schullehrers nicht immer vollständig entspricht. Zuweilen fehlt es an der gehörigen Klarheit des Einzelnen, so wie an der genauen Angabe des Zusammenhangs, besonders am letzteren. Praktische Winke für den Schulgebrauch fehlen ganz. Da nun das Lisco'sche Werk von allen dem Bedürfniß des Schullehrers in und außer der Schule am meisten entgegenkomme, so kann es gewiß nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Arbeit wie die des Verf.'s keineswegs überflüssig ist. Wir freuen uns, daß wir hinzusetzen können, daß derselbe einer solchen Arbeit auch gewachsen zu seyn scheine.

Wir wollen nun die Vorzüge dieser Arbeit, die in einer Probe vor uns liegt, besprechen. Der wichtigste Vorzug ist ohne Zweifel die Paraphrase, denn der Verf. hat ganz Recht, wenn er behauptet, daß eine solche Deutlichkeit sich durch die ausführlichsten Anmerkungen nicht erreichen läßt. Besonders finden wir, daß der Zusammenhang in das hellste Licht tritt ohne vielen Aufwand von Worten. Wir wollen hier ein Stück der Paraphrase als Probe mittheilen.

Digitized by Google

Kolosser 1, 3—8.

Wir danken Gott, den wir anbeten als den Vaters unseres Herrn Jesu Christi und beten allezeit für euch, seitdem wir hörten, daß ihr fest gläubet an Jesum Christum und alle Gottgeweihete (Christen) herzlich liebet, weil ihr wisset, daß euch, wenn ihr solchen Glauben und solche Liebe habt, eine Seligkeit im Himmel aufbewahrt ist, auf die ihr jetzt schon hoffen dürft. Von dieser Hoffnung auf die Seligkeit im Himmel habt ihr schon früher gehört, als euch die Wahrheit, die in dem Evangelium bekannt gemacht wird, verkündet wurde. Denn das Evangelium ist zu euch gekommen, wie es allenthalben verkündigt wird, und wo es kommt, trägt es Frucht, wie es auch bei euch gethan hat, sogleich und von der Zeit an, als ihr es zuerst vernahmet, es als völlig wahr erkanntet und in der euch bekannt gewordenen Wahrheit die Gnade Gottes kennen lerntet. Denn Epaphras, der mein lieber Mitknecht ist, hat euch ja die Wahrheit des Evangeliums gelehrt, der seinem Herrn Christo zu eurem Besten (indem er euch zu Christi Jüngern machte) treu gedienet hat und jetzt mir erzählt hat von der Liebe, die der heilige Geist in euren Herzen gewirkt hat, die daher nicht abhängt von Blutsbanden oder persönlicher Bekanntschaft, sondern vielmehr auch gegen persönlich Unbekannte, welche durch denselben Geist in gleichem Glauben und Dienst einig sind, sich richtet.

Diese Paraphrase läßt weiter nichts zu wünschen übrig, als daß sie hie und da noch etwas mehr zusammengedrängt würde, wie z. B. im letzten Verse vorstehender Probe, wo „eure Liebe im Geiste" umschrieben ist.

Die beigegebenen Anmerkungen sind kurz, da die Paraphrase eine Auseinandersetzung des Zusammenhangs unnöthig gemacht hat. Sie geben Begriffserklärungen, Erläuterungen, Beispiele und allerlei praktische Winke. Nach der Paraphrase sind sie das Werthvollste an der ganzen Arbeit. —

Was die berichtigte Uebersetzung betrifft, so läßt sich nicht läugnen, daß es eine willkommene Zugabe zu dem Werke seyn würde, allein ich weiß nicht, ob die drei Freunde, von denen der Verf. sagt, nicht doch Recht gehabt haben, ihn davon abzurathen. Der Verf. sagt zwar, er habe die vollständige Uebersetzung deßhalb gegeben, weil die einzelnen Berichtungen jedesmal erst wollen mit den übrig bleibenden Theilen der lutherischen Uebersetzung zusammengeflickt werden, wenn wirklich ein entsprechendes Bild des griechischen Urtextes entstehen soll; weil oft auch nur Wendungen des Gedankens bezeichnet werden sollen, die Luther weniger genau gegeben hat (z. B. die Art, wie er

die Participialkonstruktion übersetzt), ja mannigmal nur die Stellung der Worte dem Urtexte gemäß geändert zu werden braucht, um den Gedanken und besonders den Zusammenhang der Gedanken klarer zu fassen.

Allein darauf ist zu erwiedern, zuerst, daß es ja dem Verf. unbenommen bleibt, bei völlig unrichtig übersetzten Stellen die berichtigte Uebersetzung in Klammern dabei zu setzen, und daß sonstige Unklarheiten sich in der Paraphrase beseitigen lassen. Wir geben gern zu, daß allen diesen Uebelständen weit besser durch Beifügung einer vollständigen, berichtigten Uebersetzung abgeholfen werden würde, allein bei einem so allgemein nützlichen Werke sollte doch auch an Raumersparniß, und somit an eine möglichst niedrige Stellung des Preises gedacht werden. Der Verf. giebt uns jedoch die Versicherung, daß sich für das ganze Werk keine viel stärkere Seitenzahl, als die Dinter'sche Bibelausgabe hat, ergeben, und daß wenigstens der Preis, wie er hofft, sich auf keinen Fall höher belaufen wird.

Wollte der Verf. unserer Ansicht in Bezug auf den lezt besprochenen Punkt beitreten, so schlügen wir ihm vor, auf die linke Seite in einer Colonne die Lutherische Uebersetzung, in der anderen die Anmerkungen, und auf die rechte Seite die Paraphrase zu setzen. Das würde die Uebersichtlichkeit um vieles erleichtern.

Es bleibt nun noch ein Punkt zur Besprechung übrig, nämlich die beigefügte katechetische Behandlung des Briefes. Wir wundern uns höchlich, daß der Verf. einem Landschullehrer zumuthet, sich in ein solches Fachwerk mit zweifachen Unterabtheilungen hineinzustudiren und von den Landschulkindern erwartet, daß sie einen solchen Vortrag zu fassen im Stande seien. Die Hauptsache ist doch immer, daß recht viel gelesen und hie und da eine kurze Erklärung gegeben werde, damit die Kinder eine tüchtige Bibelkenntniß gewinnen. Wie weit würde aber ein Schullehrer auf dem Lande kommen, der nach Lesung eines Buches sich in eine solche systematische Behandlung desselben einlassen wollte, wie sie der Verf. vorschlägt. Selbst auf unseren Gymnasien ist bei der geringen Anzahl der Stunden, die dem Religionsunterrichte geweihet sind, nicht daran zu denken. So könnten denn nur vielleicht diejenigen Prediger, welche Katechisationen zu halten pflegen, Gebrauch davon machen. Wir möchten deßhalb dem Verf. rathen, die katechetische Behandlung der verschiedenen Bücher der heil. Schrift in einem Band besonders drucken zu lassen, damit der Preis des Werkes für diejenigen Schullehrer, die jene katechetische Behandlung nicht in Anwendung bringen können, nicht ohne Noth erhöhet werde.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 1. Juli. **Nr. 41.** 1841.

Kirchengeschichte.

1) Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV. Von Dr. Herm. Reuchlin. Erster Band. Hamburg und Gotha, bei Fr. und A. Perthes. 1839. Pr. 4 Thlr.

2) Pascals Leben und der Geist seiner Schriften zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten. Von Dr. Herm. Reuchlin. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1840. Pr. 1 Thlr. 25 Sgr.

Hr. Dr. Reuchlin, unsern Lesern schon durch sein „Christenthum in Frankreich" rühmlichst bekannt, spricht sich über die Bedeutung des hier bearbeiteten Gegenstandes fast überschwenglich aus, dahin nämlich, daß in dem Jansenismus sich nicht nur Protestantismus und Katholicismus begegneten einander durchkreuzend, es sei mehr als eine Annäherung beider: „könnten wir höher schauen — heißt es — und in die Zukunft der Kirche und der Menschheit, wir würden in ihm vielleicht die erste uns sichtbare Aeußerung erkennen von einem Geist, der über dem Zwiespalte waltet, frei und sicher, eines Geistes, welchen wir noch nicht kennen." Andere Lobesworte übergehend, die einen uns abgelebten Gesichtspunkt nehmen, wie die Sentenz Royer-Collard's: „Wer die Geschichte Port-Royals nicht kennt, kennt die Geschichte der Humanität nicht!" — oder die an eine einzelne Erscheinung die Gesammtwürdigung knüpfen, wie Neander z. B. Pascal den „Weisen für alle Jahrhunderte" nennt, fügen wir den Worten unseres Autors noch einen Passus aus Leo's allgem. Weltgeschichte bei, in welchem der Sinn dieser so hohen historischen Bedeutsamkeit, welche man neuerdings für Port-Royal in Anspruch genommen, deutlicher sich auseinanderlegt. „Der Jansenismus ist eine Erscheinung, die ganz dem Kreise der Reformation angehört, ja! man kann sagen: es ist die reinste, schönste Gestalt, in welcher die Reformation erschienen ist — eine Gestalt, die das Priesterthum bewahrte, was fast allen anderen reformirten Kreisen in seiner wahren Gestalt verloren gegangen ist, und die dennoch aus dem innersten Grunde religiösen christlichen Lebens alles bestimmte, und nur das auf diesem Wege gerechtfertigte anerkannte."

Ist dem wirklich so? Dem Hrn. Verf. wollen wir seine historischen Freuden keineswegs schmälern: es liegt in der Natur der Sache, daß ein Gegenstand, mit dem man lange und, wie die Früchte bezeugen, mit Eifer und Erfolg sich beschäftigt, von seinen Denkmalen und Erinnerungen überall umgeben, unter den Händen uns zu dieser übertriebenen Wichtigkeit aufwächst. Sollte aber nicht hier, sollte nicht anderer Orten jenes aristokratische Etwas, das die religiös-socialen Bildungen des Jansenismus charakterisirt, eben weil es analogen Tendenzen unserer Tage entspricht, die Werthschätzung so übermäßig hoch hinaufgeschraubt haben? Denn der Jansenismus ist ein Kind, der vergeistigte Sproß jenes Gallicanismus, der, in einem Kreise von parlamentarischen Familien beschlossen, althergebrachten Rechtes einen wesentlichen Antheil an der französischen Regierung genommen, bis schon Richelieu seine Kraft brach; es sind die Abkömmlinge dieser parlamentarischen Aristokratie, die nach dem Verluste ihrer korporativen Rechte und Freiheiten in Port-Royals Einöden sich flüchten, — nicht

Digitized by Google

den Menschen wollen sie das ruhmvolle Erbe der Väter zum Opfer zu bringen, vor Gott allein demüthigen sie sich ohne Rückhalt, und in das Dogma von der absoluten Prädestination, in die Lehre von einer göttlichen Souverainität, in die unbedingte Hingabe an den unerforschlichen Willen der Allmacht flüchten sie wie in ein Asyl, das die Ansprüche einer sublimirten aristokratischen Gesinnung sicher stellt vor der aufkommenden absoluten Monarchie, wie vor dem Geschrei des Pöbels, der die Lehre von der Souverainität der Massen eben von den Jesuiten empfing als ein Losungswort für lange Zeiten. Eine solche historische Erscheinung giebt sich wohl zum Vorbild für unsere Tage her, wenn man einmal durch vereinzelte historische Parallelen der Gegenwart eine Stütze bereiten will. Wir fragen nur. Wie dem auch sei, möge es auch dahingestellt bleiben, ob Port-Royal auf dem schlüpfrigen Boden eines heruntergekommenen Aristokratismus sich angebaut habe, so ist doch diese Frage nach dem Ursprung für uns nur die geringere, gleichgültigere, da auch die Hauptsache sich anders verhält, und der erwachsene Jansenismus schwerlich darauf Anspruch machen darf, die reinste Gestalt zu seyn, in welcher die Reformation erschienen ist. Die Blüthe des jansenistischen Lebens, aus der seine welthistorischen Ehren resultiren, ist allerdings wesentlich ein Christliches, an der lebendigen Quelle der Reformation — der schweizerisch-französischen wenigstens — erwachsen, eben jene Augustinische Idee von der göttlichen Gnade als dem alleinigen Grunde des menschlichen Heiles, doch lange nicht in der apostolischen Fülle und Reinheit der evangelisch-lutherischen Kirche auferzogen, vielmehr gleich im ersten Keimen durch Prädestinatianismus verdorben, von den dürren Aesten der alten römisch-katholischen Lehre, die man auszuschneiden sich scheute, der Verehrung der Heiligen, einer noch potenzirten Wundersucht und Wunderglauben, der Anbetung des Meßopfers an freier Entfaltung gehindert, und in dem einsiedlerischen, der wahren Lebensbethätigung abgewandten Mönchsthum und rigoristischer Askese verkümmernd. Wir können hierin eine höhere Einheit des Protestantismus und Katholicismus nicht erkennen, wenn es überhaupt eines solchen Undings bedarf: der Jansenismus ist nur ein frommer Wunsch nach diesem Utopien, ein Versuch, von dorther ein Stück und von daher ein passendes sich anzueignen und aus diesen Elementen eine religiöse Mischung zu eigenem Gebrauch zu komponiren, eines jener unseligen juste-milieus, das denn auch, sobald das beliebte Sowohl Als auch als ein Entweder Oder sich erweist und das Leben zu entschiedenem Entschlusse drängt, zu jenem tristen Schaukelsystem, all den Winkelzügen und Sophistereien führt, welche den Kampf Port-Royals mit der papistischen Kirche und den Jesuiten charakterisiren, — schwerlich, wie der Hr. Verf. meint, nur „eine Ansteckung durch das Gegentheil," vielmehr die Strafe eigener Halbheit und Haltungslosigkeit. Wie wäre es auch sonst wohl gekommen, daß diese Blüthe — soweit sie es war — schon nach kaum einem Jahrhunderte dahinwelkte, in ein nur polemisches, negatives, von allem religiösen Gehalte entblößtes Treiben überging, und der Opposition Voltaires und der Encyklopädisten gegen die kirchlichen — wie sie es nannten — Vorurtheile, der französischen Aufklärung und dem religiösen Indifferentismus des achtzehnten Jahrhunderts in die Hände arbeitete. Man wird die Analogien schwerlich richtig finden, durch die Hr. Dr. Reuchlin diesen verneinenden Jansenismus und den wahren Port-Royals in Parallele setzt mit dem nur negirenden unglaubigen Protestantismus und dem positiven der Reformation, denn während die evangelische Kirche in sich die Kraft gefunden, von ihrem schweren Falle zu gesunden, ist der Jansenismus für immer untergegangen, und die Versuche zu einer Wiederbelebung des Christenthums werden nicht an ihn den gestorbenen, sondern nur an die katholische Kirche anknüpfen, vielleicht auch an die reformirte.

Von den zur Beurtheilung vorliegenden Werken beschreibt der erste Band der Geschichte von Port-Royal nach den mehr einleitenden Büchern über die ältere Geschichte der Familie Arnauld, die Entwickelung und Beschränkung des Jesuitenordens in Frankreich und die Brüder Arnauld (Buch 1—3) zunächst die reformirende Thätigkeit der Mutter Angelika im Kloster Port-Royal des Champs, das gemeinsame Leben St. Cyrans und Jansens und die Vereinigung dieser beiden Hauptquellen des Jansenismus in St. Cyrans Thätigkeit für Port-Royal (Buch 4—6), dann die Kämpfe mit der päpstlich-jesuitischen Kirche um Disciplin und Dogma, in welchen die fünf Artikel, die bekannte Unterscheidung zwischen Faktum (fait) und Glaubenssatz (drait) als die fortschreitenden Momente sich hervorheben (Buch 7). Ein näheres Eingehen auf diesen Inhalt schien der Redaktion überflüssig, da andere Recensionen schon die gediegene Gelehrsamkeit des Werkes und die auf dem sicheren Grunde des Evangeliums ruhende Gesinnung, in der es geschrieben, zur Genüge dargethan haben; Ref. muß freilich auch dem dabei ausgesprochenen Tadel beistimmen, namentlich in Betreff der Darstellung, die an einer gewissen Ueberfülle, oft an Verworrenheit leidet, und mehr ein sich selbst schilderndes Port-Royal, als eine objektive Geschichte giebt. Wir gehen sogleich zu dem

Digitized by Google

folgenden Werke über, gewissermaßen einer Fortsetzung des vorigen, indem es den eben begonnenen Kampf Port-Royals, um die Person des Haupthelden gruppirt, nach seinem ferneren Verlauf bis zu Pascals Tode schildert.

Nach der Vorrede wurde diese Monographie zunächst durch ein wichtiges Manuscript veranlaßt, das Hr. Dr. Reuchlin auf der Königl. Pariser Bibliothek nach langem Suchen entdeckte, die in dem Recueil de plusieurs pièces pour servir à l'histoire de Port-Royal, ou supplement aux mémoires de M. M. Fontaine, Lancelot et du Fossé. Utrecht 1740. 8. angegebene und theilweise benutzte Sammlung von Papieren und Briefen, welche Margaretha Perier, die Nichte Periers — selbst eine historische Person, die ihren Oheim um 70 Jahre überlebte und in höchstem Alter erst vor 100 Jahren starb — zusammengestellt hat. Neben Manchem, was schon in dem Recueil aufgenommen war, bot diese Sammlung auch vieles durchaus Neues, namentlich zur Charakteristik Jacquelinens, der Pascal ebenbürtigen Schwester; dazu kam, daß erst durch die Kollation mit dem Manuscript eine Kritik des gedruckten Aufsatzes möglich wurde, der denn auch wirklich die Ereignisse etwas anders nuancirt, wahrscheinlich mit Hülfe der Tradition. „Die noch neuerdings wiederholten Klagen gewichtiger Männer, daß wir keine eigentliche Biographie Pascals haben, ermunterten mich noch mehr, dieselbe ausführlicher, gründlicher zu geben; dazu war es aber nöthig, daß sie als Monographie bearbeitet werde." Jener glückliche Fund gestattete es, nunmehr Pascals Biographie, wie bisher noch nicht geschehen, in Einheit mit der Lebensentwickelung seiner Schwester darzustellen; in wiefern es hier nur Pascal den Menschen zu schildern galt, nicht den Erfinder im Gebiete der Naturwissenschaften und der Mathematik, wurde diese Seite seines geistigen Lebens, die ohnehin nur innerhalb jener Disciplinen in ihr rechtes Licht gesetzt werden kann, von der Biographie ausgeschlossen; in wiefern aber Pascal an den Kämpfen des Jansenismus gegen die Jesuiten Antheil genommen, mußte die Frage über die jesuitische Kasuistik und das Princip und die Routine der jesuitischen Beichtmoral in den Bereich der Erzählung aufgenommen werden: Pascal an der Hand seiner Schwester, in seiner geistigen und geistlichen Individualität, als christlicher Kämpfer, dies dürfte man etwa als die Idee der vorliegenden Monographie ansprechen. Der reichhaltige Stoff ist in vier Bücher vertheilt, deren erstes Pascals elterliche Verhältnisse, sein früh aufkeimendes Talent, seine religiösen Anregungen, und die endliche, im Sinne des Jansenismus wahre Bekehrung (1656), das nächste die Polemik der Provinzialbriefe und ihr Verhältniß zu der jesuitischen Kasuistik, das dritte die letzten Jahre des Kampfes, seine schweren Körperleiden und seinen Tod (1662), und das vierte die Gedanken über die Religion zum Gegenstande hat.

Als den gelungensten Theil dieser Biographie dürfen wir die Partien bezeichnen, welche die Liebes- und Lebensgemeinschaft Pascals und seiner Schwester schildern. Während die ältere Schwester Gilberte für den Bruder, dessen so viele Leiden warteten, als eine rechte Martha sorgte, in der Bewunderung seines überlegenen Geistes und Charakters ihm zugethan, ging in Jacquelinen der Geist einer Maria auf: eine kleine, feine Gestalt von zartem Körperbau, in früher geistiger Entfaltung, besonders für Dichtkunst, denn schon im achten Jahre versuchte sie sich in Versen, — es ist ja bekannt, wie die Bitten des Kindes Richelieu mit ihrem Vater versöhnten. Es ist ein psychologisches Problem, wie diesem frühen Talente für Poesie das noch erstaunlichere ihres Bruders für Mathematik entspricht, die beiden Geschwister ihrer ursprünglichsten Natur nach gleichsam als geistige Pole sich gegenüber standen, und doch — vielleicht aber gerade eben darum — von dem Zuge der innigsten Liebe an einander gekettet. Von dem ersten Augenblicke, da der Saame des göttlichen Wortes in ihre Herzen gefallen, gingen sie Hand an Hand des Lebens Bahn, sobald das eine Geschwister tiefer eingedrungen in die Geheimnisse des Glaubens, das andere nach sich ziehend. Ihrem Bruder verdankt Jacqueline ihre Bekehrung. Als die Familie in Rouen sich aufhielt, glitt der Vater auf dem Eise aus und verrenkte den Fuß: zwei Edelleute aus dem Hause der Bailleul, durch einen „großen Diener Gottes" den Pfarrer Guillebert erweckt, die in der Nähe ärztlichen Hülfsleistungen lebten, wurden dadurch in den Familienkreis hineingezogen: von ihnen angeregt, entschloß Blaise zuerst sich, „dem zu leben, was allein Noth thut, was er als Gebot der christlichen Religion erkannte, er begann die Süßigkeit der christlichen Einsamkeit zu schmecken, in der man das Glück hat, mit dem Herrn der Engel und der Menschen zu verkehren," er suchte auch den Verwandten, zunächst seiner Schwester, dieselbe Ueberzeugung einzuflößen. Jacqueline stand damals in der Blüthe der Jugend, in der Gesellschaft gefeiert, ein Rath des Parlaments warb um ihre Hand. Erst nach langem Widerstreben gehorchte sie dem liebevollen Dringen, auch sie beschloß nunmehr, wie der charakteristische Ausdruck Port-Royals lautet, Gott ganz sich zu ergeben, sie pflegte seitdem wohl die geistige Tochter ihres Bruders sich zu nennen. „Wir müssen uns vereinigen, schreibt sie damals, Gott zu danken, daß

Digitized by Google

er uns nicht bloß durch natürliche Bande, sondern auch durch die Gnade, in seinem eigenen Reiche durch den Geist verbunden hat. Er hat uns nicht bloß das Schattenbild, er hat uns auch das Wesen dieser Verbrüderung gegeben. Denn die körperlichen Dinge sind nur Bild und Darstellung der unsichtbaren." Damals lernte sie auch die bedeutendsten Glieder von Port-Royal, die Mutter Angelika und Agnes kennen, sie fühlte den Beruf Nonne zu werden, doch der Vater gab so wenig ihren Bitten als den brüderlichen nach. Auf einige Zeit, nach dem Tode des Vaters nämlich, scheinen die Geschwister sich zu trennen, denn während Blaise in einem heiteren, geselligen Leben seiner Erbschaft genießt, zunächst um seine Gesundheit herzustellen, allmählig aber — dies ist freilich im Sinne jansenistischer Askese aufzufassen — „der Eitelkeit, dem Unnützen, dem Vergnügen und der Liebe zum Vergnügen hingegeben," hält Jacqueline an dem Entschlusse fest, sobald die Familienangelegenheiten es gestatten, den Schleier in Port-Royal zu tragen, und an diesem Verlangen, das Pascal unter mancherlei Vorwänden zu hindern sucht, die Schwester aber als einen göttlichen Ruf betrachtet, entspinnt sich beinahe ein geschwisterlicher Zwiespalt. Dadurch aber geschah es gerade, daß auch Blaise der Schwester seine Bekehrung verdankt. Jacqueline hatte zuletzt doch ihr Gelübde abgelegt, nunmehr Jacqueline von St. Euphemia genannt, sie lebte jetzt der strengen Disciplin des Klosters oft in erniedrigendem Magddienst, in schwerer Betrübniß, daß ihr Bruder der Gnaden nicht genieße, die nächst Gott ihm vor allen sie zu danken hatte. „Man will häufig, sagt Hr. Reuchlin sehr schön, bei Zwillingsgeschwistern bemerkt haben, daß der Tod des einen den des anderen nach sich zog. Blaise und Jacqueline waren geistige Zwillings-Geschwister, und indem jener sich der völligen Uebergabe seiner Schwester an den Verein von Port-Royal widersetzte, verfocht er die Rechte seiner eigenen Persönlichkeit. Denn seit sie sich ihrer persönlichen Freiheit, ihres Willens begeben, seit sie sich selbst abgestorben, war auch sein Leben in der Welt gleichsam verfallen." Ihre Briefe schildern den schweren Kampf und Sieg der göttlichen Gnade an dem Bruder: nur wenige Wochen nach der Einkleidung muß er gestehen, daß mitten unter großen Geschäften, in Verhältnissen, die ihm Liebe zur Welt einflößen könnten, der Wunsch immer lebendiger in ihm geworden, all diese Thorheit, über die sein Gewissen ihm stete Vorwürfe mache, zu verlassen, und er fühle von allen Dingen sich losgebunden wie vorher: da dringt sie nun in Gott mit steter Bitte und Gebet, sorgsam doch ohne es zu treiben und zu übereilen folgt sie dem Schaffen der göttlichen Gnade, sie sieht den Bruder wachsen an Demuth und Unterwürfigkeit, an Mißtrauen und Verachtung gegen sich selbst, an Verlangen, in der Meinung und dem Andenken der Menschen verachtet zu seyn: endlich kann sie Gilberten melden, daß Gottes Barmherzigkeit ihr Werk an Blaise innerlich vollendet, es sei offenbar nicht sein natürlicher Mensch mehr, der in ihm wirke. Die Früchte dieser Bekehrung und der freien Gemeinschaft mit Port-Royal, in die Pascal eintrat, als er die Welt verlassen und die Welt ihn, seine Provinzialbriefe und die Gedanken über die Religion, gehören der Geschichte an. Die Schwester sah er selten, kaum während der Retraites, die er jetzt in Port-Royal hielt, ja so streng war das Stillschweigen, das man den Nonnen auferlegte, daß auch der briefliche Verkehr beinahe verstummte, daß Jacqueline z. B. in einem Briefe vom 16. November dem Bruder ein — gutes Neujahr für das beinahe verflossene wünscht, aber im Geiste, in dem Bewußtseyn, daß beide Gottes Eigenthum, waren die Geschwister stets beisammen. Sie starb ein Jahr vor seinem Tode, als er schon rettungslos — denn die fünf letzten Jahre waren ein dauernd Sterben — darniederlag.

Man kann den Wunsch nicht verhehlen, der verehrte Hr. Verf. möchte auf die Charakteristik Pascals, die doch der geistige Kern und Mittelpunkt der Arbeit seyn mußte, größere Sorgfalt verwandt haben. Pascals Verhältniß zu seiner Schwester, dessen Umrisse wir so eben gegeben, gewährt allerdings einen tiefen Blick in seine Individualität; auch findet sich manch anderes Werthvolle hie und da verstreut, wenn z. B. das unverwandte Ringen und Streben nach Wahrheit, durch das Gilberte den Bruder charakterisirt, in dem Begriff einer unbedingten, in dem Gewissen wurzelnden sittlichen Wahrhaftigkeit vertieft wird, denn um des Gewissens willen hat er die größten Arbeiten seines Lebens über sich genommen, an das Gewissen als die höchste Instanz der Wahrheit, Gottes Stimme auf Erden appellirte er in den Provinzialbriefen und den Gedanken über die Religion, wie in seinen letzten schweren Kämpfen. Doch das Resultat dieser einzelnen Züge, die Charakteristik selbst, suchen wir vergebens.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 6. Juli. **Nr. 42.** 1841.

Leben Jesu.

Dritter und letzter Artikel *).

1) Kern, die Hauptthatsachen der Evangelischen Geschichte, in der Tübinger Zeitschrift für Theologie. 1836. 1838. 1839 **).

2) Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. August Neander. Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1837. 3te Aufl. 1839. 776 S. Pr. 3 Thlr.

3) Das Leben Jesu wissenschaftlich bearbeitet von Dr. Johannes Kuhn, ordentl. Professor der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen. Erster Band. Mainz, Druck und Verlag von Florian Kupferberg. 1838. 488 S. Pr. 1 Thlr. 25 Sgr.

4) Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen von Dr. Otto Krabbe, Professor der biblischen Philologie am akademischen Gymnasium zu Hamburg. Mit Rücksicht auf das Leben Jesu von Strauß und die darauf sich beziehende Litteratur. Hamburg, bei Joh. Aug. Meißner. 1839. 542 S. Pr. 2 Thlr. 20 Sgr.

Wir beginnen mit der Angabe des Grades der Anerkennung, welche diese verschiedenen Bearbeitungen des Lebens Jesu dem geschichtlichen Charakter der evangelischen Berichte zu Theil werden lassen. Die Strauß'sche Kritik hatte denselben völlig vernichtet, diese Bearbeitungen suchen ihn wiederherzustellen. Daher kömmt denn diese Seite vornämlich bei ihnen in Betracht; über dem Interesse an ihr hat das Publikum weniger danach gefragt, ob die allgemeinen, objektiven Anforderungen an ein Leben Jesu erfüllt worden sind.

Die zwei früheren Artikel hatten zwei Bearbeitungen des Lebens Jesu vorgeführt (Gfrörer, Weiße), die mit der Willkühr entweder des subjektiven Beliebens oder einer philosophischen Voraussetzung den größten Theil der evangelischen Geschichte aufhoben: die Bearbeitungen, welche wir nun betrachten, stehen in der Ordnung, in welcher wir sie aufgeführt haben, in progressiv anerkennendem Verhältnisse zu dem geschichtlichen Charakter der Evangelienberichte. Die Abhandlungen von Kern, von einer dogmatischen Anschauung Christi ausgehend, welche im Wesentlichen die Schleiermacher'sche ist, die Authentie der Evangelien zwar anerkennend, aber doch mehrfach beschränkend, geht in kritischer Skepsis ziemlich so weit wie Schleiermacher, giebt vielfach traditionelle Beimischungen und Verwirrungen zu, nimmt bei Johannes subjektive Umformung und Beimischung an, spricht von Umdeutungen natürlicher Thatsachen in Wunder, rechtfertigt jedoch dessenungeachtet und zwar mit Scharfsinn und Selbstständigkeit den größten Theil der Thatsachen; das Neander'sche Leben Jesu, auf einer dogmatisch nicht bestimmt fixirten Ansicht von der Persönlichkeit Jesu ruhend, aber getragen von einer auf tiefem sittlichen Grunde ruhenden Verehrung des Erlösers, ist ebenfalls, doch minder stark, von Schleiermacher'schen kritischen Ansichten abhängig, gesteht daher ebenfalls traditionelle Umbildungen, Verwechselungen, unrichtige Darstellungen des Einzelnen zu, hält jedoch mit stärkerer gläubiger Voraussetzung und unterstützt durch feine historische Beobachtung das wunderbar Thatsächliche häufiger fest als die Kern'schen Abhandlungen;

*) S. Jahrg. 1840. Nr. 55—59.

**) Dem Vernehmen nach verarbeitet der Hr. Verf. diese Aufsätze zu einem selbstständigen Werke.

Digitized by Google

das Werk von Kuhn, weder in dogmatischer noch in kritischer Hinsicht durch Schleiermacher bedingt, ausgehend vielmehr von der Kirchenlehre über die Person Christi und von einer unbedingten Anerkennung der Authentie sämmtlicher Evangelien, vertheidigt den historischen Charakter auch in weniger Wesentlichem (vgl. z. B. S. 375.), ohne indeß geringere Inkorrektheiten zu läugnen, wie sie entweder nothwendig mit jeder Geschichtserzählung verbunden, oder bei mangelnder Augenzeugenschaft wahrscheinlich, oder aber in der damaligen Art der Geschichtschreibung der Juden begründet sind; während die bisher Genannten manches dahingestellt seyn lassen, manches aufgeben, was allenfalls sich halten ließe, haben die Vorlesungen von Krabbe — ausgehend von der festesten Ueberzeugung des historischen Charakters der Berichte und von der kirchlichen Lehre über die Persönlichkeit Christi — die Tendenz zu halten, was irgend sich halten läßt, und zur Vertheidigung zu nutzen, was irgend in neuerer Zeit zur Vertheidigung geschrieben worden ist.

Daß jeder der genannten Bearbeiter auf dem Standpunkte, den er einnimmt, Wahrheitsliebe und Besonnenheit bewähre, wird Niemand läugnen können, aber je nachdem manche Theologen den geschichtlichen Charakter der Evangelien unbedingter und durchgängiger im Einzelnen anerkennen, als Kern und Neander, wird diesen der Vorwurf des Glaubensmangels (vgl. z. B. Rudelbach's Beurtheilung des Neander'schen Werkes in der lutherischen Zeitschrift), je nachdem ein großer Theil noch viel weniger davon zugiebt, den anderen beiden der Vorwurf der Befangenheit und Ueberglaubigkeit gemacht. Ueber Krabbe spricht Hase Leben Jesu 3te Aufl. S. 29. das spitze Urtheil aus, daß er „unzureichende apologetische Gründe durch Glauben und Liebe ergänzt." Auch de Wette spricht in diesem Sinne davon, er müsse bekennen nicht so starkgläubig zu seyn als mancher andere. Zunächst nun kann es scheinen, als sei da weiter nichts zu ändern. Hielte nicht Jeder das Posto, welches er eingenommen für den in Wahrheit unbefangenen Standpunkt — und zwar wird so auch der strengste Gläubige von sich selbst urtheilen, — so hätte er sich nicht darauf begeben, und hat er sich darauf begeben, so muß ihm der Gegenpart als der befangene und resp. ungläubig erscheinen. Allerdings, indeß kommt es näher darauf an, sich Rechenschaft darüber abzulegen, welche Anforderungen man von seinem eigenen Standpunkte aus an den Anderen zu stellen berechtigt sei. Wer glaubt, daß der strenge Inspirationsbegriff mit dem christlichen Glauben wesentlich zusammenhange, muß allerdings jedes Zugeständniß historischer Inkorrektheit auch als religiösen Irrthum im Glauben ansehen. Wer dagegen überzeugt ist, daß auch in der

evangelischen Geschichte, wie in aller Geschichte, in jedem Systeme Wesentliches und Unwesentliches sich unterscheiden lasse, kann auch demjenigen keine Glaubensschwäche zum Vorwurf machen, der aus kritischen Gründen das aufgiebt, worin er keinen Gehalt des Glaubens anerkennt. Wenn daher de Wette in Bezug auf Data, die er doch gewiß als unwesentlich ansieht, mit anscheinendem Bedauern davon spricht, nicht starkgläubig zu seyn, so hat dies keinen Sinn, und es bekommt erst einen solchen, wenn man in dem Ausdrucke nicht ein Bekenntniß religiöser Wehmuth, sondern eine Aeußerung der Ironie sieht. Was andererseits den Vorwurf dogmatischer Befangenheit betrifft, so läßt er sich gerechterweise machen, sobald man glaubt, daß der Inspirationsbegriff des Gegners zu eng sei, oder, daß er als wesentliche Wahrheit ansieht, was unwesentlich ist, oder endlich, das für unwesentlich Gehaltene doch lieber mit schlechten Gründen vertheidigt als dem Gegner Preis gegeben wird. Steht es wirklich nicht mit dem Wesentlichen in enger Beziehung, wozu soll man mit schlechten Gründen festhalten, was ohne Schaden Preis gegeben werden kann? Eine andere Frage ist freilich die, ob auch das Unwesentliche, das sich mit hinlänglichen oder wohl gar mit sehr guten Gründen vertheidigen läßt, aufgegeben werden soll. Hierin freigebig zu seyn, hieße freigebig seyn auf Unkosten der historischen Wahrheit. Nein, wenn die Kritik so emsig bemüht ist, möglichst viele Inkorrektheiten in den Details nachzuweisen, wenn sie sich damit einen Unterbau verschaffen will, um auch nach dem Wesentlichen die Hand auszustrecken, hat nicht der christliche Verf. eines Lebens Jesu die Pflicht, auch das Unwesentliche zu retten, wo er es retten kann? Wenn er es nicht thut, wer soll es dann thun? Es will scheinen, als ob in dieser Hinsicht manches gefehlt werde. Man meint, sich für die Vertheidigung der großen Hauptsachen desto mehr das Zutrauen der Gegner zu gewinnen, wenn man sich von den unwesentlichen Posten freiwillig retirirt, so viel als das dogmatische Gewissen nur zuläßt. Man läßt sich wohl auch einschüchtern durch das überall laut gewordene Feldgeschrei: veraltete Harmonistik! Man scheut das nimium dieser alten Harmonistik, ohne zu bedenken, daß es auch ein parum giebt. Man hält sich ja sonst in unserer Zeit so gern an das Sprüchlein:

Wer vom Feuer bleibt gar zu weit
Der friert gewiß zur Winterszeit.
Wer gar zu nah tritt, wird verbrannt,
Im Mittel ist der beste Stand.

Dies Sprüchlein sollte auch der Harmonistik zu Gute kommen. Die Tendenz von Krabbe, wo irgend möglich auch für das Detail einzutreten, ist daher

Digitized by Google

dankenswerth, wenn gleich es richtig ist, daß er nicht immer scharfe Waffen gebraucht.

Beurtheilen wir nun die vorliegenden Werke nach den allgemeinen Anforderungen an ein „Leben Jesu," so kann der christlich gläubige Theologe nur urtheilen, daß bei der Abfassung desselben der Glaube an Christum eine nothwendige Voraussetzung ist. Nach seiner Ueberzeugung kann ja Christi Lehren und Wirken gar nicht verstanden werden, wenn die Persönlichkeit, um die sich Alles bewegt, als eine gewöhnliche menschliche angesehen wird. Je bestimmter Strauß die Voraussetzungslosigkeit gefordert, wenngleich seinerseits ganz und gar nicht bewährt hat, desto mehr muß die Einleitung zu einem solchen Werke von dem Standpunkte sprechen, von welchem aus es abgefaßt ist. Mit Ausnahme von Kuhn haben dies die erwähnten Verfasser gleich an der Spitze ihrer Werke gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchengeschichte.

1) Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV. Von Dr. Herm. Reuchlin u. s. w.

2) Pascals Leben und der Geist seiner Schriften zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten. Von Dr. Herm. Reuchlin u. s. w.

(Beschluß.)

Freilich Hr. Dr. Reuchlin wird in Betreff dieser Anforderung an seine Vision auf dem Montblanc verweisen. „Ich hatte, erzählt das Vorwort, in jener Selbstzufriedenheit, welche uns bei bloßen Papieren und im Staube der Vergangenheit erwächst, Paris und seine Bibliotheken verlassen; es war mir, als hätte ich den Mann meiner Studien und Arbeiten mit den Augen geschaut, und sein eigenstes Wesen mit den Fingern berührt. Nach wenigen Tagen sah ich mich dem ewigen, himmelragenden Eise des Montblanc gegenüber. Indem ich mit Mühe die niederen Gebirge in seinem Angesichte erklomm und rastete, fiel mir ein Wort Pascals schwer aufs Herz, es war, als riefe er es mir durch meinen eisigen Nachbar in die Seele: Was ist der Mensch in der Natur? Ein Nichts im Vergleich mit dem Unendlichen, ein All im Vergleich mit dem Nichts, ein Mittelding zwischen dem All und

Nichts. Und seine Erkenntniß nimmt in der Ordnung der erkennbaren Dinge denselben Rang ein, wie sein Körper in der Natur. Alles was sie thun kann, ist, daß sie einen gewissen Schein von der Mitte der Dinge bemerkt, mit einer ewigen Verzweiflung, je das Princip oder Ende davon zu erkennen. Es war mir, als ob der Alte vom Berge mir dies ins Ohr flüsterte, er, welcher zusah, wie sich das Land unten, und die Sonne gebildet und auf das Treiben des Pygmäen-Geschlechtes ruhig herabschaut. Und welche Seite dieser Wahrheit mußte mir da vor Allem in die Seele schneiden? Und wenn dies von der sichtbaren, von der endlichen Natur gilt, wie will unser forschendes Auge in eine noch höhere Ordnung eindringen, in welche sich die göttlichen Kräfte noch unmittelbarer herabgeben? Wie ich aber höher und höher hinaufstieg auf die Gebirge, welche sich um den gewaltigen Montblanc herum lagern, um so gewaltiger erschien er, um so himmelnaher, um so höher ragte sein Scheitel über mich hinaus. Und so erging es mir denn auch fürder; je mehr ich mich in die Schriften und Urkunden von Pascals Leben hinein arbeitete, desto fühlbarer, desto deutlicher wurde es mir, wie hoch, wie unnahbar der geheime Kern seines Wesens noch über meiner Forschung stand, über allen Spuren, welche sein Fuß in dem verwehenden Sande seiner irdischen Laufbahn gelassen." Ein sinnig Wort, doch möchte Ref., auch auf die Gefahr hin, ein dürrer und nüchterner Kritiker gescholten zu werden, sein einfaches Dafürhalten aussprechen, daß Hr. Reuchlin wohl die Mühe hätte auf sich nehmen können, die Lebensmomente, aus denen ein Charakteristisches hervorblickt, mit den eigens darauf hingerichteten Schilderungen der Quellen zu kombiniren, die scheinbar verschiedenen, nach mancherlei Seiten gewendeten Züge auf ihre gemeinsame Wurzel zurückzuführen, und immerhin — denn in Kantischer Weise deute man doch ja nicht Pascals Worte von der menschlichen Erkenntniß — ein Gesammtbild der Individualität Pascals zu entwerfen, etwa an seinem Grabe eine historische Standrede, statt deren wir nur seine Grabschrift erhalten und die Worte, die er selbst zu eigener Schilderung niedergeschrieben.

Die Untersuchung über die jesuitische Kasuistik und das Princip und die Routine der jesuitischen Beichtmoral ist an dem Orte, zu dessen Beleuchtung sie vorzüglich beiträgt, passend eingereiht worden, bei Pascals Provinzialbriefen. Eine Reihe trefflicher Bemerkungen zieht sich durch das Kapitel: über die spekulativen Grundirrthümer ihrer Moral, daß der Sitz der menschlichen Freiheit zwar im Willen, der letzten Wurzel nach aber in der Einsicht sei, daß die Sünde nur dann anrechenbar, wenn ein entgegengesetztes

Digitized by Google

Wissen und Können möglich gewesen, das göttliche Gesetz nur in sofern bestehe, als es bekannt, von der Kirche gehörig promulgirt worden: über die Tendenzen der jesuitischen Moral, die eigentlich nichts anderes als die Wissenschaft oder vielmehr die Kunst, die Fertigkeit, die Routine, den allgemeinen, beinahe unbeschränkten, unentgeltlichen Ablaß nach Verlangen auf die einzelnen Kirchenglieder und Fälle anzuwenden: über die Mittel, durch welche diese Zwecke realisirt wurden, die Lehre von der Probabilität nämlich, nach der eine Ansicht (opinio) für probabel galt, wenn sie gute innere und äußere Auktoritäten d. h. Schrift und Vernunft oder Aussprüche katholischer Theologen für sich hatte, später schon jede, für die irgend eine nicht unbedeutende Auktorität sich fand, gegen die kein gewichtiger Vernunftgrund sich erheben ließ. Um so schätzbarer sind alle diese Ausführungen, als wir bis auf Dr. Reuchlin und das bekannte Werk von Dr. Ellendorf einer ausführlichen, gründlichen Behandlung des Gegenstandes im Deutschen enbehrt haben.

Manch Anderes, was man hier findet, kann man freilich nur höchst wohlfeiles Raisonnement nennen, z. B. den kahlen Pragmatismus, welcher bei der Schlaffheit der jesuitischen Moral auf die kaum universell richtige Thatsache reflektirt, daß der Jesuitenorden zu Allem was die Reformation charakterisirte — hier also zur Sittenreinheit und zur Sittenzucht der reformirten Kirchen — in Gegensatz getreten sei, oder die unhistorische Bemerkung — zum wenigsten eine höchst überflüssige, da sie bei allem Jammer der Weltgeschichte beigebracht werden kann — daß die jesuitische Moral zuletzt nur die Weisheit des natürlichen Menschen sei, wie denn auch nach Hrn. Reuchlin's Ansicht die meisten ihrer Behauptungen, einige etwas halsbrechende Konsequenzen allenfalls abgerechnet, als unumstößliche Axiome in der Welt anerkannt wären, namentlich noch das eigenthümliche, nach langwieriger Exposition für den Leser wirklich trostlose Geständniß, man werde das, was hier als Jesuitenmoral gegeben sei, als partheiisch und mißverstanden ansehen. Den systematischen Faden, der diese guten und schlechten Bemerkungen verknüpft, haben wir nicht auffinden können: das Buch sieht mehr wie eine Reihe von Excerpten aus den Provinzialbriefen aus, denen gelegentlich auch Anmerkungen, Erklärungen, Gesichtspunkte beigegeben sind.

Ueberhaupt wird man nicht umhin können, auch bei diesem Werke den Tadel auszusprechen, der schon anderer Orten über die Geschichte von Port-Royal geäußert worden: auch die Biographie Pascals ist ein formloses Werk. Es hat dem Hrn. Verf. auch hier nicht gefallen, eine Angabe der von ihm benutzten Quellen vorauszuschicken, geschweige denn ihre doch so höchst subjektive Stellung zur Sache, die individuellere Auffassung, das Maaß ihrer historischen Brauchbarkeit zu beleuchten. Giebt die Versicherung des Autors, daß alle nur wünschenswerthen Quellen ihm zur Hand gewesen und somit eine in wesentlichen Punkten neue Biographie hier vorliege, giebt selbst das Vertrauen auf die überall durchleuchtende Gewissenhaftigkeit der Bearbeitung, die der Leser doch immer erst nachträglich gewinnt, einen genügenden Ersatz für den Mangel einer solchen kritischen Uebersicht, deren Nothwendigkeit zu erweisen, es genügt, auf das Wesen aller historischen Forschung und die alte gute Sitte hinzudeuten? Wenigstens das Verlangen, es möge der eine oder der andere Kritiker die Arbeit mit den bisherigen Biographien vergleichen, da doch allein aus solcher Vergleichung ein gerechtes Urtheil über den Werth der Schrift resultiren könne, erscheint uns eben nicht gerecht, wie die Vorrede es bezeichnet, eher naiv bei solcher Vernachlässigung seines eigenen Theils, da der Autor, mitten inne in den dazu dienlichen Mittheilungen, nichts dazu gethan, um der Kritik eine solche wahrlich nicht leichte, bei dem Stande deutscher Bibliotheken fast unmögliche Arbeit zu erleichtern, sie auf die richtige Bahn des Urtheils zu leiten. Wir möchten besonders darin den Grund finden, daß auch die Darstellung noch auf der ersten Stufe der historischen Kunst sich befindet, nur ein bunt zusammengewürfeltes Ganze, mehr eine Chronik als eine biographische Komposition ist. Bei einem Werke wie das Gieselersche Handbuch der Kirchengeschichte mag der fortlaufende Text immerhin nicht besser seyn als er seyn sollte, da kömmt es nur auf die Wahl der Quellenauszüge an, die eigenhändig das Bild des darzustellenden Zeitraumes geben: dies Werk will aber doch mehr seyn. Wie sie in den Excerpten vorgelegen haben mögen, dürftig an den chronologischen Faden gereiht, wandern die Angaben und Erzählungen der Quellen vorüber, die Biographie Gilberte's z. B. ist vollständig und wörtlich abgeschrieben, — hie und da zwischen zwei Gedankenstriche eine beiläufige Ansicht, gewöhnlich von nahebei her — oft, da Gänsefüßchen vielleicht aus Rücksicht für den Setzer zu geniren scheinen, weiß man nicht einmal, wer denn eigentlich spricht, ob Pascal, Gilberte oder Hr. Reuchlin.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 15. Juli. **Nr. 44.** 1841.

Leben Jesu.

(Dritter und letzter Artikel.)

1) Kern, die Hauptthatsachen der Evangelischen Geschichte, in der Tübinger Zeitschrift für Theologie u. s. w.

2) Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. August Neander u. s. w.

3) Das Leben Jesu wissenschaftlich bearbeitet von Dr. Johannes Kuhn, ordentl. Professor der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen u. s. w.

4) Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen von Dr. Otto Krabbe, Professor der biblischen Philologie am akademischen Gymnasium zu Hamburg. Mit Rücksicht auf das Leben Jesu von Strauß und die darauf sich beziehende Litteratur u. s. w.

(Fortsetzung.)

Unter dem bestimmten historischen Hintergrunde für die Gestalt Christi verstehen wir vornehmlich den Boden der Nationalität und der Zeit. Wie schön hat der kindliche Heß, was er von antiquarischer Gelehrsamkeit besaß, zu einer Grundlage seiner Geschichte Jesu verwendet, wie belehrend ist in dieser Hinsicht das Leben Jesu und das exegetische Handbuch von Dr. Paulus; wenn auch nicht mehr — den Boden, worauf die Füße Jesu getreten, lernt man gewiß daraus kennen. Die Gelehrsamkeit Neander's konnte in dieser Hinsicht viel gewähren und hat auch Einzelnes geleistet, aber — da ist nun leider dazwischengetreten die fortgehende kritische Rücksicht auf den Gegensatz, welche ja überhaupt nicht erlaubt hat, ein Gemälde zu liefern. Es ist dem Leser nicht, wie wenn er Zuschauer der Geschichte wäre, er ist Zuhörer; er wünschte ein Gemälde des Lebens Jesu zu sehen, und siehe — er hört nur das Gespräch mehrerer Gelehrten, die sich streiten, verneinen, zugeben. Das ist freilich kein kleines Uebel. Da entbehrt man denn auch der mächtigen apologetischen und religiösen Mitwürkung, welche das ganze historisch-antiquarische Detail ausüben würde, wenn es mit der heiligen Geschichte zu einem Ganzen verwebt, recht eigentlich den fleischgewordenen Gottessohn vor Augen stellte. Wenn z. B. gleich am Anfange der Geschichte der Leser mit dem räuchernden Zacharias durch das vergoldete Portal in den schmalen Raum des Heiligen schritte und mit anschaute, was sich dort seinen Blicken darbot; wenn da, wo Simeon und Hanna mit dem kleinen Kreise derer „die auf das Heil Israels warteten," sich im Tempel versammeln, in einem Ueberblick aus dem N. T., Josephus u. s. w., die zerstreuten Züge vorgeführt würden, welche die gesteigerte Messiashoffnung der Zeit belegen; wenn, wo die Hirten von Bethlehem auf dem Felde auftreten, der Leser auf die schmale Anhöhe der Stadt versetzt würde zwischen die Felsengrotten und die mit Oel- und Weinpflanzungen besäeten Thäler; wenn er die Magier auf ihrem zweistündigen Zuge dahin begleitet hätte das Hochland hinunter; wenn der Täufer sich vor seinen Augen erhöbe, malerisch in seinem asketischen Kostüme, und durch das Licht des alten Prophetenlebens beleuchtet; wenn der Bergkessel von Tiberias und die Gassen und Thore Jerusalems, die Festkarawanen und die häusliche Einrichtung, der Tempelgottesdienst und die Römische Gerichtsordnung, wenn dies und Alles andere dem Leser bekannte an-

Digitized by Google

schauliche Data geworden wären — wie müßte das dazu beitragen, ihm den Eindruck zu geben, daß er sich in der wirklichen Geschichte einer wirklichen Welt bewegt!

Bestimmte Umrisse erhält die Gestalt Jesu aber auch namentlich durch mikroskopische Betrachtung der Einzelheiten seiner Reden und Thaten, welche ebenso sehr den gelehrten Fleiß der Forschung als die Sinnigkeit des Geistes verlangt. Noch Vieles ist nach dieser Seite hin zu thun übrig. Die Zeit, wo man mit dem Auge des Liebhabers jedes einzelne Gotteswort nach allen Seiten hin wog und betrachtete, war die, welche das θεῖα πάντα καὶ ἀνθρώπινα πάντα noch nicht in seiner Wichtigkeit erkannte. Seitdem man dies erkannt, ist an die Stelle des Liebhaberauges das des Kritikers getreten! Nach dieser Seite hin dürfte dem Leben Jesu von Neander der größte Vorzug zukommen. Manche Recensenten haben von den feinen Bemerkungen Neander's gesprochen und haben damit wohl, auch wenn sie sich den Ausdruck nicht zerlegten, die Vereinigung der historisch scharfen Beobachtung und des sinnigen Eindringens in die Sache gemeint; Neander's Bemerkungen dieser Art sind wesentliche Beiträge zur Rechtfertigung der historischen Glaubwürdigkeit. Wir meinen Bemerkungen wie diese, daß die Annahme der mythischen Entstehung der Erzählung von der Geburt des Messias durch eine Jungfrau ebenso wenig mit der strengen jüdischen Trennung von Gott und Welt, als mit der eigenthümlichen jüdischen Achtung vor der Ehe übereinstimme, die aus der Rede des Simeon abgeleitete Charakteristik der gereinigten Messiashoffnungen jener Zeit, die Benutzung des ἄρτι, Matth. 3, 15. zum Nachweis, daß die Unterordnung Jesu unter den Täufer nur ein vorübergehendes Verhältniß sei, die Beweisführung für die Realität der Wunder aus solchen unabsichtlichen Zeugnissen wie Matth. 11, 23. (S. 543. 3. Aufl.) u. s. w. *); auch bei Kuhn, und namentlich bei Kern findet sich nicht selten eine solche feine und bedeutungsvolle Benutzung einzelner Aussprüche und Thatsachen.

Die neuere Kritik hat ihren Scharfsinn im Trennen bewährt, der voraussetzlich gleichzeitigen oder identischen Ereignisse, der voraussetzlich zusammenhän-

genden Reden, des voraussetzlich identischen Gedankens in wechselnden Formen. Nicht Alles was sie getrennt, wird der Tiefsinn wieder identificiren und zusammenbringen können, aber man wird auch nicht anders als erwarten, daß da, wo der Eine Mittelpunkt der Persönlichkeit Christi ein Schattenbild geworden ist, Vieles zerfahren muß, was Eins ist, und Vieles, was nur als konträrer Gegensatz angesehen werden kann, den Anschein eines kontradiktorischen erhalten muß. Von Neander und auch von Kern wird häufig unlösbarer Widerspruch in den Details der Geschichte zugegeben, aber ebenso häufig wird das anscheinend Unvermittelte durch Mittelglieder verbunden, das anscheinend Widersprechende durch ungezwungene Ergänzung als übereinstimmend nachgewiesen. Wo dies am meisten Bedürfniß war, bei der Abweichung des Johannes in der Geschichte und dem Inhalte der Reden Christi, verdanken wir Neander manchen glücklichen Blick, vgl. z. B. die Ausführungen von S. 209 f., S. 592., S. 652. Anm. 1., S. 679. Anm. 1. u. s. w. Aus Kern wollen wir zugleich zur Charakteristik seines Verfahrens überhaupt den Abschnitt über die Voraussagungen Jesu von seinem Leiden und von seiner Auferstehung ausheben.

Die Strauß'sche Kritik hatte bemerkt, daß die Synoptiker theils öfters allgemeine, theils specielle Voraussagungen von Tod und Leiden Christi mittheilen, Johannes ebenfalls, wiewohl dunkler, geheimnißvoller. Es befriedige nun, heißt es bei Strauß, weder die supernaturale noch die natürliche Erklärung solchen Vorherwissens. Die supernaturale nicht, denn da sich Jesus nach den Evangelien bei seinen Leidens- und Auferstehungsverkündigungen immer auf die Weissagungen des A. T. beruft, so müßte angenommen werden, er habe durch den Geist Gottes jene Weissagungen richtig verstanden; nun sei aber „nach den neuesten Forschungen" der nicht messianische Charakter der alttestamentlichen Stellen, und selbst von Jes. 53. so entschieden, daß „das Gegentheil nur noch von solchen behauptet wird, mit welchen es sich nicht verlohnt zu streiten." Kann daher nicht angenommen werden, daß Jesus durch den Geist der Wahrheit geleitet aus den Weissagungen sein Vorherwissen abgeleitet habe, so bleibe nur übrig, eigene Kombination anzunehmen, wie es der Rationalismus thut. Aber bei so vielen Möglichkeiten eines anderen Ausgangs als der des bestimmten Kreuzestodes, wäre es einem Wunder ähnlich, wenn er doch so bestimmt gerade diesen vorausgesagt habe. So bleibe denn nur übrig die Annahme eines vaticinium post eventum, zu dem die urchristliche Sage hinlängliche Veranlassung habe in dem Anstoße, den der Kreuzestod hervorbrachte, welchem daher durch die Vorherverkündigung vorläufig ebenso sein Stachel

*) Daß auch die Synoptiker die mehrmalige Anwesenheit Jesu in Jerusalem voraussetzen, hat Neander aus Luk. 13, 24., Matth. 23, 37. geschlossen, wo von mehrmaligen Versuchen Jesu mit den Burgern Jerusalems die Rede sei. Sogar Strauß hat dies zugegeben. Allein weiß nicht — um den Zusammenhang mit dem Nächstvorhergehenden bei Matthäus nicht zu erwähnen — Matth. 23, 34. und Luk. 11, 49. darauf hin, daß Christus vielmehr seine Präexistenz andeutet und sich als denjenigen bezeichnet, der auch die Propheten sandte, d. h. dessen Geist in den Propheten wurkte?

Digitized by Google

genommen wurde, wie die Auferstehung gleichsam zur **nachträglichen** Aufhebung jenes schmachvollen Todes diente. Freilich komme auch die Möglichkeit in Betracht, daß zu Jesu Lebzeiten die Vorstellung geherrscht, der Messias müsse eines gewaltsamen Todes sterben und wenn dies, so sei freilich wahrscheinlich, daß Jesus sie adoptirt und seinen Jüngern mitgetheilt hätte. Sehe man aber, daß nach Luk. 9, 45. die Jünger nicht einmal das einfache Wortverständniß des von Jesu Verkündigten besessen, und daß sie der Tod des Herrn so ohne alle Vorbereitung getroffen, so ergebe sich um so sicherer, daß die Juden jene Vorstellung damals nicht gehabt. Es komme noch dazu, daß nicht nur der Tod, sondern auch die Auferstehung vorausgesagt sei, und zwar „am dritten Tage;" je mehr hiedurch die Rathlosigkeit und das Erstaunen der Jünger unerklärlich gemacht werde, desto unzweifelhafter sei bei den Voraussagungen der Auferstehung und des Todes das vaticinium post eventum anzunehmen. — Von **Kern** wird nun zuvörderst darauf hingewiesen, daß bei Johannes und bei den Synoptikern jene Voraussagungen mit anderen Reden in so genauem Zusammenhange stehen, daß dieser Zusammenhang ihre geschichtliche Wahrheit verbürgt, vergl. Matth. 16, 21. mit V. 24. und Kap. 16, 13 ff. — 17, 12. — 20, 17 ff. Wenn **Strauß** auch hier wieder die Kritik mit der Differenz beginne, die zwischen Johannes und den Synoptikern in der Art der Darstellung Statt finde, so wird gegen dies Verfahren schon aus dem Grunde protestirt, weil ja Johannes von dem Kritiker unter einen ganz anderen Gesichtspunkt gestellt worden sei, als die Synoptiker, diese sollen Sagen enthalten, jener eine künstlich gemachte Geschichte. Daß die Aussprüche bei Johannes räthselhafter lauten, sei nicht zu verwundern, da sie vor dem Volk geschehen seien, und von Joh. 8, 28. erkenne auch **Strauß** an, daß es den Kreuzestod andeute. Wie zweifelhaft die Provokation auf das unzweifelhafte Resultat der „neuesten Ausleger des A. T." sei, daß Jes. 53. sich nicht auf den Messias beziehe, wird durch den Nachweis dargethan, daß nicht nur die neuesten Ausleger von Jes. 53., **Gesenius** und **Hitzig**, entgegengesetzter Meinung über das Subjekt der Stelle seien, sondern auch ein der Hegel'schen Schule befreundeter Theologe, **Benary**, Jes. 53. im engeren Sinne auf das Prophetenkollektivum, im weiteren auf den Messias bezogen wissen wolle, Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. Okt. 1831. S. 515. Dieser Ausleger sei aber **noch neuer** als jene neuesten. Ob es glaublich sei, fragt **Kern**, daß gerade die eigenthümlichste Idee, durch welche das Christenthum die tiefste sittliche Einwirkung auf die Welt geäußert, die Idee der Versöhnung dem, welchen die Christenheit als Stifter dieser Versöhnung verehrt, absolut fremd gewesen, und nur als ein Werk des Zufalls hinzugekommen sei? Ob es nicht das Maximum der Willkühr, wenn sogar die Erwähnung des Sühnopfers in den Einsetzungsworten des Abendmahls erst durch die christliche Kirche hineingetragen worden seyn soll? Und wenn Christus selbst nie eine Andeutung von der sühnenden Kraft seines Todes gegeben, und wenn das damalige Judenthum von einem durch Leiden versöhnenden Erlöser durchaus nichts wußte, wie geschah es denn doch, daß unmittelbar nach dem Tode Jesu seine Anhänger sie zu predigen anfingen? Den Verdacht, daß die Jünger erst Christi Reden über den versöhnenden Zweck seiner Leiden untergeschoben, weist überdies der Verf. auch durch die Bemerkung zurück, daß die betreffenden Stellen ja nur den **Keim** dieser Lehre enthalten. — Was endlich den Kontrast anlangt, den allerdings mit diesen artikulirten Voraussagungen das Erstaunen der Jünger bei dem Eintritte des Todes bildet, jene Rathlosigkeit, in der ihnen nichts ferner zu liegen scheint, als der Gedanke an eine mögliche Auferstehung, so wird zuerst bemerkt, es sei eine Uebertreibung, wenn aus Luk. 9, 45. geschlossen werde, die Jünger hätten auch nicht einmal den einfachen Wortsinn der Rede Christi von seinen Leiden und seiner Auferstehung am dritten Tage (vergl. Mark. 9, 31. 32.) verstanden. Fürwahr, es müßte denn Jesus in einer ganz fremden Sprache geredet haben, so sieht man nicht ein, wie es die Jünger hätten anstellen sollen, den Wortsinn solcher Phrasen wie „den Schriftgelehrten überantwortet, gegeißelt werden, Auferstehung" **nicht** zu verstehen. Offenbar ist die Meinung des Evangelisten, daß sie die Worte zwar verstanden, aber weil der wörtliche Sinn ihren Erwartungen gar zu sehr widersprach, irgend welche **verblümte Rede** voraussetzen zu müssen glaubten. Haben sie aber damals jene direkten Voraussagungen gar nicht auf einen leidenvollen Tod und die Auferstehung des Messias beziehen zu können geglaubt, so kann es um so weniger auffallen, wenn in den Momenten der tiefsten Betäubung unmittelbar nach dem Tode des Herrn die Erinnerung an jene halbdunkle Reden nicht wieder hervortrat, „wenn sie fürs erste für alles andere unempfindlich waren, außer für den ungeheuren Riß, der in ihre Lebensverhältnisse gekommen." Es sei endlich zu fragen, ob nicht jene Kritik, nach welcher Alles über die Auferstehung des Erlösers Berichtete nur auf visionären Phantasiebildern der Jünger beruhen soll, doch unwillkührlich frühere Andeutungen dieser Art von Seiten des Erlösers voraussetze?

So manche polemische Ausführungen in dem Werke von **Hoffmann** und von **Kern** — das erstere scheint viel zu früh der Vergessenheit anheimzu-

Digitized by Google

fallen *) — wären durchaus denselben hinreißenden Eindruck auf den Zweifler zu machen geeignet, wie die von *Strauß*, wären nur die Gründe mit gleicher Präcision vorgetragen und mit gleicher berechnender Taktik geordnet.

Die *Strauß*'sche Kritik hat, nachdem die Johanneischen Reden Christi durch die Verweisung in die Kategorie der *gemachten* Geschichte beseitigt worden, in den Aussprüchen Christi bei den Synoptikern — und zwar wiederum nach Abzug eines großen, der Sage abgetretenen Theils derselben — nur noch den Ausdruck theils eines praktisch sittlichen Sinnes, theils jüdischer Befangenheit gefunden; auf das Negiren gerichtet, hat sie weder die Neigung noch die Fähigkeit gehabt, die Tiefen dieser Reden zu erschöpfen, und schon damit ein lebensvolleres Bild des Erlösers zu gewinnen. Schon *Weiße* ist durch Eingehen auf die synoptischen Aussprüche zu einem reichern Resultate gelangt. Eine höchst geistreiche und tiefsinnige Auslegung derselben haben wir von *Olshausen* erhalten, aber es läßt sich wohl nicht läugnen, daß dieser Ausleger weniger auf die jedesmalige historische Unterlage als auf die Totalität der *Lehre* überhaupt gerichtet, zuweilen auch anderes und mehr hineingelegt hat, als wirklich darin liegt. Der Vorzug der *Neander*'schen Exegese ist die gesunde historische Anschauung, aus welcher die dogmatische resultirt, daher überzeugt seine Auslegung auch diejenigen leichter, die auf entgegengesetztem Standpunkte stehen und zieht sie herüber. Dabei fehlt der Blick auf die Totalität der Lehre und Persönlichkeit Christi keineswegs; man fühlt es jeder einzelnen Auslegung an, daß sie durch einen geheimen Faden mit der Gesammtanschauung *Neander*'s in Einheit ist, und das ist es, was dieser Exegese den Charakter der Tiefe giebt. Wählen wir zum Belege aus die Erklärung jenes Gesprächs mit den Pharisäern Luk. 11, 14 ff. — Matth. 12, 22 ff. Nach mehrfachen Seiten hin offenbart sich hier die Virtuosität des Exegeten, der seinen Gegenstand in oft wiederholtem Nachdenken erwogen hat. In historisch-apologetischer Hinsicht wird die Bemerkung gemacht, daß diese starke Beschuldigung der Pharisäer sich nur erklären läßt, wenn sie in Jesu Thaten etwas erkennen mußten, *das nicht durch gewöhnliche menschliche Kräfte gewirkt werden konnte*. Da hier ein Taubstummer, der nach Matthäus zugleich blind war, als ein Dämonischer bezeichnet wird, und das doch nicht von jedem beliebigen Blinden oder Tauben gesagt worden seyn würde, so wird mit feinem Takte geschlossen, daß der Krankheitszustand hier besondere Symptome hatte, daß er von der Psyche den Ausgangspunkt genommen. Der Umstand, daß nach Matthäus der Taubstumme auch blind gewesen, wird zu der kritisch freilich etwas gewagten Bemerkung benutzt, daß Matth. 9, 33., wo nachher die Pharisäer V. 34. sich ähnlich äußern, dasselbe Faktum seyn könne, und dort sei nur von einem dämonischen Taubstummen die Rede. Die Antwort Jesu, nach der es scheint, als ob das Reich des Bösen eine widerspruchslose Einheit ausmache, wird durch die dogmatische Bemerkung aufgehellt: „ein Reich oder eine Familie kann noch fortbestehen bei einem inneren Zwiespalte, obgleich es bei diesem Zwiespalte den Keim seiner Auflösung hat, aber es muß doch beides immer noch eine gewisse relative Einheit behalten, oder beides hört auf, ganz zu seyn." Wäre aber die Beschuldigung der Pharisäer richtig, hätte Jemand durch die Macht des Bösen Jemanden wirklich von der Macht des Bösen befreit, so wäre dies eine contradictio in adjecto. Mit feinem dogmatischen Blick wird nun aus der Antwort Christi Matth. 12, 29. einerseits der Schluß abgeleitet, daß Christus die Krankheitssymptome des Dämonischen als einzelne Aeußerungen des Reiches des Bösen angesehen haben müsse, andererseits, daß er die Heilungen der Exorcisten, obwohl vorher scheinbar als wirkliche Heilungen anerkennend, dennoch nur als Palliative betrachtet haben könne, weil ja nämlich sie nicht im Stande gewesen seien, den Starken zu binden, die Macht des Bösen an sich zu brechen. So ergiebt sich ihm aus V. 30. bei Matthäus und V. 23. bei Lukas der Sinn (ähnlich schon *Schleiermacher* über den Lukas S. 176.), daß die Exorcisten, welche die bösen Geister bannend, das Reich Satans zu bekämpfen vorgaben, doch in der That, indem sie in einem ganz entgegengesetzten Geiste scheinbar ähnliches würkten, durch ihre Täuschungskünste vielmehr dem Reiche Gottes entgegenwürkten. Und so findet er nun auch V. 24 — 26. bei Lukas den von *Schleiermacher* angedeuteten Sinn und rechtfertigt seine Erklärung gegen eine Abhandlung von *Elwert*.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Buchhändler hat sich genöthigt gesehen, den Preis desselben herabzusetzen. Wir können es mit bestem Gewissen jedem bibelgläubigen Theologen empfehlen, der eine tüchtige Polemik gegen die *Strauß*'sche Kritik zu besitzen wünscht.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 10. Juli. **Nr. 43.** 1841.

Leben Jesu.

(Dritter und letzter Artikel.)

1) Kern, die Hauptsachen in der Evangelischen Geschichte, in der Tübinger Zeitschrift für Theologie u. s. w.

2) Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. August Neander u. s. w.

3) Das Leben Jesu wissenschaftlich bearbeitet von Dr. Johannes Kuhn, ordentl. Professor der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen u. s. w.

4) Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen von Dr. Otto Krabbe, Professor der biblischen Philologie am akademischen Gymnasium zu Hamburg. Mit Rücksicht auf das Leben Jesu von Strauß und die darauf sich beziehende Litteratur u. s. w.

(Fortsetzung.)

Es fragt sich weiter, ob der Standpunkt des Glaubens an Christum nur im Allgemeinen anzugeben sei, oder in bestimmter dogmatischer Fassung. Man kann behaupten, nur das erstere sei nöthig, gleichsam ein Summarium der folgenden Geschichten, welches durch die Behandlung des Einzelnen seine Bestätigung und nähere Bestimmung erhalte, denn, läßt sich sagen, es kommt ja nicht auf eine dogmatische Christologie an, sondern nur darauf, den Leser auf den richtigen Gesichtspunkt zu stellen. So hat sich nun auch Neander mit der Erklärung begnügt, „daß Christus der Sohn Gottes sei in einem Sinne, in welchem dies von keinem Menschen ausgesagt werden kann, daß in ihm die Quelle des göttlichen Lebens selbst in der Menschheit erschienen, daß durch ihn die Idee der Menschheit verwirklicht worden." Strenger in biblisch kirchlichen Worten spricht sich Krabbe aus. Allein da das Resultat eines Lebens Jesu dieses seyn soll, seine Persönlichkeit und seinen Zweck auf Erden im Zusammenhange zu begreifen, so würde man doch an irgend einer Stelle eine Zusammenfassung der einzelnen Erörterungen hierüber erwarten: sie könnte füglich am Schlusse stehen. Wird indeß die Erörterung des Einzelnen die nöthige Klarheit haben, wenn nicht eine zusammenfassende Erklärung vorangegangen ist? Es ist bei Neander von fast allen Beurtheilern der Mangel an dogmatischer Präcision gerügt worden. Auch in Bezug auf die Persönlichkeit Christi zeigt sich dieses; das Divergirende und Schwankende der Ausdrucksweisen, die im Verlauf des Werkes vorkommen, machen fühlbar, wie sehr eine präcise dogmatische Erörterung des Begriffs des Gottessohnes gleich am Anfange Bedürfniß gewesen wäre. Christus wird genannt „ein neuer Ausfluß des göttlichen Lebens," „das Urbild der Menschheit," es ist von dem Seyn Gottes in ihm die Rede, dann wieder, der Lebensquell sei in ihm erschienen, dann wird von einer Einstralung des göttlichen Wesens gesprochen u. s. w. Mehr dogmatisch verfahren Kern und Kuhn. Der erstere setzt sich von Anfang an, im Gegensatz zu Strauß, den Beweis vor, daß der historische Christus auch der ideale sei. Was er vom Schleiermacher'schen Standpunkte aus hierüber sagt, ist durchdacht, jedoch wäre, da Strauß mit Hegel'schen Kategorien streitet, im Gegensatze zu seinen Einwürfen, die Frage nur gründlich zu erörtern durch eine philosophische Prüfung der Beschaffenheit und der Anwendung dieser Kategorien selbst. Ganz seinen eigenen Weg geht Kuhn. Die

Digitized by Google

urkundliche Darstellung des Lebens Jesu in den Evangelien, sagt er, gehe von einem theologischen Standpunkte aus, auf einen solchen habe sich also auch der moderne Verf. eines Lebens Jesu zu stellen. Das Leben Jesu sei einerseits ein außerweltliches, ewiges und göttliches, andererseits ein irdisches, zeitliches und menschliches, die synoptischen Berichte stellen dieses — den Menschensohn — der des Johannes jenes — den Gottessohn — dar, dieses nimmt daher einen theologischen Standpunkt im engeren Sinne ein, jenes den christologischen. Den theologischen Standpunkt im engeren Sinne können wir nicht einnehmen, denn „in Ansehung der Idee des Gottmenschen giebt es kein Analogon, dessen Wahrheit auf allgemeinen Begriffen beruhte und dessen Anwendung auf Jesus allgemein zugestanden werde, wogegen sich von der Idee des χριστός ein solches nachweisen läßt." (S. 128.) Die Christusidee soll nun als nothwendige Vernunftidee aus der Idee des göttlichen Menschenlebens deducirt werden, aber wir vermögen nicht einzusehen, wie der Verf. meinen kann, daß ihm dieses gelungen sei, daß er also einen „voraussetzungslosen, reinen Standpunkt" (S. 130.) für seine Darstellung des Lebens Jesu gewonnen habe.

Ist die Voraussetzung der Christusidee die einzige, welche zu fordern wir genöthigt sind? Dies läßt sich schon darum nicht wohl sagen, da diese mit einer ganzen Anzahl anderen zusammenhängt. Wenn Neander noch außerdem die Voraussetzung der ewig in die Menschenbrust eingepflanzten Gesetze verlangt, welche wie überall nicht, so auch nicht bei Betrachtung des Lebens Jesu fehlen dürfen, so erscheint dies als eine mit Willkühr herausgegriffene Einzelheit, die entweder als schon eingeschlossen in der Persönlichkeit Christi zu denken ist, oder neben welcher noch sehr vieles Andere zu erwähnen gewesen wäre. Der gläubige Theologe wird Alles dasjenige voraussetzen müssen, was er als wesentlichen Inhalt des Christenthums ansieht; mit andern Worten, er wird sagen: daß Christi Leben nur von einem Mitgliede seiner gläubigen Gemeine richtig aufgefaßt werden könne. Dies ist eine starke Voraussetzung, aber nicht minder stark ist diejenige auf der entgegengesetzten Seite, daß die christliche Gemeine sich in einem schweren Irrthume befinde. Da an die Abfassung des Lebens Jesu Niemand gehen wird, als wer sich schon sein Urtheil gebildet hat, ein solcher aber stets der Meinung seyn muß, daß von diesem Gesammturtheil aus erst wieder das Einzelne richtig angesehen werden kann, so wird es niemals ein Leben Jesu geben, dessen Verf. nicht seinen Lesern ein „Vor-urtheil" zumuthete. Ob sich ihnen alsdann dieses im Einzelnen bewähre, das ist ihre Sache.

Das zweite Erforderniß ist die Angabe und Beurtheilung der Quellen. Es ist freilich richtig, was Kuhn sagt, daß diese eigentlich in die Einleitungswissenschaft gehöre, aber eben so sehr ist durch die Divergenz der Ansichten der Theologen geboten, daß jeder Verf. eines Lebens Jesu das Ergebniß seiner eigenen Untersuchung dem Leser mittheile. Von den Genannten hat dieses keiner unterlassen, außer Neander. Für die Aechtheit des Markus, Lukas, Johannes erklärt sich zur Zeit noch die überwiegende Mehrheit, eigenthümliche apologetisch-kritische Beiträge liefert Kuhn. Nur in Betreff des griechischen Matthäus walten Zweifel, die auch Neander theilt. Von Kern ist bekanntlich schon früher, wenn nicht die Integrität, doch die Authentie auch des ersten Evangeliums in Schutz genommen worden, Krabbe legt alles Gewicht darauf, daß die griechische Uebersetzung nicht so allgemeinen Beifall hätte finden können, wäre sie nicht von dem Apostel selbst gebilligt worden. Kuhn untersucht auch hier selbstständig und was er zur Rechtfertigung der Aechtheit beibringt, verdient, wenn nicht durchgängig Billigung, wenigstens Berücksichtigung. Die inneren aus dem historischen Charakter des Evangeliums hervorgehenden Bedenken glaubt er durch die für alle Evangelien mit theilweiser Ausnahme des Lukas geltende Bemerkung zu heben, daß sie nicht den Endzweck haben, Historie zu liefern, sondern eine Glaubensapologie. Matthäus will dieselbe liefern durch die „allgemein recipirten Beweismomente des Wunders und der Weissagung," diesem Zwecke wird die konkrete Wahrheit des Historischen durchaus untergeordnet. „Matthäus ist nur als Dogmatiker unhistorisch, mit dem besten Wissen der Geschichte ungeschichtlich d. i. er ist nicht in dem gemeinen Sinne geschichtlich, daß er — obwohl im Ganzen chronologisch und lokal abgemessen — in Ansehung der einzelnen historischen Elemente eine chronologische und lokal genau bestimmende Darstellung liefern wollte." Daraus soll sich erklären die Zusammenordnung von Reden und von Thatsächlichem, das verschiedenen Zeiten und Orten angehört, die Verlegung einzelner Reden und Thaten in Orte und Zeiten, wo sie eigentlich nicht vorgekommen sind; wiewohl das lokale Moment bestimmter festgehalten sei, als das chronologische (S. 100.), wohl auch der Mangel der Individualität und Anschaulichkeit der Begebenheiten. Der Verf. erklärt, bei seiner Ansicht könne er selbst so weit gehen, anzunehmen, daß Matthäus, wohl wissend, welcher Zeit die Tempelreinigung Joh. 2, 14. angehört, dieselbe Geschichte bei der letzten Anwesenheit Jesu in Jerusalem anbringe, weil sie ihm sehr wichtig scheine, die früheren Festreisen von ihm übergangen seien, und er sie dennoch irgend wo unterbringen wollte (S. 97.).

Digitized by Google

Der Verf. fühlt wohl selbst, wie seiner Ansicht dies zwiefache Gefahr bringt, einmal, daß er an einigen Stellen die lokale oder chronologische Anknüpfung als eine ächte, zur Fortführung der Geschichte dienende ansieht, an anderen als eine „didaktischen Zwecken" dienende, sodann, daß ein solches Verfahren, verwandte Reden oder Thatsachen durch chronologische und lokale Bestimmungen, wie „damals, dort, von dort weggehend" zusammenzuknüpfen, weder verständig war, da es nothwendig Mißverständniß und auch *Mißdeutung* erwecken mußte, — wenngleich nämlich der Verf. sagt, es sei dies Methode der jüdischen Historiographie gewesen, so möchte sich doch nirgends ein analoges Beispiel auffinden lassen — noch auch nothwendig, da die allgemeinen Formeln in Bereitschaft waren: ἔλεγε δὲ καὶ, ὡσαύτως δὲ, πάλιν. Die Ansicht des Verf.'s vom Zwecke des Matthäus hat ihn übrigens vermocht, aufs Neue die zwei ersten Kapitel der Urschrift des Evangelisten abzusprechen, da es nämlich bei der Aufgabe, die Messianität Jesu aus den Thatsachen zu beweisen, auf die Vorgeschichte des Lebens Jesu nicht angekommen sei. Was Johannes betrifft, so bemerken wir noch, daß von *Kuhn* dasjenige, was namentlich die *Strauß*'sche Kritik über die absichtsvolle Behandlung des historischen Stoffs im Evangelium *Johannes* gesagt hat, zum Theil zugegeben und zu apologetischem Zwecke verwendet worden. Er glaubt, daß das Evangelium durchgängig den Gegensatz des jüdischen Volks zu Jesu im Auge habe und die Steigerung desselben bis zur letzten Katastrophe darstelle, es habe sich nämlich der vierte Evangelist die Aufgabe gestellt, *den Beweis der Messianität in der Form der geschichtlichen Apologie seines Todes zu geben*. Neben den kanonischen Stellen erfordern auch die apokryphischen und ihr Verhältniß zu den kanonischen eine Erwägung, welche sich indeß nur bei *Krabbe* findet.

Noch zwei andere vorbereitende Untersuchungen, die Anlage des Werkes betreffend, gehören unserer Ansicht nach in die Einleitung eines Lebens Jesu, zunächst die Frage, ob die rein thetische, positive Darstellung vorzuziehen, welche Polemik und Kritik, so wie auch exegetische Bemerkungen in Exkurse und Anmerkungen verweist, oder diejenige, welche fortgehend den Gegensatz berücksichtigt, ferner die Erwägung, ob sich der Faden der Chronologie festhalten lasse und wenn nicht, welche andere Eintheilung den Vorzug verdiene? Es kann nun keine Frage seyn, daß allein bei einer rein thetischen Darstellung ein religiöser und zugleich ästhetisch harmonischer Eindruck erweckt werde, aber wohl fragt es sich, ob eine so unbefangene, durch gegnerische Einwände unaufgehaltene Darstellung, wie sie ein *Heß* lieferte, noch zu unserer Zeit möglich sei? Wer seiner Sache so sicher und gewiß ist, sie durchführen zu können, und schon durch die Art der Affirmation die Einwendungen der negirenden Kritik abzuschneiden, ist des Preises werth und möge uns mit einer Arbeit beschenken. Blicken wir auf die vier vorliegenden Werke, so können wir an die Werke von *Kern* und *Krabbe* diesen Anspruch schon deßhalb nicht machen, da ihr ausgesprochener Endzweck ist, Punkt für Punkt *Strauß* zu bekämpfen. Bei *Kuhn* findet sich zwar jene Festigkeit, die sich der allem Eingehen auf die Gegner in der eigenen positiven Ueberzeugung nicht im mindesten irren läßt, aber seine Darstellung verbindet durchgängig mit der Thesis die Berücksichtigung der Antithesis. Die Darstellung *Neander's*, der sich, wie bei seiner Kirchengeschichte, auch hier zugleich den Endzweck religiöser Einwirkung vorgesetzt, hat zwar die Berücksichtigung der Antithesis größtentheils in die Anmerkungen verwiesen, dennoch aber, verstrickt in die durchgängige Reflexion auf den Gegensatz, selbst so viel Unsicherheit bekommen, daß sie jenen Endzweck nur sehr unvollständig erreicht. Der würdige Mann ist sich dessen selbst bewußt gewesen und hat sich darüber ausgesprochen, daß eine Zeit der Gährung, in welcher sogar der Gährungsstoff mit jedem Jahre wächst, noch nicht geeignet sei mit durchgängig fertigen und sicheren Resultaten aufzutreten. Haben namentlich solche, welche die entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht kennen, über den Abbruch geklagt, den jenes Schwanken ihrer Erbauung gethan, so hat dagegen mancher, dem noch viel mehr schwankend geworden war, als das, was *Neander* ungewiß läßt, durch das, was er begründet, sich in seiner Ueberzeugung gestärkt gefühlt. — Daß eine fortgehende chronologische Einordnung aller erzählten Begebenheiten bei der Divergenz der Evangelisten untereinander nicht ausführbar sei, daß sich keine *chronologisch* geordnete Synopsis der vier Evangelien geben lasse, ist nunmehr ziemlich allgemeine Ueberzeugung geworden. Eine Einleitung zu einem Leben Jesu wird dies zu belegen haben. Drei Perioden bieten sich allerdings dar, die Vorgeschichte, das öffentliche Auftreten und die Leidensgeschichte, aber wie soll man es mit dem umfassenden Stoffe der zweiten Periode halten? Die meiste Beistimmung wird wohl die von *Hase* im Leben Jesu §. 16. aufgestellte Ansicht finden: „man wird es als das Zweckmäßigste ansehen, nach gewissen größeren chronologischen Abschnitten, so gut es sich eben thun läßt, die Begebenheiten zu ordnen, und an dem ersten dazu Veranlassung gebenden Punkte, wo das Verständniß es erfordert, oder da, wo durch die Geschichte selbst der Mittelpunkt einer bestimmten Gattung von Verhältnissen hervorgehoben ist, ihre Uebersicht geben und dann später wieder darauf

Digitized by Google

zurückweisen." So ist Krabbe verfahren, vermuthlich wird Kuhn denselben Weg einschlagen, Neander dagegen hat die öffentliche Thätigkeit Jesu zuerst nach ihrem sachlichen Zusammenhange dargestellt und dann nach ihrem muthmaßlichen chronologischen. Diese Behandlung ist mehr getadelt als gebilligt worden, sie hat freilich den großen Vortheil, gewisse Gattungen der Thätigkeit, wie z. B. die Lehrweise, die Wunder mehr im Zusammenhange darstellen zu können, dennoch dürfte der Uebelstand, daß so viele einzelne Thatsachen alsdann aus ihrem Zusammenhange herausgerissen werden müssen, gegen sie entscheiden. Daß das Neander'sche Werk so wenig einen einheitlichen Eindruck macht — in der 3. Aufl. jedoch etwas mehr als in den früheren — hat wohl zum nicht geringen Theil mit darin seinen Grund. Daß es z. B. störend war, die Bergrede nicht im pragmatischen Zusammenhange der Geschichte zu lesen, sondern unter dem Abschnitte von der Lehrweise Christi, hat der Hr. Verf. gefühlt, und dieselbe in der 3. Aufl. S. 451. geschichtlich motivirt.

An ein Leben Jesu muß man sich in der Gegenwart, wenn es aufbauen soll — objektiv in der Wissenschaft und subjektiv in den Gemüthern — was die Strauß'sche Kritik niedergerissen, folgende Anforderungen zu stellen gedrungen fühlen. Wie die Strauß'sche Bearbeitung zunächst für sich eingenommen hat durch die Reinheit, Schärfe und Durchsichtigkeit der Darstellung, so zeuge auch hier die Vollendung der Komposition von der Durchdringung und Bewältigung des Stoffes; jener starren Theilnahmlosigkeit gegenüber beim Vernichten des religiösen Heiligthums der Christen, die, wenn überhaupt, nur hie und da belebt wird durch ein Zucken des Sarkasmus, offenbare sich hier die Herzenswärme, mit welcher der Gegenstand den Bearbeiter durchwärmt, der daran glaubt; gegenüber dem unsicheren, bleichen Schattenbilde, welches die kritische Zauberlaterne wirft, trete hier auf gewissenhaft erforschtem historischen Hintergrunde die mit festen Umrissen gezeichnete göttlich-menschliche Gestalt auf; hat dort das Unisono einer einzigen überall mit gleichem Erfolge angewendeten kritischen Formel den Leser ermüdet, so entfalte sich hier unter mikroskopisch-historischer Betrachtung die Mannichfaltigkeit des Reichthums wirklicher Geschichte; ist dort der dialektische Scharfsinn mächtig gewesen im Zertrennen und Sondern, so erweise sich hier der Tiefsinn der Anschauung mächtig im Verbinden und Vereinen; ist aus den Redesplittern Jesu, weil sie nicht mehr als Theile eines schönen Organismus erkannt werden konnten, der Geist entflohen, so mögen sie hier von einer ächten Anschauung der Persönlichkeit und des Zweckes Christi aus als Strahlen der Lebenssonne begriffen werden; hat dort das negative Interesse mit überflüssiger Strenge oft auch noch die einzelnen Splitter abgehauen, die von einem ganzen Gebälk stehen geblieben waren, so bewähre sich hier das positive Interesse auch in der Rechtfertigung des an sich bedeutungslosen Detail, sobald dies nur in der Wahrheit geschehen kann; hat dort eine scharfe Dialektik das Wunderbare bis auf die letzte Faser secirt ohne den schöpferischen Geist darin zu finden, weil er eben mit anderen Werkzeugen als mit dem anatomischen Messer gesucht seyn will, so werde es hier aus dem schöpferischen Geiste rekonstruirt, durch den die Gesetze der Schöpfung selbst gesetzt sind. Ist dort der Geist, der die größte geschichtliche Erscheinung der Welt historisch anzuschauen gesucht hat, nur mit dem Gefühl einer unermeßlichen Zerstreuung und Leere zurückgekommen, so lege er das im rechten Geiste abgefaßte Leben Jesu mit der Befriedigung des Kunstkenners aus der Hand, der nach Betrachtung jeder Einzelheit nun noch einmal vor das ganze Gemälde hintritt, um es in Einem Zuge zu genießen.

Auf die Virtuosität in der Form hat es wohl keiner der genannten Verf. abgesehen; von Krabbe dürfte zu sagen seyn, daß er am korrektesten geschrieben habe, nur hat seine Darstellung auffallend wenig Lebendigkeit. Bei Neander ist vorzüglich Kürze und Prägnanz vermißt worden. Wäre Neander's Darstellung kürzer, körniger, bestimmter, so würde auch noch ergreifender die Wärme dem Leser fühlbar werden, welche das ganze Werk durchdringt. Malen Andere, die ein Leben Jesu schreiben, mit dem Sehnsucht erweckenden Blau, mit dem glühenden Roth, so weht uns hier eine unmittelbare Wärme an, wie bei der Winterlandschaft, die man durch das gelbe Glas betrachtet. Je maßhaltender diese Wärme ist, desto mehr macht sie den Eindruck der Echtheit, der Gesundheit, einen wahrhaft sittlichen Eindruck. Man möchte sagen, man fühlt bei Neander ab, daß der, den er darstellt, der tägliche Umgang seiner Seele, der Quell seiner sittlichen Kraft und des Trostes ist. Uebrigens fehlt die Erwärmung für den Gegenstand auch bei Kern und Kuhn nicht, bei dem ersteren macht auch eine gewisse Offenheit, welche die Verlegenheit gesteht, einen wohlthuenden Eindruck.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 20. Juli. **Nr. 45.** 1841.

Leben Jesu.

(Dritter und letzter Artikel.)

1) Kern, die Hauptsachen in der Evangelischen Geschichte, in der Tübinger Zeitschrift für Theologie u. s. w.

2) Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. August Neander u. s. w.

3) Das Leben Jesu wissenschaftlich bearbeitet von Dr. Johannes Kuhn, ordentl. Professor der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen u. s. w.

4) Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen von Dr. Otto Krabbe, Professor der biblischen Philologie am akademischen Gymnasium zu Hamburg. Mit Rücksicht auf das Leben Jesu von Strauß und die darauf sich beziehende Litteratur u. s. w.

(Fortsetzung.)

Geben wir noch ein Beispiel. Aus Luk. 13, 2 ff. hatte Strauß einen neuen Beweis entnommen, daß Jesus den gangbaren jüdischen Ansichten gefolgt sei, daß das Maaß der Leiden überall als ein Maaß der Verschuldung anzusehen. Neander bemerkt, daß der Zusammenhang von Sünde und Uebel allerdings in diesem Ausspruche des Herrn gelehrt werde, die gangbare jüdische Meinung aber dennoch nicht bestätigt, daß ja Christus gerade im Gegentheil sage, „bei den Leiden der Einzelnen glaubet ja nicht, daß ihr danach den Grad ihrer Schuld im Verhältnisse zu der eurigen berechnen könnt, sondern werdet euch dabei der gemeinsamen Schuld und somit eurer eigenen bewußt." Und nun benutzt Neander sofort dieses Ergebniß als einen hermeneutischen Kanon für alle die einzelnen Fälle, in denen von Christo Krankheit und Sünde in Verbindung gesetzt wird. Durch solche einheitliche tiefe Blicke hat Neander, wie freigebig er auch sonst im Zugeben von Differenzen, und wie bereitwillig er zur Trennung verknüpfter Rede ist, mehrfache Verbindungen hergestellt, an die man nicht dachte, z. B. wenn er darauf aufmerksam macht, daß das von Paulus referirte Diktum „geben ist seliger denn nehmen" Apostelgesch. 20, 35. in die Bergrede gehört haben möge, indem es dasjenige in der Idee ausspreche, was Matth. 5, 40 — 42. in der Form äußerer Thatsachen ausgesprochen wird (S. 474).

Wir haben von dem gläubigen Bearbeiter des Lebens Jesu verlangt, daß er auch des unwesentlichen Details in der Geschichte sich annehme, wo es in der Wahrheit geschehen kann. Hier nun will uns scheinen, daß Neander und auch Kern viel öfter der negativen Kritik Berechtigung zugestanden haben, als nöthig war, ja zuweilen auf eine Weise, die zu ernsten Konsequenzen führen müßte. Wir wollen nicht hieher die vielen Fälle rechnen, wo von traditioneller Umbildung gesprochen wird, auch nicht das Zugeständniß der Möglichkeit einzelner mythischer Elemente, welches sich S. 700. findet, aber sogar bewußte Erdichtung einzelner geschichtlicher Züge ist Neander nicht abgeneigt zuzugeben! Eine solche Aeußerung findet sich in dem Abschnitt über Judas, wo überhaupt Mehreres vorkommt, womit Ref. nicht übereinstimmen kann. So wundern wir uns, daß Neander die Angabe des Johannes, welche den Verrath des Judas aus Habsucht ableitet, verwerfen konnte. Er wendet ein 1) wenn die Habsucht bei Judas in diesem Maaße gewesen, so sei befrem-

Digitized by Google

dend, daß Jesus einen solchen in die Zahl seiner Jünger aufgenommen, 2) daß er gerade einem solchen die Kasse anvertraut, 3) daß in der Rechtfertigung der Maria auf die eigensüchtige Absicht in der Rüge des Judas keine Rücksicht genommen, 4) daß sich der Verräther mit einer so geringen Summe begnügt haben sollte. Bei dem dritten Argumente beruft er sich auf die „scharfsinnige" Schrift Schollmayer's „Jesus und Judas," welcher er aber zu viel Ehre anthut. Die ersten zwei Einwendungen werden in modificirter Gestalt bei jedweder Ansicht über Judas wiederkehren, den dritten können wir nicht für begründet ansehen, auf den vierten antwortet zum Theil Neander selbst, und es läßt sich außerdem noch manches antworten. Die Hauptsache aber ist, daß wenn die Habsucht des Judas ihn zu einer solchen Niedrigkeit verleiten konnte, zu stehlen, aus einer Kasse zu stehlen, welche aus milden Beiträgen bestand (Luk. 8, 3.), aus milden Beiträgen für die Armen, ja für den Meister selbst, und wenn derselbe Mensch dabei die Stirn haben konnte, heuchlerischer Weise sich den Schein zu geben, als sorge gerade er recht für die Armen, dieses auf einen Gemüthszustand schließen läßt, bei dem es gar nicht mehr befremden kann, wenn ihn auch eine kleinere Summe zu der schwarzen That vermochte, zumal wenn man die Erwartung bei ihm voraussetzt, daß er meinte, Jesus werde der Gefahr zu entgehen wissen. Krabbe ist hier auf beifallswerthe Weise mit Benutzung von Neander's eigenen Andeutungen apologetisch verfahren. S. 155 ff. Seine Bemerkungen sind auch zu beachten in Betreff des erwähnten höchst bedenklichen Zugeständnisses, daß möglicherweise die von Matthäus angeführte Summe von 30 Silberlingen von dem Verf. des griechischen Matthäus aus Zach. 11, 12. — wie dies Strauß wollte — entlehnt sei. Ebenso lesen wir bei Neander S. 597., daß das Eselsfüllen erst der Verf. des griechischen Matthäus aus den LXX. hinzugethan habe. Dies Zugeständniß, daß die Evangelisten auch absichtlich zurecht gemachte Geschichte erzählen, möchte doch wenig zu den Vorstellungen passen, die Neander sonst von ihnen hat *).

Die Unterlassungs- und Begehungssünden der Strauß'schen Kritik, von welchen die Rede gewesen ist, sind indeß mehr oder weniger die Sprößlinge des Zweifels am Wunderbaren; ohne diesen Zweifel würde sein ganzes Leben Jesu anders geschrieben worden seyn, oder — er hätte es überhaupt nicht geschrieben. Wie wird sich nun in dieser Hinsicht der

*) S. 421. Anm. ist zwar auch von Wundern die Rede, die blos nach einer Voraussetzung von Matthäus und Markus erzählt werden, allein dort denkt wohl Neander an unreine Ueberlieferung, also unwillkührliche Verfälschung der Geschichte.

gläubige Verf. eines Lebens Jesu zu verhalten haben? Da wir immer allgemeiner von den Anhängern der Hegel'schen Philosophie die Behauptung vernehmen, Resultaten der Spekulation gegenüber verliere auch der schärfste historische Beweis seine Spitze, so ist, wie uns scheint, eine Auseinandersetzung des Verhältnisses des geschichtlichen und philosophischen Beweises gegen einander unerläßlich, und dürfte vielleicht schon in der Einleitung zu einem Leben Jesu der passende Ort dafür seyn. Wir begnügen uns hier mit der Behauptung, die wohl kein Vernünftiger abstreiten wird, daß es einen Zweifel am geschichtlichen Zeugniß giebt, der geradezu — der Verrücktheit gleichkommt. Unter diese Kategorie hat Kuhn schon jene Strauß'sche Forderung gestellt, daß die Authentie eines Buches nicht zuverlässig erwiesen werden könne ohne „ein Zeugniß von einem Augenzeugen des Aktes der Abfassung und einem Ohrenzeugen der Versicherung des Autors, es geschrieben zu haben." „Was würde Strauß sagen, fährt Kuhn fort, wenn **wir** nicht eher an die **Nicht**authentie des Evangeliums Matthäus und Johannes glauben wollten, als bis er das Zeugniß einer bestimmten Erklärung des Matthäus und Johannes beigebracht hätte, daß sie die ihnen zugeschriebenen Evangelien wirklich **nicht** geschrieben haben?" Und wie, wenn dann doch die Handschrift des Zeugnisses eine verfälschte wäre? Beispiele, daß das geschichtliche Zeugniß Zugeständnisse erpreßt hat, wo diese mit dem ganzen philosophischen und dogmatischen Standpunkt des Individuums in Widerspruch standen, haben wir aus neuerer Zeit mehr als eines. Man erinnere sich an den Einfluß, den das, wenn auch nur problematische Zugeständniß der Aechtheit des Johannes auf die dogmatische Ueberzeugung von Strauß ausübte, an das, wie er meinte, durch den Text abgenöthigte Geständniß von Rückert, daß das Zungenreden in Korinth ein Reden in unbekannten Sprachen gewesen sei, an das offene Bekenntniß von Hase in seinen Streitschriften, daß er um der Autorität des Johannes willen das Speisungswunder als historisch anerkennen müsse, ungeachtet seines gänzlichen Unvermögens, dieser Thatsache ein Verständniß abzugewinnen. Aber, wird man sagen: was sind solche durch historische Autoritäten erzwungene Zugeständnisse anders, als Unterschriften unter einen abgezwungenen Sühnevorschlag? — die beiden Eheleute bleiben sich so fremd wie vorher, und über kurz oder lang bricht der alte Streit wieder aus, wie man es bei Strauß ja gesehen hat. In manchen Fällen gewiß, aber in manchen auch nicht. Man versucht es noch einmal mit einander, man sieht sein beiderseitiges Unrecht ein, man ajustirt sich und —

Digitized by Google

siehe, es geht. Oder hat nicht Strauß damals in seinen friedlichen Blättern einen Versuch zu solchem Ajustement gemacht, der ihn seinen Gegnern um einige Schritte näher brachte? Das wichtige ist dieses, daß der Theologe, der eine solche Autorität anerkennt, eine Denkaufgabe mehr hat. Für den Verf. eines Lebens Jesu ergiebt sich nun aber jedenfalls die Pflicht, eben diese Denkaufgabe nach besten Kräften zu lösen. Sehen wir, was in den erwähnten Werken hiefür geleistet worden ist.

Bei der Behandlung des Wunders kommt es auf den Begriff des Wunders an, und auf die Art, wie das Geschehen des Wunders durch den Wunderthäter vermittelt wird. Der Begriff des Wunders ist entweder der absolute oder der relative. Von Kuhn ist das Wunder noch nicht behandelt worden. Von Kern und Krabbe wird der relative Wunderbegriff angenommen, Neander führt den absoluten aus; die Art der Vermittelung sucht Kern zu erklären, während Neander sie unberücksichtigt läßt, Krabbe nur kurz berührt. Kern hat sich engere Grenzen gesteckt, er spricht nicht vom Wunder überhaupt, sondern vom Wunder Christi, und will, wie dies auch von Weiße versucht worden, das Wunderthun aus dem Begriffe des Erlösers ableiten. Mit Schleiermacher geht er davon aus, daß die Menschheit von Anfang an auf Christum angelegt sei, um in ihm ihre Vollendung zu erhalten, welches hier in Hegel'scher Weise so ausgedrückt wird, es sei nothwendig, daß der absolute Begriff der Religion in der Einheit des göttlichen und menschlichen Geistes realisirt werde, „der Begriff der Religion ist mit und in der Idee der Menschheit der ewige Gedanke Gottes" (Tübinger Zeitschrift 1839. Hft. 2. S. 47.). In der einen Person, in der dies geschehen, ist nun das ganze göttliche Reich dem Princip nach gesetzt, so daß sie die organische Macht dieses Reiches und das Haupt desselben ist. Ihr Eintritt in die Welt ist ein Wunder, obwohl auch nur ein relatives, denn es ist von Anfang an im Schöpfungsplan mit gesetzt. Dieser Person muß eine ihrer eigenen Lebensfülle gleiche Wirkungsfähigkeit auf das Leben der durch die Identität der Natur mit ihr verbundenen, zunächst auf das geistige Leben, dann aber durch die Vermittelung dieses selbst, auch auf das Leibliche zukommen, wie Paulus 1 Kor. 15, 45. sagt: ὁ ἔσχατος Ἀδὰμ εἰς πνεῦμα ζωοποιοῦν. Hieraus ergiebt sich denn, daß das Wunder nur eine innerhalb der Sphäre des menschlichen Lebens erfolgende That und Wirkung seyn kann, weil hier wegen der Identität der menschlichen Natur der wunderthätige Wille eindringen kann, so daß solche Wirkungen in die Analogie mit den Wechselwirkungen der Menschen überhaupt treten. Dagegen sind Wirkungen auf die äußere Natur unbegreiflich; da hier wegen mangelnder Homogeneität des Lebens keine Empfänglichkeit möglich ist, so bliebe nur eine unvermittelte das ist magische Wirkung übrig. — Mit dieser Beweisführung scheint ebenso wohl zu viel als zu wenig bewiesen zu seyn. Folgt das Wunderthun aus dem Begriff eines Erlösers der Menschheit, der durch seine Lebensfülle ebenso vom Uebel als von der Sünde befreien soll, warum ist die Wunderthätigkeit Christi nur eine nebensächliche, in einzelnen Beispielen hervortretende? Soll andererseits das Wunderthun nur soweit anerkannt werden, als die Vermittelung durch geistige Receptivität Statt finden kann, werden nicht die Gegner darauf dringen, die Wunderthaten auch auf diejenigen Fälle zu beschränken, bei denen wir einsehen, daß und wie eine geistige Einwirkung ein leibliches Uebel heilen könne? Geht jedoch der Verf. über diese Fälle hinaus, was nützt ihm diese Vermittelung? Endlich bestreitet er die Möglichkeit, durch den Geist auf natürliche Gegenstände einzuwirken, giebt ihm nicht aber hiefür schon der Magnetismus Analogieen? Läßt sich nicht alles natürliche Leben als ein Kontinuum fassen, die Natur als die erweiterte Leiblichkeit? Und kann dann der Wille nicht ebenso auf die Natur außer dem Wunderthäter wie auf seine eigene Leiblichkeit einwirken?

Krabbe, dessen Abschnitt über die Wunder mit vieler Sorgfalt ausgearbeitet ist, obwohl freilich nicht mit jener Schärfe der Entgegnung, bei der man Schlag und Gegenschlag sich genau entsprechen sieht, redet von der Unergründlichkeit der Natur, vermöge deren auch alles Natürliche zuletzt in Wunder endet, von der Einheit eines Reiches der höheren und niederen Natur, welche beide gesetzmäßig und — weil beide von demselben Urheber ausgehen — von ähnlichen Gesetzen regiert; über die Vermittelung aber zwischen dem Wunderthäter und der Natur vernehmen wir nur dies (S. 194.): „Im Wunder begegnet uns nur die Macht des Geistes über die Natur, die sich in den Einwirkungen auf dieselbe als eine unmittelbare zeigt, aber gerade dieser Unmittelbarkeit wegen sich unserm Blicke entzieht, so daß wir scheinbar kein Gesetzmäßiges zu entdecken vermögen." Allein der Satz, „der Geist ist die Macht über die Natur," ist vielfacher Auslegung fähig, und es kommt eben darauf an, das begreiflich zu machen, woran von Kern soviel Anstoß genommen worden ist.

Neander geht von der teleologischen Betrachtung aus. Das Wunder ist nach ihm ein Ausfluß der göttlichen Liebe, wodurch die Menschheit zu einem höheren Standpunkt erhoben werden soll, zu dem sie bestimmt ist. Das Wunder geht hinaus „über die

Digitized by Google

Schranken der in die Schöpfung ursprünglich gelegten Kräfte," steht aber nicht in Widerspruch mit den Naturgesetzen, denn da es eben höhere Kräfte sind, so versteht es sich von selbst, daß die Natur nicht wirken kann, was sie will, vielmehr „ist die Natur von der göttlichen Weisheit dahin geordnet, jene höheren schöpferischen Kräfte in ihr Gebiet aufzunehmen." (S. 259. 260.) Hier werden nun die Gegner durchaus die nöthige Bestimmtheit vermissen. Es tritt zuerst die Frage auf, ob das Gesagte bloß von Christi Wundern gelte, oder auch von den alttestamentlichen und denen der Apostel und resp. der Folgezeit. Im ersteren Falle fragt man, warum das eine Mal durch neue Kräfte verrichtet seyn soll, was die anderen Male durch gewöhnliche? Ist das Andere der Fall, so will damit nicht stimmen, daß die Wunder Christi vom Verf. als Merkmale der Erscheinung des höchsten Wunders angesehen werden, wobei man wenigstens die alttestamentlichen Wunder ignoriren müßte. Es wird nun zwar der Versuch gemacht, auch die alttestamentlichen und die apostolischen Wunder mit Christo in Zusammenhang zu bringen, Christus sei der Mittelpunkt des Wunders, die anderen seien entweder vorbereitend auf ihn oder nachwirkend. Einen solchen göttlichen Pragmatismus wird die religiöse Geschichtsbetrachtung unbedenklich zugestehen, nur ist damit Nichts für das metaphysische oder dogmatische Verständniß der verschiedenen Gattungen von Wundern gewonnen. Außerdem wird man fragen, ob denn bei jedem Wunderwerke Christi, auch wenn er z. B. durch seinen Zuspruch ein Fieber heilt, das Auftreten „neuer Kräfte, welche über die in dem Schöpfer angelegten hinausgehen" angenommen werden soll?

Es hatte sich bisher die Polemik gegen das Wunder nur in einzelnen Lauten vernehmen lassen, in der Dogmatik von Strauß hat sie nun auf umfänglichere Weise Rede gestanden, und jedes neue Werk wird nun bestimmt wissen, wohin es den Schlag zu richten habe. Uebrigens ist in jenem Abschnitte der erwähnten Dogmatik „die Auflösung des Wunderbegriffs" der Hochmuth in der Abweisung der Gegner größer als die Gründlichkeit. Denn soll man das z. B. eine Widerlegung nennen, wenn denen, welche zur Vertheidigung des relativen Wunderbegriffs sich auf die Beschränktheit der menschlichen Erkenntniß berufen, zuerst das Beispiel in den Mund gelegt wird, ob nicht vor hundert Jahren die wunderscheue Kritik für unmöglich erklärt haben würde, was wir jetzt vor Augen sehen, daß der Dampf die Frachtwagen auf den Landstraßen schneller treibt als die Pferde, und

es alsdann heißt (S. 249.): „Sobald uns die Wunderfreunde das Gesetz der Wunderthätigkeit so vorlegen werden, als wir das Gesetz der Wirksamkeit des Dampfes kennen, wollen wir ihre Vergleichung gelten lassen, und ihr Argument für mehr als ein bloßes Geschwätz halten?" Das heißt die Trauben niedrig hängen, damit man sie herabreißen kann. Wer ist es denn aber, der uns von Erscheinungen der Natur gesprochen hat, welche nur allmählig durch Beobachtung und Erfahrung mehr Klarheit gewinnen, von einer Gradation des Gewöhnlichen zum Ungewöhnlichen, zum Räthselhaften? Es ist derselbe Kritiker *). Warum hat er nun sein Beispiel aus der Tagseite der Natur gewählt, aus einem Gebiete, dessen Gesetze die Menschheit wahrscheinlich schon von Vater Thubalkain her, wenigstens Jahrhunderte früher gekannt hat, als die Mechanik sie anwendete, und nicht aus jenen Gebieten der Nachtseite der Natur, an denen Physiologie und Psychologie gegenwärtig noch ebenso herumrathen als vor Jahrtausenden?

Die dogmatisch-philosophische Ansicht vom Wunderbegriff und die historisch-kritische Behandlung der betreffenden Erzählungen steht, wie wir sagten, im Wechselverhältniß. Dies zeigt sich bei Kern, der, durch seine dogmatische Auffassung des Wunders einerseits, und durch die Anerkennung der Authentie der Evangelien andererseits in die Enge getrieben, bei den Wundern, die Christus an der äußeren Natur verrichtet, sich wieder auf Paulus'sche und Gfrörer'sche Erklärungen zurückgeführt sieht. So soll der Wein auf der Hochzeit zu Kana ein zwischen Jesu und seiner Mutter zuvor verabredetes Hochzeitsgeschenk seyn, worin Johannes aus Mißverständniß ein Wunder gesehen hätte. Die Speisung der Fünftausend soll ein bloßes Beispiel der Humanität Jesu seyn, welcher denen, die Speisevorrath mitgebracht hatten, mit der Austheilung voranging. Das Wandeln Jesu auf dem Meere soll zurückzuführen seyn auf „die bloße Vorstellungsweise der erschrockenen Jünger" — die Erzählung der Synoptiker wird geradezu als unwahr aufgegeben. Fast möchte man meinen, daß Dr. Kern während der Beschäftigung mit seinem Gegenstande immer mehr mit Zweifeln erfüllt worden sei. Auch die vaterlose Erzeugung Jesu hat er aufgegeben.

(Beschluß folgt.)

*) S. Vergängliches und Bleibendes im Christenthum. §. 17.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger C. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 24. Juli. **Nr. 46.** 1841.

Dogmatik.

1) Philipp Jacob Oster, Briefe über die Lehre der heiligen Schrift von der Taufe. Leipzig, bei Karl Franz Köhler. 1840. Pr. 20 Sgr.

2) Wilhelm Hoffmann, Taufe und Wiedertaufe. Sechs Gespräche. Stuttgart, bei S. G. Liesching. 1840. Pr. 25 Sgr.

Unter den religiösen Bewegungen, von denen unsere Zeit im guten und bösen Sinne so mancherlei aufzuweisen hat, verdienen die baptistischen in der Schweiz, in Süddeutschland und Frankreich mit Recht unsere Aufmerksamkeit. Wie zu den Zeiten der ältesten Kirche die Feindschaft gegen die Kindertaufe ihre Organe fand und vielfache Unruhen, Streit und unreinen Eifer hervorrief, so erhob dieselbe zur Zeit der Reformation aufs Neue ihr Haupt und brachte — in den wiedertäuferischen Gräueln zu Münster auf die Spitze getrieben — keine guten Früchte. Veranlaßt durch die in die Augen springenden Wirkungen des Irrthums und in der guten Absicht, den Kirchenglauben vom Sakrament der Taufe dem Christenvolke wieder zugänglicher zu machen und die ganze Tiefe desselben nach Kräften aufzudecken, damit der Wahrheit Vorschub und dem Irrthume Abbruch gethan würde — sind in neuerer Zeit 2 Schriftchen erschienen, die eine vom lutherischen Pfarrer Oster in Metz, die andere von Wilh. Hoffmann, Inspektor der evangelischen Missionsanstalt in Basel. Um so mehr wird unseren Lesern die nähere Kenntniß dieser Bestreitung erwünscht seyn, da diese Bewegungen nunmehr auch — wer hätte es glauben sollen — in unser Sachsenland verpflanzt sind. — Es ist in Bitterfeld bei Wittenberg durch Hrn. Oncken eine Baptistengemeinde gestiftet worden, und — nach allerjüngster Entscheidung des Hohen Ministeriums — soll derselben auch nicht von Seiten der kirchlichen Behörden entgegengetreten werden.

Was die erste Schrift betrifft, so giebt sie in alter lutherischer Weise etwas starr und steif, aber in aller Wohlmeinung, die Begründung der Kindertaufe in sieben Briefen. Obwohl wir nicht läugnen können, daß einzelne Parthieen des Buchs in recht schönem Eifer und mit gesunder Einsicht geschrieben und somit ganz geeignet sind, die Herzen zu gewinnen, so ist doch auch nicht in Abrede zu stellen, daß etwas Neues durch dasselbe nicht ans Licht gebracht worden ist und daß es überhaupt den wissenschaftlichen Anforderungen unserer Zeit nicht entspricht. Das Letztere ist bei dem zweiten Schriftchen um vieles mehr der Fall und somit wenden wir uns sofort zu ihm.

Die Form, in welcher Hr. Hoffmann seine Erläuterungen und resp. Begründungen der Kirchenlehre vom Sakrament der Taufe vorgelegt hat, ist der Dialog. Gewählt hat er diese Form, nach seinem eigenen Geständnisse, um der leichteren Verständigung und zwangloseren Bewegung willen. Doch müssen wir gleich von vorn herein bekennen, daß wir diese Form nicht zweckmäßig gefunden haben. Eine ruhige still fortgehende Entwickelung würde dem Leser die Durchdringung des Gegenstandes sehr erleichtert und gar mancherlei Störungen und Hindernisse des Verständnisses, die nothwendig aus dem Dazwischenreden hervorwachsen mußten, aus dem Wege geräumt haben. — Gehen wir indeß auf den Inhalt selber ein.

I. Dialog. Die Kirche und die Sekte.

Als auf einem allgemeinen festen Grunde will der Hr. Verf. seine Erörterungen über die heilige Taufe und seine nebenher gehenden Widerlegungen der Wiedertaufe und Spättaufe auf dem ewigen Grunde der Kirche aufbauen. Es führt uns daher das erste Ge-

Digitized by Google

sprach zunächst auf den Begriff der Kirche, der in einer schönen Fülle entwickelt wird. Der Verf. geht dabei auf die Thatsache der Menschwerdung Gottes zur Erlösung ein und sieht in der Kirche die **Verwirklichung dieser Erlösung in der Menschheit.** Eine ewige ist sie, die Kirche, wegen ihres göttlichen Ursprungs, wegen ihrer Beziehung zur Welt der Vollendung und wegen der Gegenwart Christi in ihr; eine zeitliche, sofern sie sich allmählig entwickeln muß und nur erst dann vollendet seyn wird, wenn die Welt ganz in sie hineingetreten ist. (S. 15 — 19.) — Diese Allmähligkeit der Entwickelung, die aus dem Begriffe der Kirche von selbst folgt, läßt nicht zu, daß irgend eine Epoche der Kirche, sei sie auch noch so voll Glaubens und heiligen Geistes gewesen, wie z. B. die apostolische oder reformatorische, als ein maaßgebendes Muster für eine andere angesehen werden darf, sondern **jede Epoche der Kirche kann einzig und allein nur in dem Verhältnisse zu dem Widerstande der Welt in dem Grade ihrer Lebendigkeit begriffen werden.** (S. 20.) Diesen letzten etwas dunkeln Satz würden wir etwa so verstehen: Wie gerade heut zu Tage die Welt sich gegen die Kirche stellt, wie sie sich im schroffen Gegensatze gegen dieselbe auflehnt, und mit allen ihren fleischlichen Waffen auf sie losschlägt, oder wie sie schlau und listig einen Frieden mit der Kirche zu erschleichen und ihr Gift auf glatt getretenen Wegen einzuschmuggeln bemüht ist, und wie nun auf der anderen Seite die Lebenskraft in der Kirche sich regt als eine gewaltig ausstoßende oder allmählich geistlich überwindende oder sonst wie reagirende — das muß beachtet und ins Auge gefaßt werden, das muß recht durchdrungen und an den Begriff der Kirche gehalten und an demselben gemessen werden, wenn man eine Epoche der Kirche recht beurtheilen will. — Wie nun die Kirche, so entwickelt der Hr. Verf. weiter, allerdings immer mehr oder weniger weltlich gewesen ist, so darf man doch den Fortschritt in ihrer Entwickelung nicht verkennen und muß zugestehen, daß sie ihre Idee immer vollständiger realisire. Während in der ältesten Zeit die Kirche unter dem Drucke des Heidenthums stand und wohl oder übel heidnische Elemente — wenn auch veredelt — aufnehmen mußte, so wie sie die jüdischen nicht völlig ausstoßen konnte; so hat sich im Fortgange der Zeiten die Kirche in so weit anders stellen können, daß jetzt in unseren Tagen die Welt **außer** ihr, das Heidenthum keine verführende Einwirkung mehr auf sie übt. „**Das Heidenthum ist dem Christenthume gegenüber rein leidend geworden, indeß die Kirche thätig auftritt. In den ersten Jahrhunderten fand das umgekehrte Verhältniß statt.**“ (S. 24.)

Hier müssen wir einen Augenblick inne halten. Ist das Verhältniß wirklich so, wie der Hr. Verf. es in diesen Worten darstellt? Ist das Heidenthum wirklich nur rein leidend und die Kirche activ? Muß er nicht die eigentliche Macht des Heidenthums in der Kirche sehen, nachdem das Christenthum die blühendsten Gestaltungen desselben in sich aufgenommen hat? Er weiß es ja recht gut, wie der Humanismus unserer Tage hochherfährt, wie er aus seiner dürren, plastisch starren Weisheit auf die göttliche Weisheit, die in Christo erschien, die giftigsten Pfeile in Haufen wirft, wie von den Gelehrten an durch das Medium der sogenannten Gebildeten hindurch bis auf das Volk hinab der gröbste wie der feinste Unglaube seine Krallen ausstreckt, den geheiligten Leib der Kirche zu zerfleischen; er weiß recht gut und spricht es aus (S. 26 bis 29), wie der Feind eben heute in einer ungeheuren Thätigkeit ist, mit seinem Unkraut das schöne reine Waizenfeld zu verderben — wie Hochmuth, Frechheit, Wissensdünkel und sonstige Ausgeburten der Hölle eben heute in einen trefflichen Verband getreten sind, der nichts Geringeres bezweckt als einen völligen Umsturz der alten und Aufbau einer neuen Kirche — — der Hr. Verf. weiß das und doch kann er bei solchem Wissen nur zu dem vagen Zugeständnisse kommen, daß die Kirche krank sei und schmerzlich leide, aber auch niemals gesünder gewesen sei. Wir müssen vielmehr gestehen, daß uns bei dem Ueberwuchs der heidnischen Klassicität, die mit ihrer Alters-Klugheit die Kirche einzudörren und auszuleeren strebt, die Kirche von heute als eine schwer angefochtene und schmählich unterdrückte, nicht nur als eine leidende, sondern oft sogar als eine nur **gelittene** erscheint. Während mit großem Schaugepränge das Heidenthum in Wissenschaft und Kunst und Leben in allen Stufen der Gesellschaft seine Fündlein geltend macht und angestaunt und bewundert sieht, darf die Kirche kaum wagen, ihr Haupt zu erheben, wenn nicht Spott und Hohn, Schmach und Verfolgung von allen Seiten über sie herabregnen soll. Ihr tiefstes innerstes Leben, wie es im Worte und in den heiligen Sakramenten wurzelt, zeigt sich gebunden und eingedämmt vom Strome der Welt und kann seine göttliche Wirkungen nur vereinzelt und in ganz engen Kreisen sichtbar werden lassen — und doch soll das Heidenthum passiv und die Kirche soll aktiv seyn und keine verführerischen Einwirkungen von jenem zu befahren haben?! Nein, nach unserem Bedünken hat der Hr. Verf. hier viel zu mild gesehen und geurtheilt. Und dieselbe — ja wir müssen es sagen — dieselbe latitudinarisch gefärbte Gesinnung ist es gewesen, welche die Geltung der Eigenheit in einer Christengemeinde so ausgedehnt zulassen kann, wie S. 22 und 52. geschieht. Uebrigens

Digitized by Google

wissen wir wohl, daß mehr Christlichkeit, mehr Geltung des lebendig machenden Geistes, mehr Blüthe der Gemeinden und ein neuer Eifer, den todten Leib der Kirche zu beleben, in den Gegenden zu finden ist, die dem Hrn. Verf. nahe liegen, und erklären uns zunächst daraus die Zuversicht, mit welcher er von der Macht und Geltung spricht, welche die Kirche durch Wort und Sakrament ausübe. — Abgesehen aber von dem Gerügten bietet dieser Abschnitt unseres Dialogs (S. 26 — 30.) eine solche innere und äußere Vollendung dar, daß wir uns nicht erinnern, seit geraumer Zeit etwas gelesen zu haben, was so treffend, bündig und lebendig die Wunden darstellte, an denen das Herz unserer Kirche blutet. — — Um nun auf die Frage, ob die Kirche zu irgend einer Zeit gesunder gewesen sei als jetzt (S. 39.), eine verneinende Antwort zu gewinnen, geht der Hr. Verf. nunmehr in der Darstellung der Krankheitszustände der verschiedenen Epochen bis auf die Reformation hinab und bezeichnet hier die — der Katholicität der Kirche entgegen — auf ihre Eigenheit sich steifenden Baptisten als eine Sekte, übergeht jedoch jetzt diese Einzelnheit und läßt in dem Fortgange seiner kirchengeschichtlichen Darstellung aus dem Zeitalter des Pietismus und der Gründung der Brüdergemeinde den Unterschied einer kirchlichen Partei und einer Sekte klar werden. Aus der Schilderung der Eigenthümlichkeiten, die wir im Pietismus und in der Brüdergemeinde finden, geht hervor, was man unter einer kirchlichen Gemeinde zu verstehen habe. Sie ist nach dem Verf. eine engere Gemeinschaft, die keinesweges ein eigenes neben der Kirche stehendes Interesse verfolgt oder wohl gar in einem feindlichen Streben gegen dieselbe erfunden wird, sondern die nur gegen die in der Kirche befindliche große Masse im Glauben und Wandel absticht. (S. 43.) Sie ruht mit der Kirche auf gleichem Grunde, hält Wort und Sakrament, das, was die Kirche zur Kirche macht, mit und in derselben fest und will nur durch eine größere und innigere Theilnahme an den Gnadenmitteln, durch einen lebendigeren kirchlichen Sinn, durch häusliche Frömmigkeit der Kirche einen neuen Schwung geben, das Verfallene ausbauen, das Todte beleben. Zu diesem Zweck sieht man ein emsiges Leben in ihr, eine fruchtbare Thätigkeit nach neuen Richtungen hin und ein aus lebendigem Glauben hervorwachsendes Streben, bei neuen Irrungen der Kirche auch neue Heilmittel aufzusuchen, wie als solche in unserer Zeit das Missionswesen, Bibelerklärung, Bemühungen für verwahrloste Kinder, Krankenpflege, auch die Theilnahme des frommen Sinnes an künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen u. s. w. anzusehen sind. (S. 42.) Nach diesem ihrem innersten Wesen sehen wir die kirchliche Partei gar wohl von der Sekte verschieden, obgleich sie sich derselben nähern kann. Je mehr sie nämlich an der Predigt, dem Kultus und an den Sakramenten der Kirche festhält, je mehr sie selbst aus der rechten Tiefe der Kirche herauswächst, um so mehr wird sie mit der Kirche verwachsen, um so mehr mit ihr verwandt seyn. Geht sie aber andere Wege, hält sie sich weniger im Gemeinverbande und läßt sie der Eigenheit mehr Spielraum; so wird sie eben dadurch der Sekte nahe treten und kann leicht in dieselbe übergehen. — So folgt denn aus dem Begriff der Partei von selbst, daß sie, recht geleitet, nur zur Belebung der Kirche dienen kann und daß die Epoche der Kirche, die solche Parteien zahlreich aufweisen kann, vor anderen glücklich zu preisen ist. (S. 40 — 45.) Eben wegen dieser Zerflossenheit in Parteien wird nun auch die Kirche unserer Zeit glücklich gepriesen, obgleich man an ihr die schwarze Schattenseite in der Frechheit, mit welcher die Sünde und der Unglaube auftritt, nicht verkennt. „Ihr eigenthümlicher Charakter, sagt S. 46. der Hr. Verf. treffend, ist, daß Beides, die Licht- und Schattenseite, nach und nach schärfer aus einander treten, daß sich Glaube und Unglaube immer mehr wie 2 Heerlager gegenüberstehen." Frägt man nun: Wie soll man's machen, daß die Krisis der Kirche ausschlage zum Guten? so ist die Antwort: Nur so, daß man sich entschieden auf die gute Seite stellt und inmitten der Kirche für die Kirche strebt und lebt — wie die kirchliche Partei thut. Will man dem Urtheile Gottes vorgreifen, will man die Halbgesinnten und Unentschiedenen mit Gewalt ausstoßen, die große alte Kirche verlassen und eine neue bilden; so schadet man, weil man selbst machen will, was nur Gott machen kann. So thut die Sekte, die auch bei dem freundlichsten Scheine doch immer eine Feindinn der Kirche ist. (S. 46 — 47.) Dies wird speciell nachgewiesen an der Baptisten-Gemeinde, die, auch nach ihrer inkonsequentesten Gestaltung, daran als eine Feindinn der Kirche erkannt wird, daß sie die christlichen Grundideen und Institute zwar anerkennt, aber in einem ganz anderen Sinne, als die Kirche selbst. (S. 48 — 51.) Weil aber die Grundidee und das eigentlichste Wesen der Kirche sich in den Sakramenten am stärksten ausspricht: so sind es auch gewöhnlich Abweichungen von den Sakramenten, durch welche sich Sekten bilden und an welchen man Sekten erkennt. (S. 51 — 53.) Nun schließt der Hr. Verf. diesen Dialog, den Inhalt desselben kürzlich also zusammenfassend: Unser Ergebniß ist, daß der Zustand der Kirche bei allen Uebeln, woran sie leidet, nicht verzweifelt genug ist, um sie wie ein gestrandetes Schiff verlassen zu müssen, daß für ihre Krankheit sie

Digitized by Google

selbst im Besitz der Heilmittel sich befindet, daß die unter uns neue Ansicht von der Taufe die Gemeinschaft, in welcher sie gilt, zur Sekte macht und daß die Sekte wohl zum Schaden der Kirche, aber nicht zu ihrer Erneuerung zu wirken vermag. (S. 54.)

II. Dialog. Die Einsetzung der Taufe.

Der geehrte Hr. Verf. führt uns in diesem Dialog dem Ziele näher. Die Taufe, auf die es ihm eigentlich ankommt, wird der Gegenstand des Gesprächs, und zwar zunächst die Taufe, wie sie aus der Schrift begründet werden kann. Es verläuft aber der Inhalt also: Da keine Bibelstelle ausdrücklich die Kindertaufe lehrt, so kann sie nur aus der analogia fidei gefolgert und bewiesen werden, wie so manche andere Hauptlehren der Kirche, von denen sich auch in ausdrücklichen Bibelworten nur die Lineamente finden. (S. 56 — 58.)

(Fortsetzung folgt.)

Leben Jesu.

(Dritter und letzter Artikel.)

1) Kern, die Hauptthatsachen der Evangelischen Geschichte, in der Tübinger Zeitschrift für Theologie u. s. w.

2) Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. August Neander u. s. w.

3) Das Leben Jesu wissenschaftlich bearbeitet von Dr. Johannes Kuhn, ordentl. Professor der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen u. s. w.

4) Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen von Dr. Otto Krabbe, Professor der biblischen Philologie am akademischen Gymnasium zu Hamburg. Mit Rücksicht auf das Leben Jesu von Strauß und die darauf sich beziehende Litteratur u. s. w.

(Beschluß.)

Neander verräth zwar das Streben, die Wunder dem Verständniß so nahe als möglich zu

bringen — bei der Wasserverwandlung zu Kana erinnert er an den weinähnlichen Geschmack mancher Heilquellen — aber mit Recht entschließt er sich eher dazu, in die wissenschaftliche Einsicht Zweifel zu setzen, als in die geschichtliche Wundererzählung. Erfreulich ist der Nachdruck, mit dem er in der 3. Aufl. die Thatsache der Himmelfahrt noch mehr in Schutz nimmt. Mit dem besten wissenschaftlichen Gewissen darf man aussprechen: es ist unmöglich, daß, wer das Evangelium Lucä und die Apostelgeschichte von einem Genossen der Apostel erzählt seyn läßt, das Faktum der Himmelfahrt für einen Mythus ausgebe. Nur über eines kann man in Betracht des Wunderbaren der Evangelienerzählungen mit Neander rechten, daß er hier, wie auch in der Geschichte der Pflanzung der christlichen Kirche Manches, worüber er vielleicht eine bestimmte Meinung auszusprechen Bedenken trägt, mit völligem Stillschweigen übergeht. So die Engelerscheinungen im N. T., die himmlischen Stimmen (mit Ausnahme von S. 619.), die Heilung der blutflüssigen Frau durch Berührung des Kleides, mit Berücksichtigung der ähnlichen Stellen in der Apostelgeschichte u. s. w. Was Kuhn betrifft, so liegt von ihm nur die Erklärung des Taufwunders und der Versuchungsgeschichte vor. Die Erscheinung bei der Taufe Jesu betrachtet er als objektives Faktum, dessen volle Bedeutung indessen nur Jesu und dem Johannes aufging. Die Versuchung faßt er als innerlichen Akt Satans, indem er dabei ein besonderes Gewicht auf diejenigen Stellen legt, wo von Engelerscheinungen nur in einem geistigen Sinne die Rede ist, wie Joh. 1, 52., Luk. 10, 18., Joh. 14, 30.

Wir haben von Dr. Kuhn die Fortsetzung seines schätzbaren Werkes zu erwarten, und wünschen nur, daß der Hr. Verf. sich gedrängter zu fassen suchen möchte. Dr. Kern wird dem Vernehmen nach seine Abhandlungen zu einem ganzen Leben Jesu ausarbeiten, dem wir mit Verlangen entgegensehen, aber auch mit dem Wunsche, daß eine nochmalige Erwägung des Wunderbegriffs ihn zu besseren Resultaten leiten möge. Dr. Neander wird sein Leben Jesu mit Benutzung der immer neu zuströmenden, diesen Gegenstand betreffenden Forschungen noch einmal überarbeiten; möchten dann namentlich die dogmatischen Erörterungen an Schärfe gewinnen.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger C. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 29. Juli. **Nr. 47.** 1841.

Dogmatik.

1) Philipp Jacob Oster Briefe über die Lehre der heiligen Schrift von der Taufe u. s. w.

2) Wilhelm Hoffmann, Taufe und Wiedertaufe u. s. w.

(Fortsetzung.)

Nachdem hierauf die bekannten Fragen über Kinder- und Frauen-Kommunion durchgesprochen sind und in bekannter Weise erstere nach dem Wesen des Sakraments des Altars als unmöglich dargethan, letztere als sprechend für das Recht, aus der analogia fidei auch die Kindertaufe zu begründen, angeführt worden ist (S. 58 — 67.), geht der Hr. Verf. auf die Prüfung der wichtigsten Schriftstellen ein und verweilt, wie natürlich, zuerst bei der Einsetzungsformel Matth. 28, 19. Auch er verläßt die nicht ganz richtige Uebersetzung Luthers und folgt dem Grundtexte; gesteht aber ein, auch bei seiner treueren Uebersetzung für die Kindertaufe nichts Wesentliches zu gewinnen und will sie nur gegen diejenigen festhalten, die ihren Einspruch gegen die Kindertaufe vornehmlich auf das „lehret alle Völker und taufet sie u. s. w." gründen. So kann denn aus der Taufformel weder für noch gegen die Kindertaufe, weder für noch gegen die Taufe der Erwachsenen etwas gefolgert werden. (S. 67 — 73.) Es folgt darauf der Taufbefehl bei Markus (16, 15. 16.). Dieses schwere Wort wird, wie wir nicht anders sagen können, geistvoll ausgelegt; aber wegen der Gedrungenheit und Kürze, darin der Gegenstand abgehandelt wird und die wohl auch der Klarheit in der Darstellung Abbruch gethan hat, ist uns beim Lesen dieser Abschnitt etwas schwer verständlich erschienen. Auf den Einwurf, es müsse, da hier der Glaube der Taufe vorgesetzt sei und Glaube ohne Lehre nicht stattfinden könne, ja wohl auch die Lehre der Taufe vorangehen, was doch bei der Kindertaufe eben nicht möglich sei — auf diesen Einwurf antwortet der Hr. Verf. also: „Predigt das Evangelium" heißt nicht „lehret halten Alles u. s. w.," sondern es heißt „gebet Zeugniß von den Thatsachen der Erlösung." Das Zeugniß von Christo muß dem Glauben, dem seligmachenden nämlich, vorangehen; denn ohne dasselbe konnte er nicht entstehen. Dieses Zeugniß aber kann in zwiefacher Art geschehen, 1) durch das Wort in der Predigt von Christo — für die Erwachsenen. 2) Durch die Taufe, die ein thatsächliches Zeugniß der Gnade ist — für die Kinder. Hier wie dort wird ein gewisser allgemeiner Glaube vorausgesetzt, der das Heilsbedürfniß, das Verlangen der Seele ist, vermöge dessen der Mensch das Zeugniß von der Gnade entgegennimmt. Dieser allgemeine Glaube nun kann bei Nr. 1., wo das Wort von der Gnade an den Erwachsenen kommt, noch vor der Taufe desselben in den rechtfertigenden Glauben übergehen, bei Nr. 2. aber, wo die Taufe das thatsächliche Zeugniß von der Gnade in Christo ist, wird der seligmachende Glaube gemeinhin nachfolgen. (S. 73 bis 77.) In beiden Fällen aber erscheint die Taufe nach ihrem ersten rohen Begriffe als Receptions-Ritus durch eine Thatsache, die Christus selbst dazu geordnet hat. Und zwar ist dies die Taufe für die Kinder, indem durch sie den Täuflingen thatsächlich beurkundet wird, daß Christus ihr Heiland sei, gerade wie durch die Predigt den Erwachsenen gesagt wird, daß Christus für sie ein Christus sei. Da geschrieben steht: „prediget aller Kreatur," so ist damit dem Zeugnißgeben der weiteste Umfang angewiesen und man sieht nicht ein, mit welchem Rechte die Kinder

Digitized by Google

von der Theilnahme an dem Zeugniß der Gnade ausgeschlossen werden sollen. Weil nun aber jedem Täufer, der seinem Täuflinge in der Taufe die Versicherung der Gnade Gottes giebt, die Frage aufgeworfen werden könnte: Aus weß Macht thust du das? — so geht der Hr. Verf. auf die Begründung des Taufbefehls im Matthäus zurück, die er in den Worten findet: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. In diesem Ausspruche des Herrn sieht er die Vollmacht, die dem Täufer gegeben wird, seinen Täufling durch die Taufe zu einem Kinde Gottes zu machen und es erscheint die Taufe auf diesen Grunde als das, als was sie die Kirche ansieht, nämlich als eine Versiegelung der Gnade Gottes. (S. 77 — 79.) Der Hr. Verf. kommt nun auf Mark. 16. zurück. Es sollen die Worte „wer da glaubet und getauft wird u. s. w." eine Widerlegung der Kindertaufe involviren. Dies wird negirt durch folgende Erklärung derselben: Christus hat überhaupt hier nicht sagen wollen, daß der Glaube zur Seligkeit nothwendig sei (das war ja den Jüngern längst bekannt und wäre hier in diesem feierlichen Augenblick vor der Auffahrt Christi eine seltsame Wiederholung gewesen), sondern er hat vielmehr sagen wollen, daß Glaube und Taufe zur Seligkeit nothwendig sei, daß also, wer nur die Taufe empfangen, nicht aber auch Glauben hätte — daß der verdammt sei. Er hatte somit den Fall als möglich gedacht, daß Menschen getauft seyn könnten entweder ohne vollständigen Glauben, oder ehe sie überhaupt den rechtfertigenden Glauben hatten. Muß dies zugegeben werden, so sieht man nicht ein, wie aus dieser Stelle etwas gegen die Kindertaufe gefolgert werden könne, da ja vielmehr daraus hervorgeht, es habe sie Christus in seinem Taufbefehle keineswegs ausgeschlossen. (S. 79 — 82.) Nachdem auf diese Weise die Hauptstellen der Schrift über die Taufe durchgegangen sind, wird noch eine andere vielfach benutzte zu Rathe gezogen, nämlich Mark. 10.: lasset die Kindlein u. s. w. Diese Stelle wird aber unseres Bedünkens etwas stiefmütterlich behandelt und zu kurz abgefunden. Wenn wir schon nicht läugnen wollen, es liege das punctum saliens in diesem Ausspruche darin, daß Christus die Kinder für fähig achte, geistliche Güter aufzunehmen, woraus dann gefolgert werden kann, daß sie auch fähig seien, die Gnadengaben der Taufe zu empfangen; so können wir doch nicht mit „dem Reiche Gottes, das ihrer ist," so leicht fertig werden, wie der Hr. Verf. Wir verstehen das Nachfolgende „wahrlich ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen" nicht wie der Verf., von der kindlichen Unbefangenheit und Fähigkeit zur Aufnahme der Lehre, sondern vielmehr an der Hülfslosigkeit und Hülfsbedürftigkeit, die allein geeignet macht, das Reich Gottes zu empfangen cf. Matth. 5, 3. Daraus würde denn nicht folgen, daß der Erlöser hier zunächst an die Bestimmung des kindlichen Alters für den Unterricht gedacht habe. — Wenn nun ferner nach des Hrn. Verf.'s eigener Auseinandersetzung der Glaube und somit das subjektive Erfassen des Reiches Gottes nicht zunächst aus der Lehre, sondern aus dem Zeugniß von der Gnade entsteht, wenn ferner die Taufe ein solches Zeugniß ist und zwar ein thatsächliches, hier aber von den Kindern gesagt wird, daß das Reich Gottes ihre sei; so begreifen wir nicht, warum die Worte des Erlösers nicht auch in Beziehung zur Kindertaufe gesetzt werden könnten. Das freilich müssen wir auch für eine Beschränktheit erklären, Christum, der die Kinder segnet, als taufend anzusehen. (S. 83.) In einem Epilog, so zu sagen, wird dann die Frage über die Seligkeit und Unseligkeit der frühsterbenden Kinder behandelt und auf den letzten Seiten (— S. 88.) an dem Begriff der Taufe als Aufnahme-Ritus die Vernünftigkeit der Kindertaufe und die Absurdität der Baptistentaufe, weil dieselbe nur als ein Lückenbüßer, eine geistliche Nachhülfe oder deß etwas erscheinen könnte, in aller Kürze dargethan. Der ganze Abschnitt aber (S. 83 — 88.) ist etwas unvollkommen und mit einer gewissen Dürftigkeit behandelt, die man sonst an dem Hrn. Verf. nicht bemerkt. Indessen mag wohl die Einsicht, daß der Stoff zunächst hier nicht nothwendig in den Zusammenhang der Verhandlung gehöre, die nächste Ursache zu solch flüchtiger Bearbeitung gewesen seyn. —

III. Dialog. Die Taufe in der ältesten Kirche.

Auf dem biblischen Grunde, der im vorigen Dialog gefunden war, baut der Hr. Verf. weiter und betritt nun den historischen Boden, indem er die Praxis der apostolischen Kirche zum Gegenstande der Untersuchung macht. Aus dem Verfahren beim Hauptmann Cornelius, dem Kämmerer aus Mohrenland, dem Kerkermeister zu Philippi, der Lydia und bei den Dreitausenden am Pfingstfeste wird scharf und deutlich genug gegen die Baptisten gefolgert, daß die Taufe der ältesten Kirche keineswegs schon Gläubigen ertheilt wurde, sondern daß man vielmehr durchweg taufte zur Wiedergeburt, auf Hoffnung derselben, ja daß man sogar auch solche taufte, die noch im selbstsüchtigem, unbußfertigem Sinne lebten. (Act. 8, 12 sq.) Was aber die Geschichte des Kämmerers aus Mohrenland betrifft, so wird nachgewiesen, daß der 37ste Vers, in welchem Philippus von dem Kämmerer vor

Digitized by Google

der Taufe ein Glauben von ganzem Herzen verlangte, unächt und ein Beweis mehr dafür ist, daß die anderen Stellen eine Taufe vor dem Glauben lehren. Denn wenn die spätere Kirche, welche, wie es ihre Ernüchterung nöthig machte, langsam auf die Taufe vorbereitete und ein Glaubens-Bekenntniß vor derselben verlangte — wenn diese spätere Kirche die übrigen biblischen Beispiele in ihrem Sinne für ihre Praxis hätte deuten können, so wäre sie wohl schwerlich veranlaßt worden, an jener bequemen Stelle Act. 8, 36. ein solches Glaubens-Bekenntniß einzuschieben. (S. 89 — 96.) — Auch die Wiedertaufe der Johannes-Jünger (Act. 19, 1 sq.) spricht nicht gegen, sondern für die Kindertaufe, indem sie ja alsobald und ohne Weiteres an solchen vollzogen wurde, denen das eigentliche Princip des Glaubens, der heilige Geist, ganz fremd geblieben war. Die Berührung dieser Johannes-Jünger giebt Anlaß, auf den folgenden Blättern das Verhältniß der johanneischen und der Taufe Christi vor seiner Himmelfahrt näher zu bestimmen. Das Resultat der Untersuchung ist, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden nicht stattfinde, da die Taufe Christi oder (da es, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, unter der Würde des Herrn gewesen wäre, selbst zu taufen, s. Joh. 4, 2.) die Taufe der Apostel nur eine Fortsetzung der Johannes-Taufe seyn und den genauen Zusammenhang Christi mit seinem Vorläufer bezeichnen wollte. Erst dann, als Christi Erlösungswerk vollendet, als seine Erniedrigung und Erhöhung zugleich offenbar worden und der heilige Geist gekommen war, konnte die Taufe das werden, was sie uns noch jetzt ist, die Feuer- und Geistes-Taufe. Jene Taufe der Jünger also vor der Himmelfahrt Christi kann nur, der johanneischen ähnlich, als eine Vorbereitungs- oder Lehr-Taufe angesehen werden und muß wesentlich zurückstehen gegen diejenige, welche dieselben Jünger auf Christi Befehl und mit seiner Vollmacht vollzogen, als er gen Himmel gefahren war. (S. 96 — 102.) Von hier wird übergeleitet auf die Taufe, die Christus selbst empfangen hat. Diese Taufe ist einzig in ihrer Art und specifisch verschieden von jeder anderen, so daß wir in ihr eine vierte Art der Taufe bekommen. (S. 102.)

Aus den bisher erwähnten Thatsachen drängt sich der Gedanke hervor, daß die Taufe für Jedermann verschieden wirke und verschiedene Bedeutung habe. Nur daß die Taufe auf Christum geschehe, eine Gemeinschaft mit ihm bezwecke — dieses Gleiche muß überall bestehen. Daraus erklärt sich denn auch genügend, warum die Jünger Jesu nicht noch einmal von ihm getauft wurden. Es ergänzte nämlich bei ihnen die später empfangene Geistestaufe die Johannistaufe zum Glaubenssiegel. Jene erst erwähnten Johannes-Jünger aber mußten deßhalb wieder getauft werden, weil sie nicht schon von dem Täufer selbst, sondern viel später getauft worden waren und, wie aus den Worten hervorgeht, die Beziehung der Johannes-Taufe auf Christum gar nicht kannten. So konnte also allerdings bei der johanneischen Taufe eine Wiederholung nöthig werden, während eine Taufe auf Christum keiner Wiederholung jemals bedarf. (S. 103 — 104.) Aus dem Erörterten erhellt zur Genüge, welch ein bedeutender Unterschied zwischen der Johannestaufe und der Kindertaufe ist und wie thöricht diejenigen Theologen handeln, welche beide als gleichbedeutend setzen. (S. 104 — 105.)

Jetzt, nachdem der Hr. Verf. eine Uebersicht der 3 Stufen der Taufe (1) Johannestaufe und die ihr ähnliche Jüngertaufe, 2) Apostelraufe nach der Himmelfahrt Christi, und 3) Kindertaufe) gegeben, kommt er zu dem Ausspruche, daß die Kindertaufe die einzig rechte Taufe sei. In Ermangelung eines direkten Schriftwortes dafür wird der verheißene heilige Geist, der in alle, nicht bloß in schon bekannte und völlig klare, Wahrheit leiten sollte, als Stifter der Kindertaufe bezeichnet und somit der Kirche das Recht vindicirt, mit kirchlichen Einrichtungen über die Apostel hinauszugehen, nur daß dies durch ordentliche Organe der Kirche und nicht im Gegensatze gegen direkte Aussprüche Christi geschehe. (S. 107 — 110.) Die Frage, ob schon die Apostel oder Apostel-Schüler Kinder getauft haben, wird von dem Hrn. Verf. geradezu verneint; und aus den bekannten hier oft herbeigezogenen Stellen, worin von der Taufe eines ganzen Hauses die Rede ist, will er mit Recht weder für noch gegen die Kindertaufe etwas beweisen können; doch legt er einige Kuriositäten in der Auslegung dieser Stellen, womit sich gelehrte Engländer hervorgethan haben, seinen Lesern zur Kurzweil vor. (S. 110 bis 119.) Von da an aber folgt ein wichtiger Abschnitt, in welchem aus den Briefen der Apostel der Beweis geführt werden soll, daß man in der Apostelzeit, wenn auch freilich nicht die Praxis der Kindertaufe, so doch die Idee derselben hatte. Uns will es zwar scheinen, als ob der Beweis auf etwas sandigem Grunde aufgerichtet worden sei; indessen sehen wir doch in ihm einen geistvollen Versuch, der mit weit mehr Achtung begrüßt zu werden verdient, als so vieles Andere, was dogmatische Befangenheit mit so großer Zuversicht als unumstößlichen Beleg dafür, daß die Kindertaufe in der Schrift gelehrt worden sei, zu allen Zeiten ausgeschrieen hat. Wir geben kürzlich das Wesentlichste des Beweises wieder. Aus 1 Kor.

Digitized by Google

7, 14. „sonst wären eure Kinder unrein (genauer: ungereinigt d. i. ungetauft) nun aber sind sie heilig" will der Hr. Verf. folgern, daß die Apostel die Kinder nicht getauft haben, sie aber dennoch für heilig d. i. für Geheiligte und Geliebte Gottes — für Glieder der Gemeinde hielten, und das — wegen der engen Gemeinschaft, in welcher sie durch ihre Aeltern mit der Gemeinde standen. Die Apostel hätten sie taufen können wegen der Anwartschaft zur Taufe, die in dem „Heilig seyn" lag. Aber, daß sie es nicht thaten, trotz des Beispiels der Beschneidung im A. B. nicht thaten, lag eben darin, daß sie die Beschneidung in ihrer jüdischen Verkehrung verabscheuten und die Taufe ähnlich verkehrt zu sehen fürchteten. Als aber in späterer Zeit das Heidnische in der Kirche die Oberhand erhielt und heidnisch gnostische Gegensätze das ganze Christenthum zu verflüchtigen anfingen, da wurde es andererseits räthlich, die Kindertaufe einzuführen, welche thatsächlich bewies, daß nicht die Erkenntniß, sondern die aus Gnaden geschenkte Angehörigkeit an Christum zum Christen mache. (S. 120 — 125.) — Was den historischen Beweis betrifft, daß diese heiligende Gemeinschaft zwischen Aeltern und Kindern, wie sie Anfangs die Kindertaufe überflüssig machte (dieses „überflüssig" müssen wir nach Mark. 16, 15. 16. tadeln), so später die tiefere Ursache ihrer Einführung geworden sei, — so ist derselbe nach unserem Dafürhalten etwas unklar und unbefriedigend. Vielleicht dürfte er gar unhistorisch erscheinen, da die Historie sich nicht im Gebiete des Möglichen ergehen und ihre Thatsachen nicht mit einem „es mochten die Christen-Gemeinden" verführen darf. (S. 125 — 127.) Aus dem Bisherigen wird dann gefolgert, daß in den ersten Gemeinden der Taufe nur eine relative Nothwendigkeit beigemessen wurde, daß sie nur als Siegel erschien (dagegen wiederum Mark. 16, 15. 16.), während man im Glauben und in der Aneignung Christi die Vermittelung des neuen Lebens hatte. (S. 128.) Um seine Meinung von den Kindern als durch den Glauben der Aeltern geheiligter Gemeindeglieder, die der Taufe damals nicht bedurft hätten, nicht so gar wankend bloß auf 1 Kor. 7, 14. zu gründen, ruft der Hr. Verf. noch eine andere Stelle zur Hülfe herbei. Es soll nämlich ebenso wie hier, nicht die Praxis, wohl aber die Idee der Kindertaufe ausgesprochen seyn 1 Joh. 2, 13., wo der Apostel der Liebe die Väter, die Jünglinge und — die Kinder anredet. Daß hier nicht von Kindern im geistlichen Sinne die Rede sei und daß aus dieser Anrede hervorgehe, die Kinder seien vom Johannes als Gemeindeglieder angesehen worden, scheint uns eben so richtig, als es uns mit dem Hrn. Verf. am Schlusse dieses Dialogs kindisch erscheint, aus der Anrede „meine Kindlein" schließen zu wollen, Johannes habe diesen Brief vorzugsweise an Kinder, nicht an Erwachsene geschrieben. (S. 128 — 132.)

IV. Dialog. Die Taufe und das christliche Leben.

Mit diesem Dialog führt uns der Hr. Verf. in das Herz seiner Sache. Alles, was bisher vorbereitend zugerichtet und aufgeführt ist, strömt hier zusammen und indem es den Begriff der Taufe vervollständigen hilft, zeigt es uns, wie erst in der Kindertaufe dieser Begriff wahrhaft realisirt werde. — Den Hauptinhalt der vorigen Gespräche giebt der Hr. Verf. S. 134. also an: Die Taufe wurde von den Aposteln ertheilt, ehe der lebendige Glaube in den Täuflingen vorhanden war, damit er entstehe. Sie wurde Kindern in der Regel nicht gegeben, aber nicht aus dem Grunde, weil diese derselben unfähig gewesen wären, sondern weil das Bedürfniß der Kindertaufe erst im Fortschritte der kirchlichen Entwickelung hervortrat. Auf diesem Grunde wird nach den wichtigsten Bibelstellen der Begriff der Taufe ausgebaut. Indeß bisher die Taufe äußerlich — ganz richtig, aber nicht erschöpfend — als Einweihungs-Ritus bezeichnet worden ist, weist Joh. 3, 5.: „wiedergeboren aus Wasser und Geist" auf etwas Tieferes. In diesen Worten liegt eine Bezeichnung gänzlicher Umwandlung durch die Kraft Gottes und danach möchte die Taufe am besten als Unterpfand und Siegel göttlicher Begnadigung bestimmt werden. Gott theilt seine Gnade mit, welche als ein unsichtbares und innerliches Gut in der Taufe als in einem Pfande oder Siegel sich veräußerlicht. — Solches Unterpfand göttlicher Gnade ist nun freilich auch das Wort — aber davon unterscheidet sich das Sakrament wesentlich, indem durch letzteres die durchs Wort angebotene Gnade dem Einzelnen wirklich zugeeignet wird, oder, wie es S. 139. ausgedrückt ist: in wiefern die Taufe ein sakramentliches Sinnbild ist, bedeutet sie nicht bloß etwas, sondern sie ist etwas, nämlich eine wirkliche Mittheilung göttlicher Gnadengüter und Gnadenkräfte. (S. 133 — 139.)

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 1. August. **Nr. 48.** 1841.

Alttestamentliche Kritik.

Alttestamentliche Studien. Herausgegeben von Joh. Ludwig König, Königl. Preuß. Garnisonprediger zu Mainz. Zweites Heft. Das Deuteronomium und der Prophet Jeremiah, gegen v. Bohlen, nebst anderen Beiträgen zur Authentie des Deuteronomium. Die Verbalendung י. Berlin, bei Reimer. 1839. IV u. 200 S. gr. 8. broch. Pr. 1 Thlr.

Ueber diesem zweiten Hefte der alttestamentlichen Studien, dessen erstes bereits 1836 erschien und sich mit dem Beweise für die Authentie des Buches Josua beschäftigte (vergl. Litt. Anz. 1836. Nr. 76 und 77.), hat zwar ein eigenthümliches Mißgeschick obgewaltet, indem der Hr. Verf. zuerst durch andere Arbeiten an der früheren Lösung seines Versprechens behindert wurde, nachher, als dieses Heft zum Abdrucke bereit lag, nicht sogleich einen Verleger für dasselbe fand, und endlich, als er denselben gefunden hatte, wegen seiner Entfernung vom Druckorte die Korrektur nicht besorgen konnte, und die sonst so preiswürdige Verlagshandlung dieselbe unbegreiflicher Weise in einem solchem Grade vernachlässigte, daß die Schrift gar keinem Korrektor, am allerwenigsten einem der Sache gewachsenen, vorgelegen zu haben scheint, und der Hr. Verf. auch durch die Anfertigung eines 7 Seiten füllenden Verzeichnisses der ärgsten Fehler dem Uebelstande, der die Schrift fast unbrauchbar macht, nur unvollkommen abhelfen konnte; aber ungeachtet dieses Heft vor der Erscheinung der neueren Arbeiten von Hengstenberg und Hävernick über den Pentateuch niedergeschrieben worden ist, so enthält es doch einen sehr beachtens- und dankenswerthen Beitrag zur Vertheidigung der Aechtheit des Pentateuchs und insonderheit des Deuteronomium, der durch die Werke der genannten Gelehrten nicht überflüssig gemacht worden ist, und wird an seinem Theile nach dem Wunsche des Verf.'s unstreitig dazu mitwirken, die Ueberzeugung, daß wir mit dem Pentateuche auf geschichtlichem Boden stehen, immer fester zu begründen. Es bezieht sich allerdings, wie schon der Titel andeutet, nur auf einen sehr speciellen Punkt, während der Verf. früher beabsichtigt hatte, des verewigten v. Bohlen allgemeine Einleitung zu seiner Genesis, „die des Willkührlichen, Ungenauen und überhaupt Unwissenschaftlichen so erstaunlich viel enthält," in ihrer ganzen Ausdehnung zum Gegenstande einer näheren Prüfung zu machen; es beleuchtet nur die §. 22. dieser Einleitung, in welcher v. Bohlen zur Rechtfertigung seiner Hypothese, daß das Finden des Gesetzbuches unter Josia eine überdachte Maaßregel gewesen und die im Tempel gefundene Schrift, nämlich das Deuteronomium, von Jeremiah abgefaßt und von ihm im Vereine mit anderen theokratisch gesinnten Patrioten unterschoben worden sei, die Gemeinschaft des Deuteronomium und des Propheten Jeremiah in Wörtern, beliebten Redewendungen und Phrasen geltend macht, und sucht mit klaren und schlagenden Gründen, wie v. Bohlen es verlange, nachzuweisen, daß die Sprache des Deuteronomium und des Propheten Jeremiah außerordentlich verschieden sei; aber es stellt eine Untersuchung über einen Gegenstand an, der unläugbar zur Entscheidung gebracht werden kann, da die Data vollständig vorliegen, nach welchen das Urtheil zu sprechen ist, da hier der Willkühr im Konjiciren kein Spielraum gelassen ist, sondern alles nur von einer sorgfältigen und richtigen Beobachtung abhängt, und da das Gewicht der sprachlichen Gründe von allen Parteien als das giltigste betrachtet werden muß; und es führt diese Untersuchung mit einer so großen, bis auf das Kleinste sich erstreckenden Sorgfalt, und

Digitized by Google

liefert einen so vollständigen und gründlichen Beweis, daß wohl Niemand mehr die Behauptung, der Prophet Jeremiah sei der Verfasser des Deuteronomium, nachzusprechen den Muth haben wird. Außerdem hat der Verf. mit nicht geringem Fleiße, durch sachliche Gründe darzuthun sich bestrebt, daß die vier ersten Bücher des Pentateuchs vom Deuteronomium vorausgesetzt werden, und der Inhalt dieses Buches gebieterisch verlange, dasselbe nicht allein vor den Königen, sondern vor der Einnahme des Landes, also von Moseh uns abgefaßt zu denken.

(Beschluß folgt)

Dogmatik.

1) Philipp Jacob Oster, Briefe über die Lehre der heiligen Schrift von der Taufe u. s. w.

2) Wilhelm Hoffmann, Taufe und Wiedertaufe u. s. w.

(Beschluß.)

Hier auf dem Grund und Boden des Sakraments angelangt, verweilt der Hr. Verf., um das Sakramentliche in der Taufe näher nachzuweisen, und seine Argumentation ist ungefähr folgende: Das Verständniß der Taufe hängt ab vom Anerkenntniß des Unterschiedes zwischen natürlichem und geistlichem Leben. Dieser Unterschied ist nach seinen Anfängen auch schon im natürlichen Menschen zu sehen, in sofern sich in diesem ein Doppelleben zeigt; denn 1) ist er seinem wirklichen Zustande nach ein Sünder, und 2) seiner Berufung nach gehört ihm die Seligkeit. An Nr. 2. knüpft die Taufe an, indem sie dem Menschen den speciellen Beruf zur Seligkeit, der durch das Evangelium kommt, individuell macht, und in der Sündenvergebung, welche sie mittheilt, realisirt. Der specielle Beruf zur Seligkeit aber ist entweder unmittelbar (bei den Erwachsenen) oder mittelbar (bei den Kindern durch die Gemeinde). Die Christenkinder sind in und mit der Gemeinde berufen. Somit gehört ihnen denn auch die Taufe als das von Gott für die Berufung eingesetzte Unterpfand und Siegel, welches (wie es nicht das Wort, sondern nur das Sakrament kann) die Kraft giebt, der Berufung zu folgen. Die Kraft der Taufe, in sofern sie Sakrament d. h. nicht bloßes Wort, sondern eine konkrete, augenfällige, nicht zu läugnende Thatsache ist, in welcher „das Gnadenwort an jeden einzelnen Sünder verkörpert, ins Fleisch gekommen erscheint," wird sehr schön nachgewiesen. (S. 141 — 143.) Nur

möchten wir tadeln, daß der Hr. Verf. S. 142. dem Worte zu viel Kraft wegnimmt, um sie dem Sakramente zuzuwenden. Er vergißt bei seiner Rede, daß der das Antlitz Gottes suchende, hülfsbedürftige Sünder an dem heiligen Geiste einen treuen Führer zu und in dem Worte hat und daß eben dieser heilige Geist in dem Worte selbst als das Pfand unserer Kindschaft bei Gott Jedem verheißen wird, der als ein Hülfsbedürftiger darnach verlangt und darum bittet.

Als die Spitze des Begriffs der Taufe wird nun S. 144. kurz und gut Folgendes hingestellt: Die Taufe ist das letzte und stärkste Zeugniß der dem Sünder zur Bekehrung entgegenkommenden Gnade. Während nun dieser Satz in der Taufformel seine Begründung findet, wird aus letzterer der innerliche Gehalt des Sakraments der Taufe als Eintauchung in das Wesen Gottes näher bezeichnet, und hieraus, sowie aus den Stellen der heiligen Schrift Tit. 3, 5., Eph. 5, 26., 1 Kor. 6, 11., Gal. 3, 27. und vornehmlich Röm. 6, 3. 4. das Verhältniß der Taufe zum christlichen Leben genauer bestimmt. Es sind aber zwei Beziehungen, nach welchen hin dies Verhältniß klar wird: einmal die Beziehung auf das natürliche Leben, das ertödtet wird, sodann die Beziehung auf das geistliche Leben, das neu geboren wird durch die Mittheilung göttlicher Gnade in der Taufe. Dieses geistliche Leben aber zeigt sich zunächst im Täufling gebunden und muß, soll nicht für den Menschen die gegebene Gnade zum Gericht sich verkehren, im Glauben frei werden. Darum übt erst in der Bekehrung die Taufe ihre ganze Kraft aus. Nach den angeführten Schriftstellen erhellt also wiederum, daß die Taufe vor dem Glauben und zum Glauben gegeben werden solle. (S. 144 — 147.)

Die volle Geisteskraft, Klarheit und Tiefe des Hrn. Verf.'s tritt uns in dem folgenden Abschnitt entgegen. Es wird darin wahrhaft erquickend bis S. 153. nachgewiesen, daß nur die Kindertaufe eine vollkommene Taufe seyn könne, da sie allein dem eben gefundenen Begriffe der Taufe, so wie dem Wesen der menschlichen Seele ganz entspräche. Darauf werden wiederum die Bibelstellen angesehen, ob sie etwas enthalten möchten, was der Kindertaufe in der gegebenen Fassung hinderlich wäre.

Wenn der Hr. Verf. nun ferner Röm. 6, 4 ff. mit der Taufformel in Verbindung setzt und von da rekurrirt auf die schon einmal gegebene Erklärung, es sei unter dem Taufen auf den Namen Gottes ein Eintauchen in das Wesen Gottes zu verstehen; so giebt das Veranlassung, das Verhältniß von Symbol und Sache, von Tauchen in Wasser und Tauchen in Gott näher auseinander zu setzen. Daß

Digitized by Google

dies auf diesen wenigen Seiten nicht zur Genüge geschehen konnte, weiß Jeder, der nur einiger Maaßen die Schwierigkeit dieses Stoffes kennt, doch hat der Hr. Verf. zu seinem Zwecke genug gesagt und mit einem weisen Maaß nur das Nöthigste herbeigezogen. (S. 155 — 160.) Nach seinen Erörterungen hieße „eingetaucht in Gott" soviel als „eingepflanzt in Gott oder in Lebensgemeinschaft gesetzt mit Gott." Ist aber die Taufe als Einführung des Täuflings in die Lebensgemeinschaft mit Gott ein so hoher Gnadenakt Gottes, daß dagegen alles menschliche Verdienst und Würdigkeit nichts ist; so ist auch wiederum die Taufe gerade als Kindertaufe die rechte Taufe, weil im Kinde auch keine Spur von Verdienst und Würdigkeit gedacht werden kann. (S. 160 — 163.)

Nachdem auf diese Weise der Kindertaufe ein freies Feld gewonnen worden ist, handelt es sich nur noch um die Frage, ob die allgemeinen Gnadenwirkungen, welche in jedem Falle der Taufe vorangehen müssen, beim neugeborenen Kinde stattfinden können, wie beim Erwachsenen. Die Antwort auf diese Frage führt den Hrn. Verf. zur Betrachtung des Verhältnisses 1) der Taufe, 2) des Täuflings zur Gemeinde. Zu Nr. 1. wird gesagt, daß es keineswegs ein Eingriff in die Freiheit des Menschen, keineswegs ein unvernünftiger Zwang sei, ihn zum Christenthum zu taufen, so wenig es als ein Zwang angesehen werden könne, ihn zu einem vernünftigen Menschen zu erziehen; denn zur Vernunft erziehen und einen Christen machen, sei, recht angesehen, ein und dasselbe. (S. 163 — 169.) Zu Nr. 2. sagt aber der Hr. Verf. wesentlich dies: das Kind einer christlichen Gemeinde ist seinem Geistesleben nach ebenso mit dem Geistesleben der Gemeinde verwachsen, wie nach seinem natürlichen Leben mit dem Leibesleben der Mutter. Wie die Mutter für ihr Kind lebt, handelt u. s. w., so lebt, handelt, glaubt die Gemeinde für das in und aus ihr geborene Kind. Ein Glaubensakt nun der Gemeinde für das Kind ist auch die Taufe, in welcher die Gemeinde mit ihrem Glauben für das Kind die Gnade Gottes ergreift, wie die Mutter für das Kind ihres Leibes ißt und trinkt. — Was aber die Taufzeugen angeht, so sind sie, nicht wie man jetzt gewöhnlich aus einer traurigen Verkennung des Wesens der Taufe annimmt, als die Vertreter des Kindes oder gar der Aeltern, sondern vielmehr als die Vertreter der Gemeinde anzusehen. (S. 169 — 173.)

Hier endet der Hr. Verf. diesen Dialog, indem er seinem Inhalt noch einmal also zusammenfaßt: Die Taufe ist wirklich eine Mittheilung der Gemeinschaft mit Gott, — — — sie giebt dem Getauften ein Unterpfand der Gnade, ja die Gnade selbst und indem sie dieses ohne alle vergängige Zubereitung, ohne alle Bedingung auf Seiten des Empfängers thut, ist sie sichere Unterlage und fruchtbarer Boden eines neuen Lebens; darum ist nur die Kindertaufe vollkommene Taufe; die Verpflichtung zu ihr liegt im göttlichen Worte und im Wesen der christlichen Gemeinde und ein wahres christliches Leben und ächtes Gemeindeleben ist ohne sie nicht denkbar. —

Damit befinden wir uns denn eigentlich am Schlusse der Verhandlung; denn was in den 2 letzten Dialogen durchgenommen wird, streift mehr auf ein Nebengebiet über. Der Hr. Verf. wollte hier nur noch Einiges besprechen, was in den Gang der Entwickelung seines Stoffes sich nicht gut ohne Störung einfügen ließ. Da nun unsere Inhalts-Anzeige so schon eine viel größere Ausdehnung bekommen hat, als wünschenswerth seyn möchte, so thun wir wohl gut, wenn wir diese 2 letzten Dialoge nur nach ihrem Grundrisse dem Leser vorführen.

Uebrigens möchten wir hier noch beifügen, daß vornehmlich dieser Dialog es ist, in welchem sich die Mängel der dialogischen Darstellungsform recht fühlbar gemacht haben. So interessant es auch an sich seyn mag, durch den Freund Phosphorus die Kläglichkeit oberflächlicher rationalistischer Ansicht ans Licht treten zu sehen; so stören doch seine dürren, oft mit lächerlichem Pathos vorgebrachten Einwände den ernsten Gang der Unterhaltung und bringen etwas Unerquickliches und Mißbehagendes in dieselbe, was wir selbst aufs übelste empfunden haben.

V. Dialog. Die Kirche der Täufer.

Es sind vornehmlich 2 Fragen, welche in diesem Dialoge behandelt werden, 1) ob die Kindertaufe, wie ihre Gegner behaupten, die Kirche zu einer Mördergrube mache? 2) was man von der Konfirmation zu halten habe?

In Bezug auf die erste Frage wird geantwortet, daß die Kindertaufe allerdings einen übeln Zustand der Kirche herbeiführen könne, wenn nämlich der katechetische Unterricht ausbliebe oder schlecht ertheilt würde und Kirche und Schule und Haus nicht das Ihrige thäten, das Kind zum Glauben zu führen. Aber ein solcher übler Zustand der Kirche würde bei der Spättaufe auch nicht vermieden werden können, selbst dann nicht vermieden werden können, wenn alle Getaufte vorher wirklich Bekehrte wären. Denn eine vollendete Wiedergeburt könne man doch nicht abwarten, bevor man tauft. Und wenn das nicht, so müßten ja viele unbefestigte, kaum ergriffene Gemüther in die Kirche der Baptisten aufgenommen werden und

Digitized by Google

damit diese derselben Gefahr ausgesetzt seyn, welcher die allgemeine Kirche unterworfen sei. Ja, diese Gefahr liege bei der Spättaufe näher und sei größer, da bei ihr der Heuchelei ein ungeheurer Vorschub gethan werde. (S. 174 — 182.)

Als Nebenfrage wird dann hier auch die Taufe der Missionare hereingezogen und darüber also bestimmt, daß sie einestheils der Baptistentaufe analog, anderentheils aber auch als nicht-analog angesehen werden dürfe — analog, in sofern ein Unterricht ihr vorhergehen und in dem Täuflinge erst ein ernstes Verlangen nach der Gemeinschaft mit Christo sichtbar werden müsse, bevor er getauft werden könne, nicht-analog, in sofern man bei ihr nicht Jahre lang auf sichere, augenfällige Zeichen einer völligen Umwandlung als Bedingung der Taufe zu warten hätte. (S. 182 — 187.)

Die zweite Frage — was von der Konfirmation zu halten sei? — schließt sich an ein Wort Olshausen's an, der in der Konfirmation die nothwendige innere Ergänzung der Kindertaufe sehen will. Unser Hr. Verf. will mit Recht nach dem gegebenen Begriffe der Taufe als des stärksten Gnadenaktes und nach dem, was von der innigen Beziehung und nothwendigen Verbindung derselben mit der Wiedergeburt bereits in dem Vorhergehenden stark und deutlich genug gesagt worden ist — er will, sage ich, mit Recht die Konfirmation weder eine Ergänzung noch eine Erneuerung (die ja eben täglich erfolgen soll) noch auch eine Bestätigung der Taufe genannt wissen, sondern nach der lauteren Uebersetzung des lateinischen Wortes sieht er in ihr nichts weiter, als eine Bestärkung, Befestigung des Konfirmanden in dem bereits vorhandenen Taufbunde. So angesehen hat sie ihre rechte Geltung in der Kirche, während bei dem hohen Ansehen, das man ihr jetzt gewöhnlich, in Folge der großen Unklarheit über das Wesen der Taufe, beimißt, die Kirche von ihr einen ähnlichen Verfall, wie von der Spättaufe, zu befürchten hat, und zwar deßhalb, weil, je mehr Gewicht man auf das legt, was das Subjekt will und thut, um desto mehr die alleinige Hoheit und Kraft der Gnade eingeschränkt werden muß (S. 187 — 192.)

VI. Dialog. Die alte Kirche, die neue Kirche und der Staat.

Um das Ganze zu einem rechten Schlusse zu bringen und das Buch abzurunden, knüpft dieser Dialog an den ersten an und geht auf den dort gefundenen Begriff der Kirche als des werdenden Reiches Gottes zurück. Eben weil sie das werdende Reich Gottes ist und eine weltüberwindende seyn soll, muß es Gährungszeiten in ihr geben, scheinbare Zersetzungen, harte Formen und zerfließendes Wallen und Wogen. So erklärt sich die Sektenbildung von selbst. Es fragt sich aber, wie die Kirche sich gegen solche zu verhalten habe? Die Antwort ist: Duldend — doch mit Bekenntniß — glaubend und liebend, weil sie weiß und wissen muß, daß sie nur auf diese Weise siegreich seyn kann. Darf die Subjektivität, wie sie in einer Sekte erscheint, sich nicht ausleben in einer Gemeinschaftsform, so lebt sie als heimlich grollender Separatismus oder als zerdrückte mystische Kränklichkeit fort und thut unberechenbaren Schaden. Nur in der Demuth und Selbstverläugnung bleibt die Kirche gewißlich Siegerinn. Mit Feuer und Schwert dazwischenfahren, mit Zwang einschreiten darf sie nie, wohl aber darf es der Staat; er darf es seinem Begriffe und Wesen nach. (S. 192 — 200.) Wie nämlich die Kirche auf dem Wege des Glaubens, so auf dem Wege des Gesetzes strebt der Staat das Reich Gottes als Vollendung aller sittlichen und religiösen Verhältnisse der Menschheit zu realisiren. Sie gehen daher in einander und mit einander; und wie es des Gesetzes Art ist, zu wachen über dem Recht, so gebührt auch dem Staat, als dem Schwertführer, das Schwert zu gebrauchen, wo es der Nothstand der Kirche erfordert. Nur wird er, wo er ein recht christlicher ist, mit Weisheit fahren und im guten Vertrauen auf die innere Kraft derselben Raum und Zeit lassen, ihre Waffen zu gebrauchen, bevor er selbst nach seinem Schwerte greift. (S. 200 — 205.)

Was das Aeußere des Werkes betrifft, so ist dies in jeder Hinsicht empfehlungswerth; nur müssen wir bedauern, hin und wieder sehr sinnentstellende Druckfehler gefunden zu haben. So z. B. S. 29.: freundlich für feindlich. — S. 158.: Jungen für Jünger. — S. 182.: rechtseeligend für rechtfertigend. — S. 183.: Entschädigungsrecht für Entscheidungsrecht. — S. 188.: denn für deren.

Wir scheiden von dem Hrn. Verf. mit herzlichem Danke für die Treue, die er in diesem Buche dem Herrn bewiesen, für den Dienst, den er damit der Kirche geleistet, und für die Erquickung, die er uns selbst daraus gespendet hat.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 6. August. **Nr. 49.** 1841.

Herbart'sche Religionsphilosophie.

Grundlehren der Religionsphilosophie. Von Moritz Wilhelm Drobisch, Professor an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1840. 279 S. Pr. 1 Thlr. 15 Sgr.

Es dürfte vielleicht Manchen der Leser des Litterar. Anzeigers Wunder nehmen, sich eine Religionsphilosophie vorgeführt zu sehen, die von einem anderen Systeme ausgeht als dem Hegel'schen. Hat doch dieses wenigstens in Preußen und Würtemberg das Ziel erreicht, wohin es wollte, daß, wenn von der Philosophie die Rede ist, man nur an die Philosophie, an sie, denkt, als die allein mögliche. Eben hierin hat indeß für den Rec. mit eine Veranlassung gelegen, das vorliegende auf Herbart'schen Principien ruhende Werk in diesen Blättern anzuzeigen. Die Theologen gehen wohl in Preußen und auch in Würtemberg zu weit im Ignoriren jeder anderen philosophischen Bestrebung neben der Hegel'schen, nicht einmal Männer wie H. Ritter, Fischer, Weiße, Fichte, Sengler finden die Beachtung, die sie verdienen. Allerdings finden die Theologen eine Entschuldigung darin, daß sich wenigstens die Herbart'sche Philosophie auch ihrerseits um die Theologie und Religion so gut wie gar nicht bekümmert hat, hat sie doch auch neuerlich um dieser Nichtbeachtung des religiösen Interesses willen selbst die Anklage des Atheismus erfahren müssen in dem Werke des geistvollen katholischen Cartesianers Anton Günther: die Juste-milien in der deutschen Philosophie gegenwärtiger Zeit. Wien 1838. Nimmt die Philosophie kein Interesse an der Religion, so ist es ja Vergeltung, wenn der Theologe auch sie bei Seite liegen läßt. Jener Vorwurf ist nunmehr von der Herbart'schen Philosophie durch Prof. Drobisch abgewälzt worden und zwar in einer Weise, welche den Antheil jedes Theologen in Anspruch nimmt, der redliche Frömmigkeit zu schätzen weiß. Irren wir uns nämlich nicht, so tritt uns in dieser Religionsphilosophie ein Mann entgegen, dem — wie man auch über die Art der Begründung seines Gegenstandes denken mag — die Religion überhaupt Herzenssache ist, der auch ins Besondere für die christlichen Wahrheiten eine ungeheuchelte Verehrung hegt. Gleichzeitig erschien — ebenfalls von einem Herbart'schen Schüler — die Religionsphilosophie von Dr. Taute (in Königsberg), 1. Theil. Abtheil. 1. 2. Elbing 1840 — ein Werk, welches ebenfalls von Scharfsinn und religiöser Wärme Beweise giebt *), welches wir indeß schon aus dem Grunde nicht zu einer Anzeige geeignet finden, weil es viel zu sehr seine eigentliche Aufgabe aus den Augen verliert und, troß einer enormen Ausdehnung in diesen 2 Abtheilungen des 1. Theils, doch noch nicht beschlossen ist. Der Hr. Verf. hat neben seiner Arbeit auch alle Vorarbeiten dem Publikum vorgelegt, man sieht ihn mehr mit Farbenreiben als mit Malen beschäftigt. Und bei alle dem vermißt man doch noch rechte Entwickelung.

(Fortsetzung folgt.)

Alttestamentliche Kritik.

Alttestamentliche Studien. Herausgegeben von Joh. Ludwig König, Königl. Preuß. Garnisonsprediger zu Mainz. Zweites Heft. Das Deu=

---

*) Der 1. Theil schließt auf S. 784. mit den Worten: „Aber der Anfänger und Vollender des Lebens im Glauben, der Herr und Meister der weitverbreiteten christlichen Gemeinden, ist Jesus Christus, welcher nicht allein der Welt den heil. Geist verheißen und gesendet, wie sich derselbe fortwährend würksam erweist, sondern auch den Seinen zugesagt hat, daß er bei ihnen seyn werde alle Tage bis an der Welt Ende. „„Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken.““ Wer diese

teronomium und der Prophet Jeremiah, gegen v. Bohlen, nebst anderen Beiträgen zur Authentie des Deuteronomium u. s. w.

(Beschluß.)

Vor allem hat es aber der Verf., wie bemerkt, mit Widerlegung des Grundes zu thun, auf welchen v. Bohlen seine Ansicht von der Entstehung des Deuteronomium als auf einen der triftigsten stützt, mit Widerlegung der S. 182. befindlichen Worte desselben: „Die Sprache des Deuteronomium verräth sich als der jüngeren Litteraturperiode angehörig, wie es de Wette und Gesenius auf das Evidenteste (hier und anderwärts ist fribenteste gedruckt) nachgewiesen haben; kurz, Ausdruck und Vorstellung tragen ganz die Zeit des Exils an sich, und Segen und Gebet Mosis sind besonders im Tone des Jeremiah gedichtet, doch so, daß der erstere deutlich aus Genesis Kap. 49. nachgeahmt ist." Mit dieser entscheidenden Sprache will es nun allerdings nicht stimmen, daß v. Bohlen in der Hauptsache sich nur auf das Wenige beschränkt, was die erwähnten Gelehrten zum Beweise für die Aehnlichkeit der Sprache des Deuteronomium und des Jeremiah anführen, und aus Büchern von solchem Umfange nur sechzehn Formeln und Ausdrücke angiebt, durch welche die Familienähnlichkeit beider Bücher auf das Evidenteste erwiesen sein soll; und wenn der Verf. hin und wieder eine etwas derbe Sprache gegen v. Bohlen redet, von hochfahrenden Versprechungen, von einem durch und durch grundlosen und oberflächlichen Bramarbasiren, von der Leichtfertigkeit der Argumentationsweise desselben u. s. w. spricht, so wird man das freilich nicht gut heißen können, aber doch, abgesehen von der unläugbaren Schwäche der Beweisführung, deren sich v. Bohlen bedient hat, theils nur als ein natürliches Echo der Sprache, welche er selbst angestimmt hat, theils als einen unwillkührlichen Ausfluß der lebhaften Indignation erklären und entschuldigen können, von welcher der Verf. über die dem Jeremiah aufgebürdete Schuld der Fabrikation und Unterschiebung des Deuteronomium und über die Art und Weise ergriffen worden ist, auf welche v. Bohlen mit Bezugnahme auf ein Diktum von Lessing den Propheten nichts desto weniger von dem Vorwurfe eines Betrugs frei zu sprechen versucht hat. Die Anwendung, welche er von dem Worte Lessing's macht: „Die nämlichen Handlungen haben nicht immer die nämlichen Benennungen, und es ist ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche sie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volke zu haben pflegte," veranlaßt nämlich S. 5. den Verf. zu folgendem Ergusse des gekränkten Wahrheitssinnes: „Man fragt sich erstaunt, wie durch dieses Diktum von Lessing der Verf. wähnen kann, den vollendet wahren Vorwurf des Betruges, wenn sein Raisonnement über die Auffindung des Gesetzbuches Wahrheit hätte, von jenem sogenannten Vereine von theokratisch gesinnten Patrioten abgewendet zu haben. Wußten denn die Zeitgenossen die Unterschiebung? Sie waren ja gerade die listig Betrogenen! Hätten sie gewußt, was v. Bohlen uns weiß machen möchte, so würden jene Zeitgenossen vollständig, wie er, den Jeremiah mit seiner ganzen übrigen theokratisch-patriotischen Klike für Betrüger, ja für schändliche Betrüger mit Recht gehalten und so genannt haben; und es gehört ein wahrhaft jesuitischer Geist dazu, hier noch, wenn einmal das Thatsachen seyn sollen, von etwaiger Täuschung zu reden; das heißt, alle Wahrheit mit Füßen treten und alle sittliche Beurtheilung von Handlungen im Allerinnersten verdrehen, ja unmöglich machen. Ich läugne nicht, diese Aeußerungen, namentlich in Beziehung auf den heiligen Propheten Jeremiah, diesen ächten Mann Gottes, der in der Wahrheit leibte und lebte, der um der Wahrheit willen Hohn und Spott, ganz vorzüglich von den ungläubigen Priestern erfuhr, der Schläge und Gefängniß um der Wahrheit willen ertrug, haben mich im Innersten empört, und ich weiß nicht, ob ich mich tiefer in meinem sehr innigen Wahrheitssinne und Gefühle gekränkt gefühlt haben würde, wenn v. Bohlen es gewagt hätte, einen meiner hochgeachteten Zeitgenossen heimlich zu verläumden, als nun, da er es nicht gescheut hat, einen heiligen Mann des lebendigen Gottes zu einem erbärmlichen Betrüger zu stempeln." So urtheilt denn nun auch der Verf. S. 14., wo er zur Prüfung jener sechszehn Phrasen übergeht, daß v. Bohlen in der That nicht im Allerentferntesten um seine Evidenz zu beneiden sei, wenn dieselbe so schnell und voreilig zu Stande komme; weist aber auch zur Genüge nach, daß diese Formeln und Ausdrücke theils anderwärts, als im Deuteronomium, namentlich im Levitikus, Jesaiah und anderen Propheten vor Jeremiah vorkommen, theils im Deuteronomium etwas anders gewendet und verbunden sind, so daß sie nicht füglich mit den Stellen im Jeremiah verglichen werden können, theils sich offenbar nur als Citationen des Jeremiah aus dem Deuteronomium ankündigen und also das frühere Vorhandenseyn des Deuteronomium beweisen, wie bei dem Verf. selbst nachgelesen werden mag. Gesetzt aber auch, daß dieser Nachweis nicht bei jeder dieser Redensarten gleich unwiderleglich wäre, was könnten einige im

---

Worte ihrem ganzen Gewicht nach versteht, weiß, was Religion ist. Wer konnte sie sprechen als ein vollendetes religiöses Ich? — ein Gott!"

Deuteronomium und Jeremiah vorkommende, selbst ganz ähnliche und nirgends anderswo anzutreffende Redensarten für die Identität des Verfassers beider Bücher beweisen, wenn so viele Eigenthümlichkeiten der Sprache in beiden Büchern damit zusammen gehalten und so zahlreiche Beweise dafür beigebracht werden können, daß eine höchst bedeutende Verschiedenheit des Ausdrucks und der Darstellung in denselben herrsche?

Obwohl nun der Verf. das zu diesem Zwecke von ihm Zusammengestellte nur als einen Versuch oder Anfang betrachtet wissen will, so hat er doch auf dem Wege einer sorgfältigen Vergleichung beider Bücher bereits so Vieles gefunden und mit mühsamen Fleiße gesammelt, daß man kaum mehr verlangen kann, um sich von der Unhaltbarkeit der Behauptung v. Bohlen's zu überzeugen. Denn indem er zuerst die Sprache des Propheten Jeremiah und dann die des Deuteronomium untersucht, und in beiden Hauptabtheilungen 1) Wörter, Wortverbindungen und Redensarten oder Phrasen aufführt, 2) das Grammatische in einzelnen Formen, im Syntaktischen und in der Satzverbindung durchgeht, 3) das jedem Buche Eigene kapitelweise angiebt, und 4) Einiges über den Styl jeder der beiden Schriften im Allgemeinen bemerkt, wobei er das letzte Kapitel des Jeremiah fast ganz unberücksichtigt läßt und auch die Klaglieder nur fragmentarisch herbeizieht, hat er zwar manches minder Bedeutende zur Sprache gebracht, an dessen Beweiskraft gezweifelt werden kann, auch seinem eigenen Geständnisse nach S. 42. die Gränzlinie zwischen dem Lexikalischen und Grammatischen nicht immer streng gehalten, aber doch zu völliger Genüge den verschiedenartigen Sprach-Charakter beider Bücher dargelegt. Es ist doch gewiß höchst auffallend und bedeutungsvoll, um nur einige Beispiele auszuheben, daß Wortverbindungen, wie וַיְהִי דְבַר־יְהוָֹה אֵלַי, נְאֻם־יְהוָֹה, בְּקֹשׁ נֶפֶשׁ, לֹא יוּכְלוּ לָךְ oder בֵּית יַעֲקֹב, יְהוָֹה צְבָאוֹת, בֵּית יִשְׂרָאֵל, und viele aramaisirende Formen, die dem Jeremiah eigenthümlich sind, im Deuteronomium niemals vorkommen, während wiederum Wortverbindungen, dergleichen הָאֵל הַנֶּאֱמָן, אֵל רַחוּם, אֵל קַנָּא, לִפְנֵי יְהוָֹה, דָּבַק בַּיהוָֹה, בְּקֶרֶב הָאָרֶץ, אֵל גָּדוֹל וְנוֹרָא u. s. w., so häufig sie sich auch im Deuteronomium finden, bei Jeremiah nirgends anzutreffen sind, wie der Verf. mit Aufzählung aller Stellen nachweist, in welchen diese Ausdrücke in den verglichenen Büchern stehen. Und wollte man nun die Beweiskraft solcher Wortverbindungen und aller ἅπαξ λεγόμενα durch die Bemerkung schwächen, daß sie von der Eigenthümlichkeit des Inhalts beider Bücher abhängig seien, so würde doch der Beweis für die Verschiedenheit der Verfasser derselben, der in der grammatischen und syntaktischen Verschiedenheit der Sprache liegt, nicht entkräftet werden können. Während z. B. bei Jeremiah allein die Formen רֵעוּ, אַתִּי, אָנוּ, לוֹא, אוֹתָם, ־ֵכִי statt ־ֵךְ und viele aramaisirende Nominal- und Verbalformen vorkommen, der syntaktischen Fügungen hier ganz zu geschweigen, so ist dem Deuteronomium der Gebrauch von הוא für היא, נַעַר für נַעֲרָה, הָאֵל für הָאֵלֶּה, כֶּשֶׂב statt כֶּבֶשׂ, יִצְחָק und צָחַק statt יִשְׂחָק und שָׂחַק ausschließlich eigen. Ueber die Femininalform der 2. Person לִמַּדְתִּי, die dem Jeremiah eigenthümlich ist, brauchte der Verf. auch Jer. 2, 20. nicht zweifelhaft zu seyn, es ist hier jedenfalls שָׁבַרְתִּי und נִתַּקְתִּי zu lesen. Vgl. Maurer's Kommentar zu der Stelle.

Mit derselben Genauigkeit, mit welcher der Verf. das Eigenthümliche der Formen in beiden Büchern angemerkt hat, hat er nun auch das Abweichende in der Syntax angezeigt, was ihm nur durch sehr mühselige Studien möglich werden konnte; und wie reiches Material hier von ihm zusammen gebracht worden ist, lehrt schon der Umfang dieser Untersuchung von S. 22 bis 113., wo er dieselbe mit dem Resultate schließt: „Nach den bisher dargelegten sprachlichen Gründen — wird es dem Unbefangenen wohl zur Evidenz bewiesen seyn, daß die Sprache des Jeremiah und die des Deuteronomium eine total verschiedene ist; und dieses Resultat muß sich durch immer genauere Forschungen — nur immer mehr befestigen; kein Kapitel des Jeremiah oder des Deuteronomium wird bezeichnet werden können, worin nicht Idiotismen des einen oder des anderen Buches sich sollten nachweisen lassen; ja bei allem Aehnlichen, was in beiden Schriften aufgeführt werden kann (das Gemeinsame ist S. 107. nicht minder genau zusammengestellt), läßt sich entschieden zeigen, wie der Prophet Jeremiah den Verfasser des Deuteronomium frei und auf ihm eigenthümliche Weise nachahme." Wie sehr man aber dem Verf. in der Hauptsache beistimmen mag, so wird man sich doch des Wunsches nicht erwehren können, daß es ihm gefallen haben möchte, eine etwas strengere und dadurch übersichtlichere Anordnung des Stoffs zu treffen, Wörter, Wortverbindungen und Redensarten genauer von dem Grammatischen in Formen, Syntax und Satzverbindung zu scheiden, und namentlich auch in letzterer Hinsicht, wo es am leichtesten geschehen konnte, das, was der Formenlehre angehört, mehr von dem zu sondern, was in das Gebiet der Syntax fällt. Denn hier stößt man nicht selten auf eine ziemlich bunte Mischung des Gegebenen, so wie es der Verf. auch mit dem Ausdrucke nicht immer so genau nimmt und sich in der Sprache etwas gehen läßt.

Nun hat aber v. Bohlen, nachdem er auf noch nicht ganz drei Seiten seinen sprachlichen Beweis für die „Familienähnlichkeit" des Deuteronomium und Jeremiah geliefert hat, S. 169. seiner Einleitung hinzugefügt: „Müssen wir uns daher bescheiden, über

Digitized by Google

die Anordnung der vier ersten Bücher keine weitere Muthmaßung geben zu können, als daß etwa Jeremiah bei der Redaktion derselben ebenfalls könne betheiligt gewesen seyn, so bleibt doch der Hauptbeweis, daß auch sie vor dem Josia nicht ins Leben getreten, ein unumstößliches Ergebniß der Kritik, welches bis hieher nach inneren und äußeren Gründen eine solche Haltbarkeit gewonnen hat, daß weder Schmähgründe noch Sophismen dasselbe zu erschüttern vermögen." — Und S. 178.: „Der Pentateuch erscheint, sowohl der Geschichte als seinem ganzen Inhalte nach, erst um die Zeit des Exils, und wen davon die bisherigen Gründe nicht überzeugt haben, der ist überhaupt mit Gründen nicht zu überzeugen." Dieser zuversichtlichen Behauptung gegenüber macht daher der Verf. von S. 114. an auch den Versuch, darzuthun, daß die vier ersten Bücher des Pentateuchs vom Deuteronomium vorausgesetzt werden, und giebt zuerst eine kurze Uebersicht der im Deuteronomium vorhandenen Gesetze, worauf er die speciellere Untersuchung S. 122. mit den Worten einleitet: „Ich nehme zunächst diejenigen Stellen durch, 1) wo Gesetze überhaupt vorausgesetzt werden, 2) diejenigen, wo die Bücher Genesis, Exodus, Leviticus und Numeri insbesondere entweder in Verheißungen oder bestimmten Gesetzen oder Begebenheiten vorausgesetzt sind, und endlich 3) diejenigen, in denen außerdem noch Geschichtliches derselben erwähnt wird, und bekenne gern, daß nicht selten hierbei Gränzstreitigkeiten unter 1., 2. und 3. vorkommen, und ich Vieles aus Nr. 3. bereits unter Nr. 2. mitgenommen habe; was also in dem einen Abschnitte nicht vorkommt, kommt in einem anderen vor. Ich folge dabei der Kapitelzahl des Deuteronomium." Der Hr. Verf. zeigt hier freilich aufs Neue, daß er in der Kunst, seinen Stoff zu beherrschen und zweckmäßig anzuordnen, nicht eben Meister sei; aber da er selbst S. 145. zugiebt, daß nicht alle von ihm aufgeführte Stellen gleiches Gewicht haben, um die wirkliche Zurückweisung des Deuteronomiums auf die früheren Bücher darzuthun, so kann man auch über die einzelnen Stellen desto weniger mit ihm rechten, je mehr man einräumen muß, daß er wirklich viele entscheidende Stellen bemerklich gemacht hat, durch welche der Satz, den er beweisen will, hinreichend bestätigt und erhärtet wird. Dasselbe gilt nun auch von dem Versuche der Nachweisung aus dem Innern des Deuteronomium, daß sein Inhalt gebieterisch verlange, dasselbe nicht allein vor den Königen, sondern vor der Einnahme des Landes, also von Moseh uns abgefaßt zu denken, wie das Buch selbst dies von sich aussage. Er geht auch zu diesem Zwecke von S. 147. an das Buch nach seinen einzelnen Kapiteln durch, um die größere oder geringere Bedeutsamkeit und Wichtigkeit der einzelnen Stellen näher zu erwägen, und gewinnt das begründete Resultat, daß nur mit der Annahme der Abfassung des Deuteronomium durch Moseh Alles in bester Uebereinstimmung sich befinde, jede spätere Abfassungszeit, wie die Zeit der ersten Könige oder eines der letzten, des Josia, uns in ein Meer selbstgemachter Schwierigkeiten stürze.

Angehängt ist noch die auch auf dem Titel angekündigte nähere Untersuchung über die allerdings schon in der ersten Abtheilung S. 45. zur Sprache gekommene Verbalendung ן־, welche im Deuteronomium häufiger ist, als in irgend einem anderen Buche des A. T., indem sie nach genauer Zählung 58 Mal darin vorkommt, während sie bei Jeremias, der 18 Kapitel mehr enthält, als das Deuteronomium, außer dem ganz aramäischen Verse Jer. 10, 11. nur noch 5 Mal vorkommt, nämlich 17, 24., 21, 3., 33, 24., 42, 15. und 44, 28. Die Untersuchung bezieht sich theils auf die Art und Weise, in der sie gebraucht wird, theils auf ihr Vorkommen in den verschiedenen Perioden der hebräischen Sprache. Wenn man nun aber auch dem Verf. in Hinsicht der imperativischen Bedeutung, welche er derselben zu vindiciren sucht im Gegensatze zu den Grammatikern, welche sie mit dem bedeutungslosen ν ἐφελκυστικόν vergleichen, nicht durchgängig beizustimmen geneigt seyn sollte (vgl. S. 170.), da es ihm nicht gelungen zu seyn scheint, ihren Gebrauch auf bestimmte Regeln zurückzuführen, so steht doch dieses fest, daß dieselbe im Exil und nach demselben aus der Sprache des gewöhnlichen Lebens verschwunden, und nur noch alterthümlich war, wie sie sich denn im Buche Esther, Esra, Nehemia, Daniel nach seinem hebräischen Theile, im Koheleth, dem Hohenliede u. s. f. gar nicht, im Ezechiel nur 3 Mal findet, und daß in ihr ein unverkennbares Merkmal der früheren Entstehung des Deuteronomium liegt. Bemerkenswerth ist jedoch, daß diese Endung, welche nach dem Verf. in der Genesis 12 Mal, im Exodus 28 Mal, in den Numeris 7 Mal steht, im Leviticus gar nicht angetroffen wird, und daß der Verf. auf diese Erscheinung und die aus ihr zu ziehende Folgerung mit keinem Worte weiter eingeht. Ueberhaupt soll auch dieses Heft der alttestamentlichen Studien aus nicht näher bezeichneten Gründen wohl für längere Zeit das letzte seyn.

Küchler.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 12. August. **Nr. 50.** 1841.

Herbart'sche Religionsphilosophie.

Grundlehren der Religionsphilosophie. Von Moritz Wilhelm Drobisch, Professor an der Universität zu Leipzig u. s. w.

(Fortsetzung.)

Die mit der philosophischen Würdigung des ganzen Herbart'schen Systems zusammenhängende philosophische Kritik des Werkes von Drobisch überläßt Rec. Anderen, er will zunächst nur den Inhalt des Werkes zur Kenntniß bringen, dann aber auch es vom theologischen Gesichtspunkte aus zu würdigen versuchen. Rec. hält es nämlich für lehrreich, bei dieser Veranlassung die Frage zu beantworten, in welchem Verhältnisse zwei so total divergirende philosophische Richtungen der Zeit, wie die Kantisch-Herbart'sche und die Schelling-Hegel'sche zur christlichen Theologie stehen. Vielleicht dürfte ein solcher anspruchsloser Beurtheilungsversuch aus dem Mittelpunkt der Theologie heraus auch einem so aufrichtigen Wahrheitsforscher, wie der Verf. ihm erschienen ist, nicht ohne Interesse seyn.

Wir legen nun unseren Lesern zuerst die Ergebnisse dieser Religionsphilosophie vor. Im kontradiktorischen Gegensatze zu Hegel, welcher den beginnenden Philosophen von aller Erfahrung abzusehen und allein der inneren Bewegung des Begriffes sich hinzugeben gebietet, giebt sich die Herbart'sche Lehre nur die Erfahrung zur Grundlage und in steter Besorgniß, Träumereien anheimzufallen, wo ein Schritt gethan werde, für welchen die Erfahrung den sicheren Boden verweigert, wagt sie auch auf dem religiösen Gebiete keine Entscheidung, die nicht entweder in der religiösen Erfahrung oder in der Natur der Dinge und in historischen Thatsachen ihre Basis findet. Durch diese gewissenhafte Beachtung der Erfahrung verbunden mit einer logisch scharfen Analyse und, wo er sich anwenden läßt, selbst mit dem mathematischen Kalkül, hält sie sich für berechtigt, auf den Namen der exakten Wissenschaft (les sciences exactes) Anspruch zu machen. Nach dieser ihrer Stellung zu der Erfahrung kann sie auch von vorn herein dem Supernaturalismus sich nicht entgegensetzen, sie verlangt nur kritische Prüfung derjenigen historischen Thatsachen, auf welchen er ruht; auch der Verf. dieses Werkes empfiehlt einen solchen kritischen Supernaturalismus. (S. 262.) Eben deßhalb aber, weil der christliche Supernaturalismus mit seinen Dogmen auf historischer Voraussetzung beruht, überläßt der Verf. die philosophische Behandlung der christlichen Dogmen dem Theologen und begnügt sich damit, eine Philosophie über die „subjektive Grundlage der Religion (so heißt es S. 33.), eine allgemeine Religionsphilosophie zu geben. — Er beschäftigt sich daher nur mit der Lehre von Gott (der Glaube an Gottes Gerechtigkeit schließt den an das Jenseits in sich S. 211.), welche nicht auf historischer Basis ruhet (wir werden weiterhin Bedenken gegen diese Beschränkung aussprechen müssen). Was die christliche Religionsphilosophie betrifft, so verlangt der Verf. zunächst eine unbefangene Darlegung der christlichen Wahrheiten aus dem Neuen Testament. „Eine aufrichtige und volle Anerkennung," sagt er, „der Berechtigung des historisch Gegebenen und der Unzulässigkeit, es auf irgend eine, wenn auch noch so weise und klug seyn sollende Art zu drehen und zu deuteln, ist die erste Bedingung zu einer dauernden Versöhnung zwischen Religion und Religionsphilosophie." Welche Stellung dann die Philosophie zu einer auf diese Weise sich ergebenden objektiven Offenbarung habe, wird S. 256. folgendermaßen ausgesprochen. „Die Offenbarung im ächten positiven Sinne des Worts soll nicht bloß das geben, was die allgemeine menschliche Vernunft ohnehin weiß, sondern

eine *besondere* Bereicherung des religiösen Wissens. Ein solches muß freilich *verstanden* werden können, es bedarf also, in der Sprache der empirischen Psychologie, zur Auffassung der Offenbarnng des Verstandes, und umgekehrt kann nichts uns wahrhaft offenbar werden, was dem Verstande unzugänglich ist, indem es dann wenigstens nur bei einem Phantasiebilde, bei einem unbestimmten Gefühle, wo nicht gar bei einem leeren Worte bleibt; indeß darf das Gegebene, weil es für den Augenblick unverständlich ist, vielleicht sogar unverständig erscheint, nicht voreilig verworfen, sondern nur mit Bescheidenheit als ein vor der Hand Unzugängliches mit dem Vorbehalte der Wiederaufnahme bei Seite gelegt werden: denn der Verstand reift nicht bloß in dem Individuum, sondern auch in der menschlichen Gesellschaft, wofür die Kulturfortschritte der Wissenschaft Zeugniß ablegen, die ja nicht bloß immer in der Anwendung der alten Grundbegriffe und Denkregeln, sondern auch in der Erweiterung oder Beschränkung derselben, in der Erfindung neu hinzu kommender bestehen. Zwar nicht eine *fortgehende* Offenbarung, wohl aber ein fortgesetztes, unaufhörlich sich erweiterndes *Verständniß* der einmal geschehenen Offenbarung möchten wir annehmen; oder wenn wir objektive und subjektive Offenbarung unterscheiden, so möchten wir sagen, daß jene nur zu gewissen Zeiten statt gefunden, und sich in Wort und Schrift, theils allgemein verständlich, theils in dunkeln Bildern und Gefühlen verkörpert habe, daß die subjektive Offenbarung aber, die im Verständniß der objektiven besteht, unausgesetzt fortgehe. Natürlich muß dem allen der *Glaube* an eine objektive Offenbarung und namentlich an die christliche zum Grunde liegen; denn die *Nothwendigkeit* derselben weiß wenigstens unsere Religionsphilosophie eben so wenig zu deduciren, als sie die *Unmöglichkeit* davon zu behaupten wagen kann." Ob die eigenthümlichen christlichen Dogmen dieser Offenbarung sich philosophisch probabel machen lassen, darüber spricht der Verf. mit Bescheidenheit, er sagt S. 259: „Möglich z. B., daß die Lehre von Vater, Sohn und Geist, welche aufzustellen die allgemeine Religionsphilosophie keine hinlängliche Berechtigung findet, in einer Weise sich entwickeln läßt, gegen welche jene nichts einzuwenden hat. Möglich, daß die Lehre von der Rechtfertigung, die für den Schwachen und noch mehr für den Gefallenen, wenn er sie im Glauben erfaßt, einen, wir geben es zu, unschätzbaren Trost gewährt, ohne unbiblische Gestalt anzunehmen, sich von Dunkelheiten und Widersprüchen gänzlich reinigen läßt. Das alles aber ist Geschäft des Theologen, nicht des Philosophen: denn diese und ähnliche Lehren sind ganz unläugbar historischen, nicht philo-

sophischen Ursprungs, und in unserer Zeit, wo jeder schlecht oder gut philosophirt und nur auf diesem Wege belehrt seyn will, liegt es tief genug im Interesse der Theologen als derjenigen, die sich nicht etwa bloß zufällig die Urkunden der positiven Religion zur Uebung für ihre philosophisch-historische Gelehrsamkeit und ihren kritischen Verstand gewählt, sondern ihre geistige Kraft aufrichtig und demüthig dem Schutz und der Förderung der Religion gewidmet haben, nachzuweisen, daß alle Fortschritte wissenschaftlicher Kultur das Licht des Evangeliums zu überstrahlen noch nicht vermocht haben, vielmehr umgekehrt auch jetzt noch von diesem der Antrieb zur Erweiterung des religiösen Gesichtskreises ausgeht."

Treten wir nun näher zu der allgemeinen Religionsphilosophie hinzu. Nach einigen Worten der Einleitung, worin der *Herbart*'sche Standpunkt gerechtfertigt, wiewohl zugleich die Nothwendigkeit einer freien weiteren Ausbildung in Anspruch genommen wird, folgt der erste Abschnitt „von der Aufgabe der Religionsphilosophie überhaupt und der philosophisch-historischen Auffassung insbesondere." Diejenige Philosophie, welche sich die rational-realistische nennt, kann überall nur ausgehen vom *Gegebenen*. Das Gegebene für die Religionsphilosophie sind subjektiverweise *die religiösen Gefühle*, objektiverweise die *Thatsachen der Natur und Geschichte*. Die Philosophie soll hier begreifen, d. i. nicht die Nothwendigkeit nachweisen — denn das vermag sie nicht — sondern *den begrifflichen Zusammenhang bringen*. Wendet sie sich zu den positiven geschichtlichen Religionen, so kann sie ihre Aufgabe enger und weiter stecken, sämmtliche geschichtliche Religionen in ihr Bereich ziehen oder nur die christliche. Diese aber verdient es vor allen, denn sie ist der religiöse Standpunkt, über welchen hinaus kein Fortschritt möglich ist, sondern nur ein geistiger Rückgang." (S. 77.) Wenngleich die *Hegel*'sche Annahme einer nothwendigen Evolution der Geschichte, nämlich des Weltgeistes in ihr, auf dem Pantheismus beruht (S. 52.) und nicht zugegeben werden kann, so ist doch soviel Erfahrungsthatsache, daß die Menschheit im Ganzen denselben psychologischen Entwickelungsgang wie der Einzelne genommen hat. Ein solcher Fortschritt in Bezug auf die Religion darf nicht befremden, da die Religion ein *Naturgewächs* unseres Geistes ist, in sofern eine jede von ihnen nur Anklang gefunden hat in dem Maaße als sie volks- und zeitgemäß war, als „die Gemüther auf sie vorbereitet waren, d. h. ihre dunkeln unentwickelten Keime auch schon in der Menge lagen und nur der Befruchtung bedurften. Auch die Religionen, die man für wahrhaft geoffenbarte halten darf, machen keine Ausnahme hievon, denn die Auf-

Digitized by Google

fassung der Offenbarung trägt jedenfalls den Typus der Geistesbildung, die im Volke wurzelt und die der Zeit der Entstehung der Religion angehört." Gemäß dem Entwickelungsgange der Altersstufen des Individuums merken wir nun auch in der Menschheit den Stufengang von sinnlichen, phantastischen, ästhetischen, praktischverständigen, vernünftigen Religionen. Doch ist die Zusammenfassung der Völker zu der Menschheit, in sofern ja das geistige Verhalten jeder wirklichen menschlichen Gesellschaft noch andere Faktoren hat als die bloße Analogie mit dem Individuum, für weiter nichts als eine logische Abstraktion anzusehen. (S. 49.) „Die Geschichte ist also nicht Ein kontinuirlich fortgesponnener Faden, sondern mehr ein Gewebe, dessen Fäden an vielen Stellen zerrissen sind und wieder neue Anfänge gewonnen haben, ja die Geschichte ist nicht einmal Ein Gewebe, es giebt nicht Eine Geschichte, sondern nur Geschichten." (S. 51.) Das Judenthum und Christenthum tritt „durch die Majestät sittlicher Würde ihrer Gottheit" über alle anderen Religionen und bezeichnet die absolute Mannesreife (S. 67.), ja es kann das Christenthum vielmehr dem Greisenalter parallel gestellt werden, denn „der Greis sehnt sich nach Frieden mit der Welt wie mit Gott und wie in der Charakterfestigkeit des Mannes die Idee der Sittlichkeit zur Herrschaft kommt, so erwirbt das Greisenalter doch als letzten Gewinn des irdischen Daseyns eine durch das ahnungsvolle Abendroth der Religiosität verklärte Weltansicht, das Christenthum aber ist — die religiöseste unter den Religionen." (S. 73.) — Man wird wahrnehmen, daß bei aller Divergenz diesen Ansichten eine Verwandtschaft mit Hegel'schen zu Grunde liegt; wir machen namentlich darauf aufmerksam, daß die Einreihung der Offenbarungsreligionen in den allgemeinen religiösen Proceß von christlichen Hegelianern auf dieselbe Weise gerechtfertigt worden ist.

Der Verf. begründet ferner die Nothwendigkeit, über die Gefühlsreligion hinauszugehen. Der Gefühlsgläubige glaubt nur an einen Gott, weil er einen wünscht, nicht weil er ihn erkannt hat, denn — dazu würde es objektiver Gründe bedürfen. (S. 79.) Der Nothwendigkeit einer objektiv logischen Beweisführung hat Jacobi sich zu entziehen gesucht durch die Behauptung einer im Gefühle waltenden objektiven Enthüllung der Offenbarung Gottes. Er wird von dem Verf. bestritten, denn — die objektive Qualität dessen, was das Gefühl erregt, ist von dem Gefühle selbst zu trennen, religiöse Gefühle sind nur psychische, der Seele anhaftende Zustände, die in Folge von Strebungen entstehen. Wie können sie Gott offenbaren? Freilich nimmt der Fromme in seinem Innern

auch das erfüllte Begehren wahr, was hat er aber daran anders als Wirkungen Gottes und nicht ihn selbst? Dazu kommt, von Jacobi wurde dieser Glaube an die Objektivität der Gefühlsoffenbarungen parallel gestellt dem Glauben an den objektiven Grund sinnlicher Wahrnehmung, allein zeigt nicht die Sprache selbst, welche nicht bloß von einem Glauben an die Außenwelt, sondern von der Wahrnehmung spricht, daß hier die Gewißheit einen ganz anderen und höheren Grad hat, als bei jenen inneren Gefühlen? Wozu auch noch dies hinzuzunehmen, daß dergleichen Gefühle doch immer nur das Eigenthum Einzelner und nicht wie bei den sinnlichen Wahrnehmungen der gesammten Menschheit sind. (S. 80 ff.) Auch die Schleiermacher'sche Art, dem religiösen Gefühl eine objektive Bedeutung beizulegen, wird zurückgewiesen, doch findet wohl hiebei ein Irrthum des Verf.'s Statt, da Schleiermacher von objektiver Erkenntniß überhaupt abstrahirt hat, er sagt ja ausdrücklich „das Gefühl sei kein gegenständliches Bewußtseyn," und spricht skeptisch von dem Unternehmen der Philosophie, objektive Wahrheit zu geben *).

So glaubt denn der Verf. die Nothwendigkeit erwiesen zu haben, der Religion eine objektive Grundlage des Wissens zu geben und die nächste und wichtigste Frage, welche sich ihm darbietet, ist die, ob es ein demonstratives logisches Wissen von Gott gebe, wie es von Leibnitz und Wolf behauptet worden, ob der Glaube an Gott sich zum Lehrsatz mit Beweisgründen erheben lasse. Den Haupttheil des Buches bildet nun der dritte Abschnitt: „neue Prüfung der Beweise für das Daseyn Gottes." Mit vielem Scharfsinn hat der Verf. hier die Kant'sche Prüfung aufs Neue durchgemustert, unter andern auch die Hegel'sche Rechtfertigung des ontologischen Beweises bestritten: da dies alles jedoch mehr der Philosophie anheim fällt, so werden wir nur die Ergebnisse dem Leser berichten.

Es wird abermals davon ausgegangen, daß es das Gefühl, das Herz sei, welches den Gottesgedanken „hervortreibe." Es wird auf die auch von Jacobi angeführten Aeußerungen Lichtenberg's Bezug genommen: „der Glaube an Gott ist Instinkt. Der ist dem Menschen so natürlich, wie das Gehen auf zwei Beinen. — Ueberhaupt erkennt unser Herz einen Gott und dieses nun der Vernunft begreiflich zu machen ist freilich schwer, wo nicht gar unmöglich — Es wäre eine Frage, ob die bloße Vernunft ohne das Herz je auf einen Gott gefallen wäre. Nachdem

*) Daß Gott bei Schleiermacher nicht gefühlt wird, daß die Vorstellung Gottes Resultat der Reflexion ist, welche sich den Inhalt des Gefühls entwickelt, bemerkt Taute I. 1. S. 256.

Digitized by Google

ihn das Herz erkannt hatte, suchte ihn die Vernunft auch." Dieser Glaube ist nun ein problematischer, bis er bewiesen worden. In Betreff des ontologischen und kosmologischen Beweises wird vom Verf. die Unhaltbarkeit, in Betreff des teleologischen die bloße Wahrscheinlichkeit nachgewiesen; die theoretische Beweisführung für das Daseyn Gottes ist also nicht möglich. Der ethisch-praktische Beweis von Kant und Fichte wird mit einer oft sehr treffenden Kritik geprüft und in folgender Form gerechtfertigt. Unter der Ueberschrift: „moralisch-teleologische Begründung des Glaubens an die Vorsehung" findet sich S. 175 ff. folgende Entwickelung: Wer das Gute ernstlich will, setzt nothwendig die Erreichbarkeit dessen was er will voraus, ohne welche Voraussetzung des Gelingens überhaupt kein zuversichtliches Handeln möglich ist. Er stellt sich daher das Ziel seines Wollens als ein in irgend einer Zukunft Erreichtes, folglich als erreichbar vor, wiewohl das daraus entstehende vorläufige Gefühl der Befriedigung keinesweges Motiv des Handelns ist. Nennen wir nun den Gegenstand des sittlichen Wollens das höchste Gut, so besteht dasselbe subjektiv in der Herrschaft des Guten in uns, objektiv in der Herrschaft des Guten in der Welt. Auf Glückseligkeit wird der gute Mensch gern verzichten, ist er nur dessen gewiß, daß Gott in ihm und in der Welt sein Reich gründen werde. Als Postulat des subjektiven Guten muß nun angenommen werden der Glaube an unsere innere Freiheit, d. h. diejenige Unabhängigkeit des Willens von sinnlichen Triebfedern, die mit der Abhängigkeit vom Sittlichen verbunden ist. Eben so ist ein Postulat der Sittlichkeit der Glaube der Erreichbarkeit eines sittlichen Endzwecks in der Welt, der sich niemals von dem Wege der Pflicht ableiten läßt. Die dereinstige Herrschaft des Guten ist keine Naturnothwendigkeit, es gehören dazu gewisse äußere Bedingungen, wie ja z. B. der Mensch außer der Gesellschaft ohne alles sittliche Bewußtseyn aufwächst. Hieraus ergiebt sich die Annahme: „die ganze Natur sei eine große Zweckveranstaltung, in welcher alle Mittel bereit liegen, um eine moralische Welt zu verwirklichen, wenn sie nur ergriffen und benutzt werden." Kann nun wohl das Zusammentreffen der Natur mit dem moralischen Weltzweck als etwas bloß Zufälliges angesehen werden? „Dies wäre nur erlaubt, wenn das Vorhandenseyn und das Nichtvorhandenseyn eines moralischen Weltzwecks das Zusammentreffen und Nichtzusammentreffen der Naturgesetze mit diesem Endzwecke gleich wahrscheinliche Fälle wären." So muß denn also hierin eine höhere Absichtlichkeit anerkannt werden, und damit ist der Glaube an einen moralischen Urheber der Natur und ihre Gesetze oder was dasselbe ist, an die Vorsehung, gesetzt: „denn dieses erhabene und tröstliche Wort hat die Bedeutung, daß die Mittel, durch welche zu jeder Zeit und unter allen Umständen dem redlich Wollenden es möglich wird, das Gute nicht nur anzustreben, sondern auch wahrhaft zu fördern, nicht bloß zufällig in der Welt sich finden, sondern absichtlich, nämlich damit sie dem Guten dienen sollen, in dieselbe gelegt sind." Man verwickelt sich hiebei nicht in die von Kant gerügte Schwäche des teleologischen Beweises, daß derselbe bloß auf einen Vervollkommner einzelner Theile des vollendeten Weltganzen schließen lasse; ist von einem Endzwecke der ganzen Welt die Rede, so führt dies auch auf einen wahren Welturheber; zwar können wir die Zweckmäßigkeit nicht durchgängig einsehen, aber dieser Einwand gegen den teleologischen Beweis ist überhaupt unstatthaft, da ja, sobald der Mensch diese Zweckmäßigkeit vollkommen einsehen könnte auch der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf aufhören müßte. Aus dem Gebiete des Glaubens kommen wir hiemit freilich nicht hinaus. Auch kommt es nur auf objektiv gültige Motive des Glaubens an, „der dann, wenn ihm solche geboten sind, das bloß Wahrscheinliche durch freiwillige Anerkennung ergänzt. Es liegt nicht in unserer Absicht, den Glauben in Wissen umzuwandeln, sondern wir wollen ihn nur wissenschaftlich veredeln. (S. 182.) Der Begriff der Glückseligkeit wird hiebei gar nicht in Betracht gezogen, das Gute soll ohne Rücksicht darauf geschehen; eintreten wird sie allerdings, so wie auch ein jenseitiges Leben, aber es führt darauf erst der Begriff der göttlichen Gerechtigkeit. Sollte nun dennoch noch der schon von Kant berücksichtigte Einwurf gemacht werden, es erscheine unangemessen, wenn die wichtigste Erkenntniß, deren der Mensch fähig ist, dem Wissen entzogen bliebe und auf dem Glauben beruhen solle, so ist zu erwiedern: „Es darf die Beschränkung der Erkenntniß Gottes auf den moralischen Glauben nicht aus dem Gesichtspunkte der theoretischen Unvollständigkeit unseres Wissens aufgefaßt, sondern muß vielmehr selbst als eine der Einrichtungen zur Förderung des sittlichen Endzwecks der Welt, welche uns dieser Glaube moralisch gewiß macht, betrachtet werden."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 17. August. **Nr. 51.** 1841.

Herbart'sche Religionsphilosophie.

Grundlehren der Religionsphilosophie. Von Moritz Wilhelm Drobisch, Professor an der Universität zu Leipzig u. s. w.

(Fortsetzung.)

Damit ist nämlich das gemeint, was schon Kant und Fichte in der „Kritik aller Offenbarung" geltend machte, daß ein höherer Grad der Ueberzeugung von Gott und seiner Majestät uns nicht mehr das Gute bloß um des Guten willen thun lassen würde (!!) — in welchem Argumente ein ganzes Nest von theologischen Irrthümern sitzt, denn man hat sich wohl zu hüten, es nicht etwa für verwandt damit zu halten, daß Pascal und später auch der Theologe Töllner in einem eigenen Buche: „warum Gott die Offenbarung nicht mit augenscheinlichern Beweisen unterstützt habe," die Dunkelheiten und Anstöße in der biblischen Lehre ebenfalls als Mittel zur Glaubensübung angesehen haben.

Es ergiebt sich aus dem Gesagten, daß wir mithin noch nicht wissen können, was Gott sei, sondern nur, wie wir mit Beziehung auf den sittlichen Weltzweck die Idee Gottes auszubilden haben, mit anderen Worten, wir werden Gott nur durch Relation zu denken haben. Ist Gott die absichtlich würkende Ursache des sittlichen Weltzwecks, so kommt ihm Intelligenz und Wille zu, folglich — bewußte sittliche Persönlichkeit, weiter ergiebt sich hieraus die Allmacht, die Weisheit, die Heiligkeit, die Vollkommenheit, die Liebe, die richtende Gerechtigkeit, die vergeltende Gerechtigkeit. Auf psychologische Fragen über die göttliche Persönlichkeit hat sich die Religionsphilosophie nicht einzulassen, indeß ist es ein natürlicher Gang des Geistes, da wo das Wissen beschränkt ist, wenigstens Vermuthungen Raum zu geben. Treten wir nun einmal aus dem ethischen Gebiete heraus in das psychologische, so bleibt uns kein anderer Weg übrig als der der Analogie mit unserer Persönlichkeit. Wir werden alsdann eine Seele setzen mit Denken, Gefühl und Strebungen; die Seele bewohnt den Leib ohne Bestandtheil des Leibes zu seyn, je höher die geistige Entwickelung, um so größer ist die Herrschaft der Seele über den Leib, in gewissem Sinne kann man daher sagen, die starke Seele bilde sich ihren Leib; ferner hat die Seele, soweit das System der Sinnesnerven sich verbreitet, Kunde von ihrem Leibe und dem was in ihm vorgeht; dies ist ihre wissende Gegenwart in allen Theilen des Leibes, ebenso ist sie, soweit die motorischen Nerven reichen, mit ihrem Willen gegenwärtig. Diese Gegenwart ist aber eine mittelbare, denn die Seele ist weder ausgedehnt noch hat sie Ortsveränderung. „In Analogie zu diesen Verhältnissen ist es erlaubt, Gott als Weltseele zu denken und zwar theils abhängig, theils unabhängig von der Welt, ihrem Leibe, daher auch nicht als einen die ganze Welt durchdringenden Aether, ebenso wenig als eine im Mittelpunkt des Weltsystems regierende Sonne, sondern „der Sitz Gottes ist nur an der äußersten Grenze der Welt zu denken, wie der Sitz der Menschenseele nahe an die Grenze ihres Leibes fällt." (S. 222.) Metaphysisch läßt sich das Alles nicht begründen, da es nur analogische Schlüsse sind, der Kern der Gotteslehre ist die Bestimmung desselben als moralischen Welturheber. Hieran schließt sich dann noch besonders von dem moralischen Standpunkte aus eine Polemik gegen den Pantheismus, der in Hegel Anthropotheismus geworden ist: „Die Hegelsche Lehre von der Menschwerdung Gottes ist die Ausgeburt des eitelsten und aufgeblasensten spekulativen Hochmuths, der dem christlichen Geiste der Demuth ganz entfremdet ist. Aller Pantheismus gehört, wie

Digitized by Google

schon Jacobi ganz richtig bemerkt hat, seiner innersten Natur nach, dem Heidenthum an, wie der Theismus dem Christenthum. In der That ist man mit dem modernen Anthropotheismus, mit dem Fatalismus des absoluten Werdens nicht zum griechischen Heroendienst (Kultus des Genius), zum griechischen Schicksal zurückgekehrt?" (S. 247.) Es schließt dieser Abschnitt mit den Worten: „Darum zerhaut der Mensch lieber den räthselhaften Knoten des Daseyns durch die schmeichelnde Täuschung des Pantheismus, die ihm das Unerreichbare plötzlich so nahe rückt, ja ihn selbst an der Gottheit Antheil nehmen läßt. Aber diese Frucht ist reif bis zum Abfallen. Längst schon ahnete der sittlich religiöse Sinn den nagenden Wurm, den die gleißnerische Schale dieses Apfels vom Erkenntnißbaum verhüllt. Die ächte Spekulation hat ihn nun deutlich erkannt. Wenn nicht Alles täuscht, so hat der Pantheismus seinen Höhepunkt erreicht, und eine wie wichtige Stelle in der Geschichte der Philosophie Spinoza immer behaupten wird, zu einer zweiten Auferstehung nach dieser ersten, die unsere Tage gesehen haben, hoffen wir, wird er niemals bestimmt seyn."

So schließt der Kern des Werkes mit dem würdigen Ernste und in der gebildeten Sprache, die durchweg anzuerkennen ist. Aus dem Abschnitte „über die Versöhnung zwischen der Philosophie und Religion" haben wir das wichtigste schon gleich am Anfange hervorgehoben und theilen nur jetzt noch aus den Worten über das Gebet, welche, ganz im Widerspruch mit den berüchtigten schlechten Kant'schen Ansichten, besonders von Innigkeit und Selbsterfahrung zeugen, eine Stelle mit. „Wird aber die religiöse Verpflichtung zum Gebet einmal eingestanden, so ist es auch durchaus nothwendig, an die Würksamkeit desselben, an die im Zusammenhange damit stehende göttliche Hülfe zu glauben, diese nicht für eine bloß scheinbare, als eine nur subjektive, psychologisch zu erklärende Erscheinung zu betrachten. Denn eine nur scheinbare Hülfe annehmen, hieße ja eben nicht wahrhaft glauben daß, sondern sich nur so stellen, als ob Gott uns zum Guten beistehe. Ein Beten, das nur auf die psychische Würkung spekulirte, im Hintergrunde des Gemüths aber an der Realität des ganzen Vorgangs zweifelte, würde, wenn es anders möglich wäre, das unwürdigste Gaukelspiel, der nichtswürdigste Selbstbetrug seyn; es gliche einem wollüstigen Opiumrausch, den sich der Nüchterne wolbedacht bereitet, um die Annehmlichkeit der Träume zu genießen, von deren Wesenlosigkeit er vollkommen überzeugt ist. Wer so betet, der sündigt betend, denn er entweiht das Heilige. Wie die Hülfe, welche das Gebet bringen soll, geschehen mag, erforschen zu wollen, ist eine

ganz werthlose und unfruchtbare Grübelei, denn alles Theoretisiren ist hier weder am Platze noch von Erfolg. Auch hier ruht der Glaube nicht auf der theoretischen Einsicht der Möglichkeit, sondern auf der moralisch praktischen der Nothwendigkeit."

Nur wenige Bemerkungen verstatten wir uns zur Kritik dieses Werkes wie es vorliegt, um sofort zu dem Versuche zu schreiten, das Verhältniß dieses ganzen Standpunktes zu dem Hegel'schen und beider zu dem christlichen Standpunkte zu würdigen. Was uns, auch wenn wir alle Voraussetzungen und Annahmen des Verf.'s zugeben, vorzüglich befremdet, das ist die Beschränkung dieser Religionsphilosophie auf die Lehre von Gott. Die Berechtigung zu dieser Beschränkung vermögen wir nicht einzusehen. Aus der allgemeinen Religionsphilosophie will der Verf. alle diejenigen Punkte ausgeschieden wissen, welche eigenthümlich christlich sind, und in sofern auf historischer Basis ruhen, die Lehre von Gott behandelt er aber als auf dem subjektiven Gefühle beruhend. Wir müssen nun fragen: ruht nicht das christliche Gefühl und die christlichen Vorstellungen von Gott gleichfalls auf historischer Basis? Ist nicht erst durch die historischerweise von Christo ausgegangene Anregung in dem Geschlechte der Heidenchristen mit diesen Vorstellungen von Gott dieses bestimmt modificirte Gefühl angeregt worden? Andererseits: mit welchem Rechte könnte wohl behauptet werden, daß die Lehre von der Gottmenschheit Christi, von den Würkungen des heiligen Geistes, von der Rechtfertigung aus Gnaden, von der versöhnenden Kraft des Todes Christi, daß die ganze Soterologie und Anthropologie nicht auf dem subjektiven Gefühle ruhe, sondern nur auf Aussagen der Offenbarung? Giebt es nicht für alle diese Wahrheiten ein testimonium spiritus sancti? Ist denn die fides daran eine fides historica? So kann der Hr. Verf. es nicht gemeint haben. Wie aber sonst? Er hat vielleicht unterschieden unter denjenigen Wahrheiten des Christenthums, für welche das Gefühl und die Vorstellung annähernd schon im Heidenthum vorhanden war, und denjenigen, welche erst durch die historische Mittheilung geweckt worden sind, da es doch eben specifisch christliche und allgemein religiöse Gefühle im Christenthum selbst gebe: die ersteren nun sollen der Vorwurf der allgemeinen Religionsphilosophie seyn. Aber auch eine solche abstrakte Scheidung der Gefühle des Christen kann nicht zugegeben werden, denn so wie alle seine auf Gott sich beziehenden Gefühle von den specifisch christlichen modificirt sind, so haben auch die specifisch christlichen eine allgemein menschliche Basis; wie könnte man sonst sagen, daß das Christenthum den Bedürfnissen der Menschheit entgegengekommen, daß

Digitized by Google

es die Erfüllung nicht bloß der Weissagungen des Judenthums, sondern der Menschenbrust sei? Muß nicht zugestanden werden, daß, wie die Ahnung des christlichen Gottes außerhalb des Christenthums nicht ganz fehlt, so auch, wenn gleich in schlechteren Kategorien und mehr embryonischer Gestaltung die Elemente christlicher Soterologie und Anthropologie sich außerhalb des Christenthums finden? Vom Judenthum wird dies der Verf. selbst nicht in Abrede stellen, hat nicht aber auch das Heidenthum Weissagungen auf die christliche Wahrheit hin? Liegt nicht, um nur Eines zu erwähnen, im Opferkultus der Völker die Idee des Versöhnungsopfers Christi? Ist nun das Christenthum nicht bloß in seiner Gotteslehre, sondern in allen seinen Lehren die reifste Stufe der Religion und muß zugegeben werden, daß, nicht minder wie der christliche Gott, auch die übrigen christlichen Wahrheiten in das Gefühl aufgenommen sind und in demselben ihre Bestätigung haben, so will uns scheinen, der geehrte Hr. Verf. sei verpflichtet gewesen, die gesammte christliche Wahrheit mit jenem kritisch philosophischen Blick zu beleuchten, mit welchem er die Lehre von Gott geprüft hat. — Hätte er die Sache so angesehen, so müßte sich ihm aber auch von dem Gefühl eine andere Ansicht ergeben haben, oder — sollen wir vielmehr sagen, weil er vom Gefühl diese Ansicht hatte, so ist er zu der erwähnten Einsicht nicht gelangt? Die richtige Ansicht vom Gefühl und vom Verhältnisse des Wissens zum Gefühl ist begreiflicherweise ein Hauptpunkt in einer Philosophie über Religion. Dem Hrn. Verf. ist nun das religiöse Gefühl ein psychischer Zustand, eine Seelenaffektion, welche Strebungen, Bedürfnisse des Herzens, nach Trost, Vergebung u. s. w. begleitet. (S. 81. 90.) Es erzeugt zwar Vorstellungen, also auch die Vorstellung von Gott, aber auch diese, in sofern sie nur auf dem Gefühl ruhen, sind subjektive Schemen. Ein theoretisches Wissen von Gott ist auch nicht möglich, sondern nur Glaube, der auf Postulaten ruht, welche zum sittlichen Handeln erforderlich sind. Die Nachweisung dieser Postulate ist die einzige Begründung, welche die Religionsphilosophie dem religiösen Glauben zu geben vermag. So bleibt denn auch bei diesem Herbart'schen Sprößling der Kant'schen Philosophie, der philosophirende Religiöse nicht minder als der einfach Gläubige auf das Gebiet der Subjektivität beschränkt, die Kluft zwischen Gott und Mensch ist unübersteiglich. Wir müssen zunächst gegen jene rein subjektive Fassung des religiösen Gefühls Widerspruch erheben. Daß in dem Gefühl als solchem das Objekt nicht sei — so parador es klingen mag, so ist allerdings richtig, daß Gott nicht gefühlt werden kann. Aber er wird vorgestellt, vorgestellt durch eine

Vorstellung, welche, wie sich der Verf. ganz richtig ausdrückt, „das Herz hervorgetrieben hat." Nun thut das Denken, nach dem Verf., nichts, als daß es die religiösen gegebenen Vorstellungen kritisch sichtet. So wäre denn für religiöses Vorstellen und Denken das Gefühl die einzige Springquelle. Entwickelt sich nun aber nothwendig jedes religiöse Gefühl zur mehr oder minder klaren Vorstellung, ist dann nicht das Objekt auch schon im Gefühl mitgesetzt gewesen? Zwar meint der Hr. Verf., beim Gefühl des Bedürfnisses, des Mangels verhalte es sich anders. Allein kann der Mensch nach Gott, Versöhnung, Heiligung verlangen, ohne sie schon dem Anfang nach zu besitzen? Ignoti nulla cupido, heißt es auch hier. Wer nach Gott verlangt, muß schon von Gott ergriffen seyn. Daß überdies die religiösen Gefühle auch Gefühle der Befriedigung, des Genusses Gottes seien, erwähnt, wenngleich zu beiläufig, auch der Verf. Bei den Gefühlen nun, wo der Mensch Gottes Nähe, wo er sich mit ihm eins fühlt, sind wir nun doch in das Gebiet einer objektiven Einwürkung, eines Mitgesetztseyns Gottes mit dem Selbstbewußtseyn eingetreten. Zwar vernehmen wir den Einwand, es seien allerdings die Würkungen Gottes Gegenstand des Gefühls, doch nicht er selbst. (S. 81.) Allein sollte der Hr. Verf. in der Abstraktion soweit gehen, zu leugnen, daß in Gottes geistigen Würkungen sich sein geistiges Wesen enthülle, wird er nicht wenigstens den Schluß von seinen Würkungen auf sein Wesen zugestehen? So wäre gezeigt, daß religiöse Gefühle einen objektiven Charakter haben können, über den Unterschied von wahr und falsch auf diesem Gebiete — weiter unten. Hier sei nur noch berührt, daß der Verf. einen wesentlichen Gradunterschied der Gewißheit zwischen den religiösen Gefühlen und den Wahrnehmungen der Außenwelt annehmen zu dürfen glaubt. Aber gewiß, dabei hat er an das, was bei einem Paulus, Luther, bei der Schaar der Mystiker der Glaube ist, nicht gedacht. Was nun ferner die von der Richtung des Hrn. Verf.'s vorausgesetzte Subjektivität des philosophischen Denkens betrifft, so kommt hier alles auf die Frage zurück, ob noch von einem nothwendigen Denken überhaupt die Rede seyn könne, wenn es keine Objektivität hat. Und verzichtet es auf die Nothwendigkeit, kann es dann noch philosophisch seyn, und wird sich das Gefühl an seine Kritik kehren?

Wir werden auf das eben Gesagte zurückblicken müssen, wenn wir nun zu dem übergehen, worauf es uns vorzüglich ankam, so weit es in der Kürze geschehen kann, das Verhältniß des Kantisch-Herbartschen Standpunkts einerseits und des Schelling-Hegelschen andererseits zu dem des christlichen Theologen anzudeuten. Nicht auf Vergleichung der dogmatischen

Digitized by Google

Resultate beider Philosophien mit den Dogmen des Christenthums kommt es uns an. Eine solche würde schon darum Schwierigkeit haben, weil beide Systeme noch fern davon sind, in ihrem religionsphilosophischen Theile als fertig und zur Ruhe gekommen angesehen werden zu können. Die Vertreter der Hegel'schen Schule gehen wie bekannt in ihren dogmatischen Resultaten himmelweit auseinander, die Herbart'sche hat außer dem Verf. des Werkes, das wir beurtheilen, der selbst auf Fortbildung des Systems dringt, noch keinen Vertreter gefunden (das Werk von Dr. Taute ist noch nicht vollendet), und wenn gleich nach dem bis jetzt Vorliegenden der Hegelianismus in Atheismus unterzugehen scheint, der Herbartianismus zum christlichen Gotte zu gelangen, so könnte sich auch wohl im Verlaufe die Sache noch anders gestalten. Es liegen gewiß im Hegel'schen System Fäden, aus denen der christliche Gottesbegriff gewonnen werden kann, und ebenso gewiß enthält die Herbart'sche Monadenlehre eine atheistische Tendenz. Die Grundvoraussetzungen beider Systeme wollen wir vielmehr ins Auge fassen, namentlich die Stellung, die sie beide zum Glauben und Wissen einnehmen.

Während die eine Schule von Thatsachen, vom Gegebenen ausgeht, verlangt die andere das voraussetzungslose, freie, Alles aus sich selbst erzeugende Wissen. Während jene über die subjektive Wahrscheinlichkeit nicht hinauskommt, verheißt diese absolutes Erkennen. Während die erstere Gott als ein unbekanntes Etwas dem Menschen fern rückt, bringt diese durch die Lehre von dem Menschen der an sich d. i. seinem Begriff nach betrachtet der Gottmensch ist, Gott und Mensch in die innigste Verbindung.

Wir werden uns kaum irren, wenn wir meinen, daß die Gläubigen, denen diese Dilemmata vorgehalten werden, zu allen Zeiten, zumal aber in der gegenwärtigen, der Mehrzahl nach sofort entweder für die eine oder für die andere Seite Partei nehmen werden. Die Strauß'sche Dogmatik wird uns sagen, daß unvermittelt im Christenthum die Ansicht von der Transcendenz und von der Immanenz Gottes neben einander liegen, und daß daher auch sofort die Parteien sich sondern, je nachdem der Gottesbegriff nach der einen oder nach der anderen Seite hin in den Gläubigen lebendig geworden ist. Allerdings ist dieses der tiefste Gegensatz, auf welchen die erwähnten Dilemmata zurückführen, und ist dies die Wahrheit der Behauptung, daß das Christenthum jene Mitte zwischen Deismus und Pantheismus ist, welche in der Tiefe das Wahre beider Seiten verbindet. Man wird uns nicht so mißverstehen, als seien würklich pantheistische Elemente im Christenthum, dieser Ausdruck — wiewohl neuerlich oft gebraucht — ist jedenfalls mißverständlich, da er, wo organische Einheit ist, durch welche die Elemente beider Glieder etwas anderes werden, bloß an mechanische Komposition denken läßt, bei der die Elemente bleiben, was sie waren.

Unserer Ueberzeugung nach kann noch jetzt wie vor tausend Jahren die christliche Theologie kein anderes Verhältniß zwischen Glauben und Wissen anerkennen als: fides praecedit intellectum. Der christliche Theologe ist Christ gewesen, ehe er Theologe wurde, ist durch die Thatsache der heiligen Geschichte wie durch ihre thatsächliche Bezeugung in seinem Leben zum Glauben gelangt, welcher Glaube zu seyn aufhören müßte, wenn er ein auf einem anderen Boden erwachsenes Wissen als seinen Richter anerkennen wollte. Wenn der gebildete Gläubige philosophirt, so thut er es schon mit der Voraussetzung, daß das richtige Denken zu keinen anderen Resultaten als denen des Glaubens führen könne, er thut es nicht, um auf seinen Glauben die Probe zu machen, um seinem Glauben Stützen zu geben, sondern weil Denken — und das ist eigentlich schon — zusammenhängend, entwickelnd denken — überhaupt seine Erkenntnißform ist. Nicht bloß das treibende Princip, sondern auch den Prüfstein der Wahrheit des philosophischen Denkens hat er am Inhalte seines Glaubens. Wollte man ihn mit der vielfach hin und her geworfenen Frage über das Verhältniß von Form und Inhalt in Verlegenheit setzen, wollten die Extremen ihm das Geständniß abnöthigen, daß mit seiner veränderten Form auch der Inhalt seines Glaubens verändert sei, so wird er antworten, daß bei organisch, nicht mechanisch eintretender Formveränderung das Wesen gewiß ebenso sehr identisch bleibe, als es durch die Veränderung der Form afficirt wird, oder bleibt nicht das Wesen des Keims in dem Halme der daraus aufschießt, das Wesen des Bildes in dem Gedankengehalte der daraus entwickelt wird? Diejenige Formveränderung freilich, welche der pantheistische Hegelianismus mit den Dogmen vornimmt, darf allerdings nicht mehr von der Identität des Wesens reden, aber spricht sie es nicht auch nunmehr selbst aus, daß sie vom Glaubensgrunde abbreche, daß ihre Erzeugnisse auf einem anderen Stamme erwachsen seien, daß sie von außen mit ihrer Kritik hinzutrete?

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 22. August. **Nr. 52.** 1841.

Populare Kirchengeschichte.

Kurze Geschichte der christlichen Kirche für alle Stände. Von Heinrich Thiele, V. D. M. Zürich, bei Meyer und Zeller. 1840. gr. 8. XVI und 518 S. Pr. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Eine christliche Kirchengeschichte „für alle Stände" zu schreiben, möchte wohl eine unlösbare Aufgabe bleiben. Will eine solche Geschichte nur auf irgend eine (relative) Vollständigkeit Anspruch machen, wie Vieles muß sie da berücksichtigen, was der in anderen Zweigen des Wissens Gebildete mit Recht zu erfahren verlangen kann, wonach der Theilnehmendere begierig sucht, wovon dagegen die niederen Volksstände gar keine Ahnung haben und was auch nicht im Geringsten für sie gehört! Wie manches Hochwichtige, worauf ein solches Buch durchaus hinweisen muß, kann bei einer nach möglichster Kürze strebenden Darstellung nur angedeutet werden! und je mehr ein Schriftsteller bloß andeutet, desto mehr Kenntnisse und Erkenntnißkraft zur Auffassung des Sachzusammenhangs setzt er ja voraus. So ernstlich mithin auch der Verf. der hier anzuzeigenden Schrift (wahrscheinlich ein Schweizer) in der Vorrede versichert, es sei allerdings sein Endzweck gewesen, eine Kirchengeschichte eben für alle Stände zu liefern, so wenig hat er doch das zu leisten vermocht. Vielmehr ist sein Werk in jeder Beziehung nur für die gebildeten Stände brauchbar, diesen aber auch im Ganzen sehr zu empfehlen. Die unteren Volksklassen verstehen weder des Verf.'s Sprache noch den größten Theil der von ihm gegebenen Sachen; aber Hunderte aus dem so einflußreichen Mittelstande unserer Zeit, und vor Allen die höher Gebildeten unter den Nichttheologen, können von unserem Verf. sehr viel Heilsames lernen; ja er wird bei unzählbar Vielen eine höchst beklagenswerthe Lücke ihres Wissens über einen unaussprechlich wichtigen Gegenstand recht befriedigend auszufüllen und überdies zugleich ihr Gemüth wohlthätig zu ergreifen im Stande seyn. — Es fehlt zwar schon seit längerer Zeit auch an Werken dieser Art, wie das hier gegebene, keinesweges; aber wir müssen gestehen, das vorliegende Buch zeichnet sich in so mancher Beziehung vor den bisher in derselben Gattung erschienenen vortheilhaft aus. Thiele steht mit seiner Gesammtauffassung der in der Geschichte der christlichen Kirche hervortretenden Offenbarung Gottes auf dem Grunde des Evangeliums; er schreibt fließend und gewandt, kurz und bündig, klar und lebendig, süddeutsch-schweizerisch anschaulich und im Ganzen recht gemüthvoll. Namentlich ist es ihm fast durchgehends gelungen, „die kirchlichen Männer," wie die Vorrede selbst sich ausspricht, „in denen sich das religiöse Bewußtseyn ihrer Zeit besonders klar abgedruckt hat," auf die geeignetste Weise herauszuheben, ja ein recht anziehendes Gesammtbild von ihnen zu geben. Aber wenn der Verf. weiter rücksichtlich der Anordnung des Ganzen sagt: „Der innere Entwickelungsgang der Kirche sollte überall klar nachgewiesen werden mit seinen Krankheiten und Heilmitteln, und die Früchte sollten gezeigt werden, die auf solchen Bäumen jedesmal gewachsen sind": so hat das hier von ihm gelieferte Werk (das er freilich selber sehr bescheiden nur einen „Versuch" zu dem Allem nennt) diese schwierige Aufgabe keineswegs genügend gelöst. Vielmehr steht gar Manches, wenn auch sonst oft recht geschickt gruppirt, immer noch zu sehr bloß neben einander, ohne sich gegenseitig zu durchdringen. Man sieht das Ganze doch nicht zusammenhängend genug fortschreiten; und das war ja besonders für Nichttheologen um so nothwendiger, je weniger Kraft und Lust diese in der Regel haben, dem Ineinandergreifen der einzelnen Theile des Ganzen selbstständig nachzuforschen. Freilich ist eine so scharf und streng pragmatische Durchführung der christlichen Kirchengeschichte, wie wir sie meinen, eine überaus

Digitized by Google

schwierige Aufgabe, die (auch nur in einzelnen Partieen) so selten genügend gelöst wird, daß wir das von unserem Verf. im vollendeteren Sinne billigerweise nicht verlangen können; aber man wird es uns gewiß nicht verargen, daß wir darauf, als auf das den Geschichtschreibern vorgesteckte Ziel, auch bei dieser Gelegenheit theilnehmend hinweisen.

Gehen wir nun etwas ins Einzelne der Thiele'schen Kirchengeschichte ein. Der Verf. vertheilt seinen Stoff, nach einer kurzen Einleitung (S. XI — XVI.), in drei „Bücher": 1. Von Christus bis Constantin. (§. 1 — 9. S. 1 — 45.) 2. Von da bis zur Reformation. (§. 10 — 48. S. 46 — 272.). 3. Von da bis auf unsere Zeit. (§. 49 — 88. S. 273 — 511.) Jeder Paragraph hat eine kurze, größtentheils treffende Ueberschrift. Vollständige Mittheilung dieser Ueberschriften, die allerdings das beste Bild des Gesammtinhaltes der Schrift geben würde, gestattet der beschränkte Raum dieser Anzeige nicht; die besonderen Ausstellungen, die wir jetzt gegen Einzelnes zu machen haben, werden ohnehin dieses Raumes genug in Anspruch nehmen.

Zunächst etwas über die kirchengeschichtlichen Urtheile des Verf.'s. Wir stimmen den meisten derselben von Herzen bei, weil wir dieselbe Grundsüberzeugung von der christlichen Kirche hegen, worauf ja hierbei eben Alles ankommt; aber gegen Etliches haben wir doch Einwendungen zu machen. Ein richtiges Bild Constantins des Großen — daß wir bei ihm anfangen — zumal in einer so kurzen Darstellung, wie die hier vorliegende, zu geben, hält schwer. Jedenfalls hätte der Verf. (S. 48.) nicht unerwähnt lassen sollen, daß Constantin mit seinem Begehren der Taufe, als er es wirklich aussprach, und mit den Gelübden, die er dabei that, es unstreitig wohl aufrichtig meinte, bald darauf aber plötzlich aus dem Leben hinweggenommen ward.

(Beschluß folgt)

Herbart'sche Religionsphilosophie.

Grundlehren der Religionsphilosophie. Von Moritz Wilhelm Drobisch, Professor an der Universität zu Leipzig u. s. w.

(Beschluß.)

Als die Hegel'sche Philosophie noch in ihren Anfängen war, hat sie sich, wenigstens auf religionsphilosophischem Gebiete, nicht anders über das Verhältniß der Form zum Inhalt erklärt. So begegnet sich denn allerdings auf diesem Punkte die christliche Theologie mit Kantisch-Herbart'scher Philosophie, um so mehr, da diejenigen Thatsachen, auf welche sich die Kant'sche Gottesidee gründet, die moralischen Thatsachen sind, da das praktisch-sittliche Interesse vorwaltet, während in der Hegel'schen Schule das theoretische Interesse des Wissens bis zu einem Maaße das Supremat erhalten hat, daß einige — freilich nur einige Unverständige — am liebsten das Gefühl auf einmal mit der Keule todtschlagen möchten, um nicht mehr länger in ihren Spekulationen durch dasselbe genirt zu werden. Träte nur nicht unaufhaltsam der Zwiespalt mit jener Kant'schen Richtung auf einem anderen Punkte hervor, durch welchen auch dieser erste mit afficirt wird.

Auf subjektive Wahrscheinlichkeit führt zufolge vorliegender Religionsphilosophie das religiöse Gefühl; zu mehr als zu subjektiver Wahrscheinlichkeit bringt es auch nicht die Philosophie der Religion. Hier tritt nun mit seinem lebhaftesten Widerspruche christliches Leben und christliche Wissenschaft auf. Der christliche Glaube ist durch den heiligen Geist bewirkt, ein testimonium spiritus sancti, und hat darin seinen objektiven Grund. Der Glaube ist die gewisse Zuversicht, die sich an das Unsichtbare hält, als sähe sie es, Hebr. 11, 1. 27. Glaube — davon weiß freilich auch Kant, von einem Glauben an Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, aber dieser Glaube gehört ja nicht dem Gebiete des theoretischen Wissens an, er ist ja bloß eine Hypothese der praktischen Vernunft, welche gemacht werden muß, wenn es zum sittlichen Handeln kommen soll. Hierüber geht auch das nicht hinaus, was Hr. Prof. Drobisch vorträgt. Er spricht — Ref. erkennt es freudig an — hin und wieder mit einer Innigkeit von religiöser Wahrheit, die annehmen läßt, daß er als Christ den christlichen Gottesglauben kennt, aber als Philosoph ist sein Gott eine bloße Hypothese zu praktischen Zwecken angenommen, gleichsam eine Hülfslinie, um die Konstruktion des sittlichen Handelns zu Stande zu bringen *). Wir haben gesagt, daß das christliche Glauben auch zugleich die Ueberzeugung hat,

*) Hr. Taute spricht auf eine Weise, die wir mit seiner sonstigen Lehre nicht zu vereinigen wissen, an einigen Stellen von einer Einheit des Göttlichen und Menschlichen und namentlich auch durch und im Glauben, so Th. I. 1. S. 83. Er sagt dort vom religiösen Glauben, daß er durchaus nicht bloß ein Fürwahrhalten aus Wahrscheinlichkeitsgründen, daß er „eine Ueberzeugung weltüberwindender Natur" sei und setzt die bei ihm gewiß auffallenden Worte hinzu, die wir freilich ganz billigen: „Seine Macht kommt ihm von der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, welche im Glauben ihren unendlichen Ausdruck gewinnt." Freilich braucht er dann auch wieder den Ausdruck (S. 88.): „Religion ist eine Naturkraft von einem eigenthümlichen Leben, für welche die Theorie lediglich den Begriff des richtigen Verständnisses sucht."

Digitized by Google

ein objektives von Gott gewirktes zu seyn *). Natürlich verhält es sich ebenso mit dem Inhalte des christlichen Wissens, wenngleich es im Unwesentlichen den Irrthum, in seiner Form die Inadäquatheit zugesteht, wie es denn sein formelles Werden in der Dogmengeschichte der orthodoxen Kirche — gleichsam der Phänomenologie des christlichen subjektiven Geistes — kirchenhistorisch anschaut. Der wesentliche Gehalt der christlichen Dogmen muß objektive Wahrheit seyn, denn er

*) Da es hier nur darauf ankommt, das Verhältniß des christlichen Glaubens zu dem Kant'schen auseinanderzusetzen, nicht seine Berechtigung nachzuweisen, so könnten wir davon ganz absehen. Doch mag bemerkt werden, wie Strauß das Tiefe und Richtige in dem Wechselverhältnisse anerkennt, welches die Kirchenlehre zwischen dem Zeugnisse Gottes in der (äußeren) Geschichte und dem inneren Zeugnisse Gottes durch den heiligen Geist setzt, dann aber den Vorwurf erhebt, hier reiße der Faden des orthodoxen Systems ab, indem es die Aechtheit des inneren Zeugnisses als eines göttlichen durch die menschlichen Schlüsse stütze aus der Aechtheit und Glaubwürdigkeit der biblischen Schriften, auf die Wahrheit ihrer Offenbarungen u. s. w. (Glaubenslehre I. S. 354). Zunächst ist diese Darstellung nur richtig in Betreff neuerer Supernaturalisten. Dem Bellarmin gegenüber, nach welchem nur ex conjecturis humanis erkennbar ist, ob der heilige Geist die Gotteskindschaft bezeuge, antwortet Gerhard loci theol. VII. S. 109.: das Zeugniß des heiligen Geistes hat seine Bewährung in sich selbst. Will der Gegner hierin einen Zirkelschluß finden, so ist zu fragen, wie beweist er die Denknothwendigkeit? Antwort: Durch Denken, d. h. doch, sie beweist sich aus sich selbst, so daß wir hier denselben Zirkelschluß haben. Will er entgegnen, wie auch Bellarmin thut: aber es giebt doch auch eine Einbildung, die ein Gotteszeugniß im Inneren voraussetzt, wo es nicht ist, so ist zu antworten: macht das falsche Denken, die scheinbare Denknothwendigkeit, zunichte, daß es eine wahre Denknothwendigkeit giebt? Weiter ist es doch auch nicht richtig, wenn der Gegner das Zeugniß der Geschichte — das der Evangelien und das der Kirche — für ein menschliches ausgiebt. Seiner Ansicht nach allerdings, aber nicht für den Gläubigen, der sich bewußt ist, daß er nicht beliebig und willkührlich gerade an diese Geschichte geglaubt hat, daß sie also einen objektiven göttlichen Inhalt habe. Der Gegner erwiedert: ja, weil sie ihn hineingelegt haben. Wohl, womit beweist das Denken, daß das, was es als den Denkinhalt der konkreten Welt angiebt, nicht bloß hineingelegt sei? Antwort: für den, der das meint, führt es Beweise, indem es auf das allgemeine Gebiet der Denknothwendigkeit tritt, während jenes Gefühl nur Privateigenthum ist, nur versichern, nicht nöthigen kann. Wohl, aber zum Besten des Ungläubigen tritt ja auch die Religion auf dieses allgemeine Gebiet, sie hat eine theologische Wissenschaft, sie geht darauf aus, theils den Gegner zu konfundiren, theils die eigene Wahrheit zu begründen. Nun, so wäre es denn nur der Kampf zwischen zwei philosophischen Systemen und die Philosophie wäre die Wahrheit der Religion. Mit nichten. Die Theologie streitet nicht bloß mit philosophischen, sondern auch mit historischen Waffen, und — was die Hauptsache ist — sie streitet in dem Bewußtseyn, daß ihr die Ueberzeugung des Gegners nur gelingen wird, wenn sie auf denselben religiösen Standpunkt ihn hinzuleiten im Stande ist. Wie ihre Wissenschaft aus dem Glauben hervorgegangen ist, so will sie auch durch dieselbe nur zum Glauben hinleiten.

beruht auf dem wechselseitigen Zeugnisse des historischen unfehlbaren Gottessohnes und des Gottesgeistes in der Menschenbrust. In dieser Ueberzeugung haben, ohne an eine Kant'sche Kritik der theoretischen Vernunft zu denken, Kirchenväter, Mystiker, Scholastiker über die Dogmen spekulirt. Ein wesentliches Mittel zur Verbreitung der Hegel'schen Philosophie bei ihrem ersten Auftreten ist ohne Zweifel der Anklang gewesen, den sie durch ihre Verheißung, den Glauben in seiner Objektivität anzuerkennen, ja ihn in ein objektives Wissen zu verwandeln, bei christlichen Theologen gefunden hat, so wie umgekehrt gegenwärtig die Rationalisten im rationalistischen Interesse sich ihr zuzuwenden anfangen. Bedenklich machte freilich gleich bei ihrem Auftreten, daß sie mehr verhieß, als jemals von einer kirchlichen Spekulation verheißen worden war und daß es von vorn herein den Anschein hatte, als ob es mit dem fides praecedit intellectum doch nur in dem Sinne gemeint sei, wie Paulus sagt: „als ich ein Kind war, hatte ich kindische Anschläge, da ich aber ein Mann ward, that ich ab was kindisch war.“ Sie verhieß, was bis dahin die Christenheit von der Ewigkeit erwartet hatte: „dann werde ich Ihn erkennen, gleich wie ich von Ihm erkannt bin.“ So weit war, wie gesagt, noch keine Spekulation gegangen; hat es auch ein Abälard im Widerspruche mit Anselmus für stultitia erklärt, zu glauben, was man noch nicht erkannt habe, so hatte doch derselbe das Erkennen Gottes selbst noch als ein analogisches angesehen, das erst im Schauen seine rechte Form bekommen würde. Je mehr der Verdacht sich regte, daß von dieser Philosophie ein solches Schauen wohl überhaupt nicht in Aussicht gestellt würde, desto mehr hatten damals Männer, wie Billroth und Göschel, Mühe, noch einen über dieses adäquate Denken hinausgehenden Standpunkt begreiflich zu machen. Nunmehr gilt das Geheimniß als aufgedeckt: das absolute Wissen ist allerdings der schlechthin höchste Standpunkt — wiewohl eben damit auch ein Zugeständniß hervorgetreten, welches früher nicht vernommen wurde, von weiteren Phasen nämlich der Entwickelung, welche auch das Hegel'sche Philosophiren noch durchlaufen müsse! Dem Unbefangenen will es nun freilich scheinen, daß bei den immer mehr sich häufenden Zugeständnissen der Mangelhaftigkeit, bei den immer zahlreicheren Diskrepanzen der Hegel'schen Spekulation, bei der Vorbereitung auf neue zukünftige Phasen der Hochmuth des Wissens, der sich überall offenbart, desto weniger berechtigt sei. Diesem Hochmuthe gegenüber macht einem jedenfalls die Bescheidenheit, mit welcher z. B. ein Mann wie Hr. Prof. Drobisch auftritt, einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Denn behauptet auch die christliche Wissenschaft im Wesentlichen einen

Digitized by Google

objektiven Kern zu besitzen, so erklärt sie sich dennoch über die Annäherung an ihr Ziel, wie sich der Verf. über die Annäherung an das Tugendziel S. 159. erklärt: die Annäherung ist asymptotisch.

In dem Gesagten ist nun auch bereits ausgesprochen, daß die tiefste Divergenz zwischen dem Standpunkte jenes Kantianismus und dem des Christenthums auf der beiderseitigen Lehre von dem Verhalten Gottes zu dem Menschen beruhet. Nach christlicher Lehre ist in Christo das objektive Wissen durch seine absolute Einheit mit Gott, in jedem Christen das objektive Glauben durch die Einwohnung Christi im heiligen Geiste. Giebt es auch ein anderes Wissen um Gott als das, von dem Paulus sagt: „also auch weiß Niemand was in Gott ist, ohne der Geist Gottes, wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist,“ 1 Kor. 2, 11. 12.? Hier schien sich nun wiederum die Hegelsche Lehre aufs innigste mit der christlichen zu begegnen, wenn sie von „Gott dem Geiste in der Gemeine“ sprach, durch welchen und in welchem Gott geglaubt und gewußt werde. Zwar wollte es weniger stimmen, wenn von dem Menschen gesprochen wurde, der an sich — also abgesehen vom Erlöser — schon der Gottmensch sei, also durch die Einheit mit Gott Gott wissen könne, allein hat nicht auch Paulus das tiefsinnige Wort ausgesprochen, daß „uns der Vater ehe der Weltgrund gelegt war durch Christum erwählet hat, daß wir sollen heilig und unsträflich vor ihm seyn,“ Eph. 1, 4.? Und ließ sich nicht sagen, daß eben dieses Geschaffenseyn zu Christo, jenes an sich, der Begriff jedes einzelnen Menschen sei? Das Alles klang nun allerdings so, wie es ungefähr der Herr Pfarrer auch sagt — wenn man es nämlich einzeln hörte, anders aber im concentus des ganzen Liedes. Nicht lange, so ist es von den Dächern verkündigt worden, wie das gemeint sei, die Predigt von dem Gotte, der überhaupt nur Geist ist, in sofern er es im Menschengeiste ist, daß wenn er nicht durch so doch im Menschengeiste zum Bewußtseyn kommt. Wenn nun Claudius sogar sagte: „einen Gott, den ich begreife, trete ich mit Füßen,“ so wird der christliche Theologe sagen: einem Gotte, der sich nicht auch ohne mich begreifen kann, dem lege ich mich nicht anbetend zu Füßen. Und es sollte uns nicht wundern, wenn sich dieser oder jener tausendmal lieber zu dem der Menschheit fernen Gotte des Professor Drobisch bekennt, der höchst wahrscheinlich die Welt zu einem moralischen Endzwecke gegründet hat und möglicherweise in höchster

Himmelshöhe „an der Weltgrenze“ thront, der aber um mich wissen und mich lieben kann, als zu dem Hegel'schen, der sich mit dem menschlichen Individuum so familiarisirt, daß er nicht nur Krone und Scepter mit ihm theilt, sondern sogar erst aus seiner Hand den Scepter des Gedankens annimmt. Aber freilich, jener ferne und nur hypothetisch persönliche Gott ist ebenso wenig der christliche als dieser gewußte, in die nächste Nähe gerückte unpersönliche. Allein wie, wenn eben die Bescheidenheit jener Kantschen Philosophie nur die Bahn brechen sollte zu einem christlichen Offenbarungsglauben, wozu sie ja den Weg offen zu lassen scheint? Freilich ist sie schon zur Zeit ihrer Blüthe von christlich Gläubigen als der Johannes der Täufer begrüßt worden, welcher auf den, der nach ihm kommt, hinweist. Das Stilling'sche Buch „das Heimweh“ führt den christlichen Prüfling unter den Pyramiden Aegyptens in die innersten Mysterien der esoterischen Erkenntniß ein, indem Kant vor seinen Augen der theoretischen Vernunft das Garaus macht, und damit auf das Bedürfniß einer höheren hinwieß. Scharfsinniger noch ist die Anwendung der Kant'schen Lehre in diesem Sinne in dem Buche „Immanuel, ein Buch für Juden und Christen,“ welches in jener Zeit erschien. Aber bei Kant war es freilich anders gemeint und namentlich die in seinem Sinne geschriebene Kritik der Offenbarung von Fichte wies es aus, denn: anderweitige göttliche Mittheilungen außer dem Sittengesetze, eine Gotteserkenntniß, die ihn wissen würde, ist ja nicht nur dem Menschen nicht nützlich, sondern sogar gefährdend für die Sittlichkeit. Wie wir gesehen haben, stimmt auch der Verf. des vorliegenden Werkes hiemit überein. Wie geneigt er sich auch bezeigt, die Möglichkeit einer solchen nähern Offenbarung zuzugeben, so hat er doch noch nicht ihre Würklichkeit anerkannt. Ob er dies noch thun werde? Danach wäre auch die Identität der Gottheit und Menschheit in Christo und das testimonium spiritus sancti in den Gläubigen anerkannt und wenn dies, kann sich dann ferner diese Philosophie behaupten?

Das also ist unser Ergebniß: wenn der Christ als religiöses Subjekt dem bescheidenen moralischen Kantianer sich näher fühlt als dem hochmüthigen, den Gegensatz von Gut und Böse nivellirenden Pantheisten, so steht doch der christlichen Wissenschaft ebenso sehr das bloß hypothetisch subjektive Glauben an göttliche Wahrheit entgegen, als das innerhalb des Processes der Hegel'schen Logik erschienene adäquate Wissen Gottes von sich selbst.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 27. August. **Nr. 53.** 1841.

Biographieen.

1) Johann Arndt, weiland General-Superintendent des Fürstenthums Lüneburg. Ein biographischer Versuch von Friedrich Arndt, Prediger an der Parochialkirche zu Berlin. Berlin, in Commission bei Ludwig Oehmigke. 1838. 288 S. kl. 8. Mit einem Bildnisse Johann Arndt's (das die Inschrift trägt: „Christus hat viel Diener, aber wenig Nachfolger"). Pr. 18 Gr.

Daß Biographieen würdiger Gottesgelehrten und anderer lebendiger Christen eine gesegnete Schule christlicher Weisheit sind für alle, die sich nicht begnügen, Herr, Herr zu sagen, ist anerkannt. Ein sehr empfehlenswerthes christliches Blatt — Burk's Christenbothe — eröffnet selbst jede seiner Nummern mit einer kurzen christlichen Biographie. Praktische Anerkennung hat aber weniger die Bemerkung gefunden, daß erwähnte Biographieen vorzugsweise geeignet seien, die christliche Ausbildung der Theologen (wir verstehen Lehrer an den theologischen Fakultäten, Religionslehrer an Schulen, Pfarrer nnd sonstige Prediger) fürs Amt zu fördern. Zwar besitzen wir von dem genannten ehrwürdigen würtembergischen Pfarrer eine treffliche evangelische Pastoraltheologie in Beispielen (Bd. 1 und 2. Stuttgart 1838. 1839). Aber auf Universitäten, wie in den eigentlichen Predigerseminarien, scheint uns dieser höchstwichtige Gegenstand, wenn auch nicht ganz unbeachtet, doch nicht hinreichend gewürdiget zu seyn. Wie wenig ist im Allgemeinen zu erwarten, daß, ohne eine solche Anleitung und Grundlage, der ins Amt getretene Prediger den christlichen Biographieen überhaupt und den theologischen insbesondere diejenige beharrliche Aufmerksamkeit zuwenden werde, welche, will er nicht erst durch Mißgriffe lernen und liegt ihm wirklich sein Amt am Herzen, — unbeschadet seiner Individualität, nothwendig ist. Neben die theologische Biographiologie (wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen) würden wir als ein wichtiges praktisches Bildungsmittel, die kirchliche und Schulen-Statistik (die Schule ist der Kirche Tochter) stellen, wie denn auch eine solche Statistik, zumal die kirchliche, schon öfter Gegenstand einer Vorlesung auf Universitäten und in Predigerseminarien ist. Auch wüßten wir, außer dem Lesen der heil. Schrift in den Ursprachen, keine wichtigere Beschäftigungen für Candidatenseminarien bei erfahrenen Predigern zu nennen, deren Fortsetzung in den freiwilligen Predigervereinen nur heilsam seyn könnte. Freilich beschränken wir das Gebiet der theologischen Biographie nicht auf die neuere Zeit, sondern dehnen dasselbe auf alle christlichen Jahrhunderte aus; wollen auch sonst kirchenhistorische und dogmatische Studien keineswegs ausgeschlossen wissen, denen jedoch die Beziehung auf das Leben nicht fehlen darf. Uebrigens verdienen das Armen- und das Gefängnißwesen eine um so sorgfältigere Beachtung unserer künftigen Prediger, als von derselben eine gesegnete Amtsführung in vielen Fällen abhängt und nur die Kirche solchen Anstalten den Geist einzuflößen vermag, in welchem allein sie ihres auf das Ganze und auf die Individuen gerichteten Zieles nicht verfehlen. —

Wenden wir uns nun zu der Lebensbeschreibung — der ersten ausführlichen — des um die evangelische Kirche hochverdienten Verf.'s des „Wahren Christenthums," so ist sie völlig geeignet, den Zwecken zu dienen, welche wir als die wesentlichen einer christlichen und theologischen Biographie bezeichneten, wenn auch einzelne Expositionen ungehörig seyn möchten. Der namensverwandte Verf. zeigt sich durchweg als ein geistesverwandter, verwendet großen Fleiß auf die Benutzung seiner, in der Vorrede er-

Digitized by Google

wähnten, im Ganzen spärlichen handschriftlichen Quellen und zahlreichen gedruckten Werke von und über Arndt, von welchen letzteren er in der an ascetischen Schriften reichen Hamburger Stadtbibliothek den größten Vorrath fand. Sein Urtheil ist sorgsam und wohlgeprüft; seine Sprache im Ganzen edel, der Druck ist sauber und ziemlich korrekt, aber zu klein. Der Ertrag der Beschreibung des wohlthätigen Lebens und Wirkens Johann Arndt's ist dem in Berlin bestehenden Freitische für hülfsbedürftige Studirende bestimmt; schon dieser Zweck fordert zur Theilnahme auf.

Da diese Anzeige erst einige Jahre nach dem Erscheinen des Buches selbst erfolgt, so ist zu hoffen, daß es unterdeß schon ein nicht geringes Publikum gefunden habe und wir enthalten uns ausführlicherer Mittheilungen, können es aber mit bestem Gewissen als ein namentlich für Prediger höchst anregendes und gewinnreiches Buch empfehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Populare Kirchengeschichte.

Kurze Geschichte der christlichen Kirche für alle Stände. Von Heinrich Thiele, V. D. M. u. s. w. (Beschluß.)

S. 51. heißt es von Julian dem Abtrünnigen fälschlich, daß er das Wesen des Christenthums gar nicht gekannt habe. Er kannte das allerdings aus dem Neuen Testamente selbst, also aus der reinsten Quelle; aber sein durch verkehrte christliche Erzieher zu früh vorher schon feindselig gegen das Evangelium gestimmtes, durch Furcht vor seinem kaiserlichen Vetter an Heuchelei gewöhntes, durch Gräuelthaten desselben aufs Aeußerste erbittertes Herz wandte sich trotzig von der beseligenden (ihm als solche wohl bekannten) Heilslehre hinweg, die seinem durch griechische Wissenschaft eitel gewordenen Geiste um so weniger zusagen konnte, je unerbittlicher sie die demüthigste Selbstverläugnung fordert. — Bei den (S. 65 bis 72.) etwas zu stark ins Schwarze gemalten „Lehrstreitigkeiten" des 4. Jahrhunderts hätte der Verf. auch darauf aufmerksam machen sollen, wie in diesen Kämpfen neben allen Leidenschaftlichkeiten und sonstigen Verwirrungen doch immer zugleich das christliche Streben hervortrat, das Wesen des Erlösers und der göttlichen Offenbarung überhaupt möglichst klar aufzufassen. Auch wird dem Leser hier (wie freilich in so manchen anderen Werken dieses Faches) viel zu wenig klar gemacht, auf welche Weise die äußere Verbreitung und die innere Entwickelung der

christlichen Kirche mit einander zusammenhingen und auf einander wirkten: Mangel an durchgreifendem Pragmatismus, den wir oben schon im Allgemeinen andeuteten. —

Urtheile über Männer wie Karl der Große, Gregor VII., Innocenz III. sind bei weitem nicht begründet genug und lassen viel zu wünschen übrig; die Darstellungsart ist indessen auch hier anschaulich. — Ueber das Mönchswesen giebt der Verf. für den Endzweck des Buches Hinlängliches; aber einseitig ist es, wenn er bei dieser Veranlassung (S. 225.) erzählt, die Mönche hätten nicht etwa gesagt: „Thue Buße und bekehre dich," sondern: „Höre Messe, rutsche auf den Knieen da und da hin" u. s. w. Die Mönche sagten allerdings auch: „Thue Buße und bekehre dich!" aber sie forderten dabei unzulängliche Werke, sie hoben die Herzensbuße zu wenig hervor und stellten die unbedingte Nothwendigkeit des lebendigen Glaubens an die Gnade Gottes in Christo Jesu leider ganz zurück. So ungefähr hätte Verf. wahrer und gerechter geschrieben. — Der Unterschied der Persönlichkeiten Luther's und Zwingli's hätte (S. 307.) etwas tiefer aufgefaßt und genauer erörtert, auch die verschiedene Eigenthümlichkeit der deutschen und schweizerischen Nationalität dabei besonders bemerklich gemacht werden müssen. — Ob es ganz richtig sei, mit dem Verf. (S. 314.) und mit so vielen Andern zu sagen: „Luther bestand (beim Marburger Religionsgespräche hartnäckig auf seiner Meinung," bleibt sehr zu bezweifeln. So außerordentlich beklagenswerth die Sache selbst war: Luther handelte doch unstreitig aus tief innerlicher Ueberzeugung, die in dem hochwichtigen Streitgegenstande mit seinem ganzen evangelischen Glauben innigst zusammenhing; er konnte um des Gewissens willen nicht anders. Uebrigens bemüht sich der Verf. in der Reformationsgeschichte redlich, der lutherischen und reformirten Kirche ihr Recht angedeihen zu lassen, auch hier nach besten Kräften die Wahrheit zu berichten; aber die Aufgabe hat freilich auch er noch nicht gelöst: die Eigenthümlichkeiten beider Kirchen so nachzuweisen, wie sie sich durch die verschiedenen Völkerschaften hindurchziehen, wie das politisch und religiös Verwandte sich dabei gegenseitig anzieht, das Verschiedene aber, ja Entgegengesetzte, trotz unermüdlicher menschlicher Bestrebungen auch hier sich abstößt. — S. 452. tadelt der Verf. die starre und todte Orthodoxie der lutherischen Kirche vorspenerischer Zeit. Gut! aber die so heilsame Reinheit der Lehre wird an dieser Stelle doch etwas geringschätzig behandelt, und das ist nicht gut. — Von den in neueren Zeiten, besonders seit 1817 bewirkten Unirungen der lutherischen und reformirten Kirche mag man nun so oder anders halten, der

Digitized by Google

Verf. behauptet jedenfalls wohl zu viel, wenn er S. 496. sagt: „Was Luther und Zwingli und so viele Männer nach ihnen vergeblich gesucht hatten, das kam nun 300 Jahre nach der Reformation glücklich zu Stande.“ — Schleiermacher, den Guericke §. 213. seiner Kirchengeschichte in eine (allerdings sehr sinnschwere) Anmerkung verwiesen und in doppelte Klammern geschlossen hat, kommt bei unserem Verf. (S. 497.) etwas höher zu Ehren. Wir sind mit Letzterem allerdings hierin einverstanden, wollen aber doch auch bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß das Urtheil über diese große Persönlichkeit durchaus noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann. —

In der Anordnung des Stoffes scheint uns der auffallendste Mißgriff der zu seyn, daß die Darstellung des Mönchswesens §. 40. durchaus zu spät kommt. Wir hätten sie lieber auf §. 26. folgen lassen; denn das Wenige, was hier etwa vorausgenommen werden mußte, kann gar nicht in Rechnung kommen gegen das außerordentlich Viele, was dort (§. 40.) der Verf. nachzuholen sich genöthigt sieht. Das stört aber in diesem Falle darum doppelt, weil das Mönchswesen in die frühere Zeit schon außerordentlich tief eingreift, auch vom Verf. selbst unvermeidlicherweise vorher bereits mannichfaltig (z. B. S. 140. schon Rüge der Gräuel der Klosterwelt) erwähnt wird, ohne daß wir lange Zeit hindurch etwas Genaueres und Zusammenhängenderes darüber erfahren. — Daß wir überhaupt aber das Ganze der christlichen Kirchengeschichte bei unserem Verf. nicht organisch genug wachsen sehen, das haben wir oben schon in unserem allgemeineren Urtheile angedeutet. —

Jetzt nur noch Einzelnes darüber, was etwa von geschichtlichen Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten in dem Buche vorkommt, oder was des Wissenswürdigeren der Verf. ganz ausgelassen hat.

Allgemeine Feier des Weihnachtsfestes und besondere Hervorhebung des Himmelfahrts- und Pfingsttages bekanntlich erst im 4. Jahrhundert, was S. 23. genauer zu bemerken war. Auch hätte hier etwa, oder später am geeigneten Orte, der Kreislauf des ganzen christlichen Kirchenjahres, mit seinen mannichfaltigen Sonn- und Feiertagen (und zwar nicht bloß den in die evangelische Kirche übergegangenen), mit dem ganzen christlichen Kultus so tief in das Leben der Vergangenheit und Gegenwart eingreifend, eine besondere kurze Gesammtdarstellung des Verf.'s verdient. Wir hören aber von demselben nur gelegentlich etwas und nur sehr wenig darüber. — Auch Thiele hält noch (S. 23. 24.) den so oft wiederholten Irrthum fest, als hätte die Muttergemeinde zu Jerusalem eine vollständige „Gütergemeinschaft“ gehabt und als wäre

sie aus diesem Grunde verarmt. — Als Wahn der Judenchristen mußte (S. 32.) nicht das hervorgehoben werden, daß „jüdische Gebräuche,“ sondern daß überhaupt Gesetzeswerke zur Seligkeit nothwendig seien. — Ueber die Gnostiker wird (S. 33.) für gebildete Leser, denen wir das Buch doch gar gern in die Hände geben möchten, zu wenig gesagt. — „Asketen, d. h. Enthaltsame“ (S. 34.) ist eine ungenaue Wortübertragung; richtiger: Kämpfer. Eine ihrer Hauptwaffen in den geistlichen Kampfsübungen aber war allerdings bekanntlich die Enthaltsamkeit. — S. 106. wird zum ersten Male die „Messe“ erwähnt, und dann wieder S. 237.; wir erfahren aber an beiden Orten nicht das Geringste darüber, was für eine Bewandtniß es damit hatte. Der Leser, der nicht so schon von der Sache weiß, ist demnach ganz außer Stande, auch nur einigermaßen über den Gegenstand zu urtheilen oder auch nur des Verf.'s Urtheil in sich aufzunehmen. Derselbe Uebelstand bei der Rüge der Transsubstantiationslehre (S. 141.). — Von dem mittleren Italien heißt es S. 108.: „welches noch immer (in den Zeiten Pipins) zum griechischen Kaiserthum gehörte;“ der Verf. hat aber früher noch gar nicht berichtet, daß und wanneher dieser Landstrich an die griechischen Kaiser gekommen war. Auch konnte er hier ganz kurz die bekannten Fakta von der Theilung des römischen Reiches und von dem Untergange des abendländischen erwähnen, das nachher (493 — 554) die Ostgothen beherrschten. „Seitdem nun aber,“ mußte der Verf. dann fortfahren, „die entfernt lebenden griechischen Kaiser dem Namen nach Oberherren jener Landstriche Italiens geworden waren, hob sich auch die weltliche Macht der Päpste, deren auszeichnender Name sich gleichfalls aus jener Zeit herschreibt.“ Alles sehr bekannte Sachen, aber der Verf. durfte sie nicht übergehen, um die Uranfänge der päpstlichen Macht möglichst vollständig nachzuweisen. — Der Erzählung von den Kreuzzügen hätte er §. 28. eine kurze Darstellung der früheren Wallfahrten und der damit zusammenhängenden Geschichte Palästina's, insbesondere Jerusalems, seit Constantins Zeiten, voranschicken sollen. — S. 189. werden die Albigenser eingeführt, ohne daß wir erfahren, woher sie kommen und was für eine Bewandtniß es mit ihnen hat. Dem war mit wenigen Worten abzuhelfen. — S. 204. erwähnt der Verf. das Wort Kaiser Friedrichs II.: „Kein Papst kann Ghibelline (hohenstaufisch gesinnt) seyn;“ aber er hat uns bis dahin weder von Hohenstaufen noch von Ghibellinen etwas gesagt. Auch das konnte mit wenigen Worten geschehen. — Bei Erwähnung des „Interdiktes“ (S. 234.) hätte auf das wichtige über England verhängte (S. 183.) zurückgewiesen werden sollen. — S. 245. behauptet

Digitized by Google

der Verf. offenbar zu viel, wenn er sagt: „Wäre das (Baseler) Koncil jetzt (1439) von der weltlichen Macht unterstützt worden, so hätte sich Alles zu einem guten Ende geneigt;“ ja eine bald darauf folgende Bemerkung (S. 246.: „Was hätte es nun am Ende geholfen“ u. s. w.) giebt dies auch selber zu. — Sind Luthers Eltern wirklich (wie auch unser Verf. S. 278. nacherzählt) nur eben zum Jahrmarkte in Eisleben, übrigens aber noch zu Möhra (im Meiningischen) wohnhaft gewesen, als ihr berühmter Sohn in Eisleben geboren ward? Es ist bekanntlich zweifelhaft gemacht worden. — S. 400.: „Mystiker.“ Aber nirgends Erklärung dieses so oft mißverstandenen Namens. Joh. Arndt und Jak. Böhme werden §. 68. zwar als höchst verschiedene Männer (richtig) dargestellt, aber doch in der Ueberschrift fälschlich Beide unter dem Namen „Mystiker“ zusammengefaßt. — S. 442. ist von dem (traurigen) Kriegsruhme Ludwigs XVI. die Rede; aber nicht „er,“ sondern seine Generale hatten bekanntlich diesen beklagenswerthen Ruhm für ihn eingeerntet. — S. 459. heißt es nicht gut: „und das Fortbestehen des edeln Werkes (des hallischen Waisenhauses) wurde dadurch, daß der Staat es übernahm, für alle Folgezeit gesichert.“ Wohl besser: — — wurde späterhin dadurch, daß der Staat die Verwaltung dieser großen Anstalt übernahm, zunächst mit gegen äußere Unfälle geschützt, welche Francke's fromme Stiftung hätten treffen können, wenn die Forterhaltung des Ganzen (äußerlich betrachtet) der freien Milde der Christen folgender Zeit allein überlassen worden wäre. — S. 469. konnte der Verf. ganz kurz 1638 als Jansenius Todesjahr und S. 470. das Jahr 1687 als dasjenige anführen, in welchem Quesnel's N. Testament, von dessen Herausgabe dort ausdrücklich die Rede ist, zuerst vollständig erschien. — Die neuesten blutigen Verfolgungen der Protestanten im südlichen Frankreich begannen nicht erst 1815, wie der Verf. S. 488. berichtet, sondern leider schon 1814 aufs Aergste. — S. 500., wo die 1828 erfolgte Aufhebung der bekannten Testakte vorkommt, hätte auf S. 427. zurück verwiesen werden sollen, damit der ununterrichtete Leser sich sofort wieder bewußt würde, welche Bewandtniß es mit dieser 1673 gegebenen Testakte hatte. —

Als (nicht angezeigte) Druckfehler betrachten wir, daß S. 54. als das Jahr, mit welchem die Christenverfolgungen in Persien begannen, 443 statt 343, ferner S. 464. als Todesjahr des englischen Deisten Woolston 1783 statt 1733, und S. 470.

als Erscheinungsjahr der Bulle Unigenitus 1713 statt 1711 angegeben steht. So auch S. 434.: „schon von Cromwell's Zeiten,“ unstreitig statt: schon vor Cromwell's Zeiten — richteten die nach Nordamerika übersiedelten Engländer ihr Augenmerk auf die Bekehrung der heidnischen Eingeborenen. — Außer diesen und den 30 (S. 512.) angeführten Druckfehlern haben wir in dem ganzen Buche nur äußerst wenige (den Sinn nicht entstellende) bemerkt, was wir gleich hier mit erwähnen wollen. —

Die Sprache des Verf.'s mußten wir im Eingange unseres Berichtes mit voller Ueberzeugung sehr loben; jetzt, zum Beschluß der speciellen Ausstellungen, noch Einiges, was uns in dieser Beziehung tadenswerth erschienen ist. S. 99.: „Er (der Friesenkönig Radbod) achtete das Christenthum nur als ein Mittel zur Unterwerfung unter die Franken.“ Besser: Er argwöhnte, die Franken gebrauchten das Christenthum nur als ein Mittel, sich die Friesen zu unterwerfen. — Daß der Verf. S. 131. den Methodius einen „mühseligen Mann“ nennt, weil er mit mühevoller Berufsarbeit überhäuft war, ist nach Matth. 11, 28. nicht zu billigen. —

Manche andere Stylfehler und schiefe Wendungen übergehen wir, um unsere Anzeige nicht zu weit auszudehnen. Auch kommen kleinere Sprachwidrigkeiten vor, wie: er gelüstete; der Frieden, der Glauben; es kam ihnen eine Furcht an; an Christum irre werden; „zumal,“ wo bald „überdies,“ bald „besonders“ u. dergl. stehen sollte; „bethätigt“ statt „beschäftigt;“ „über die Reinheit der Lehre vergaß man“ u. s. w. — Provinzialistische Eigenthümlichkeiten, wie „hintendrein“ (statt dessen der Verf. zuweilen wenigstens „hinterdrein“ schreibt, noch weit öfter aber „späterhin“ oder „nachher“ hätte sagen sollen) stören zuweilen in sonst trefflicher Darstellung. Sehr kräftig ist der Provinzialismus (S. 235.) „die Bresthaften,“ aber der norddeutsche Leser kann nur errathen, daß es die Schwachen, die Kranken bedeuten soll. — —

Durch alle vorgedachten Ausstellungen haben wir dem Verf. nur einen Beweis geben wollen, mit welcher Theilnahme wir sein Werk gelesen haben. Wir würden uns sehr freuen, es unter gebildeten Christen weit verbreitet zu sehen. —

Ein ziemlich vollständiges Sach- und Personenregister (S. 513 — 518.) beschließt das Ganze. — Druck und Papier sind ausgezeichnet schön. —

X.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger C. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben

von

Dr. A. Tholuck.

№ 41 — 80.

Zweite Hälfte des Jahrgangs

1841.

Halle,
Eduard Anton.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Digitized by Google

die Augsburgische Confession. Nebst erneuerter Untersuchung der Verbindlichkeit der Symbole und der Verpflichtung auf dieselben. — 3) Rudelbach, A. G., amtliches Gutachten über die Wiedereinführung der Katechismus-Examina im Königreiche Sachsen, nebst historischer Erörterung der Katechismus-Anstalten in der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands. Nr. 72—75.

Alttestamentliche Geschichte. — Hengstenberg, E. W., die Bücher Mosis und Aegypten nebst einer Beilage: Manetho und die Hyksos. Nr. 74—76.

Religionsphilosophie. — Conradi, C., Christus in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Drei Abhandlungen als Beiträge zur richtigen Fassung des Begriffs der Persönlichkeit. Nr. 76. 77.

Geschichte der Homiletik. — Paniel, L. Fr. W., pragmatische Geschichte der christlichen Beredtsamkeit und der Homiletik von den ersten Zeiten des Christenthums bis auf unsere Zeit. 1, 2e Abth. Bis Chrysostomus und Augustinus. Nr. 78.

Staatsrecht der protestant. Kirche. — Die Kniebeugung der Protestanten vor dem Sanctissimum der katholischen Kirche in dem bayerischem Heere und in der bayerischen Landwehr u. s. w. Nr. 79. 80.

Praktische Theologie. — Saat und Ernte. Eine Zeitschrift auf dem Gebiete der speziellen Seelsorge. Herausgeg. von A. H. Th. Thym und J. H. L. Schröder. 1r Jahrg. 1s Heft. Nr. 80.

Christliche Poesie. — Scheele, C., der Christenjüngling. Ein Gedicht. Nr. 80.

Kurze Notizen.

Miscelle. — Praktische Ansicht des Dekalogus zu Nr. 39 u. 40. des litter. Anzeigers 1840. Nr. 73.

Ausgaben des Neuen Testamentes. — Novum Testamentum graece ed. G. C. Knapp, ed. V. — Novum Testam. graece ed. A. Hahn post J. A. H. Tittmann. Nr. 77.

Halle, gedruckt bei Ed. Heynemann (Grunertsche Buchdruckerei).

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 2. September. **Nr. 54.** 1841.

Biographieen.

(Fortsetzung.)

2) Leben und Lieder von Paulus Gerhardt. Herausgegeben von E. C. G. Langbecker. Mit Gerhardt's Bildniß, einem Facsimile seiner Handschrift und neun Musikbeilagen. Berlin 1841. Verlag der Sander'schen Buchhandlung. (G. E. Reimer.) Pr. 2 Thlr. 20 Sgr.

Es giebt gewisse Bücher, deren Titel man nur zu sehen braucht, um sie von Herzen willkommen zu heißen in der litterarischen Welt. Zu diesen wenigen gehört auch das eben genannte Buch. Wir halten Gerhardt für den eigentlichen Repräsentanten der deutschen geistlichen Liederdichtung, hat doch in ihm der wilde Strom, der aus Luthers Felsennatur rinnt, ein regelmäßiges Bett mit Ufern voll Rosen, Jasmin und Veilchen gefunden, die er nur zu gewissen Zeiten und auch dann nur für eine kleine Weile mit seinen vom Schnee der Gebirge angeschwollenen Wogen überschwemmt. Der Grundton seiner Lieder ist immer ein „Nehmt weg das Stroh, nehmt weg das Heu, Ich will mir Blumen holen, Daß meines Heilands Lager sei Auf Rosen und Violen," dazwischen tönt nur von Zeit zu Zeit ein „Ist Gott für mich, so trete Gleich alles wider mich, So oft ich ruf' und bete Weicht alles hinter sich." Die Lieder Luthers möchten wir mit einer hohen Felsenkette vergleichen, auf der, tiefer nach dem Thale zu, auch allerdings manche wunderliebliche Alpenblume wächst, während uns die Lieder Gerhardt's wie ein liebliches Thal vorkommen, dessen Pfad sich aber auch zuweilen an schroffen Felsenwänden hinwindet. Gerhardt hat dem geistlichen Liede eine wahrhaft klassische Form gegeben und so ist er, cum grano salis verstanden, in Bezug auf Luther ungefähr dasselbe, was Raphael in Bezug auf Perugino ist.

Wir möchten aber Gerhardt nicht bloß um seiner vollendeten Form willen den Repräsentanten der geistlichen Liederdichtung genannt wissen, sondern auch wegen des Inhalts seiner Lieder, die sich so recht eigentlich im Leben bewegen. Nichts als Noth, Dank, Freude und Lobgeschrei in allen seinen Liedern. Es ist auch nicht ohne Grund, daß er sich so oft einen Psalm zur Bearbeitung wählt. Darum sind denn die Gerhardt'schen Lieder mehr als alle andere im Munde des Volkes, das für alle Lagen des Lebens bei ihm ein tüchtiges Wort findet, Balsam für jede Wunde, Weihe für jede Wonne. Wie vielen armen Seelen mögen die beiden Zeilen „Wenn ich einmal soll scheiden, So scheide nicht von mir" im letzten Schmerze durchgeholfen haben. Als Beleg, daß auch eine fremde Nation, obgleich sie selbst arm an geistlichen Liedern ist, unseren Reichthum zu würdigen weiß, und zugleich als Beweis, was für eine besondere Anziehungskraft Gerhardt, am meisten in jenem dem heil. Bernhardt nachgedichteten Liede hat, woraus die angeführten zwei Zeilen entnommen, stehe hier die beiläufige Bemerkung, daß Ref. Gelegenheit gehabt, mit einer Engländerin von nicht gemeiner Bildung die Meisterwerke unserer geistlichen Liederdichter zu lesen, und daß sie zwar von allen im höchsten Grade angesprochen, von den Gerhardt'schen aber ganz eingenommen und von dem „O Haupt voll Blut und Wunden" förmlich hingenommen worden. Dasselbe ist ihm noch mit einer anderen begegnet.

Doch wir wollen ja keine Kritik über Gerhardt's Beruf zum geistlichen Dichter geben. Darum zur Sache. Der Verf. hat es sich zur Aufgabe gestellt, eine möglichst vollständige, nach archivalischen Quellen bearbeitete Lebensgeschichte Paul Gerhardt's herauszugeben. Da aber, wie derselbe mit Recht behauptet, Gerhardt nur dann ganz verstanden werden kann, wenn man mit der Zeit, in welcher er gelebt und gewirkt hat, vertraut ist, so hat er auch manches Dokument mitgetheilt, das sich

Digitized by Google

nicht unmittelbar auf Gerhardt bezieht, sondern nur zur Schilderung seiner Zeit und zum allgemeinen Verständnisse derselben dient.

Hier müssen wir nun gleich dem Verf. das Zeugniß geben, daß er keine Mühe gescheuet hat, alle nur irgendwie auf seinen Gegenstand sich beziehenden Dokumente zu sammeln, so daß hierin gar nichts zu wünschen übrig bleibt; auch können wir ihn andererseits, was er zu befürchten scheint, keiner nutzlosen Breite beschuldigen, da das Interesse, ein deutliches Bild zu gewinnen von jener in so vieler Hinsicht merkwürdigen Zeit und vor allem von unserem Liederfürsten, der, wie Dante vom Homer sagt, wie ein Aar im Flug all' überwindet, da, sag' ich, dieses Interesse den rechten Leser trotz dem freilich sehr gedehnten Style jener Zeit immer bei gutem Muthe erhalten wird. Der Verf. enthält sich fast ganz der Kritik und läßt nur die Dokumente reden, ein Verfahren, das wir zwar weit entfernt sind als den höchsten Grundsatz jedweder Geschichtschreibung aufzustellen, indem die Interessen der Menschheit uns nicht gleichgültig seyn können oder wenigstens sollen, das aber doch viel rathsamer ist, als unverständiges Raisonniren.

Die öffentlichen Dokumente beginnen mit dem Schreiben des Churfürsten Friedrich Wilhelm an das berlinische Konsistorium, worin er demselben befiehlt, den beiden Ministeriis zu Cölln und zu Berlin anzudeuten, daß seine beiden reformirten Hofprediger nebst dem Rektor des joachimsthalischen Gymnasiums sich mit ihnen vergleichen sollten, „ob denn in den Reformirten Confessionibus publicis und sonderlich, welche in seinem jüngsten Edicto (vom 2. Juni 1662) vornehmlich benennet seien, etwas gelehret und bejahet worden, warum der, so es lehrt oder glaubt und bejaht, judicio divino verdammt sei?" Von Seiten des Cöllner Ministeriums ward dies ausgeschriebene Colloquium angenommen, nur das Berliner sträubte sich und Paul Gerhardt gab nach Aufstellung der rationes pro colloquio und contra in der conclusio sein Votum dahin ab, daß es in einer demüthigsten Supplikation abzulehnen sei, indem er unter andern als Grund dazu beifügte: „Man will uns durch dieses Colloquium zu einem solchen Frieden bringen, wie die Reutlinger mit den Marpurgern gemacht haben, da nehmlich die Reformirten bei ihren vorigen Lehrpunkten verbleiben, und doch gleichwohl die Lutheraner sie vor Brüder erkennen und annehmen sollten." Und da hatte er freilich Recht. Es kann nicht unsere Absicht seyn, den Dokumenten über die weitläufigen Verhandlungen Schritt für Schritt zu folgen, da sie mit wenigen Unterbrechungen an 200 Seiten einnehmen. Aber enthalten können wir uns nicht, einige Stellen auszuheben, die auf den ächtlutherischen Kerncharakter unseres Gerhardt, um den sich der ganze Streit drehet, einiges Licht zu werfen.

In einem Antwortschreiben Gerhardt's auf eine Erwiederung der Reformirten, worin man die Lutherischen der Umschweife angeklagt, heißt es: „Weil wir nicht wollen, wie unser Gegentheil will, so kann ihnen auch weder reden noch schreiben gefallen, sondern da mögen wir so rotunde und directe antworten, als wir wollen, so müssens doch überflüssige, vergebliche Worte, infinitae ambages etc. heißen, wenn wir sagten, die syncretisten wären rechtschaffene Leute und wir wollten auch solche werden, da würde es rotunde und directe geantwortet seyn, ungeachtet dergleichen Worte keines in der Reformirten Schriften stehet, und wenn wir auch gleich drei, 4 Bogen mit solchem Erbieten zubrächten, so würden doch das nicht ambages, sondern lauter laconismi und kurzgefaßte Kunstreden seyn."

In einer anderen Antwort sagt er: „Eine solche tolerans wie die Reformirten bisher bei uns gesucht haben, werden wir ihnen nimmermehr und in Ewigkeit nicht willigen, haben ihnen dieselben auch schon einmal publice platt und glatt abgeschlagen und dürfte deßhalben solchen Eilens ganz und gar nicht; denn ehe wir aus dem articul de coena domini et puncto oralis manducationis herauskommen, werden wir ihnen so viel remonstriren, daß weder wir sie für Brüder und Glaubensgenossen annehmen, noch sie unsere Brüderschaft begehren."

Wer hört nicht durch den schrecklichen Kanzleistyl jener Zeit die Luther'sche Kraftsprache hindurch! Aber diese ehrenwerthe Entschiedenheit wurde, wie das den Lutheranern zu allen Zeiten begegnet ist, für bloße Hartnäckigkeit ausgelegt, denn die Reformirten dachten, wie Göthe sagt: „Aber unsre Parthei freilich versteht sich von selbst." Zudem ist es aus dem Geiste des Reformirtenthums sehr erklärlich, warum die Anhänger desselben in der That nachgiebiger seyn können, als die Lutheraner. Durch das ganze Lutherthum zieht sich anerkannterweise ein gewisser Realismus hindurch, der, an dem einfachen Wortsinne festhaltend, neben dem vergeistigenden und verflüchtigenden Idealismus des Reformirtenthums starr erscheinen muß. Von einem „es bedeutet" aus ist freilich die Annäherung leichter an ein „es ist," als umgekehrt von einem „es ist" an ein „es bedeutet," indem nur das letztere etwas zu verlieren hat. Weil aber eben im Abendmahlsstreite die reformirte Auffassungsweise sich koncentrirt, so wollte auch Gerhardt aus diesem Artikel nicht so bald herausgehen.

Es ist allbekannt, daß nach vielem vergeblichen Hin- und Herreden der Churfürst ein Edikt ergehen ließ, worin er den Predigern von reformirter und lutherischer Seite das „bisherige unchristliche richten,

Digitized by Google

verlästern, verketzern und verdammen" verbietet, und den Gebrauch des Exorcismus in das Belieben der Aeltern stellt. In dem letzteren Punkte tritt der vorbemerkte Idealismus des Reformirtenthums in seinem Ursprunge, dem Subjektivismus, deutlich hervor, und daß bei solchem Subjektivismus keine Kirche bestehn kann, ist auch klar. Was aber den ersten Punkt betrifft, so lassen wir Gerhardt selbst darauf antworten: „Es sollten mir Formula Concordiae nicht ganz und jar genommen seyn, sondern thesis und antithesis sollten frey bleiben, Nur allein der denominationum und condemnationum oder anathematismorum sollte ich mich enthalten, sed resp.

1) Nach Lutherischer Meinung gehören die Condemnationes und anathematismi, auch mit zur Antithesi, Ja sie selbst seindt selbst die Antitheses in unterschiedlichen articuln.

2) Seind solche anathematismi ein Stück und Zu Vor ein Vornehmes Stück Formulae Concord., Welches, Wann ich es fahren lasse, Behalte ich mein Bekändtnüß nicht ganz sondern nur halb, Ein halb Bekändtnüß aber ist Kein Recht Bekändtnüß.

3) Kann unß in solchen anathematismis und denominationibus gar nichts Böses gezeiget werden, Böse hingegen finden wir das zu seyn, daß wir unß solche Elenchos sollen nehmen und verbiethen laßen, Denn da müsten wir uns ein sehr großes an unsern Bekändtnüß nehmen und Verbiethen laßen, Sein Bekändtniß aber, zu welchem man von Jugend auff gezogen und gewiesen worden, Im welchem man auch von Jugend auff vor Gott und vor der Welt mit guten gewissen gewandelt hat, Von welchem unß auch der Geist Gottes in unsern Hertzen Zeugniß giebet, daß es recht und gantz heilig und christlich sey, Solch Bekändtnüß sag ich, Dahingeben und von sich legen sollen, und zwar unter dem Namen eines Schmäh, Schand und Läster Buchs. Das ist doch ja ein großes harttes und schweres Werk.

Auf diese Weise konnte Gerhardt, wie sich von selbst versteht, den geforderten Revers nicht unterschreiben, und der Churfürst war schon zu weit gegangen, als daß man hätte erwarten können, er würde jenem die Ausstellung des Reverses erlassen. So half denn auch die Verwendung der Stände, des Magistrats und der Bürgerschaft nichts. Das Schreiben der letzteren an den Magistrat, worin die Bürgerschaft denselben auffordert, bei dem Churfürsten Fürbitte einzulegen, ist äußerst beweglich. Es heißt daselbst unter anderem: „Worüber (über die Forderung des Reverses bei Amtsentsetzung) wir dann dermaßen bestürzet und erschrocken worden, daß wir noch nicht wissen, ob Wir in der Welt oder außer der Welt leben, dann alles das unserige was wir umb undt angehabt, haben wir fast dahingegeben, undt in solcher großen Gedult gegen Sr. Churfürstl. Durchlaucht uns allemal so gehorsambst erwiesen, daß wir auch nach unserm Tode den Namen der Trewen Märker behalten wollen, Aber nunmehr weil unß auch das Herz angegriffen undt die treuen Seelsorger undt Prediger unserer Religion entzogen werden, welches uns dann so hart angehet, daß wir fast ohnmächtig darüber werden möchten. Niemandt von allen unsern Predigern hat sich wieder Sr. Churfürstl. Durchl. oder deren Religion unverantwortlicherweise gesezet, Ist etwa discurs, colloquium oder Lehrung nach unsern Glaubens-Articuln vorgangen, so ist ja solches zu Keiner Beschimpfung, sondern nur Zu erforschung der Wahrheit, undt Beruhigung des Gewissens, dahin Christus uns alle weiset, ansehen gewesen."

Aus dem letzten Satze gehet auch hervor, in welchem Sinne Gerhardt der condemnationes und anathematismi sich nicht entschlagen zu dürfen meinte, und daß sie von den Gegnern in einem gehässigen Sinne gefaßt wurden. Gerhardt selbst spricht sich in dieser Beziehung folgendermaßen aus. Nachdem er von einer guten Moderation gesprochen „so da entgegengesetzt wird den fleischlichen Affekten und allzuhitzigen Bewegungen des Gemüthes, da ein Prediger, wenn er Gottes Straff Ambt führet, sein eigen gifft und Galle einmenget," fährt er fort: „Eine böse Moderation aber ist diejenige, so da entgegengesetzt wird dem Luthrischen Elencho confessionali publico, Welcher in der denominatione und condemnatione falscher Lehrer und Lehren besteht, da man sich Elenchi begiebet und denselben durchauß Keines Weges gebrauchen Will, Darumb weil ihn gegentheil vor Injurien und Calumnien und Vor ein unchristliches Ver Kätzern und Verdammen helt, Jener ersten Moderation hab ich mich je und all Wege beflißen, zu der andern abern Letzten habe ich mich mein Lebtage nicht Verstanden, Es ist auch dieselbe niemals von mir geleistet werden."

Endlich schien es doch, als ob der Churfürst, der, vielleicht durch feindselige Verläumdung, eine üble Meinung von Gerhardt's Charakter hatte, seine Meinung verändert hätte. Er ließ dem Magistrat anzeigen: „Daß, weil er von Paul Gerhardt's Person keine Klage außer der vernommen, daß er den Edikten zu subscribiren sich entzogen, Se. Churfürstl. Durchlaucht aber davor halten müßten, daß er die Meinung der Edikten nicht recht begriffen hätte: so wollten Sie ihn hiermit plene restituirt und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben verstattet haben!!" —

Allein Gerhardt hatte die innerste freilich versteckte Meinung des Ediktes recht wohl begriffen, er wußte nur zu gut, daß es auf Untergrabung der Konkordienformel abgesehen sei, auf die er beim An-

Digitized by Google

tritt seines Amtes im Namen der Trinität geschworen hatte, deßhalb fühlte er sich auch in seinem Gewissen gebunden, die Gnade des Churfürsten abzuweisen, da derselbe, wie Gerhardt an den Magistrat schreibt, der Zuversicht lebte, er würde sich dennoch den Edikts gemäß zu bezeigen wissen. Das hieß auch freilich mit einer Hand geben und mit der anderen nehmen.

Wenden wir uns nun von dem ersten Theile des Buches, von dem Leben Gerhardt's, zu dem zweiten, zu den Liedern. Der Verf. hat eine kritische Ausgabe derselben beabsichtigt und zu dem Ende die von Ebeling 1666 und 1667 in Folio herausgegebene Sammlung der Gerhardt'schen Lieder zum Grunde gelegt, so wie die nach dem hinterlassenen Manuscripte des Dichters von dem Superintendenten Feustking zu Zerbst 1707 veranstaltete Ausgabe daneben gehalten. Er ist dabei ganz der Ebeling'schen Abtheilung in 10 Dutzend ohne besondere Rücksicht auf den Inhalt gefolgt. Am Ende der meisten Lieder stehen einige litterarische Motive über Veranlassung, kirchliche Aufnahme u. s. w.; nicht selten auch eine kurze Charakteristik des Liedes, wie sie sich in diesem oder jenem Gesangbuche, in dieser oder jener Sammlung findet; ja zuweilen selbst eine Erwähnung des Segens, den das Lied auf das Herz oder Gemüth namhafter Personen ausgeübt hat. Daß der Verf. dem Grundsatze, weder in orthographischer noch in lexikalischer und grammatischer Hinsicht zu ändern auch hier treu geblieben, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden. Die im Titel erwähnten neun Musikbeilagen enthalten zwölf Originalmelodien, in ihrer ursprünglichen Form, welche von Zeitgenossen Gerhardt's (Crüger, Ebeling, Hintze zu mehreren seiner Lieder komponirt wurden, und welche zum Theil noch jetzt in unseren Kirchen gesungen werden. Das Buch ist 820 Seiten stark, Druck und Papier ist vortrefflich.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogik.

Der Gehorsam in der Erziehung von Fr. Wilh. Mende, Oberpfarrer in Seidenberg und der Oberlausitz. Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz wirklichem Mitgliede. Halle, bei Eduard Anton. 1840. Pr. 15 Sgr.

Die Veranlassung zur Abfassung dieses Werkchens giebt der Verf. so an: „Ich hatte mir keineswegs vorgenommen, den Gehorsam in seiner Bedeutung für die Erziehung in einem eigenen Schriftchen zu besprechen; aber der Paragraph, welcher in einer umfassenden pädagogischen Schrift, an der ich seit mehreren Jahren schon arbeite, diesem Gegenstande gewidmet war, wuchs mir unter den Händen so an, daß ich mich wohl entschließen mußte, ihn als Monographie dem Publikum zu übergeben. Es mag daher dieser Versuch zugleich als Vorläufer jenes größeren Werkes gelten und ihm, wenn er sonst dazu geeignet ist, die Bahn brechen."

Wir müssen dem Verf. von vorn herein das Zeugniß geben, daß er nicht etwa bloß sich hingesetzt und über das Wesen der Erziehung nachgedacht hat, sondern daß er sich wirkliche Erfahrungen in diesem Fache gesammelt hat. Er kennt das wahre Ziel aller Erziehung, er weiß den Weg, der dahin führt und ist auch mit den eigenthümlichen Hindernissen, die sich dem Erzieher entgegen stellen, bekannt, d. h. er kennt das menschliche Herz. An diesen drei Dingen fehlt es bei den meisten unserer gefeiertesten pädagogischen Schriftsteller, daher die vielen Schiefheiten und Unrichtigkeiten. Der Verf. stellt den Gehorsam, wie es schon der Titel des Buches vermuthen läßt, in den Mittelpunkt der Erziehung und weist darauf hin, wie der Gehorsam gegen den Erzieher zum Gehorsam gegen den Staat und den Herrn aller Herren führe. Das wird nicht bloß von denjenigen, die in der Gewöhnung zu absolutem Gehorsam den Untergang der Freiheit fürchten, sondern auch von Leuten, die sich einer besseren Erkenntniß erfreuen, noch immer zu wenig erkannt, namentlich in der Praxis. Und freilich Praxis und Theorie sind, wie überall, so vornehmlich hier zwei verschiedene Dinge. Hier kommt die eigene Mangelhaftigkeit mit ins Spiel und wirft oft alle schöne Maximen mit einem Male über den Haufen. Daher kommt es, daß die besten pädagogischen Schriften an und für sich keinen Menschen zu einem guten Erzieher zu machen im Stande sind, indeß, wer einmal Geschick und guten Willen hat, den können sie wenigstens in Grundsätzen aufklären und befestigen; und darum empfehlen wir obiges Schriftchen, denn es ist voll von wichtigen Bemerkungen und Winken. Der einzige Tadel, den wir in Bezug darauf uns auszusprechen erlauben, ist eine etwas zu weitschweifige Darstellungsweise. Möge uns der Verf. recht bald mit seinem größeren pädagogischen Werke erfreuen! —

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 7. September. **Nr. 55.** 1841.

Alttestamentliche Kritik.

Die 7 Gruppen mosaischer Gesetze in den 3 mittleren Büchern des Pentateuchs. Ein Beitrag zur Kritik des Pentateuchs von E. Bertheau, Privatdocenten in Göttingen. Göttingen 1840. XVIII u. 312 S. 8. Pr. 1 Thlr. 10 Sgr.

Auf dem Gebiete der biblischen Kritik ist die Frage über den Ursprung des Pentateuchs gewiß eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste. Nun fehlt es zwar nicht an Versuchen diese Frage zu lösen, aber daran fehlt gar viel, daß man zu einem auch nur einigermaßen befriedigenden Abschluß gekommen wäre. Im Gegentheile scheint sich die Sache durch jede neue Untersuchung noch mehr zu verwirren. Woher kommt das? Weil die Kritiker des Pentateuchs in dem Pentateuch selbst nicht heimisch sind. Es ist dies ein allgemeiner Fehler unserer Kritik. Man vergleiche nur einmal unsere Einleitungswissenschaft, den Tummelplatz der Kritik mit dem Stande der profanen Litteraturgeschichte; und um ein Beispiel zu nennen de Wette's Abschnitt über Jesaias mit Bernhardy's Paragraphen über Livius. Hier wird man ein wirkliches Eingehen in den Geist des Schriftstellers finden, dort aber ein langes Reden über allerlei Aeußerlichkeiten, welches eher alles Andere heißen mag, nur nicht Einleitung. Schon um deßwillen wird vorliegendes Buch unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Denn der Verf. erklärt gleich von vornherein in der Zuschrift an seinen Lehrer Ewald: „Der Pentateuch, wie er uns vorliegt, bildet ein Ganzes, eine Einheit. Aufmerksamkeit und Kräfte sind vorzugsweise darauf zu richten, den Plan, nach welchem sein Inhalt geordnet ist, nachzuweisen, und seine Zusammensetzung zu erklären." Diese Erklärung wird durch folgendes Geständniß noch interessanter: „Lange Zeit hindurch bin auch ich bemüht gewesen, eine Verschiedenheit in den einzelnen Abschnitten aufzusuchen, weil ich Plan und Zusammenhang in dem Pentateuch vergeblich suchte und der Meinung ward, daß er aus vielen einzelnen, lose aneinander gefügten Stücken bestehe und daher diese von einander zu scheiden für den ersten Schritt zum Verständniß seiner Zusammensetzung hielt." S. 289. Aus der hier ausgesprochenen Richtung seines Studiums ist obige Schrift als Erstlingsfrucht hervorgegangen. Und welches ist das Resultat? Dieses, daß sich in den 3 Büchern, die man κατ' ἐξοχήν das Gesetz nennen kann (denn Genesis enthält Geschichte und Deuteronomium, nicht Gesetze sondern Reden Mosis vergl. 1, 1.), die einzelnen Gesetze, wie der sogenannte Dekalog, nach der Zehnzahl an einander reihen, daß weiter diese Reihen von Dekalogen sich nach der Siebenzahl zu einer Gruppe abschließen, und daß endlich dieser Gruppen von 7 × 10 Geboten gerade 7 vorhanden sind. Die gefundenen 7 Gruppen sind folgende: Die erste beginnt mit dem vor Alters sogenannten Dekalog Ex. 20. und schließt mit dem 7ten Dekalog über die Feste. Ex. 23, 14 — 19. Diese Gruppe ist sehr bestimmt markirt, sie enthält die Gesetze, welche Moses in das Buch schrieb und auf deren Grundlage der Bund zwischen Jehova und Israel feierlich besiegelt wurde. Ex. 24, 1 — 11. Die 2te Gruppe befaßt die Gesetze über das Heiligthum, dessen Geräthe, die Kleidung und Einweihung der Priester. Ex. 25 — 31, 11. Die 3te Gruppe ist die Opferthora. Lev. 1 — 7. Die 4te giebt die Gesetze über die Unreinigkeit und die Tilgung derselben. Lev. 11 — 16. Die 5te hat die Ueberschrift: Israel soll das heilige Volk seyn. Lev. 17 — 20. Die 6te Gruppe giebt diejenigen Gesetze, mit denen sich die Offenbarung am Sinai vollendet. Lev. 20, 46., sie ist daher vermischten Inhalts und befaßt den Abschnitt Lev. 21 — 26, 2. Die letzte Gruppe besteht aus solchen Gesetzen, welche dem

Digitized by Google

Moses nach dem Aufbruche vom Sinai während des Zuges bis an die Ebenen Moabs und des Aufenthalts an diesem Orte vom Heiligthum aus (Num. 1, 1.) geoffenbaret wurden. Diese Gesetze sind daher theils Ergänzungen zu früheren Gruppen, theils neue Bestimmungen, auf welche schon früher hingedeutet worden. Deßhalb finden sich die 7 Reihen dieser Gruppe durch das Buch Numeri hindurch ziemlich zerstreut und zwar in folgenden Stellen: K. 15, 1 — 16. K. 19. K. 28 — 30. K. 35.

Je merkwürdiger und überraschender ein solches Ergebniß ist, desto argwöhnischer wird man dasselbe betrachten. So viele tausend Augen haben sich am Pentateuch müde gelesen und haben dieses kunstvolle Netz, dessen Nachweisung sich ausnimmt wie die Entdeckung einer Insel auf dem undurchforschten Weltmeer, nicht gefunden noch geahnet! Man wird denken: es ist eine Hypothese, „die gleich socialen Behauptungen in unserer Kritik, glänzt wie eine Seifenblase, die keine Berührung verträgt.“ Allein diese Besorgniß hat nach unserer Meinung keinen Grund, wir erklären uns mit dem obigen allgemeinen Resultate völlig einverstanden und durch die Nachweisung des Verf.'s befriedigt. Und wir wollen versuchen, den Leser ein wenig in die Untersuchung hineinzuziehen, damit er selbst urtheile. So verdachterregend das Resultat des Buches seyn mag, so gewinnend ist die ganze Form, in der es auftritt. — Wohlthuend ist gleich das Bekenntniß: „ich will es Ihnen gestehen, daß ich in meinen Vorlesungen über die Einleitung in das A. T. immer mit Furcht und Zittern daran gegangen, über den Pentateuch zu sprechen.“ S. III. Auf jeder Seite sieht man Spuren gründlicher Gelehrsamkeit und treuen Fleißes; die Sprache ist die einer gewissenhaften, scharfen und bescheidenen Forschung; der ganze Eindruck des Werkes ist edle Gediegenheit. Diesem allgemeinen Charakter entspricht die Untersuchung auch im Einzelnen. Es kommt natürlich vor allen Dingen darauf an, ob zunächst die dekadische Ordnung außerhalb des unbestrittenen Dekalogs in den Gesetzen auf völlig sichere Weise nachgewiesen werden kann. Dies ist von Hrn. B. in vielen Fällen auf unläugbare Weise geleistet worden. Gleich die 2te dekadische Reihe, die sofort das Vorhandenseyn des Systems darthut, ist auf das genügendste bewiesen. Sie findet sich Ex. 21, 1 — 11. Dieser Abschnitt ist durch Inhalt und Form abgeschlossen, er kündigt sich an als Anfang einer Sammlung von Satzungen. Nun zeigt Hr. B., daß sich hier gerade 10 deutlich hervorgehobene Anfänge finden, und zwar, daß das erste und 6te Gebot mit כִּי eingeleitet wird, und diesem zwiefachen כִּי jedesmal ein 4faches אִם entspricht. S. 21. So fängt in der 4ten

Reihe über Verletzungen (Ex. 21, 28 — 22, 16.) jedes Gebot mit כִּי oder וְכִי an, darauf folgt jedesmal ein Verbum im Imperfectum und auf dieses das verletzende Subjekt, und zwar wiederholt sich dieses 10 Mal. S. 31. In den Gesetzen über die Wohnung, welche sich in der 2ten Gruppe befinden (Ex. 26, 1 — 30.) wird der Imperativ „du sollst machen“ 10 Mal wiederholt S. 105.; und diesem Imperativ entspricht in dem Bericht von der Ausführung Ex. 36, 8 — 31. ein „machte.“ S. 107. Höchst frappant ist die Nachweisung der Zahlenverhältnisse in den Drohungen Lev. 26, 14 — 45. So wie die erste Gruppe, welche die Bundesgesetze enthält, mit Verheißungen schließt Ex. 23., so wird auch den 5 übrigen Gruppen der sinaitischen Gesetzgebung Ex. 25. — Lev. 25. ein prophetisches Siegel aufgedrückt. Auch in den Verheißungen Ex. 23 zeigt sich deutlich die Zehnzahl S. 73., aber auf eine viel bestimmtere Weise weisen die Drohungen Lev. 26. durch ihre Zahlen auf die vorhergehenden Gesetzesgruppen zurück. Auf das deutlichste treten 5 Stufen von Strafen hervor, für die erste werden 7 Strafen namhaft gemacht, und bei jeder folgenden heißt es: Jehova werde 7 Strafen hinzufügen. Fünf und Sieben sind also die charakteristischen Zahlen dieser Drohungen. Nun beziehen sich die Drohungen auf 5 Gruppen von Gesetzen, und jede Gruppe besteht aus 7 Reihen von Dekalogen. Was kann deutlicher seyn, als diese Correspondenz, welche zugleich die Gewähr für die Richtigkeit der früheren Zählungen und Abtheilungen leistet? S. 241. Solche Thatsachen beweisen unläugbar das Prinzip, auf welchem Hrn. Bertheau's Ansicht beruht, und kein Besonnener wird ihm das Recht streitig machen, auf einen solchen Grund hin auch da Zahlenverhältnisse zu suchen, wo sie sich nicht mit zwingender Nothwendigkeit aufdrängen. Wenn sich nun auf diesem Wege einfach und ungezwungen ein wohlgeordnetes und gegliedertes System der mosaischen Gesetze ergeben hat, ist da nicht dieses Resultat eine neue Gewähr für die Richtigkeit des Anfanges und des Verfahrens?

Je williger wir aber dem verehrten Verf. sein Hauptresultat zugestehen und ihm für seine Belehrung Dank wissen, um so mehr ist es Pflicht, über die kritischen Folgerungen, welche er aus seinem Ergebnisse ziehen will, unsere Bedenken auszusprechen. Auf Grund seiner gefundenen Anordnung korrigirt der Verf. mehrmal die jetzige Ordnung des Textes, der eklatanteste Fall kommt vor in der Gruppe über die Heiligthümer. Hier hebt er als einen sehr auffallenden Umstand hervor, daß der goldene Altar Ex. 30, 1 — 5. ganz aus seiner natürlichen Umgebung, nämlich Tisch und Leuchter Ex. 25, 23 — 30. S. 31 — 40. losgerissen, seine Stellung am Ende erhalten habe.

Digitized by Google

Diese Bedenklichkeit wird hauptsächlich dadurch vermehrt, daß sich zwar in der ganzen Gruppe 70 Gebote ergeben, aber während von 4 Dekaden nach der gewöhnlichen Weise jede ein Kontinuum bildet, die 3 übrigen durch den ganzen Abschnitt Kap. 25 — 31. zerstreut liegen. Hr. B. versucht nun eine Anordnung zu gewinnen, welche nach Anleitung von anderen Stellen, in denen die heiligen Gegenstände aufgezählt werden, vom Heiligsten zum minder Heiligen heruntersteigt. Dabei gelingt es ihm zugleich, die gewöhnliche streng dekadische Abtheilung herzustellen. Es ist nicht zu läugnen, daß diese kritische Operation mit vielem Geschick ausgeführt ist, und es ist kaum zu zweifeln, daß sie bei den herrschenden Grundsätzen der Texteskritik sich Beifall gewinnen wird. Um so mehr ist die Bescheidenheit, mit der sich der Verf. über seine Hypothese ausspricht S. 138. 144. anzuerkennen. Wir müssen aber bekennen, daß wir zuviel Respekt vor dem masorethischen Texte haben, als daß wir uns ohne die äußerste Noth zu einer Aenderung verstehen können. Das vorliegende Buch giebt einen schlagenden Beweis, daß es bei dem dermaligen Stande alttestamentlicher Exegese noch sehr gerathen ist, sich in vielen Fällen mit einem vorläufigen non liquet zu begnügen. Wir glauben hier jedoch noch etwas Anderes entgegensetzen zu können.

Es ist eine Beobachtung, die sich dem Ref. oft aufgedrängt hat, daß in der heil. Schrift die Ausbildung der Form hinter dem Gedanken zurückbleibt. Es gilt von jedem Wort Gottes was Christus sagt: „meine Worte sind Geist und sind Leben." Es ist hier eine Plerophorie des Geistes, welche des Inhalts so gewiß ist, daß sie sich nicht scheut, in der Form ungenau zu werden. Daher die vielfachen und ungeheuren Mißverständnisse der Schrift bei allen denen, welche, weil sie in den Geist nicht eindringen, von dem Buchstaben getödtet werden. Man könnte meinen, diese allgemeine Bemerkung leide auf unseren Gegenstand keine Anwendung, weil hier das Formale bis zum Extrem von äußerlichen Zahlenverhältnissen überwiegend sei. Allein eben auf dem Grunde dieses Formalismus zeigt sich jene Erscheinung hier um so auffallender. Um ganz sicher zu gehen, sehen wir einmal den von Allen anerkannten Dekalog darauf an. Hier sind die 10 Gebote, welche das **eine** Gesetz der Liebe nach seiner Zweitheilung in der Zahl des Abschlusses, der Zehn enthalten. Wenn nun auch die Zweitheilung einigermaßen durch die Zusätze der ersten 5 *) und durch das Fehlen derselben bei der anderen 5 äußerlich hervorgehoben ist, so fehlt doch für die weitere Abtheilung der einzelnen Gebote jedes Zeichen. Ferner bei dieser Summa des ganzen Gesetzes werden in der Wiederholung Aenderungen im Ausdruck (vergl. Ex. 29, 12. mit Deut. 5, 16. und Ex. 20, 14. mit 5, 18.) gar nicht gescheut. Endlich ist der Zusatz zum 2ten Gebot Ex. 20, 5. 6. sehr zu beachten. Daß dieser Zusatz einen allgemeinen Charakter hat, ergiebt sich aus Inhalt und Form, und aus den vielfachen Wiederholungen desselben. Wenn nun dies ein allgemeiner sich auf alle Gebote beziehender Gedanke ist, warum steht er nicht am Schlusse oder etwa beim ersten Gebot? Wie natürlich nach **unseren Begriffen** eine andere Stellung dieses Zusatzes sei, ersieht man recht deutlich aus Luthers Anordnung im kleinen Katechismus. Dies ist nur **ein Faktum von völliger Evidenz, an dem Eckstein des gesammten dekadischen Baues.** Das ist natürlich für die ganze weitere Betrachtung eben so gut festzuhalten und geltend zu machen, als das positive Ergebniß einer dekadischen Ordnung. Mit einem Wort, es geht hieraus hervor, daß es neben der großen Gebundenheit auch eine große Ungebundenheit giebt. Für diesen Satz lassen sich zahlreiche Belege anführen. Oft kommt der Fall vor, daß 6, 7 Gebote durch einen gleichmäßigen Anfang oder Schluß oder sonst ein äußerliches Zeichen deutlich abgetheilt erscheinen, die übrigen aber dieser Markirung entbehren. Nun giebt es zwar Fälle, in denen, wie Hr. B. richtig bemerkt, das in den meisten Geboten vorhandene Scheidungszeichen des Inhalts wegen nicht angebracht werden konnte. Allein wenn es eine **äußere Gliederung um jeden Preis** gegolten hätte, so hätte sich wohl leicht ein durchgehendes Zeichen dargeboten; auf jeden Fall hätte eine Formel wie etwa אני יהוה diesen Dienst leisten können. Instruktiv ist die Betrachtung des Dekalogs Num. 30, 2 — 17. Hier beginnen 7 Gebote mit אם und 2 mit כי, und das Fehlende sondert sich aus durch seinen selbstständigen Inhalt V. 10. Wie leicht hätte sich hier eine Gleichmäßigkeit entweder vermittelst des durchgehenden כי oder אם und eine leichte Veränderung im 10. Vers herstellen lassen! Es ist klar, daß der Verf., der ohne Zweifel die dekadische Reihe beabsichtigt, es verschmäht diese Anordnung überall **äußerlich** auszuprägen. In dieser Beziehung ist auch die von Hrn. B. angestellte Vergleichung der Vorschriften über die Heiligthümer mit dem Berichte über die Anfertigung lehrreich. Obgleich sich nämlich in dem letzteren unverkennbar der beabsichtigte Parallelismus mit den Dekaden der ersteren herausstellt, so fehlt es nicht an Abweichungen, die nur aus jener Sorglosigkeit erklärt werden können. Es ist nur

*) Es kann nämlich kein Zweifel seyn, daß **Hengstenberg**'s Authentie des Pentateuchs II. S. 605. mit Recht das Gebot von der Ehre der Eltern auf die erste Tafel versetzt.

Digitized by Google

Schade, daß Hr. B. diese Freiheit der Form nur unfreiwillig anerkennt, daß er sie überall nur als ein einzelnes Faktum aufnimmt, weil er nicht umhin kann, nicht aber dieselbe als eine allgemeine Ermäßigung der Zahlenordnung gelten läßt. Dadurch ist seine Ansicht von den Gruppen eine zu steife geworden; und in dieser Beziehung hätten wir manches Einzelne gegen ihn zu erinnern, was uns aber hier zu weit führen würde.

Wir kommen auf den oben angedeuteten Punkt zurück. Die zwiefache Schwierigkeit der gegenwärtigen Anordnung bestand ja in der scheinbar verfehlten Stellung des Räucheraltars, und darin daß die 3 letzten Dekaden durch den ganzen Abschnitt zerstreut liegen. Wie wäre es nun, wenn die angedeutete Freiheit hier einmal das dekadische Band so weit gelöst hätte, daß man nicht 3 × 10, sondern 30 zählen wollte? Es fehlt nicht an Beispielen, wo mehrere Reihen in einander fließen: Ex. 39. in derselben Gruppe ist 20 für 2 × 10 und Lev. 19. in der 5ten Gruppe 30 für 3 × 10 gezählt. Auffallend bliebe aber noch die Zerstreuung. Wenn nun aber diese absichtlich wäre? Es sind nämlich in den 30 Vorschriften vorzugsweise diejenigen Gegenstände befaßt, welche das äußerliche Substrat der Heiligkeit in Israel bilden: die Lade mit dem Sühndeckel, die beiden Altäre, der Tisch, der Leuchter, die Vorhänge. Ueber diesen Heiligthümern wird die Wohnung errichtet, und um diese konzentrirt sich aller Dienst der Priester. Mit Ausnahme von 3 untergeordneten Gegenständen, die in 4 Geboten absolvirt werden, den beiden Vorhängen und dem Umgang des Vorhofs, finden wir sie alle wieder beisammen in der Vorschrift über den Transport Num. 4, 1 — 14. Es sind nämlich diejenigen Theile, welche den Kahathiten zu tragen übergeben werden. Die 30 Gebote sind nun so vertheilt, daß sie den Anfang, die Mitte und den Schluß der ganzen Gruppe bilden, dadurch aber, daß sie nicht dekadisch abschließen, ist man genöthigt, jene 3 Punkte Anfang, Mitte und Ende fest zusammen zu halten. Es erscheint demnach diese Gruppe durchflochten von jenen 30 Geboten, so wie der Inhalt derselben das zusammenhaltende Band der übrigen Reihen ist. Es ist zuzugeben, daß dieses deutlicher und bestimmter hätte herausgebildet werden können. Allein nach den obigen Bemerkungen darf man dieses nicht als ausnahmslose Regel aufstellen. Mit Voraussetzung jener Freiheit läßt sich, meine ich, diese Konstruktion als beabsichtigt denken. An Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Ansicht durch die Rechtfertigung der Stellung des Räucheraltars. Auf die Vorschrift über diesen Altar folgt eine Verordnung über den bei einer Volkszählung zu leistenden halben Sekel für den Dienst des Heiligthums. Ex. 30, 11 — 16. Dadurch wird jene Vorschrift als Schluß bezeichnet. Demnach steht die Lade an der Spitze des Ganzen Ex. 25, 10 — 22. und der goldene Altar am Schlusse. Die Stellung der Lade hätte Hr. B. ja nicht antasten sollen. Nach der Bundschließung wird Moses auf den Berg gerufen, um die beiden Tafeln zu empfangen Ex. 24, 12., und nachdem ihm die ganze Vorschrift über die Heiligthümer mitgetheilt ist, werden ihm diese Tafeln übergeben 31, 18. Auf die Tafeln zielt hier also Alles hin. Die Lade ist aber eben um der Tafeln willen da Ex. 25, 16. 21. 22., und zwar so sehr, daß, um dies Verhältniß recht scharf zu bezeichnen Deut. 10, 1 — 4., das chronologische Verhältniß zwischen der Anfertigung der Tafeln und der Lade preisgegeben wird. Was ist demnach natürlicher und nothwendiger, als daß die Lade die vornehmste Stelle bekommt? Zu der Lade bildet der Räucheraltar den Gegensatz. Der ganze Kultus besteht nämlich in der regelmäßigen Begegnung Jehova's und Israels, diese Begegnung hat ihre vornehmsten Haltpunkte in der Lade und dem goldenen Altar; an die Lade ist die Gegenwart Jehovas geknüpft, in dem täglichen Rauchwerk auf dem goldenen Altar konzentrirt sich das Nahen der Gemeinde zum Throne Jehova's; Lade und Altar sind demnach die beiden Pole des Heiligthums. Demnach giebt es keine passendere Stelle für den Altar, als am Schluß. Daß diese Stelle nach dem Anfang als die Hauptstelle gilt, läßt sich durch Analogieen darthun. Ganz ähnlich ist in der Vorschrift über den hohenpriesterlichen Ornat Ex. 28. die Stellung des Schulterkleides und des Diadems. Jenes als das vornehmste Amtskleid eröffnet die Reihe, dieses als Träger der Inschrift über das Wesen des Hohenpriesters beschließt sie. Im Hauptdekalog ist das Verbot des Götzendienstes das erste, das Verbot der Lust das 10te. In der ersten Gruppe ist das Grundgesetz die erste Reihe, der Dekalog über die Feste Ex. 23, 14 — 19. macht den Schluß. Etwas gestört wird nun dieses Verhältniß durch das Hinzutreten von 3 Vorschriften über das Becken, das Salböl und das Rauchwerk Ex. 30, 18 — 38.

(Beschluß folgt)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck**. Verleger: **E. Anton**.

Digitized by Google

// Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 11. September. Nr. 36. 1841.

Biographieen.

(Fortsetzung von Nr. 34.)

3) Hilmar Ernst Rauschenbusch, weiland Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde Elberfeld, in seinem Leben und Wirken dargestellt durch handschriftliche Familiennachrichten; herausgegeben von W. Leipoldt, Pastor der evangelischen Gemeinde Unterbarmen. Barmen 1840, bei Steinhaus. 352 S. Pr. 25 Sgr.

Frisch und anschaulich wird das 70jährige Leben und Wirken eines ächten Gottesmannes vor Augen geführt, der während der Zeit der allgemeinen Gleichgültigkeit gegen das Evangelium in dem gesegneten Wupperthale, welches sogar damals noch mehrere Glaubenszeugen behalten hatte, als ein treuer Arbeiter dastand und noch jetzt daselbst in dankbarem Andenken lebt. Bis zum Antritte der akademischen Laufbahn geht die Selbstbiographie von Rauschenbusch, der übrige Theil des Buches ist aus Familiennachrichten von dem Herausgeber zusammengesetzt, der zuerst Schüler, dann Amtsgenosse des Verewigten war. In dem Zustande innerer Haltlosigkeit und religiösen Schwankens bezog Rauschenbusch die Universität Göttingen, aber weder die dortige Theologie von Michaelis und Leß, noch die verwässerte Leibnitz-Wolf'sche Philosophie waren im Stande, das rechte Licht und Leben in ihm anzufachen — nach zweijährigem Studium verließ er Göttingen mit einem inneren, unbefriedigten Drange und befangen in dogmatischen Irrthümern. In diese Zeit fällt seine Erweckung zum Glauben, veranlaßt durch eine Predigt, die er zu halten hatte; er studirt darauf in Halle weiter, der damals sogenannten „Waisenhäuser Theologie" zugethan, obwohl mit freimüthigem Urtheil, gelangt tiefer in das Land des Glaubens hinein, entsagt dem Wandel nach väterlicher Weise, aber zum wahren Frieden mit Gott gelangt er erst durch den Umgang des frommen und hochbegabten Predigers Weihe in Westphalen. — Von höchstem Interesse ist die Schilderung der Amtswirksamkeit von Rauschenbusch, zuerst in Bünde, dann in Elberfeld. Alles bestätigt, daß in Rauschenbusch's Charakter — wie dies auch S. 109. ausgesprochen wird — die Selbständigkeit eine vorherrschende Eigenschaft ist. Durch sie hat er, bei aller Entschiedenheit und Kraft des Glaubens, unter den verschiedenen, scharf abgegrenzten Parteien des Wupperthals eine ganz eigenthümliche Stellung eingenommen. Ungemein reichhaltig sind die Quellen des Herausgebers in dieser Darstellung geflossen: die Familie des Verewigten, dessen Freunde, dessen Gemeinde, dessen Predigten und sonstige Schriften, besonders die eigene Anschauung vereinigen sich hier, ein frisches, lebensvolles Bild zu gestalten. Geistliche finden in dieser Darstellung auf eine durchweg konkrete Weise veranschaulicht, wie sie auf die verschiedensten Lagen des suchenden und ringenden geistigen Lebens einzugehen haben, um in kräftiger, nachhaltiger Weise das Sündenbewußtseyn zu erwecken und die Sünder zur Buße zu leiten. „Man muß die Sünder bitten, und nicht müde werden zu bitten, weil ja auch Gott sie bittet" — das war der Grundsatz Rauschenbusch's, und unter Gebet um Kraft und Erfolg hat er diesen Grundsatz in Fleisch und Blut verwandelt. Wie außerordentlich fruchtbar seine Verkündigung des göttlichen Worts gewesen ist in einer Zeit, wo eine Fluth wässeriger Schriften Unglauben und moralische Laxheit verbreitete: davon zeugt die innige Liebe und der Jubel, mit welchem seine frühere Gemeinde zu Bünde ihn aufnahm, als er sie nach längerer Zeit wiederzusehen gekommen war; den ganzen Tag schaarte man sich um seine Wohnung, jeder wollte ihn hören, jeder ihn sehen. Lebhaft erinnert die ganze Erscheinung des

Digitized by Google

Gottesmannes an die apostolische Zeit; täglich ist er angelaufen worden und hat Sorge getragen für die Gemeinden in Kirchen, Schulen, Familien. Möge der edle moralische Ernst, die Charakterfestigkeit, die dogmatische Unbefangenheit, der Durst Seelen zu retten manchem dem geistlichen Stande angehörigen Leser zum Vorbilde dienen.

4) Arnold August Sybel, zuletzt Diakonus zu Luckenwalde, nach seinem Leben und Wirken und nach seinem schriftlichen Nachlasse dargestellt von Dr. Friedr. Liebetrut, Diener des göttlichen Worts. Berlin 1841. In Kommission bei Thome. 409 S. Pr. 1 Thlr. 10 Sgr.

Mit dringender Angelegenheit empfehlen wir diese Lebensbeschreibung eines der Kirche Christi zu früh entrückten, begeisterten und gesegneten Arbeiters, vor allem, der sich bildenden theologischen Jugend. Die Jünglingsjahre des Mannes, von welchem diese Biographie handelt, fallen in die gesegnete Periode, wo unter dem Einflusse der vorangegangenen großen und aufregenden Zeitbegebenheiten und der bedeutenden Persönlichkeiten von Schleiermacher und Neander, viele begabte junge Männer mit dem Glauben erfüllt und für den Dienst der Kirche begeistert wurden, wo in dem Kreise der Fortstrebenden und Ausgezeichneteren die Religion als die Hauptmacht des geistigen Lebens Anerkennung fand, und man selbst die theilnahmsloseren Gemüther wenigstens mit Ehrfurcht vor dem Heiligthum der Menschheit erfüllt sah. Für die Jugend der Gegenwart ist eine ganz andere Zeit angebrochen. Die Philosophie erscheint den Begabteren als der Polarstern, die religiöse Begeisterung wird nicht nur verdächtigt, sie wird mit Verachtung behandelt; an die Stelle inniger Hingabe tritt nur kalte Negativität und ein infernaler Hochmuth; daß der Gedanke an praktische geistliche Wirksamkeit, an ein für die Ewigkeit fruchtbringendes Amtsleben dem jungen Theologen gänzlich aus den Augen gerückt wird bei einer Richtung, welche das Wissen allein vergöttert, ja für welche sogar die Sage von einem ewigen Leben zu einem Kindermährchen geworden, versteht sich von selbst. Auf die, welche weit auf diesem Wege fortgeschritten sind, durch ein solches Lebensbild einen Eindruck zu machen, wie das in vorliegender Biographie, dieser Hoffnung muß man entsagen; jeden anderen Zugang zu ihrem Geist, als den durch das Labyrinth der Dialektik haben sie verschlossen. Je weniger noch Rettung für solche zu hoffen ist, welche, von den Täuschereien dieser Dialektik — die eigentlich je länger je mehr den Charakter der Spekulation abstreift — aufgeblasen, den Glauben mit Füßen treten,

den sie noch niemals haben verstehen lernen, desto dringender muß man wünschen, daß, zunächst freilich durch das Leben selbst, dann aber durch Lebensbilder, wie das vorliegende, in den jungen Gemüthern die Ahnung von dem erweckt werde, was der Glaube ist. Wer mit seinem Inneren in dieses Heiligthum eingegangen, wer nur die Bedeutung der christlichen Demuth hat kennen lernen, den wird der Eindruck niemals verlassen, daß jene atheistische Dialektik ein böses Spiel mit ihnen treibe. Solchen jungen Männern also, welche noch nicht wissen, was man an Christo hat, welche aber auch noch nicht von dem philosophischen Schwindel ergriffen worden, möchte Ref. das Bild dieser frischen, anziehenden, von Christo im Wissen wie im Leben ganz durchdrungenen Persönlichkeit vorzüglich empfehlen. Außerdem wird es aber auch zur Stärkung derer dienen, die bereits im Glauben gewurzelt sind, vorzüglich solcher, deren Bildung ebenfalls in die für das Reich Gottes so fruchtbaren Jahre 1820 — 1830 fällt, und auch für praktische Geistliche finden sich hier reiche und fruchtbare Anregungen, wenngleich man es am meisten als ein Buch für Studenten bezeichnen möchte.

(Beschluß folgt.)

Alttestamentliche Kritik.

Die 7 Gruppen mosaischer Gesetze in den 3 mittleren Büchern des Pentateuchs. Ein Beitrag zur Kritik des Pentateuchs von E. Bertheau, Privatdocenten in Göttingen u. s. w.

(Beschluß.)

Diese 3 Gegenstände haben eine untergeordnete Bedeutung, vom Salböl und Rauchwerk ist dies leicht klar, das Becken gehört in so fern hieher, als es den Zutritt der Priester zu dem Heiligthum vermittelt, also auf der Grenze zwischen Heiligem und Gemeinem steht. Einigermaßen ausgeglichen wird die Störung dadurch, daß das Rauchwerk den völligen Beschluß des Ganzen macht. In dem Rauchwerk wird nämlich der Räucheraltar wieder aufgenommen und somit als der Schlußstein des Ganzen hingestellt. Schließlich ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß Ex. 26, 35. zwar der Tisch und der Leuchter, nicht aber der innere Altar erwähnt wird. Dies spricht für die jetzige Anordnung und gegen die von dem Verf. vorgeschlagene.

Auf diese Weise glauben wir den Text rechtfertigen zu können. Der besprochene Angriff gegen die Integrität des Textes ist der stärkste in dem ganzen Buche. Alle Umstellungen und Aenderungen, welche

Digitized by Google

im Dienste der Zahlenordnung versucht werden, sind zwar nie ohne Umsicht und Scharfsinn, aber nach unserer Ueberzeugung lassen sie sich alle beseitigen, sobald man nur die nöthige Freiheit in dem Formalismus zuläßt und in das innere Wesen der Gesetze einzudringen sucht. Wir können dies nicht weiter ausführen, sondern wenden uns zu einem anderen Punkte.

Dieser betrifft nicht das Einzelne, sondern den ganzen Pentateuch. Bei der negativen und destruktiven Richtung der heutigen Kritik über den Pentateuch ist das positive auf einem ganz neuen und gesicherten Wege gewonnene Ergebniß des Verf.'s ein höchst bedeutendes. S. 288. heißt es: „Aeußerlich abgegränzt, dem Inhalte gemäß angeordnet, im bestimmten Fortschritte sich weiter bewegend, muß die Sammlung der 7 × 70 Gebote für das Werk eines Mannes gelten. Sie will aber eine Sammlung mosaischer Gesetze seyn. — In neueren Zeiten ist von einem großen Theile dieser Sammlung mit entscheidenden Gründen nachgewiesen worden, daß sie nur in mosaischer Zeit entstanden seyn können. Und das gilt von allen ihren Gesetzen, wenigstens weiß ich keines, von welchem auch nur mit geringer Wahrscheinlichkeit behauptet werden könnte, daß sein Ursprung einer späteren Zeit angehöre. Wenn ich den Eindruck, den die Sammlung auf mich macht, beschreiben will, so muß ich sagen, daß viele ihrer Gesetze für einen zu gründenden Staat berechnet sind. — Kaum wird es nöthig seyn zu bemerken, daß in der Sammlung keines ihrer Gesetze ein anderes aufhebt oder mit einem anderen im Widerspruche steht *)." — Es ist nicht nöthig auszuführen, welch ein Wust von Hypothesen durch dieses Resultat des Verf.'s über den Haufen geworfen wird. Aber weiter geht nun auch Hr. B. keinen Schritt. Die mosaische Abfassung des Pentateuchs gilt ihm als unwiederbringlich verloren, hauptsächlich weil die Geschichte des Pentateuchs mit der Geschichte des Buches Josua ein geschlossenes Ganze bildet. S. IV. 298. Dies ist allerdings ein auffallender Grund. Es läßt sich nachweisen, daß die ganze Reihe der heil. Schriften von Genesis bis Apokalypsis ein herrlich in einander gefügtes Ganze bilden, so daß die kurze Spanne des menschlichen Blickes vorwärts und rückwärts durchaus für unfähig gelten muß, die hier beschlossene Welt, die an Höhe und Tiefe, Breite und Länge die Sinnenwelt weit überragt, durchmessen zu haben, und man genöthigt ist, zu der Hand hinter den Wolken, welche von Anfang an Alles mit gewisser

*) Mit Recht bezeichnet Hr. B. S. 19. 50. es von vorn herein für höchst unwahrscheinlich, daß sich in der israelitischen Gesetzes-Sammlung, wie sie auch immer entstanden seyn möge, Widersprüche finden sollen.

Voraussicht (ἡ γραφὴ προϊδοῦσα Gal. 3, 8.) geleitet und geordnet hat, seine Zuflucht zu nehmen. Doch wir brauchen uns zu dieser Höhe nicht einmal zu erheben. Was erzählt denn das Buch Josua Anderes, als wozu alle geschichtlichen Vorbedingungen im Pentateuch gegeben sind? Dazu kommt das vertraute Verhältniß zwischen Moses und Josua. Nexus est factus, non fictus. Doch lassen wir das, und wenden uns näher zu den Gesetzesgruppen. Hr. B. macht einen scharfen Unterschied zwischen gesetzlichen und geschichtlichen Elementen im Pentateuch. Die 7 Gruppen sind das Gesetz im Pentateuch, sie sind mosaisch, sei es nun, daß sie von Moses schon aufgeschrieben, oder später nach einer sehr genauen Tradition von einem Anderen koncipirt worden sind. S. 290. Diese Sammlung bildet den Hauptstoff des Pentateuchs; in diese ist später die Geschichte verarbeitet und verwebt worden. Zuerst erwache das Bedürfniß eines geschriebenen Gesetzes, dann das einer Beschreibung der Geschichte. So sei es bei Indern, Griechen und Römern; und auf diesem Wege sei der Gesetzeskodex der Juden zu einem Geschichtsbuche umgearbeitet worden. S. 291. Die heidnische Gelehrsamkeit ist eine schöne Zierde, wenn sie recht gebraucht wird, hat aber schon manchen Exegeten des A. und N. T. in Sümpfe und Wüsten verleitet. Wenn wirklich die 7 × 70 Gebote von Moses sind, so ist es billig, ein wenig stille zu stehen und sich zu besinnen, ob denn ein solches Faktum auf dem Boden der allgemeinen Völkergeschichte liegen könne, oder ob nicht vielmehr dieser Boden heiliges Land ist, auf dem man die Schuhe ausziehen muß. Das N. T. und das bekannte Werk von Vatke beweisen jedes auf seine Weise, daß dieses Gesetz vom Himmel gekommen ist. Christo *) und den Aposteln ist das Gesetz des Moses der νόμος κατ' ἐξοχήν, und nach ihren klaren Aussprüchen kann und wird es nie ein höheres und vollkommneres Gesetz geben, als dieses, weil die Seele desselben das Gebot der Liebe ist. (Matth. 22, 37 — 40., Röm. 14, 8 — 10.) Und Vatke beweist, daß es gegen Philosophie und Geschichte streite, im mosaischen Zeitalter die Idee eines übersinnlichen Gottes und das Verbot der Lust anzunehmen. — Es ist aber nicht bloß die sittliche und religiöse Reinheit, die sich in einzelnen Sätzen zu Tage legt, es ist der Charakter des Ganzen in Form und Inhalt, der den unverkennbaren Stempel göttlichen Ursprunges trägt. Durch nichts unterscheidet sich das Wort Gottes wohl so sehr vom Menschenwort, als dadurch, daß es

*) Liegt in der Zahl Matth. 18, 22. eine Hinweisung auf die 7 × 70 Gebote? Es würde sich der Sinn ergeben, daß man auch dann noch vergeben solle, wenn auch Einer alle Gebote Gottes übertreten habe.

Digitized by Google

Gegensätze, welche wir aus eigener Kraft zu umspannen zu engherzig sind, neben einander hinstellt und in der Umspannung derselben sein innerstes Leben und Weben hat. Diese Gegensätze sind in ihm, der das wesentliche Wort ist, faktisch beschlossen und durch das ewig unauflösliche Band einer geschichtlichen Persönlichkeit in Eins gebracht: denn das Wort ward Fleisch, der Herr vom Himmel wird gehorsam und durch Gehorsam vollendet, der Heilige wird zum Fluche und zur Sünde gemacht. — Ich meine, auch das Gesetz von seiner Geschichte losgerissen zeigt genugsam diese eigenthümliche Spannung und Mischung der Gegensätze. Neben dem furchtbar verzehrenden Feuer des göttlichen Eifers hat der erquickende Thau der himmlischen Erbarmung und Gnade eine Stätte, mit der Alles überragenden Majestät Gottes ist verbunden ein Herablassen und Eingehen in das Allergeringste, die nüchternste Besonnenheit und Klarheit vermählt sich hier mit der ahnungsreichsten Tiefe und Fülle. Kurz, dieses Gesetz muß auf einem Faktum göttlicher Offenbarung beruhen, und weil eine solche Thatsache, vor welcher alle gewöhnlichen Thatsachen gemeiner Wirklichkeit erblassen, seine Mutter ist, so muß es durch und durch einen geschichtlichen Charakter haben, und kann sich unmöglich in dieser Abstraktheit halten, wie die Vedams, Zwölftafelgesetze, Zendavesta. Und ist nicht der Stempel der Geschichte den Gesetzen selber auf das Unverkennbarste eingeprägt? — „Und es sprach Jehova“ *): ist eine konstante Einleitungsformel, und was besagt sie anders, als daß nicht sowohl das Gesetz, als vielmehr eine Geschichte der Gesetzgebung vorliege? So wie also durch diese Formel das Gesetz als in der Gegenwart wurzelnd dargestellt wird, so hat es überall einen klaren, festen Blick vorwärts und rückwärts. Das allererste Gebot beginnt: „Ich Jehova dein Gott, der dich aus Aegypten geführet,“ und wie oft ist sonst von der Erlösung Israels die Rede im Gesetz! Und wohin zielen alle Gesetze? auf das Land, welches den Vätern verheißen ist. Der Besitz dieses Landes liegt aber in der Zukunft. Hat aber das Gesetz in sich selber diesen durch und durch historischen Charakter, wie kann man denn die begleitende Geschichte als ein fremdartiges Element ansehen? Wird nicht vielmehr diese Geschichte als eine nothwendige Ergänzung gefordert? Es soll aber kein Zusammenhang seyn zwischen dem Gesetz und der Erzählung. Wir geben zu, daß es hier Schwierigkeiten giebt. Aber wer wird sich denn durch einzelne Schwierigkeiten irre machen lassen, wo im Ganzen und Großen ein klares und befriedigendes Verhältniß vorliegt? Wir sind überzeugt, daß, wenn Hr. B. etwas mehr Zutrauen zu der Geschichte des Pentateuchs hinzugebracht hätte, er diese Schwierigkeiten eben so geschickt beseitigt hätte, wie die in den Gruppen. Um ein Beispiel zu nennen, so ist das Verhältniß von Num. 15. zu Kap. 14. auf den ersten Anblick sehr auffallend, und wird auch von Hrn. B. als solches bemerklich gemacht. Man erwäge jedoch dieses: im 14. Kapitel wird der entschiedene Abfall des Volkes erzählt (ein Umstand, den Hr. B. S. 307. ganz übersehen hat), und das Verwerfungsurtheil über die Gemeinde der Alten ausgesprochen. Im 15. Kap. fährt nun die Gesetzgebung ruhig fort. Nach unserer Meinung soll damit angedeutet werden, daß der Bund, wenn auch lose geworden, doch nicht aufgelöst sei, daß selbst die verworfene Gemeinde noch nicht völlig aufgehört, das Volk Jehovas zu seyn. Wird nicht auch bei dem Bundesbruch am Berge Sinai in der Wiederholung des Festdekalogs Ex. 34, 18 — 20. das Unterpfand der Wiederannahme gegeben? So zieht sich der goldene Faden der Gesetzgebung durch die 38 Jahre des Fluches hindurch, um Sinai und die Gefilde Moabs mit einander zu verbinden.

Schließlich wollen wir noch auf einen Gewinn aufmerksam machen, den die Exegese überhaupt, wie wir meinen, aus dem vorliegenden Werke zu ziehen hat. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß hier manche lehrreiche und treffende Winke zur Erklärung des Pentateuch gegeben sind. Wichtiger ist aber ein Allgemeines. Wenn es möglich gewesen ist, in den vielerforschten Büchern Mosis eine so frappante Erscheinung, wie die Gruppenabtheilung ist, zu entdecken, sollte man da nicht bescheiden denken lernen von unserer bisherigen Exegese und mehr Herz fassen zu der überschwänglichen Fülle des göttlichen Wortes? Wir scheiden von dem Verf. mit dem Ausdrucke des Dankes und der Hochachtung und wünschen, ihm recht bald wieder auf dem schönen Felde alttestamentlicher Studien zu begegnen.

*) Hr. B. unterscheidet וידבר und ויאמר in der Sprache des Pentateuchs so, daß jenes die gesetzlichen, dieses die geschichtlichen Abschnitte einleitet. Im Ganzen ist diese Beobachtung richtig, denn die Gesetze sind דברים Deut. 20, 4. Allein auch hier faßt er seine Regel zu steif. Es giebt vielfache Ausnahmen nach beiden Seiten hin, z. B. Num. 16, 20. 23. 18, 1. So soll man sich offenbar in dem Abschnitte Num. 3, 14 — 43. durch das einmalige ויאמר V. 39. für das sonst 11 Mal gebrauchte וידבר nicht stören lassen, 12 Absätze zu zählen, welche Zahl hier eben so angemessen ist, wie in den 12 Flüchen. Deut. 27, 15 — 25.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 16. September. **Nr. 57.** 1841.

Schöne Litteratur.

1) Theobald von Victor Strauß. Drei Bände. Bielefeld 1839. Pr. 4 Thlr.

Vorliegender Roman ist ein erfreulicher Beweis, daß, wenngleich die ästhetische Literatur immermehr in die Hände eines jungen titanischen Geschlechts geräth, doch auch noch Stimmen wach werden, die dem Gott und Vater Jesu Christi die Ehre geben.

Bei der Lektüre des Romans stellt sich sogleich heraus, daß der Verf. das Bedürfniß in sich trägt, über das zu einem bestimmten Bewußtseyn zu kommen, was er geistig in sich durchlebt hat. Durch die Individuen, welche er vorführt, macht er uns diesen seinen inneren Bildungsgang anschaulich. Zugleich zeigt er durch dieselben den tiefen sittlich-religiösen und politischen Verfall unserer Nation zur Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft und die nach derselben allmählig erfolgende Erhebung und Erstarkung in allen Sphären des Lebens durch die gläubige Anerkennung einer ewig positiven Grundlage.

Das Terrain des Romans ist Norddeutschland, und zwar hier die Gegenden, wo die französische Gewaltherrschaft den festesten Fuß gefaßt hatte. Die Hauptfigur ist Theobald, neben ihm steht Franz. Wenn sich in Theobald die idealistische Richtung der Zeit repräsentirt, so ist Franz Träger der materiellen, realistischen und als solche selbstsüchtigen und gemüthlosen Tendenzen. Die ideale Richtung Theobalds erscheint anfangs abstrakt, im Verlauf seiner Entwickelung erfüllt sie sich immer mehr mit konkreten Elementen, wogegen die materialistische Richtung Franzens immer öder wird und endlich, als sie sich in sich nichtig fühlt, in den Katholicismus umschlägt, um sich durch diesen, als die materiellen sinnlichen Stützen des Lebens zusammenbrechen, ohne geistige Vermittelung eine äußere positive Basis zu verschaffen. Theobald hat bei seinem abstrakten Idealismus anfänglich eben so wenig als Franz eine religiöse Basis, allein er erhält sie durch seine dem Positiven zuschreitende Bildung und durch sein für das Wahre empfängliches Gemüth; daher wird ihm endlich die göttliche Offenbarung die alleinige Basis des Lebens, als er sie bei seiner sich läuternden Entwickelung als die höchste Wahrheit erkannt und als solche in sein Herz aufgenommen hat.

Alle anderen Figuren des Romans lehnen sich an diese beiden an. Nur ist es eigenthümlich, daß Theobald, der Idealist, anfänglich für die selbstsüchtige, nur auf einer sinnlichen Basis ruhende Politik Napoleons enthusiasmirt erscheint, ja dieser von ihm so idealisirt wird, daß er ihm für einen Vorkämpfer europäischer Humanität gegen asiatische Barbarei gilt. Es gewährt dann ein besonderes Interesse, den verschiedenen Momenten nachzugehen, welche Theobald aus einem Zweikämpfer für die Ehre Napoleons zu einem wirklichen Kämpfer gegen ihn machen. Der Grund dieser Verehrung Napoleons ist, daß Theobald durch seine Erziehung keine christliche Anschauung des Lebens gewonnen hatte, in welchem Falle er Napoleons Politik gleich als das, was sie ist, erkannt haben würde. Weil aber in ihm eine Empfänglichkeit für die höheren sittlichen Mächte geblieben ist, so ist hierdurch schon im voraus begründet, daß er von dieser verkehrten Richtung zurückkommen wird.

Ganz anders erscheint Franz. Schon als Knabe hat er zwar Verstand, aber kein Gemüth, was in der Folge noch mehr hervortritt, und der Grund ist, daß sich in ihm endlich jene feinere Genußsucht, welche auch die geistigen Elemente zu ihrem Dienste zu verwenden weiß, zur Virtuosität ausbildet, und daß zugleich die eisigste Selbstsucht, diese unzertrennliche Begleiterin des verfeinerten Materialismus, das einzige Motiv seines Handelns wird. —

Digitized by Google

Der Kampf der ideellen und materiellen Interessen ist das Agens im Romane. Es ist in der Sache begründet, daß jene nicht siegen können, so lange sie abstrakt bleiben, da diese, obwohl sinnlich, doch immer ein Konkretes sind, gegen welches sich eine abstrakte Macht nie halten kann. Sobald sich aber die Träger der ideellen Interessen mit sittlich-positiven Elementen erfüllen, neigt sich auch der Sieg nach ihrer Seite hin. So konnte auch Deutschland, als es wieder politisch erstarkt war und die in ihm entwickelte Bildung eine wirklich geistige, und als solche, religiöse Basis sich zu erwerben begann, nicht mehr von jener fremden Macht geknechtet werden, welche nur auf sinnliche Mächte basirt wär. Franz geht unter, weil er nicht durch seine Zeit geistig gekräftigt wird, weil er in seiner mit äußerer Bildung umgebenen Sinnlichkeit stecken bleibt, nachdem er zuvor sich dem französischen Volke auch darin analog entwickelt hat, daß er wie dieses aus dem Materialismus in den Katholicismus hinübergeführt wird, und zwar so, daß weder ihm noch jenem Volke derselbe das innerste Lebenselement hätte werden können.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, den Leser durch alle Entwickelungsmomente dieses Romans hindurchzuführen. Um jedoch dessen Tendenz klar zu machen, wollen wir die Entwickelung der Hauptfigur nachweisen.

Theobald's Erziehung ist eine solche, daß zwar anfangs wohl etwas auf das Gemüth gewirkt wird; auch werden die christlichen Glaubenslehren von ihm angenommen; allein es fehlt die Erkenntniß sowohl des eigenen Herzens, als des geoffenbarten Wortes. Daher entstehen Zweifel und so kommt es dahin, daß für ihn die Offenbarung ihre Geltung verliert. Aus der historischen Erscheinung sucht er eine abstrakte Idee zu ziehen, um sich durch diese eine gewisse innere Basis zu geben. Psychologisch richtig wird die Rückkehr aus diesem durchaus abstrakten Idealismus durch sein Hingeben an überwältigende Persönlichkeiten, wie Alexander, Cäsar, Napoleon angedeutet. Es geht ihm indeß hiebei wie allen Idealisten, daß nämlich solche Persönlichkeiten in ihrer Wirklichkeit und in dem Bilde, welches von ihnen gemacht wird, total verschieden sind. Sobald die konkrete Erscheinung einer solchen Persönlichkeit hervortritt, muß aber das abstrakte Ideal davon zusammenbrechen. Bei Theobald ziehen zuerst Voraillons, eines französischen Spions, Schilderungen von Napoleons selbstsüchtiger Politik das Ideal, welches er sich von diesem gebildet, herab. Indessen äußert er gegen seinen Freund Egibert, welcher ihn Voraillons Stricken entzieht, daß Menschen wie dieser „Maden an der Sonne Napoleons" seien, dessen Bild ihm im Ganzen noch rein bleibt. Nachdenklich wird er jedoch, als Egibert ihn da, wo einst Hermann die Römer schlug, daran erinnert, daß jetzt den Franzosen gelungen, was jene meist beabsichtigten. Abstrakt genug giebt er aber dem Freunde zu bedenken, welche Menge allgemeiner Ideen im Gefolge der Eroberer in die Welt gehen, als dieser die Franzosenherrschaft als eine rohe Gewalt schildert, welche sich aufputzt mit den Flittern einer lügenhaften Rechtspflege und einer hohlprunkenden Scheinbildung. Bei dem ausbrechenden russischen Kriege fährt er zwar noch fort Napoleon zu idealisiren und ihn als einen Träger der europäischen Bildung im Gegensatz der asiatischen Rohheit zu schildern; doch stimmen ihn innerlich die Thatsachen allmählig um. In einem Processe seines Jugendfreundes Franz überzeugt er sich sowohl von der Niederträchtigkeit der Franzosen als der in ihrem Dienste stehenden Deutschen; ihr Uebermuth empört ihn, und einer der besser Gesinnten unter den Franzosen muß ihm beweisen, daß Napoleon nur aus Selbstsucht herrscht. Als Franz endlich ohne Schuld geopfert werden soll, da empfindet Theobald einen Haß gegen die Fremdlinge. In seinem abstrakten Idealismus hatte er Napoleon als Gipfel und Krone eines großartigen Weltfortschritts von unübersehlichen Folgen betrachtet und bei seinem Eintritt in das Leben überall Spuren des Neubaues zu finden gehofft; der wirkliche Zustand zeigte ihm von Allem das Gegentheil; er erkannte, daß alle Zustände naturwidrig und gewaltsam herbeigeführt seien und durch Gewalt und Verrath erhalten würden; doch glaubt er noch, dem Kaiser sei dieses unsittliche Treiben fremd. Dieser Irrthum wird ihm genommen, als er eine geheime Instruktion vom Kaiser erblickt, welche eine vollständige Bestätigung des heuchlerischen Spionssystems und der rechtswidrigen Unterdrückung ist. Napoleon, sein Ideal, stürzt zerschmettert zu Boden; in allen seinen Unternehmungen erblickt er jetzt nichts Anderes als Moder, Unheil und Verderben. Deutlich erkennt er jetzt bald, was dem Vaterland frommt.

(Fortsetzung folgt.)

Biographieen.

(Beschluß.)

5) **Die Theologie des Theophrastus Paracelsus von Hohenheim**, in Auszügen aus seinen Schriften dargestellt und herausgegeben von Dr. H. A. Preu. Berlin 1839. Verlag von Ludwig Oehmigke. Pr. 22½ Sgr.

Dieses Werkchen, obwohl nicht im strengsten Sinne eine Biographie des Paracelsus, wie wir deren neuerlich erhalten haben, glauben wir doch füg

Digitized by Google

lich unter den biographischen Gesichtspunkt stellen zu dürfen. Der Herausgeber, der, wie er selbst sagt, durch die innige Beziehung der paracelsischen Reformation der Medicin zu der gegenwärtigen Krisis in der Geschichte der Heilkunde, sich veranlaßt gefunden hat, eine vollständigere Darstellung des Systems der Medizin des Paracelsus aus seinen Schriften zu unternehmen, ist in Folge dieser Arbeit auf den Gedanken gekommen, das zur Theologie Gehörige aus der Masse der chemikalischen und medizinischen Schriften des Paracelsus vollständiger zu erheben, und zwar in alphabetischer Ordnung. Es gehört wohl auch zu den erfreulichen Zeichen der Zeit, daß ein Mediziner — denn als solchen kündigt sich der Herausgeber an — dem Theologen die Hand bietet, und so das thatsächliche Bekenntniß ablegt, daß alle wahre Wissenschaft ihren Anfang und ihr Ende in der Wissenschaft hat, die in Jesu Christo ist. Ref. kann sich nicht enthalten, das ehrenvolle Geständniß des Paracelsus selber in dieser Beziehung mitzutheilen. Es lautet: „Die Bücher, so Gott selbst geschrieben hat, sind ganz, gerecht, vollkommen, ohne Falsch. Selig ist der Arzt, der darin wandelt, denn er wandelt im Lichte und nicht in der Finsterniß." Ferner: „Auch der Jurist muß dermaßen aus diesen Büchern seine justitia nehmen und lernen, nicht aus sich selbst." Alles goldene Worte, die zu unserer Zeit, wo sich alles menschliche Wissen von der Offenbarung losgerissen hat, und wo man sich die Theologie, daß ich so sagen darf, mit aller Gewalt vom Leibe zu halten bemüht ist, den Gelehrten nicht oft genug können zu Sinne geführt werden. Gott sei Dank, daß es jetzt besser zu werden wenigstens anfängt, daß es schon wieder Gelehrte, große Gelehrte aus allen Fächern des menschlichen Wissens giebt, die sich des Evangeliums von Christo nicht schämen. Ref. kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die homöopathisch gesinnten Aerzte im Allgemeinen dem Evangelium geneigter zu seyn scheinen, als die anderen, und es läßt sich auch leicht ein Grund dafür auffinden. Mir scheint es von dem Paradoxen, welches die göttliche Wahrheit und das homöopathische System mit einander gemein haben, herzurühren. Man erlaube mir diese Zusammenstellung. Uebrigens lassen sich erstaunlich viele Parallelen zwischen beiden ziehen. Ich will hier beiläufig bloß an den obersten Grundsatz der Homöopathie, an das similia similibus! erinnern. Damit vergleiche man 4 Buch Mosis, 21, 9., wo es heißt: „Da machte Moses eine eherne Schlange und richtete sie auf zum Zeichen; und wenn jemanden eine Schlange biß, so sahe er die eherne Schlange an und blieb leben." Und so hat auch in Christus der Tod den Tod verschlungen, wie Luther sagt. Doch genug davon. Kehren wir zu unserem Buche zurück.

Der Herausgeber wünscht einen Beitrag zur Geschichte des Ringens des menschlichen Geistes mit dem Geiste Gottes zu geben. Er charakterisirt den Paracelsus als einen Geist, der ringend mit der ewigen Wahrheit des Geistes Gottes am Ende sich unter dieselbe gefangen giebt, ohne seine Subjektivität ganz verläugnen zu können. Wir können dem Herausgeber nur Dank wissen für seine theologischen Auszüge, denn er hat ganz Recht, wenn er sagt: „So einseitig und so schief oft seine Ansichten sind, so leuchtet aus allen doch der eben so fromme, als tiefe geniale, mit der klaren Anschauung eines reinen Natursinns begabte Denker hervor, der, was er angreift, auf den Grund zu führen sucht, anknüpfend an ein Höchstes, sowohl am Anfangs-, als am Endpunkte. Darum sind alle seine Ansichten, seien sie auch noch so unrichtig und selbst nicht ohne Widersprüche, doch interessant, oft überraschend und mit Abtheilung des Schiefen und Ergänzung des Einseitigen wohl recht fruchtbar, wenigstens der Mühe werth, nicht übersehen, sondern dem Blicke zur Erwägung vorgeführt zu werden."

Es ist bekannt, daß sich Paracelsus, obschon dem Werke Luthers zugethan, doch nicht entschieden dafür bekannte. So ist es nun sehr interessant, sein Verhältniß zum Katholicismus kennen zu lernen. Es kommen mehrere Stücke in dem Buche vor, worin sich dasselbe darlegt, namentlich in Bezug auf Heiligenverehrung, Beichte, Ceremonieen, Fegfeuer und dergleichen. Die Katholiken möchten schwerlich mit seinen Ansichten darüber zufrieden seyn. In der Rechtfertigungstheorie scheint er ganz auf protestantischem Grund und Boden zu stehen. Mit eiserner Strenge hält er an dem Begriff der Gerechtigkeit Gottes fest, die er, wie der Herausgeber selber bemerkt, vor allen anderen Eigenschaften Gottes hervorhebt. Was seine anthropologischen Ansichten betrifft, so geht die biblische und jetzt auch wieder von der außertheologischen Wissenschaft kräftig vertheidigte Dreitheilung des Menschen durch Alles hindurch.

Wir wünschen, daß diese theologischen Auszüge zu einer gerechteren Würdigung eines Mannes beitragen mögen, der nicht bloß zu den größten Männern seiner, sondern aller Zeiten gehört und gehören wird; denn wenn wir auch von dem Standpunkte der Wissenschaft in unseren Tagen aus viele seiner Spekulationen als wissenschaftliche Träumereien verwerfen müssen, so ist er doch auch in diesen groß und original, und dann ist es eben nicht alles Träumerei, was von einem auf der Oberfläche der Dinge bleibenden hausbackenen Verstande so genannt wird. So viel steht fest, Paracelsus hat so viele Lichtblicke in die Geheimnisse der Natur gethan, daß ihm der ehrenvolle Name eines Genie's nicht kann vorenthalten werden, ich sage, der ehrenvolle Name, weil er ein

Digitized by Google

wahres Genie war, indem er, beim lebendigsten Bewußtseyn seiner großen Gaben, Gott, von dem alle gute und vollkommene Gabe kommt, die Ehre gab, was so gar selten ist.

6) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von seinem Bruder John Davy. Deutsch bearbeitet von Dr. Carl Neubert. Eingeleitet von Dr. Rudolph Wagner. Vier Bände. Mit dem Bildnisse Davy's. Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1840. Pr. 5 Thlr. 15 Sgr.

Ist es für den Christen von besonderem Interesse, zu wissen, wie die Heroen in der Wissenschaft in Bezug auf die Wissenschaft aller Wissenschaft gedacht haben, so nehmen diese Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines der größten Chemiker aller Zeiten, der selbst eine neue Epoche in der Chemie hat herbeiführen helfen, unsere ganze Theilnahme schon darum in Anspruch. Dieser Genius im Fache der Naturkunde und Chemie ist aber auch durch Gottes Gnade ein Christ geworden.

Manche auch unter unseren Lesern werden den Namen Davy's schon kennen und lieben gelernt haben aus dem vortrefflichen Büchlein „die letzten Tage eines Naturforschers," 2. Aufl. 1839 (welches im Jahrgang 1833. Nr. 80. des Litterar. Anzeigers charakterisirt worden), in welcher Schrift sich in mehrfacher Hinsicht der Adel des Geistes nicht verkennen läßt.

In seinen jüngeren Jahren trieb er sich eine Zeit lang in materialistischen Ansichten umher. „Aber in diesem kalten, einem solchen Geiste so ganz fremdartigen Gebiete, sagt sein Bruder von ihm, verweilte er auch nur eine sehr kurze Zeit." Doch konnte er sich nicht sogleich zurechtfinden, denn unter einem zu jener Zeit verfaßten Aufsatze „das Christenthum nicht im Widerstreite mit ächter Philosophie" heißt es in seinem Tagebuche: „Sehr kurze Zeit darauf möchte mir nichts unangemessener vorgekommen seyn, als meine Vertheidigung der Religion." Wir erfahren nichts von besonderen Führungen, durch die derjenige, der die Starken zum Raube bekommen, seinen Geist mürbe gemacht habe; sein wissenschaftlicher Ernst, der ihn nicht auf halbem Wege stehen ließ, scheint ihn zu dem Anfang und dem Ende aller Dinge getrieben zu haben. Hören wir seine Ansicht über Naturwissenschaft aus seinen reifen Jahren: „Wer seine Naturbetrachtung nur auf das Sichtbare gerichtet hat und in den Formen und Kräften der Materie den Ursprung des Denkens findet, der gleicht dem Kinde, das die Bewegung und Wirkung der Dampfmaschine aus den festen Stücken derselben herleitet, und nicht weiß, daß Feuer und Wasser das eigentlich Thätige daran sind, das also die vom menschlichen Scharfsinn gemachten Entdeckungen in der Physik nicht kennt, aus deren Kombinationen jene Kraft und Thätigkeit hervorgeht."

Je älter er wurde, je mißtrauischer wurde er gegen die Verstandesspekulation, besonders im religiösen Gebiete. Merkwürdig ist seine Vergleichung der Vernunft als Organes für die Aufnahme der Offenbarung mit dem Instinkte der Thiere. Das tertium comparationis liegt ihm in dem den gewöhnlichen Verstand übersteigenden Wesen der Vernunft und des Instinktes. Seine Meinung ist, daß beim Menschen der Instinkt durch die Offenbarung ersetzt werde. Die Ansichten meines Bruders, sagt der Verfasser der „Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy" waren größtentheils aus dem bereits angedeuteten Gesichtspunkte gefaßt: er glaubte, daß die einzige feste Grundlage einer natürlichen Religion in instinktartigem Gefühle gegeben sei; daß es einen Sinn für Religion gebe, wie man Sinn für Farbe, Ton, Geschmacks- oder Geruchseindrücke, wie man Neigung für das gesellschaftliche Leben, wie für die verwandtschaftlichen und Familienbande habe; daß diejenigen, denen jener Sinn, jenes instinktartige Gefühl zu Theil geworden, religiös seyn müßten, daß sie dem Antriebe ihrer Natur folgten u. s. w.

Leider sind es nur einige wenige Stellen des Buches, welche das Verhältniß des Verf.'s, der unseren Lesern gerade von Seite seiner religiösen Richtung aus lieb geworden seyn wird, zur Religion betreffen. Den größten Theil nehmen Berichte über chemikalische Versuche ein, wie er sie der Reihe nach angestellt hat, auch ist das Buch mit sonstigen naturwissenschaftlichen Bemerkungen durchflochten, namentlich geologischen und mineralogischen, selbst mit Proben seines nicht ganz unbedeutenden poetischen Talentes. Ueberhaupt giebt das Ganze ein sehr deutliches Bild von seinem wissenschaftlichen Leben. Das Buch ist auch in sofern von großem Interesse, als es einen gelegentlichen Beitrag zur Geschichte der Chemie liefert. Was die Uebersetzung betrifft, so ist sie sehr fließend, so daß sie so ziemlich den Eindruck eines Originals macht. Besonders gelungen sind die poetischen Uebertragungen.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 20. September. **Nr. 58.** 1841.

Lesebücher für die Jugend.

Jedermann weiß aus eigener Erfahrung, welch wichtiges Moment in der Erziehung der Jugend die Lesebücher bilden. Als das Erste, was dem heranwachsenden Kinde an litterarischen Erzeugnissen dargeboten wird, pflegen sie den allerstärksten Eindruck auf dasselbe zu machen; die Geschichten, Lehren und Sprüche, welche sie ihm geben, bleiben ihm meist als κτῆμα εἰς ἀεί, und werden ein wesentliches Element seiner späteren Bildung. Auf ein gutes Lesebuch blickt noch der Erwachsene und Gebildete mit Dankbarkeit und fortdauernder Ehrerbietigkeit gegen dessen Verfasser zurück; und warum sollte er nicht? ist es ihm doch ein sehr wirksames Förderungsmittel gewesen. Dagegen vermag Mancher selbst in vorgerückterem Alter den Schmerz nicht zu verwinden, daß man ihm in der Kindheit ein ungehöriges Lesebuch in die Hände gegeben.

Man muß wünschen, daß nur von den bewährtesten Männern Lesebücher für die Jugend verfaßt, nur die werthvollsten Lesebücher ihr in die Hände gegeben werden. Die Jugend mit ihren offenen klaren Augen, mit ihrem unverdorbenen empfänglichen Sinne, mit den Keimen der Zukunft, die in ihr liegen, hat das Recht, von Eltern und Lehrern zu fordern, daß zu ihrer Bildung das Allerbeste, was es möglicherweise für sie giebt, gebraucht und ihr dargeboten werde.

Wir haben die Freude, Eltern und Lehrern, welche dieser Ansicht sind, zwei in ihrer Art vortreffliche Lesebücher, das eine für die weibliche, das andere für die männliche Jugend, anzeigen und kurz charakterisiren zu können.

1) Lesebuch für die weibliche Jugend, herausgegeben von Christoph Karl Hornung, evangelischem Pfarrer in Ansbach. Erlangen, bei Carl Heyder. 1841. 800 S. 8. Pr. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine Sammlung auserwählter Darstellungen namhafter Schriftsteller und Dichter über Natur und Menschenleben, zusammengestellt mit dem Zwecke, daß darin Töchter von 10 bis 16 Jahren (zunächst die Schülerinnen des Thereseninstitutes zu Ansbach, einer Erziehungsanstalt für Töchter der höheren Stände) „für mehrere Jahre Stoff zum Lesen und Memoriren und zur Benutzung bei dem Ausarbeiten schriftlicher Aufsätze finden können."

Der Name des Herausgebers, der sich in seinen beiden Stellungen als Geistlicher und Lehrer bereits durch seine Betstunden (Ansbach 1839), sein Gebetbuch für Gesunde und Kranke, und seine Katechismuslieder bekannt gemacht und bewährt hat, und das Bekenntniß, das er in der Vorrede ablegt, daß er anderthalb Jahre lang mit seinem Herzen an dieser Arbeit gehangen, beim Suchen und Prüfen keinen Fleiß gespart, beim Abschreiben, Ordnen und Korrigiren keine Mühe gescheut habe, läßt von vorn herein erwarten, daß wir in diesem Lesebuche ein vortreffliches Hülfsmittel für Erziehung und Unterricht erhalten haben. Und so findet sich's auch, wenn wir näher auf das darin Enthaltene eingehen.

Vor Allem kam es auf die Auswahl der in die Sammlung aufzunehmenden Darstellungen an; und in Bezug hierauf bestätigt jede Seite des Buches das Wort der Vorrede, daß der Herausgeber nicht bloß Vieles, sondern Vielwerthes zu geben sich beflissen hat. „Dafür bürgt schon, sagt er S. IV., und wir wiederholen es gern, der Name eines Mannes, aus dessen Schriften ich am meisten geschöpft habe, dessen eben so heiterer als frommer Sinn meinem Buche den unterscheidenden Charakter einprägen soll, der Name des ehrwürdigen und vielgeliebten Prof. Heinrich Schubert, den in fast allen Erdtheilen viele

Digitized by Google

Tausende mit mir im Herzen segnen. Unter allen den edlen Lehrern, denen mich die treue Hand des himmlischen Vaters zugeführt hat, habe ich ihm am meisten zu danken; seine Bücher sind nächst der heiligen Schrift diejenigen, in welchen ich am liebsten und häufigsten lese; und ich meine es gewiß mit meinen Schülerinnen und anderen Lesern gut, ja, ich kann ihnen meine Liebe nicht wohl besser beweisen, als wenn ich wünsche und ihnen rathe, sie möchten zu diesem werthen Lehrer unseres Vaterlandes recht gern und fleißig mit mir in die Schule gehen, damit auch sie ihm recht viel Dank und Liebe schuldig werden."

(Fortsetzung folgt.)

Schöne Litteratur.

1) Theobald von Victor Strauß. Drei Bände. u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wie sich Theobald auf diese Weise in politischer Beziehung kräftigt, so auch in sittlicher. Als ihm mit dem Aufgeben des Christenthums das innerste geistige Element fehlte, da hatte ihn die vergeistigte sinnliche Gluth Melaniens auf einige Zeit anziehen können. Clara's geistreiche Lebhaftigkeit, ihr Interesse an bedeutenden Persönlichkeiten hatte ihn gefesselt, als er in Napoleon sein Ideal fand. Als er sich nun endlich mit sittlich-positiven Elementen zu erfüllen beginnt, sowohl politisch erstarkt als sich auch nach einer religiösen Basis sehnt, allmählig eine christliche Lebensrichtung einschlägt, da fängt auch in ihm die wahre Liebe zu der anspruchslosen thätig-frommen Hildegard zu keimen an. Gewandt in häuslichen Geschäften, hört sie den Reden der Männer lautlos und nachdenklich zu, spricht wenig, aber treffend und zum Nachdenken anregend. In diesem zarten blumenartigen Wesen, in dieser Unerschlossenheit und Unschuld liegt für Theobald etwas immer mehr Anziehendes. Wir fühlen, daß das sich anknüpfende Verhältniß ein bleibendes seyn und sich nicht wie das zu Melanien und Clara lösen wird. Aus dieser ganzen Entwickelung Theobald's tritt uns die Wahrheit entgegen, daß nur dann ein solches Verhältniß eine wirkliche Basis hat, wenn es auf sittlich-religiösem Boden ruht und daher nicht eher angeknüpft werden sollte, als bis dieser gewonnen ist.

Diese allmählige sittlich-religiöse Erstarkung Theobald's wird dadurch noch anschaulicher, daß Franz ihm gegenüber immer mehr zusammenbricht. Gehalten für

den Sohn eines im Auslande verstorbenen Baron Korn, kann er sich wegen fehlender Familienpapiere nicht als solchen ausweisen, was störend auf seine Verhältnisse wirkt und ihn verstimmt. Ein sinnliches Genußleben muß ihn dann vollends zur Verzweiflung führen; sein Herz ist durch Leidenschaften ausgehöhlt und wird durch Stolz und Wahn nur noch künstlich zusammen gehalten. Als ihn nun bei einem solchen Gemüthszustande der Jesuit Clemens v. Aura leicht zum Katholicismus hinüberzieht, kann auch dieser neu erwählte Glaube keinen Ankergrund mehr in der bodenlosen Tiefe seiner Verzweiflung finden. Auch das äußerlich Gehaltene und Vornehme ist bei ihm nur eine Kruste und fällt zerbröckelt ab, als endlich entdeckt wird, daß der Stand und die äußeren Glücksgüter, auf welche er stolz ist, Theobald gebühren; sein Gemüth zeigt sich jetzt völlig verwahrlost. Aus Verzweiflung stürzt er sich in den Kampf, und findet hier, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges glaubend und doch von einer furchtbaren Todesfurcht gepeinigt, einen grauenvollen Tod.

So geht in Franz der Materialismus der Zeit, welcher keine geistigen Elemente in sich aufnehmen kann und darum auch nicht von jenem Geiste, der ausgeht vom Vater und vom Sohne, angehaucht wird, zu Grunde, während sich in Theobald endlich der wahre, die konkrete Fülle der höchsten historischen Erscheinung in sich aufnehmende, Idealismus zum Siege erhebt; denn Theobald's eigene innere Entwickelung, wie überhaupt die ganze Zeit führt ihn dahin, daß er die abstrakten Ideen und falschen Ideale fallen läßt und statt dessen in dem Erlöser das einzige **wahre** Ideal und in seinem Worte die allein **wahre** Idee gewinnt. Von dieser christlichen Grundanschauung wird die ganze Dichtung getragen und alle Momente der inneren Entwickelung drängen nur darauf hin, um dieselbe in das rechte Licht zu stellen und die Nothwendigkeit einer christlichen Durchläuterung aller Lebensverhältnisse nachzuweisen. Das geoffenbarte Wort wird in Theobald lebendig, durch den rechtfertigenden Glauben an Christum, dieses Grundprincip der evangelischen Kirche, gewinnt er eine innere positive Basis, und deßhalb kann nicht bei ihm, wie bei Franz, die Aeußerlichkeit des Katholicismus einen Boden finden; er kämpft dann nicht wie dieser aus Verzweiflung gegen Napoleon, sondern aus wahrer Vaterlandsliebe, welche durch seinen Glauben die höhere Weihe erhält, womit der Sieg von selbst gegeben ist.

Wir können nicht ganz die Nebenfiguren übergehen, durch welche die Hauptfiguren unseres Gemäldes noch in ein helleres Licht gestellt werden. Auch

Digitized by Google

in ihnen spiegeln sich Richtungen der Zeit. Hinsichtlich ihres Auftretens können wir indeß die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es oft zu wenig motivirt ist. Daß der geheime Rath ein Agent der für die deutsche Sache thätigen Regierungen ist, wird gewiß aus einzelnen flüchtig dahin geworfenen Aeußerungen nur von Wenigen erkannt werden. Ganz in Geheimniß bleibt der Jesuit Clemens v. Aura. Er tritt auf; man weiß nicht woher? noch wohin? Mit zu grellen Farben wird in Dreisand eine Karrikatur des Heiligsten geschildert; der Kontrast, in welchem die Aussprüche der heil. Schrift, die er stets im Munde führt, mit seinen ungerechten Handlungen stehen, läßt einen nicht wohlthuenden Eindruck zurück, welcher auch nicht dadurch verwischt wird, daß am Ende dieser Frömmler, welcher Schleichhandel treibt, spionirt u. s. w., um Geld für die Missionen zu gewinnen, erkennt, daß er mit dem Teufel gebuhlt hat um des Himmelreiches willen und so die Gerechtigkeit verkehret. Sehr befremdend ist es uns aber gewesen, wie der Verf. bei seiner tüchtigen politischen und religiösen Gesinnung in seiner Zeichnung Melaniens eine gewisse fein sinnliche Auffassung der Ehe, welche die äußere Form nicht achtet und ungefähr in der Weise hervortritt wie die Hamann'sche Gewissensehe, auch nur leise hat in Schutz nehmen können, mag es auch immerhin wahr seyn, daß die äußere Form, die kirchliche Einsegnung, die Ehe noch nicht zu einer wahren macht, wenn die wahre christliche Liebe fehlt. Ihre Verbindung mit dem geheimen Rath hätte entweder nicht als glücklich geschildert werden, sondern in sich zusammen fallen müssen; oder sie hätte zur Erkenntniß ihrer verkehrten Auffassung kommen müssen. Es wird zwar hierauf hingedeutet, aber dieser Punkt nicht mit Bestimmtheit hervorgehoben. Andere Nebenpersonen, in welchen uns charakteristische Erscheinungen der Zeit entgegen treten, müssen wir unerwähnt lassen. Ebenso können wir auch nicht näher auf die dargestellten geistigen Bestrebungen eingehen, durch welche uns die beginnende innere Erstarkung des deutschen Volkes anschaulich gemacht wird.

Gehoben wird das Gemälde durch seinen historischen Hintergrund. Wir werden zwar nicht in den Krieg selbst versetzt, doch erhalten wir davon Kunde; wir lernen in seinem glücklichen Ausgange das innig verschlungene und zusammenhängende Gewebe Gottes erkennen und bewundern zugleich dessen weise Leitung der Bestrebungen der Menschen, so daß uns klar wird, daß wir nichts vermögen als redlich wollen und unsere Sorgen auf Gott werfen, dessen böse Schuldner wir bleiben.

Freude muß es gewähren, zu vernehmen, wenn Nicht-Theologen (der Verf. ist Archivrath in Bückeburg) *) ein ernstes Streben für die Durchläuterung des Lebens vom christlichen Glauben bekunden und sich selbst von dessen innerer Macht durchzittert fühlen. Der Verf. hat uns diese Freude gewährt.

2) Gedichte, von Victor Strauß. Bielefeld, bei Velhagen und Klasing. 1841. 432 S. gr. 8. Pr. 1 Thlr. 10 Sgr.

Noch nicht lange hatten wir an die verehrliche Redaktion des theologisch-litterarischen Anzeigers die Anzeige eines Romans von Victor Strauß abgehen lassen und nicht umhin können, dem ernsten religiösen Streben dieses Autors unseren Beifall zu erkennen zu geben, als uns eine Gedichtsammlung desselben Verf.'s zuging, in welcher sich eine Reihe religiöser Gedichte befindet, die es wohl verdienen, daß in dieser theologischen Zeitschrift über sie berichtet wird. Wir sehen uns hierzu um so mehr veranlaßt, als gerade das religiöse Element es ist, welches in der sonst reichen und im Ganzen jetzt einen tieferen Gemüthsreichthum in sich aufnehmenden deutschen Poesie am wenigsten durchgebildet erscheint.

Bei gegenwärtiger Anzeige müssen wir uns zwar auf die religiösen Gedichte beschränken, doch dürfen wir die übrigen nicht ganz unberücksichtigt lassen; denn auch durch sie zieht sich ein religiöser Faden hindurch. Um uns des Dichters inneren Entwickelungsgang zu veranschaulichen, sind besonders die Lieder wichtig. Diese enthalten zwar nur Momente aus dem Leben des Dichters; aber doch sind wir dadurch in den Stand gesetzt, seiner inneren Entwickelung nachzugehen. Wir gehen mit ihm in seine Kindheit zurück, fühlen sein Glück, seine Liebe zur frommen Mutter, welche früh begraben wird. Aus dem Kreise des Familienlebens gehen wir hierauf mit ihm in die Welt hinaus, manche Begegnisse und Gemüthsstimmungen desselben werden an uns vorübergeführt, bis wir zu dem entscheidenden Punkte kommen, wo der Dichter die theure Lebensgefährtin findet. Sein früher mehr in das Unbestimmte gehender Drang findet in ihr das Objekt, mit welchem er sich in innigster Liebe vereint. Eine neue Familie ist begründet, und was sie dem gemüthvollen Dichter ist, fühlen wir mit. Doch fühlt dieser einen Drang in sich, der über die Familie hinausgeht; er sucht einen geistesverwandten Freund, welcher auf das eingeht, was ihn innerlich bewegt, welcher ihn anregt und weiter fördert. Die-

*) Ist das Gerücht gegründet, so ist der Verf. durch seine Namensverwandtschaft zuerst zu David Strauß, dann durch dessen Leben Jesu zu den Urkunden des wahren Lebens Jesu hingeführt worden.

Digitized by Google

sen findet er in dem Arzt, welcher ihm in schwerer leiblicher Krankheit den Genesungstrank reicht. Das zarte, innige Verhältniß zu diesem Freunde tritt uns erquickend entgegen, bis bald der Dichter dessen frühen Heimgang betrauert. — Andere Lieder bringen Verhältnisse zur Anschauung, die weniger in diesen Entwickelungsgang gehören; doch werden alle von einer religiösen Gesinnung getragen; auf das bestimmteste tritt aber diese in den religiösen Gedichten hervor.

Von welch' entschieden christlicher Lebensansicht der Dichter durchdrungen ist, zeigt uns gleich das erste dieser Gedichte, „erstes Besinnen." Hier klagt er, daß er seine Tage verträumt; er habe sie gewogen, aber die leichte Wage sei gestiegen; der ihm anvertraute Weinberg sei nicht gepflegt, deßhalb habe er nur Herlinge getragen u. s. f.; die Welt habe zwar nicht sein Thun schelten können, sie habe es sogar gelobt, doch sei nun ein Kläger wider ihn erstanden, vor dem all' ihr Lob und Zeugniß nicht bestehen könne. Weiter heißt es dann:

Sein Wort ist wie der Blitz, der Felsen splittert
Sein Laut wie Donner, der die Welt erschüttert.
Er ist's, der Lug' und Täuschung macht zunichte:
Der Herr, gerecht und schrecklich im Gerichte.

In meinem Herzen stecken seine Pfeile.
Des Baumes Wurzel bebt, berührt vom Beile.
Er fegt die Tenne, führt das Korn zur Scheuer:
Wer fühlt sich Spreu, und bebte nicht vor Feuer.

Wer steht empor, den Er dahingeschlagen?
Wer darf vor ihm den Blick zu heben wagen?
Nackt deckt er auf des Herzens dunkle Gründe —
Da rinnt am Sonnenlicht der Quell der Sünde. u. s. w.

Noch ansprechender und tiefer in des Dichters Leben einführend ist eins der folgenden Gedichte „Rückblick." Hier wird geschildert, wie ein Knabe von der lieben Heimath in die Ferne auszieht, wie ihn endlich bei allem äußeren Glücke dennoch das Heimweh erfaßt, wie er suchend nach dem Vaterhause zurückblickt, aber wie Keiner ihm die Pfade dahin zeigen kann; deßhalb muß er dann suchend durch Trümmer und Todtenfelder, durch Oeden und Wüsteneien umher irren, und endlich verschmachtet er fast in der Wüste; schon auf Todtengerippen strauchelnd, fleht er dann zu dem Vater mit bebender Lippe, und mit Grausen und Qualen ringend, sieht er es da im Osten strahlen und geflügelt heranschweben.

Und ein himmlischer Jüngling naht ihm,
Erglänzend wie Morgenroth;
Eine Fackel erhellt den Pfad ihm,
Er reichet ihm Wein und Brot:

Nun iß, du Armer, und trinke,
Und komm aus der Wüste heraus,
So spricht er mit freundlichem Winke,
Ich führ' dich ins Vaterhaus.

Du seliger Bote von Oben,
Du hast ihn gespeist und getränkt,
Aus Schrecken und Nacht ihn gehoben,
Zum rechten Pfad ihn gelenkt.
Und treulich führst du ihn weiter, —
Erlöser, drum preis' ich dich;
Denn du bist ja der Geleiter,
Und jener Knabe bin ich.

Sehr lieblich ist „das Schifflein." Mit dem Sturm, welchen des Herrn Wort beschwichtigt, wird hier der Sturm der Leidenschaft parallelisirt; und dann nach einer lebendigen Schilderung jenes Vorganges hinzugefügt:

Das Wunder hab' ich innerlichst erlebt;
Dasselbe Wunder, ich erleb' es täglich,
So lang sein Schifflein auf den Wassern schwebt.
Stürm' auch das Herz mir noch so unerträglich,
Er stillt es und beseligt es unsäglich.

Wir müssen uns enthalten noch Mehreres aus diesen Gedichten mitzutheilen; weil wir durch Mittheilung einzelner Strophen den Lesern doch nur einen unvollkommenen Begriff davon geben können; denn aus dem Zusammenhange gehoben, machen sie doch nie den vollen Eindruck. Wir setzen darum noch ein Gedicht ganz her, nicht gerade weil es eins der ausgezeichnetsten, sondern weil es eins der kürzesten ist.

Rettung.

Ein holder Lebenston hat sich erschwungen
In alter grauer Zeit,
Ist durch Jahrtausende hindurchgeklungen,
Und klingt noch heut.

Von einer Liebe tönen seine Kunden,
Die nimmermehr verläßt.
Er hat auch mich, er hat auch mich gefunden
Und hielt mich fest.

Da schlug ein Glanz vom Himmel bis zur Erde,
Und Angst und Zagen flohn;
Da schaut ich Dich in liebender Gebehrde,
Du Gottessohn.

Da sprachst Du: „Dir hab' ich gekämpft, gestritten,
Getragen Hohn und Schmerz,
Dir jenen Tod, wie Keiner litt, gelitten: —
Gieb mir dein Herz!"

Nur dieß zerrissene Herz hast du gefodert?
Du sel'ger Liebesglanz!
O das es nicht schon längst für dich gelodert!
Nimm's! nimm es ganz.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 24. September. **Nr. 59.** 1841.

Lesebücher für die Jugend.

1) Lesebuch für die weibliche Jugend, herausgegeben von Christoph Karl Hornung, evangelischem Pfarrer in Ansbach. Erlangen, bei Carl Heyder u. s. w.

(Fortsetzung.)

Aus Schubert's verschiedenen Werken, besonders aus der kleinen Naturgeschichte und dem Alten und Neuen, aber auch aus dem Wanderbüchlein, der Morgenländischen Reise und der Geschichte der Seele hat der Herausgeber allein 95 kleinere und größere Stücke aufgenommen; eine gute Gewähr für die Gediegenheit des Lesebuchs. „Nächst Schubert, sagt er weiter, der dieses Lesebuch mit dem Preise des ewigen Schöpfers beginnt und mit einer süßen Ahnung der seligen Ewigkeit beschließt, war es ein ihm geistig verwandter Vorgänger, Matthias Claudius, den ich zuerst um eine reichliche Beisteuer für mein Buch begrüßte, weil ich wünschte, der werthe Mann von Wandsbeck, der schon so vielen Jünglingen und Männern ein Bote des Friedens und Heiles geworden, möchte auch die weibliche Jugend lehren, wie sie den Sinn für stille häusliche Freuden festhalten, kindliche Frömmigkeit und Fröhlichkeit bis ins höchste Alter bewahren könne, er möchte sie ermahnen, sich ein beschränktes Glück genügen zu lassen, den Romanschreibern und der eigenen träumerischen und hoffährtigen Phantasie zu mißtrauen, und, statt Luftschlösser zu bauen und Nebelbildern nachzujagen, lieber sich in die Wirklichkeit zu schicken, und den in ihr, freilich oft unter der harten Decke der Armuth, verborgenen Schätzen nachzugraben, er möchte sie anleiten zum Glauben und zur Liebe, zum Gebet und zur Arbeit und dadurch ihnen die Erde aus einem Jammerthale in einen Vorhof des Himmels umwandeln helfen." Wir haben diese Worte anführen wollen, als eine Erweisung des Sinnes, in welchem das Lesebuch abgefaßt ist; von Claudius enthält es 44 kleinere und größere Stücke. „Viele anziehende und lehrreiche Abschnitte für die älteren Mädchen, welche bei dem Austritt aus der Schule dieses Buch nicht für immer aus den Händen legen sollen, hat mir der berühmte Reisende aus Amerika, Washington Irwing und der liebenswürdige und hochverehrte Veteran, Friedrich Jacobs in Gotha, beigesteuert; für die jüngeren aber habe ich öfter meinen Freund, Friedrich Jubitz in Nürnberg, angegangen." Daneben enthält das Buch hierher passende Darstellungen von Herder, den Gebrüdern Grimm, ferner von Dittmar, Krummacher, Stöber, Barth, namentlich auch von Hebel, sogar Einiges von Alexander v. Humbold. Was die aufgenommenen poetischen Stücke betrifft, so sagt der Herausgeber darüber S. V.: „Von Göthe und Schiller, Uhland und Schwab, auch von Chamisso und vielen anderen deutschen Dichtern, besonders aber von Rückert, habe ich eine hinreichende Anzahl solcher Gedichte ausgewählt, die nach meiner Meinung am besten und zweckmäßigsten Mädchen von 10 bis 16 Jahren zum Lesen und Lernen gegeben werden können; von Rückert, Göthe, Schiller u. A. auch viele Sprüche und Gnomen, außerdem etliche hundert Sprüchwörter, die ich größtentheils aus der trefflichen und reichhaltigen Sammlung von Wilhelm Körte (Leipzig 1837) ausgesucht habe. Diese Sprüchwörter sind es am wenigsten, die das Lesebuch schwer zu kaufen und zu tragen machen; sie sollen aber, hoffe ich, das geistige Gewicht und die Brauchbarkeit desselben um ein Bedeutendes erhöhen." Unter den Gedichten findet sich außer dem Genannten auch manches Aeltere, von Logau, Hagedorn, Pfeffel, Gleim, Lichtwer, Uz, Kleist; aus der

Digitized by Google

neueren Zeit Einzelnes von A. W. v. Schlegel, Fouqué, Arndt, Platen, Hölderlin, Spitta, Knapp, dazwischen auch vom Herausgeber selbst und seinem Mitlehrer Friedrich Güll.

Man sieht, das Buch ist nicht stiefväterlich ausgestattet, sondern überaus reichlich bedacht: eine wahre Fundgrube alles dessen, was Erzieher ihren Schülerinnen oder Eltern ihren Töchtern aus der neueren vaterländischen Litteratur mit Vortheil darbieten können.

Eine besondere Hervorhebung verdient die sinnige Sorfalt, mit welcher die ausgewählten Stücke aneinander gereiht sind. Das Ganze ist in vier Abtheilungen geordnet, deren erste, mit der Ueberschrift: Alles, was Odem hat, lobet den Herrn! das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte beibringt. Die zweite giebt Darstellungen aus dem Leben der Natur, den Jahreszeiten, mit der Ueberschrift: So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Wie in jener Schubert dominirt, so in dieser Claudius. Die dritte zeigt durch Erzählungen von Wanderungen und Reisen die große Mannichfaltigkeit der Schöpfungen Gottes auf Erden und die Schicksale derer, die sie zu bereisen unternehmen; sie trägt die Ueberschrift: Gott sei mit euch auf dem Wege und Sein Engel geleite euch! Die vierte wendet sich dem Höchsten zu, was es auf Erden giebt, dem Menschen: sie schildert in den mannichfaltigsten Bildern das Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe: mit Recht die größte und reichste Abtheilung, überschrieben mit dem Worte: Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen! — Wie sich in der Anordnung dieser großen Abtheilungen ein deutlicher Fortschritt zeigt, so auch in der Anordnung der einzelnen Stücke, welche in jeder Abtheilung enthalten sind. „Jeder Leser, sagt der Herausgeber S. VI., auch der jüngere, wird beim Durchlaufen des Inhaltverzeichnisses und beim Durchblättern, noch mehr aber beim aufmerksamen Durchlesen des Ganzen leicht finden, wie alle einzelnen Stücke sich in einander schicken, und zu welchem Zweck hier Aehnliches, dort Entgegengesetztes zusammengestellt worden.“ Der Zusammenhang der einzelnen Stücke ist bisweilen so überraschend, daß ein gelehriges Kind, einmal darauf aufmerksam gemacht, ihn mit Lust erkennen und weiter verfolgen wird.

Hienach erscheint das Lesebuch, mit seinem reichen und vortrefflichen Inhalte und seiner sinnigen Anordnung, in der That als ein solches, welches man ebenso sehr Lehrern an Töchterschulen, zu öffentlichem oder Privatgebrauch, als Eltern zum Gebrauch bei der Erziehung ihrer Kinder mit vollem Herzen

empfehlen darf. Aus vielen Büchern der Art kann sich ein Kind eher Unheil, als Gewinn herauslesen; dieses Lesebuch enthält nur, was frommen kann. „Ich wollte, sagt der Herausgeber S. VII., lieber den Vorwurf der Aengstlichkeit, als der Sorglosigkeit tragen; es sollte in diesem Buche sich Nichts finden, was Anstoß und Aergerniß erregen könnte; Alles, was ich aufnahm, sollte geeignet seyn, auf ein empfängliches Gemüth einen heilsamen Eindruck zu machen, jedes Stück in seiner Art bessernd und bildend, erhebend und beruhigend wirken.“

2) Lesebuch zur Einleitung in die Geschichte, nach den Quellen bearbeitet von Carl Ludwig Roth. Ersten Bandes erstes und zweites Heft. Nürnberg, bei Schneider und Weigel 1839 u. 1840. 634 S. 8. Pr. 20 Sgr.

Dieses Buch tritt aus der Reihe der gewöhnlichen Lesebücher für die Jugend in so fern heraus, als es nicht wie jene den Zweck allgemeiner Bildung, sondern vielmehr den besonderen Zweck verfolgt, als Einleitung in die Geschichte zu dienen; ferner ist es dadurch von ihnen verschieden, daß es nicht eine Sammlung verschiedener Bestandtheile, sondern die zusammenhängende Darstellung eines Verfassers ist; endlich dadurch, daß es unmittelbar auf den Quellenschriftstellern ruht. Um des letzten Punktes willen verdiente es, von philologischer Seite aus gewürdigt zu werden; wogegen wir es nur von pädagogischer Seite her beschreiben wollen.

Vor Allem sind die Grundsätze über den geschichtlichen Unterricht der Jugend, welche der verehrte Hr. Verf. in der Vorrede darlegt, mitzutheilen; denn aus ihnen ist die Abfassung des Buches hervorgegangen.

Er geht von der Erfahrung aus, daß sich bei der Jugend ein großes Verlangen findet, Erzählungen zu vernehmen, und will, daß man dieses benutze, um Sinn für Geschichte in ihr zu wecken. „Man sollte glauben, sagt er, daß dieses Verlangen zum Sinn für Geschichte umgebildet und erhoben werden könnte, wenn wir dasselbe auf eine Art befriedigten, die der Fassungskraft des Alters, welches Geschichte zu lernen anfängt, angemessen, und doch zugleich wissenschaftlich wäre.“ Dazu werde erfordert, daß man beim Beginn des Geschichtsunterrichtes Solches erzähle, was sich den Erzählungen möglichst nähert, die das zarte Alter gern auffaßt, Solches, was Theilnahme erwecken kann; Theilnahme aber könne nur durch das Besondere, Einzelne, Persönliche in der Geschichte erweckt wer-

Digitized by Google

den, durch diejenigen Partieen derselben, worin der einzelne Mensch thätig und leidend erscheint, in Lagen und Umständen, für welche eine gewisse Analogie in der Gegenwart wenigstens theilweise vorhanden ist, so daß das bekannt Erscheinende als Brücke zum Unbekannten dienen kann.

Schon hiemit spricht er sich gegen eine Methode des Geschichtsunterrichtes aus, welche nicht selten, namentlich auf öffentlichen Lehranstalten, gefunden werden mag: die nämlich, nach welcher dieser Unterricht mit einer Ueberschrift der ganzen Geschichte begonnen wird. Noch bestimmter bestreitet er dieselbe mit folgenden Worten: „Die Uebersicht hebt mit Recht und nothwendigerweise aus dem gesammten Vorrath der Geschichte diejenigen Begebenheiten hervor, welche nach dem Urtheile der Gelehrten die wichtigsten und folgereichsten gewesen sind: und gerade dafür hat das Knabenalter noch keinen Sinn, weil es noch keinen Maßstab des Urtheils hat. Die Uebersicht hat doch wohl überall ihre rechte psychologische Stelle am Ende, nicht am Anfange des Weges. Man kann allerdings einen scheinbaren Erfolg auch da zuwege bringen, wo man mit der Uebersicht beginnt, indem man den ganzen ersten Kurs der Geschichte nur zur Sache des Gedächtnisses macht, mit Ausschluß des Antheils, der dem Gemüthe und der Urtheilskraft daran gebührt. Aber so nothwendig die Thätigkeit des Gedächtnisses ganz vornehmlich bei diesem Unterrichtsgegenstande ist, so unfruchtbar ist doch ein in dieser Art gegebener Geschichtsunterricht. Denn jede Wissenschaft verliert ihre bildende Kraft für diejenigen, denen sie in Gestalt einer Fertigkeit dargeboten wird: was neben dem Mangel an Einheit und Einfachheit der natürliche Grund des Mißlingens vieler unserer neueren Lehreinrichtungen ist. Und so wird insbesondere der Sinn für Geschichte, welcher im ersten Kurs vorzugsweise gebildet werden sollte, mehr abgestumpft als erweckt, indem man dem Alter, das nach Erzählungen verlangt, Begebenheiten zum Einprägen ins Gedächtniß bietet, von deren Hergang und Folgen es sich keine Vorstellung machen kann. Der Schüler findet sich von einem Stoffe, der ihm eine gewisse Entschädigung und Erfrischung für die Trockenheit seiner übrigen Lehrfächer versprach, nicht befriedigt, und faßt hienach eine ungünstige Meinung von der Geschichte überhaupt, die vielleicht nicht weniges dazu beiträgt, die Leselustigen fast durchgängig nur nach erdichteten Erzählungen begierig zu machen." Gewiß höchst beachtungswerthe Worte für jeden Erzieher und Lehrer, der es mit seinen Schülern gut meint und weniger danach trachtet, glänzende Beweise von Kenntnissen an ihnen wahrzunehmen, als danach, sie zu gründlicher Durchbildung ihres Inneren anzuleiten.

Um so einleuchtender vermag der verehrte Hr. Verf. hienach den Vortheil zu schildern, welchen eine ins Einzelne gehende Geschichtserzählung als Beginn des gesammten Geschichtsunterrichtes dem Lernenden gewährt. „Eine solche Geschichtserzählung kann das bieten, worüber auch der Knabe ein Urtheil geben mag, wenn gleich das Urtheil nach der Weise des Alters beschränkt ist; die Urtheilskraft wird jedenfalls dabei in Bewegung gesetzt und geübt, das Gemüth durch Zustände und Thätigkeiten, die eine lebhaftere Theilnahme zulassen, angeregt, durch die Uebung der Urtheilskraft und durch die Theilnahme des Gemüths die Aufmerksamkeit geschärft und erhalten, und durch dieses Alles ein anderes Wissen der Geschichte, als mit dem bloßen Gedächtnisse vorbereitet werden. Und wenn man auch das noch beiziehen will, was vielfältig zur Empfehlung der Geschichte gesagt worden ist, ohne daß es der Erfolg merklich bestätigte, daß die Geschichte zunächst nach der Religion die beste Lehrerin in den Dingen sei, die der Mensch zu suchen und zu meiden habe, so könnte man sagen, daß nur diese ins Einzelne gehende Geschichte, nimmermehr aber eine Uebersicht der Geschichte einen solchen Lehrberuf habe, und daß man darum den Lernenden, je jünger sie seien, desto mehr persönliche Geschichte darbieten sollte, damit sie gleich anfangs merken, welche Lebensweisheit in dieser Wissenschaft erholt werden könne." (S. VIII.)

Welcher Theil der ganzen Geschichte wird sich nun am besten zu einem solchen Anfange des Geschichtsunterrichtes eignen? „Es scheint, sagt die Vorrede weiter, keiner geeigneter zu diesem Zwecke zu seyn, als die Geschichte der alten Welt. Die Verhältnisse sind da die einfachsten; die Persönlichkeiten treten stärker hervor; die Beweggründe liegen offener da; das Leben hat vergleichungsweise die meiste Poesie. Ueberdem fordert das geistige Wohl der Jugend immer dringender die Einheit der bedeutendsten Lehrfächer, und somit für das Alter, das Geschichte zu lernen anfängt, Erzählungen aus der Zeit, welche der Sprachunterricht demselben vorführt. Was die Schüler in Chrestomathieen oder im Nepos lesen, sollte darum mit ihrem Geschichtsunterrichte zusammen ein Ganzes ausmachen."

Nach diesen Grundsätzen ist das vorliegende Lesebuch abgefaßt. Es soll dem Geschichtsunterrichte der Jugend in der Weise dienen, daß es von Lehrer und Schüler gebraucht werde: von jenem, sofern es die zum Unterrichte in der alten Geschichte nothwendigen Quellen in geeigneter Bearbeitung darbietet; von diesem, sofern er daraus in den Unterrichtsstunden vorlesen, mit seiner Hülfe die vom Lehrer dazu gemachten Bemerkungen zu verstehen suchen, und daraus sich

Digitized by Google

vorbereiten kann, um das so Gewonnene frei wieder zu erzählen. Hiermit war ein doppelter Vortheil beabsichtigt: einmal, daß der Schüler während der Unterrichtsstunde aufmerksam erhalten werde — wie man ja leichter die Aufmerksamkeit festhält, wenn man liest oder lesen und einen Anderen darüber sprechen hört, als wenn man einen längeren ganz freien Vortrag anhört; — und andererseits, daß der Unterricht in der Geschichte zugleich als stylistische Uebung in der Muttersprache dienen könne.

Von dem ganzen Werke, welches in zwei Bänden die historische Zeit der alten Welt, einmal von Lykurgus bis Alexander, und zweitens vom Anfang Roms bis etwa zum vierten Jahrhundert nach Christo umfassen soll, liegt nun der erste Band in zwei Heften vor.

Es wäre unzweckmäßig, ein Buch, welches von einem solchem Verf. und nach solchen Grundsätzen ausgearbeitet worden, durch Lobeserhebungen zu empfehlen. Wer es durchgeht, wird bemerken, in welch hohem Grade jene Grundsätze darin durchgeführt, jene Absichten erreicht seien. Ref. kennt kein Buch über alte Geschichte, welches an treuer Benutzung der Quellen, an Klarheit und Einfalt der Sprache, an Sorgsamkeit der Erzählung dem vorliegenden gleichgestellt und von einem gewissenhaften Vater oder Lehrer seinen Zöglingen, so wie dieses ohne alle Besorgniß und mit aller Freudigkeit übergeben werden könnte. Nur auf einige besonders wichtige Seiten desselben möchten wir noch aufmerksam machen.

(Fortsetzung folgt.)

Schöne Litteratur.

2) Gedichte von Victor Strauß. Bielefeld, bei Velhagen und Klasing u. s. w.

(Beschluß.)

In dem Gedichte „Alles ist eitel!" ist der Hinweis auf das, was nicht eitel ist, was ewig bleibt, recht lebhaft dargestellt. Vorzüglich hat uns auch die Anlage, Ausführung und die poetische Auffassung am Schlusse in dem Gedichte „der Bethlehemitische Kindermord" gefallen. Die Weihnachtslieder sind weniger bedeutend; andere dagegen, wie „Beruhigung," „Frieden," sprechen wieder sehr an. Wir können indeß nicht auf die anderen einzeln eingehen, bemerken

nur noch, daß die Form rein ist und die Ausdrucksweise schön und einfach, d. h. ohne störende, oft unpassende Bilder und sentimentale Redensarten, welche sich heut zu Tage selbst in religiösen Liedern nur zu häufig finden.

Sonst enthält diese Gedichtsammlung noch Balladen, Elegieen, Epigramme und andere, verschiedenartige Gegenstände zu ihrem Inhalte habende Gedichte. Hier tritt zwar das religiöse Element mehr zurück, doch sind sie davon tingirt, wie man auch überall eine echt patriotische Gesinnung hindurchfühlt. Manche rein religiöse Elegieen, wie „der Mitschuldige," „Johannes" u. s. w. würden, wie uns scheint, besser unter die religiösen Gedichte gestellt seyn, mögen sie auch eine andere Form haben.

Was indeß die vielen anderen Gedichte betrifft, so dürfen wir in dieser Zeitschrift nicht auf ihren Inhalt eingehen; doch können wir nicht umhin zu versichern, daß sie in dem Leser einen angenehmen Eindruck zurücklassen werden, selbst wenn dieser auch nicht mit jedem hier ausgesprochenen Gedanken des Dichters übereinstimmen sollte, wie dieses auch bei uns nicht der Fall gewesen ist. Der große Vorzug dieser Gedichtsammlung vor vielen anderen, in welchen sich nur Zerrissenheit kund giebt, ist das irenische, im Christenthum wurzelnde Element, welches selbst aus Klagen und trüben Gemüthstimmungen auftaucht und den Frieden vermittelt. Die Verklärung des gemüthlichen individuellen Elements im Christenthume dürfte als die Hauptrichtung dieser Gedichte angesehen werden. — Sonst bemerken wir noch, daß, wie überhaupt in der Zeit, so auch in dieser Sammlung, das lyrische Element das vorwaltende ist, und deßhalb wollen uns vorzüglich diejenigen Gedichte gelungen erscheinen, durch welche uns der Dichter in seine eigene Brust hineinschauen und fühlen läßt, was ihn innerlich bewegt. Daher spricht er am meisten da an, wo der Stoff individuell ist. Als Sohn der Zeit wird er aber von ihr bewegt, durchlebt sie in sich, geht auf ihre verschiedenen Bestrebungen ein, diese werden darum auch die seinigen, sind dann für ihn etwas Individuelles, das sich stets zu läutern scheint. Diejenigen Stoffe dagegen, welche weniger zu dem Dichter in Beziehung stehen, einen mehr objektiven Charakter haben, lassen mehr kalt. Auch auf die religiösen Gedichte findet dieses seine Anwendung. — Die äußere Ausstattung ist sehr schön.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 28. September. **Nr. 60.** 1841.

Dogmatik.

Der thätige Gehorsam Christi. Ein Beitrag zur Rechtfertigungslehre. Von F. A. Philippi, der Philosophie Dr., der Theologie Licentiat und Privatdocent an der Universität zu Berlin. Berlin, bei Oehmigke. 1841. IV und 167 S. 8. Pr. 22½ Sgr.

Das vorliegende Schriftchen behandelt ein einzelnes Moment der Rechtfertigungslehre, welche sich der Hr. Verf. zufolge der Vorrede vorgesetzt hat, im ganzen Umfange zu bearbeiten. Es hat einen Mann zum Verf., dessen Ueberzeugungen entschieden auf dem Worte der Schrift ruhen, und so ist es gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen gegenüber dem bekannten gelehrten Werke von Dr. Baur, welches sich die Aufgabe gestellt hat zu erweisen, daß die kirchlich paulinische Lehre von der Versöhnung durch den Gang der Geschichte der Theologie in ihrer Unhaltbarkeit erwiesen sei.

Ein ungünstiger Umstand für diese Schrift ist nun aber der, daß sich der Hr. Verf. — wie es scheint, durch äußere Verhältnisse — bewogen gesehen hat, diesen Zweig des Dogmas von der Versöhnung einzeln zu bearbeiten und dem Publikum vorzulegen, ohne vorher seine Ansichten über die Wurzel desselben begründet und dargestellt zu haben. Der thätige Gehorsam Christi kann nicht verstanden werden ohne das Verständniß des leidenden, der eine wie der andere nicht, ohne auf die Person Christi zurückzugehen. Auch hat der Hr. Verf. nicht umhin gekonnt, auf diese Wurzel des Dogma zu reflektiren, vermöge der Vereinzelung seiner Aufgabe konnte dieses jedoch nur sehr im Allgemeinen geschehen. So kann sich denn auch der Leser nicht recht befriedigt fühlen. Eine desto schwierigere Aufgabe war die Zusammenfassung der zu behandelnden Materien; dieser hat Hr. Philippi unseres Erachtens sehr gut genügt, die Schrift ist äußerst klar und bündig geschrieben.

Wenn man nun dieser Schrift alles das zu Gute kommen läßt, was aus der Erwägung resultirt, daß äußere Umstände genöthigt haben, den Zweig ohne die Wurzel vor das Publikum zu bringen, so muß man sich der Behandlung des Thema's sehr erfreuen. Der theologische Standpunkt des Hrn. Verf.'s ist mit Recht der des fides praecedit intellectum. So legt er denn die Schriftlehre zu Grunde, findet durch dieselbe die kirchliche Lehre bestätigt, und sucht das Ergebniß gegen die Einwendungen zu sichern, welche namentlich seit Töllner dagegen erhoben worden sind. Die vier Abschnitte sind: 1) der Begriff des thätigen Gehorsams Christi; 2) der Zweck; 3) die Wirkung; 4) Historisches und Polemisches. Die exegetische Begründung geht überall der dogmatischen Rechtfertigung voraus.

Wir berücksichtigen einzeln den exegetischen, dogmatischen und historischen Bestandtheil. Der exegetische ist besonders verdienstlich; es wird in ihm jedem deutlich, wie sehr sich angehende Theologen durch die so viel vernachlässigte ältere dogmatische Litteratur für den Zweck der Schrifterklärung des N. T. bereichern können. Es ist seit Ernesti herkömmlich, jene Lehre nur in der Stelle Phil. 2, 8. begründet zu finden und kaum gedenkt man der Stellen Röm. 5, 19., Hebr. 5, 8. Hier wird nun mit Grund noch einer ganzen Anzahl anderer Stellen gedacht, namentlich auch Matth. 5, 17., 3, 15. und in der Entwickelung dieser Stellen gezeigt, daß Christus das Gesetz sowohl nach seinem moralischen als nach seinem rituellen Bestandtheile erfüllt habe. Es werden ferner die Stellen besprochen, aus denen sich ergebe, daß die Gesetzerfüllung Christi eine freiwillige gewesen sei, gegenüber der von Töllner aufgestellten

Digitized by Google

Behauptung, daß Christus dem Gesetz verbunden und schon darum an eine stellvertretende Gesetzerfüllung nicht zu denken sei, Matth. 12, 8., 17, 25—26., Joh. 10, 18. Daß der thätige Gehorsam Christi in der Schrift neben dem leidenden als Faktor der Erlösung dargestellt werde, zeige sich namentlich in den Stellen, die von der Wirkung des thätigen Gehorsams handeln, insbesondere Röm. 5, 18. 19. Diesem exegetischen Theile ist gewiß das Zeugniß zu geben, daß die Behandlung gelehrt, bündig und verständig sei. Doch kann Rec. nicht überall beistimmen, berührt aber mit seinem Widerspruch schon einigermaßen das dogmatische Gebiet. So bei des Hrn. Verf.'s Ausspruche, daß der Gehorsam unter das Gesetz ein freiwilliger gewesen. Es heißt S. 59.: „Für uns sind die Gebote Gottes vorhanden und absolut verpflichtend, wir mögen wollen oder nicht, für Ihn aber existirt das Gebot des Vaters nur deßhalb, weil er sich freiwillig ihm dienstbar gemacht, sich aus eigener Wahl die Stellung des Gehorchenden gegeben." Wir müssen entgegnen: ist Christus wahrer Mensch, so verhält er sich zum Gesetze wie jeder Mensch. Der Wille Gottes ist von außen her für den Menschen gesetzt, so lange er noch nicht Gottes Ebenbild ist; in sofern er diese Bestimmung erkannt, setzt er eben diesen Willen mit Freiheit. Die Freiheit in dieser Erfüllung des Gesetzes ist dann aber eben nur die eine Seite, welche sich gegenüber die allgemeine vernünftige Nothwendigkeit hat. So sagt nicht bloß die neuere Philosophie, sondern schon Augustinus. Neben dieser erheblichsten exegetisch-dogmatischen Bemerkung hätten wir noch einige andere zu machen, z. B. zur Erklärung von Röm. 5, 18. 19. *Δίκαιοι κατασταθήσονται οἱ πολλοί* soll sich auf das Gerechtmachen durch Imputation beziehen.

(Beschluß folgt)

Lesebücher für die Jugend.

2) Lesebuch zur Einleitung in die Geschichte, nach den Quellen bearbeitet von Carl Ludwig Roth. Ersten Bandes erstes und zweites Heft. Nürnberg, bei Schneider und Weigel u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wie klar die Darstellungsweise des Buches sei, davon zeugt namentlich die Erzählung solcher Punkte, welche zumal für ein jüngeres Alter ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten haben. Ein solcher ist z. B. der Kampf zwischen dem aristokratischen und demokratischen Principe in Griechenland, ohne dessen Verständ-

niß die alte Geschichte überall nicht verstanden werden kann. „Wie überall, so beginnt der Verf. S. 225. diesen Kampf einzuleiten, wie überall in alter und neuer Zeit, so wohnten in Athen Vornehme und Geringe, Arme und Reiche zusammen, und die Vornehmen und Reichen lebten der Meinung, daß sie zum Regieren, die anderen aber zum Gehorchen da seien." Mit solcher Einfachheit wird der schwierige Gegenstand durchweg behandelt.

Das Hauptverdienst des Buchs liegt, wie uns scheint, in dem Streben des Verf.'s, dadurch eine solche Methode des Geschichtsunterrichtes zu befördern, wodurch derselbe im Einklang mit allen übrigen Unterrichtsgegenständen stehe und dadurch in die Gesammtbildung des Lernenden von keiner Seite hemmend, sondern nur fördernd eingreife.

Nächst dem geographischen Elemente des Lesebuchs ist es besonders die anregende Berücksichtigung der alten Autoren, worin sich dieses Streben zeigt. Mitten in der Geschichtserzählung treten ihre Namen leuchtend hervor und erfüllen mit Lust und Begierde, ihre Werke näher kennen zu lernen. Nach der Beschreibung der Schlacht bei Salamis giebt der Verf. einen sehr schönen Blick in die Perser des Aeschylus; als dessen Sieger im dramatischen Wettkampf bald darauf Sophokles vorkommt; des Euripides Lob ertönt aus dem Munde der von Sicilien zurückgekehrten Athenienser, welche durch Recitiren euripideischer Stellen bei den Sicilianern Erbarmen und Unterstützung empfangen haben; Plato und Aristoteles treten redend ein und legen ihre Urtheile über die atheniensische Staatsverfassung ab; mitten in Perikles Geschichte, deren Glanz zu lebhafter Theilnahme anregt, wird erwähnt, daß er eine Rede zur Leichenfeier gefallener Athenienser gehalten habe, welche bei Thucidides noch vorhanden sei; aus der Geschichte der furchtbaren Pest, welcher Perikles und die Macht Athens erlag, tritt es wie ein Trost hervor, daß Thucidides, der Geschichtsschreiber des peloponnesischen Krieges, davon genesen sei. Dem Leben und der Denkweise Plato's ist ein eigener Abschnitt gewidmet. In die Geschichte Athens zur philippischen Zeit ist Mehreres aus Demosthenes Redens eingeflochten, unter anderen aus sämmtlichen olympischen Reden das Verständliche für Knaben ausgehoben und die Politik des Redners darin als in einem Spiegel gezeigt. Indem Alexanders des Großen Zeit als die Blüthezeit der griechischen Philosophie dargestellt wird, findet Aristoteles, soweit dies in einem für die Jugend bestimmten Buche möglich ist, darin die gehörige Stellung.

So voller Anregungen zum Studium der alten Autoren, zeichnet sich das Werk ferner dadurch aus, daß es, bei all der objektiven Haltung, die es be-

Digitized by Google

hauptet, für die Einheit der Bildung auch in religiöser Beziehung viel Förderliches enthält. Dies liegt theils darin, daß eine treue ins Einzelne gehende Darstellung heidnischen Lebens und heidnischer Religionen, wie die vorliegende, das gutgeartete Gemüth von selbst auf das Gefühl des Bedürfnisses der wahren Religion und zur Freude an derselben hinleitet; theils in der wahrhaft väterlichen Sorgsamkeit des Verf.'s, mit welcher er allem dem in der griechischen Geschichte, was etwa bei der beginnenden Entwickelung des Verstandes zu quälenden religiösen Zweifeln Anlaß geben könnte, mit kurzen Worten seine rechte, dem Christenthume vielmehr dienende, als hinderliche Stellung anweist. Als Beispiel hievon heben wir die Erzählung von Sokrates Leben hervor. Man weiß, wie namentlich dessen Tod von Feinden der Offenbarung in ein falsches Licht gestellt worden ist. Der Verf. nun, nach einer Darstellung vom Leben des Sokrates, welche das Gemüth mit Bewunderung für diesen großen Mann erfüllen muß, bemerkt bei Gelegenheit des bekannten Verhöres ganz kurz: „Da gab er sich selbst solche Zeugnisse, wodurch er bewies, daß er in einem langen, der Selbsterkenntniß vorzugsweise gewidmeten Leben doch sein eigenes Inneres nicht genugsam erforscht hatte. Er lasse, sagt er, keinem einzigen Menschen den Ruhm, besser als er gelebt zu haben; denn er sei sichs bewußt, rein und gerecht in seinem ganzen Leben gewesen zu seyn: so daß er sich oftmals über sich selbst verwundert habe." Dergleichen Erweisungen väterlicher Sorgsamkeit und Vorsicht, welche über den unmittelbar gegebenen Gegenstand hinaus auf die Gesammtbildung der lernenden Jugend bedacht ist, kommen in dem Werke an den nöthigen Stellen überall vor.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß das gründliche und lehrreiche Werk nicht nur Lehrern und ihren Schülern, besonders auch Hauslehrern und ihren Zöglingen, sondern jedem Freunde der Geschichte eine willkommene Gabe seyn wird.

An diese Mittheilungen schließt die Redaktion die Anzeige zweier neuen Produktionen aus der gewandten Feder des Kirchenrath Steiger in St. Gallen, der sich durch seine Wochenpredigten in Nord und Süd einen so großen Leserkreis erworben hat. Die zuerst erwähnte Schrift dürfte der reiferen Jugend mit Nutzen in die Hand gegeben werden, obwohl sie nicht bloß auf die Jugend berechnet ist.

1) Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit von K. Steiger. Pr. 1 Thlr.

Wenn auch der Titel dieses Büchleins nicht gleich von vorn herein seinen Inhalt erkennen läßt,

so erweist er sich doch bei näherer Einsicht als sehr bezeichnend. Was in der neueren Zeit von der Frömmigkeit der alten Zeit übriggeblieben ist, was sich hin und her zerstreut davon findet, das will ein Freund dieser alten guten Zeit den Blicken der Leser in einzelnen Bildern vorüberführen, nicht, damit sie ihre Häuser und Palläste einreißen und sich Burgen bauen sollen im Geschmacke jener Ruinen einer vergangenen Zeit, sondern damit sie sich erinneren, wie fest, wie stark, wie kühn und erhaben der Bau des Heils war, den sich die alte Zeit errichtete, und wie sehr die neuere Ursache hat, wieder von ihr zu lernen, wenn sie auch noch so viel gelernt hat.

Jedoch nicht im Allgemeinen will dies der Verf. darstellen, sondern er hat dabei besonders sein Vaterland, die Schweiz, im Auge; Züge christlicher Frömmigkeit im Gewande schweizerischer Nationalität, die will er geben. Und diese Eigenthümlichkeit tritt in der That auf jedem Blatte hervor und giebt dem ganzen Buche einen besonderen Reiz. Gemüthlichkeit, Naivität, ein natürlich gesundes unverdorbenes Gefühl charakterisiren den Verf. und die Personen, von denen er erzählt. Die dem Schweizer besonders eigenthümliche Liebe zum Vaterlande offenbart sich hier als Wehmuth über das in der Heimath eingebrochene Verderben einer Irreligiosität, die auch den Volkscharakter immer mehr zu untergraben droht.

Was nun eigentlich der Verf. darbietet, ist Folgendes: Er hört ein Sprüchwort, von der alten Zeit uns vererbt — da erklärt er dessen Sinn, seine oft tiefe Bedeutung bei ganz schlichter Form, jetzt oft bloß noch ein leeres Wort. Hier verräth der Verf. oft eine herrliche Tiefe des Gemüths, großen Ernst, dem jedes Wort tief bedeutungsvoll ist, und dem sich überall ein reicher Schatz von Gedanken aufschließt. Solche Sprüchwörter sind z. B.: Wenn me Hüsrötheli usnimmt, so gend d' Chüh rothi Milch. — Wenn me z' Nacht no in Spiegel luoget, so sieht än der Tüfel a.

Ferner, er hört gewisse Redensarten, die im Munde der Voreltern etwas bedeuteten, jetzt oft bloße Redensarten sind; da weist er hin auf ihre ursprüngliche Bedeutung, auf das, was der fromme Christ sich beim Gebrauch derselben denkt, denken kann. Er findet viel darin, weil er viel darin sucht und das Suchen versteht. „E Gottesnamen agefangen. S. 1. Z' Gvatter beten. S. 53. Mit Gottes Hülf. S. 73." In dieser Betrachtung heißt es z. B.: „Freundlicher Zeuge einer frömmeren Zeit! Großes Wort! Seele weht aus dir! Gesegnet sei, wer zuerst dich ausgesprochen! Mit Gottes Hülfe! so sprach der Arzt, wenn er an's Krankenbett des Hausvaters gerufen ward, die Bitte der Gattin, das Schluchzen der ar-

Digitized by Google

men Kindlein vernommen und den fragenden Blick des Leidenden gesehen, nicht spielend mit Menschenleben und Familienglück, nicht für den eigenen Ruhm nur sorgend und diesen für sicher haltend hinter der hohen Wehr des Doktortitels, sondern sich stimmend zur Besonnenheit, frei vom Handwerksschlendrian, das Ernste des Berufs erwägend, in dem Aufrichtigkeit wie Muth eine hohe Kunst ist. Mit Gottes Hülfe! so sprach der redliche Arme u. s. w."

Oefter sind es Gebräuche, Gewohnheiten, von den Vorfahren fortgeerbt, deren schöne sinnreiche Bedeutung der Verf. darlegt. Z. B. S. 13. der Morgensegen. S. 49. Hegeli. (Die Gewohnheit, in Bibeln und Gesangbücher Heiligenbilder zu legen.) S. 70. 's Bibelhüsli. (Man bewahrte die Bibeln in besonderen an der Wand angebrachten Schränken.) S. 220. der Brautkranz. Besonders lieblich sind einige Erzählungen von frommen Greisen, lebendigen Denkmalen einer frommen Vorzeit. So S. 136. 198. 231. Außerdem enthält das Büchlein Reflexionen, gelegentlich gemacht, angeknüpft an Erinnerungen der früheren Zeit. Diese Reflexionen sind meistens geistreich, anziehend, nur zuweilen willkührlich, unmotivirt. Der Verf. nennt sich selbst, seinen Charakter, auch seine Frömmigkeit, ungewöhnlich — das ist auch seine Schreibart. Abgebrochen, wie die Berge der Schweiz, sind die Gedanken hingeworfen, manchmal zum Nachtheil des Verständnisses. Im Ganzen aber kann man das Buch nicht anders als mit großer Freude lesen und muß sich dem Verf. wie dem Herausgeber zum Danke verpflichtet fühlen. Als besonders schön möchten wir noch folgende Abschnitte bezeichnen: S. 95. 122. 210. und 231.

2) Volks- und Jugendschriften, herausgegeben von K. Steiger. 1stes Bdchen. Sara Chüng. 2tes Bdchen. Gutleutenhaus. Pr. à 12½ Sgr.

In diesen beiden Schriftchen theilt der Herausgeber zwei zusammenhängende Geschichten mit, ohne mit Sicherheit erkennen zu lassen, welchen Antheil er an der Abfassung derselben habe. Daß er wirkliche Geschichte mittheilt, sagt er bei der ersten Schrift ausdrücklich, bei der zweiten bleibt es zweifelhaft. Es könnte dies als etwas Gleichgültiges erscheinen, ist es aber in der That nicht. Ist eine Geschichte gut erzählt, so entsteht die Frage nach der Wirklichkeit gar nicht; fragt aber der Hörer oder Leser darnach, so ist das in der Regel ein Zeichen, daß der Erzählung die rechte Wahrheit fehlt. Bei dem 2ten Bändchen drängt sich einem nun die Frage nach der Wirklichkeit ziemlich stark auf. Vieles ist so unwahrscheinlich, so der gewöhnlichen Erfahrung zuwider, daß man es in der Erzählung nur dann rechtfertigen kann, wenn es wirkliche Geschichte ist. Unter die Wirklichkeit muß man sich beugen, kann nicht daran mäkeln, sie mag noch so viel Unwahrscheinlichkeit haben; hat aber der Erzählende selbst erst die Geschichte geschaffen, so kann man auch fordern, daß nichts Unmotivirtes darin vorkommt. Davon findet sich nun in der zweiten Erzählung Mancherlei und dieses Romanhafte derselben ist um so mehr zu tadeln, da sie zugleich mit für die Jugend bestimmt ist. Wir können nicht auf Alles aufmerksam machen, was uns in dieser Beziehung aufgefallen ist; im Allgemeinen tritt es schon bei einer übersichtlichen Angabe des Verlaufs der Geschichte hervor. Thekla, ein Mädchen von 10 Jahren, und Rosa, ihre Freundin, 13 Jahr alt, werden durch einen feindlichen Ueberfall zur Flucht aus ihrem heimathlichen Dorfe genöthigt. Thekla läßt ihren Vater, und Rosa ihren Bruder Eberhard zurück. In Eckenstadt finden sie beide Aufnahme, Rosa in einer Kaufmannsfamilie, Thekla bei Frau Professor Ambühl, die ihr beim Eintritt in die Stadt begegnet ist, auf einem Schlitten in Form einer Taube von ihren 6 Knaben gezogen. Nach 6 Jahren finden sie Eberhard wieder als einen berühmten Mahler, als einen edlen jungen Mann. Auf einem Balle, zu dem alle drei beredet werden, finden die 2 Freundinnen einen Jugendbekannten, Albert, der mit ihnen redet und tanzt. Eberhard wird auf ihn eifersüchtig und beschließt ihn zu ermorden. Auf der Straße lauert er auf seinen Gegner, giebt jedoch seinen Mordplan auf, kehrt zum Ballhause zurück, eilt jedoch wieder dem Feinde nach und schleudert ihn in den Graben. Dieser wird am anderen Tage ermordet gefunden und Eberhard gefänglich eingezogen. Rosa stirbt an den Folgen des Fiebers, das sie sich auf dem Balle zugezogen. Darauf findet Thekla ihren Vater wieder, im Hospitale derselben Stadt. (Auffallend, daß nun erst.) Er genas in Folge des freudigen Schrecks und kehrt nach seiner Heimath zurück, jedoch — (wieder überraschend) ohne seine Tochter, die in dem Hospitale zur Pflege der Kranken zurückbleibt. Ihren Abschluß bekommt dann die Geschichte darin, daß Thekla die Gattin Eberhards wird, der von dem Verbrechen freigesprochen worden ist.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 1. Oktober. **Nr. 61.** 1841.

Hymnologie.

1) **Dr. Martin Luther's deutsche geistliche Lieder, nebst den während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen, und einigen mehrstimmigen Tonsätzen über dieselben von Meistern des sechzehnten Jahrhunderts.** Herausgegeben als Festschrift für die vierte Jubelfeier zur Erfindung der Buchdruckerkunst von **C. v. Winterfeld.** Mit eingedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von **A. Strähuber.** Leipzig 1840. Druck und Verlag bei Breitkopf und Härtel. Folio. (Hoch Musik-Format.) Pr. 5 Thlr.

Bei der allgemeinen Feier des vierten Buchdrucker-Jubiläums, welcher fast alle Künste und Wissenschaften Aeußerungen der Theilnahme widmeten, durfte auch unser evangelischer Kirchengesang nicht unvertreten bleiben, er, der vor allen von der Reformationszeit an, durch die neuerfundene Buchdruckerkunst so kräftige Mittel der reichen Entfaltung und seine wahre Blüthe bedingende Ausbreitung erhielt. Wir dürfen nur an die, demselben ganz eigenthümlichen Gesang-Blätter erinnern, fliegende aus der Buchdruckerpresse hervorgegangene Blätter, durch welche mit großer Schnelligkeit Lieder und ihre Weisen, die der heilige Geist in glaubensstarken begabten Gemüthern hervorgerufen hat, weithin verbreitet wurden, und wollen der großen Anzahl Liederbücher *), welche mit wenig Ausnahme auch Gesangbücher (mit musikalischen Noten) waren, keiner besonderen Erwähnung thun, da hierin der evangelische Kirchengesang vor den Erzeugnissen des großen, die Reformation hervorrufenden und zur Entwickelung führenden Geistes nichts voraus, sondern das mit ihnen gemein hatte, daß sie alle als Ausdruck des gewaltigen Geistes dem deutschen Volke die heilige Sache zum Bewußtseyn brachten.

Wir haben deßhalb die Ankündigung eines solchen, die Vertretung des Kirchengesangs bei dieser Jubelfeier beabsichtigenden Werkes mit großer Freude begrüßt, um so mehr, da sie von einem Manne ausging, der sich ein wohlbegründetes Recht der Stimmführung auf dem Gebiete der heiligen Musik erworben, und der uns gewöhnt hat nur Ausgezeichnetes von ihm zu erwarten, um so mehr, als der Inhalt der Ankündigung ein reiches Resultat historischer Forschung, welche eben zu den vorzüglicheren Verdiensten dieses Mannes gehört, versprach. —

(Fortsetzung folgt.)

Dogmatik.

Der thätige Gehorsam Christi. Ein Beitrag zur Rechtfertigungslehre. Von **F. A. Philippi,** der Philosophie Dr., der Theologie Licentiat und Privatdocent an der Universität zu Berlin u. s. w.

(Beschluß.)

In Betreff der Bedeutung von καθίστημι beruft sich der Hr. Verf. nur auf **Fritzsche**, um zu beweisen, daß es nicht bloß reddere, sondern

*) K. E. Ph. **Wackernagel** führt in seinem kürzlich erschienenen Werke: „das deutsche Kirchenlied,“ unter den ihm bekannt gewordenen Gesangbüchern und Gesangblättern (die Gesangbücher der Katholiken, der Reformirten und der böhmischen Brüder, dann die Gesangblätter nicht gerechnet) lediglich vom Jahre 1524 bis 1566 nicht weniger als etliche n e u n z i g verschiedene Ausgaben lutherischer Gesangbücher auf — wie viele diesem fleißigen Forscher unbekannt geblieben seyn mögen, ist natürlich gar nicht zu bestimmen.

Digitized by Google

auch sistere, constituere bedeute. Das Genauere ist wohl dies: das Passivum καθίσταμαι Gemachtwerden hat die abgeschwächte Bedeutung werden erhalten, so jedoch, daß dabei der Faktor des Werdens als ein von außen kommender zu denken ist; darin liegt nun der Grund, daß es sowohl ein Werden durch Verwandlung — wofern dieselbe von außen veranlaßt — als durch Erklärung seyn kann. Die Unzulässigkeit der Beziehung des Ausspruchs auf das Gerechtwerden durch Imputation ergiebt sich, wie uns scheint, nothwendig aus dem Futurum, welches hier wie βασιλεύσουσι V. 17. nur auf das gehen kann, was zukünftig eintreten soll, wie Coccejus sagt: futurum dicit respectu promissionis, immo etiam consummationis, quae fiet in novissimo die, und Calixt: comparat, quis omnino effectus sit gratiae Christi. Bei Erklärung von Phil. 2, 9. will der Verf. die Lesart τὸ ὄνομα τὸ ὑπὲρ πᾶν ὄνομα vorziehen, nämlich um das Resultat zu gewinnen: „Der Name, welcher über alle Namen ist, kann kein anderer seyn, als der Name Gottes.“ Aus diesem Grunde war wohl nicht nöthig von der lectio recepta abzuweichen, denn derselbe Sinn ergiebt sich auch, wenn man den Artikel wegläßt und annimmt, daß „einen Namen“ soll noch überboten werden durch die Bestimmung „den absoluten Namen;“ dazu kommt, daß wohl auch der Artikel bei dem nomen appellativum, wie es bei dem nomen proprium geschieht, fehlen konnte, weil jenes Nomen durch den attributiven Zusatz eine hinlängliche Bestimmung hatte.

Wir kommen zum dogmatischen Bestandtheile. Irren wir nicht, so nimmt der Hr. Verf. als Dogmatiker diejenige theologische Stellung ein, welche sich Twesten und J. Müller in den Vorreden zu ihren dogmatischen Werken gegeben haben. Man kann sie vielleicht am kürzesten durch das Wort von Lessing in seiner Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechtes bezeichnen: Gott giebt uns Theologen in seinem Worte das Facit, wir Theologen üben uns im Nachrechnen, und sind überzeugt, das Rechte noch nicht getroffen zu haben, so lange das Facit noch nicht herauskommt. Wodurch lernen wir aber die Rechenkunst? Es kann wohl nur geantwortet werden: durch philosophische Bildung. Ob der Hr. Verf. übereinstimmt, wissen wir nicht, vielleicht scheut er dieses Zugeständniß. Er hat indeß selbst den Beweis für die Richtigkeit gegeben, denn auch er giebt Belege, daß er neben der Bildungsschule der alten Dogmatiker auch die von Schleiermacher, ja selbst der Hegel'schen Philosophie — deren übrigens mit keinem Worte gedacht ist — nicht ganz verschmäht hat. Er benutzt Dorner, er wendet die Kategorie der Totalität auf die Menschheit Christi an, er hat Schleiermacher nicht unbenutzt gelassen für die Auffassung des Verhältnisses von Leiden und Thun Christi. Da der Hr. Verf. nun einmal so weit geht, so schließt sich hieran der Wunsch, daß es nur noch viel umfassender und eindringender geschehen seyn möchte. Die Berechtigung zu diesem Wunsche wird sich vielleicht sofort durch folgende Bemerkungen ergeben.

Unleugbar liegt der rechte Knotenpunkt der Versöhnungslehre in der Frage: Wie kann, was Christus gethan und gelitten, uns zugerechnet werden? Der Hr. Verf. antwortet, weil Christus nicht ein Mensch, sondern die Menschheit war. Hier zeigt sich uns nun recht deutlich, wie auch der streng kirchliche Dogmatiker — und ein solcher ist der Hr. Verf. — in seiner dogmatischen Beweisführung selbst unwillkührlich von seiner Zeit getragen wird. Diese Auffassung gehört ja durchaus der neuesten Zeit an; die Frage, ob der Gattungsbegriff der Menschheit sich in einem Einzelnen verwirklichen könne, ist die eigentliche Zeitfrage. Der Hr. Verf. wird vielleicht entgegnen, daß schon in der alten Lehre von der ἀνυποστασία der menschlichen Natur Christi jene Wahrheit ausgesprochen sei. Ausgesprochen? Er wagt doch selbst nur zu sagen: „angedeutet.“ (S. 76.) Auf diesen Punkt hätte sich nun aber, wie uns bedünkt, der ganze Scharfsinn des Hrn. Verf.'s koncentriren, ihn hätte er als den rechten Angelpunkt seiner Frage betrachten müssen. Dies wäre freilich nicht angegangen ohne tieferes philosophisches Eingehen. Was er jetzt sagt, ist zwar unseres Erachtens richtig, aber so allgemein gehalten, daß es eben aus diesem Grunde den tieferen Forscher nicht recht befriedigen wird. In der Lehre von der ἀνυποστασία soll „angedeutet“ seyn, daß nicht ein Mensch, sondern die Menschheit in Christo erschienen. Aber Christus ist doch ein Mensch gewesen? Allerdings, denn die Menschheit ist in einem Menschen erschienen. So wird der Hr. Verf. hingetrieben auf die viel tiefer liegende und ohne Philosophie nicht zu beantwortende Frage über das Verhältniß des Gattungsbegriffes zum Einzelnen, der universalia in rebus, ferner über das Verhältniß der Kategorie, der Allheit und der Totalität. Dies ist der Punkt, wo mit besonderer Energie die Göschel'sche Schrift über den Gottmenschen in die theologische Wissenschaft der Gegenwart eingriff, und der Hr. Verf. wird gewiß nicht verkennen, daß die Anfänge seiner dogmatischen Erörterungen des Dogmas ihn nothwendig zu weiterem philosophischem Eindringen hintreiben. Allerdings dient ihm zur Entschuldigung, daß er den Zweig von der Wurzel abgesondert behandelt hat, indeß hätte doch wohl die Hinweisung auf die Wurzel mit größerer Präcision vollzogen werden können.

Digitized by Google

Ebenso verhält es sich mit der Rechtfertigung des Strafleidens Christi durch die Idee der göttlichen Gerechtigkeit. Mit Recht hält sich der Hr. Verf. (S. 79 ff.) an diejenige Auffassung der Strafe, nach welcher sie Vergeltung ist, aber wo findet sich diese Idee mit der Schärfe durchgeführt, welche ihr Hegel in der Rechtsphilosophie gegeben hat, auf welche daher auch J. Müller in seiner Lehre von der Sünde hingewiesen hat, Th. 1. S. 319 ff.? — wiewohl diese Fassung auch schon von Aristoteles in der Ethik B. 5. Kap. 7. 8. aufgestellt worden ist, und in Augustin's Schriften vorkommt. Bei Behandlung des Dogmas von der Versöhnung nimmt nun die Frage eine wichtige Stelle ein, in welchem Verhältniß zu der so bestimmten Liebe die Gerechtigkeit stehe — eine Frage, von welcher der modus der Auffassung des Dogmas wesentlich bedingt ist, in deren Beantwortung die Dogmatiker abweichen, in deren mangelhafter Beantwortung eine der vornehmsten Lücken des Anselmischen Systems zu sehen ist, vergl. Baur die christliche Lehre von der Versöhnung S. 169 ff. Der Hr. Verf. hat S. 80 ff. mit Bündigkeit die Sache zu erledigen gesucht, und zwar so: als die heilige Liebe sei Gott auch die absolute Verneinung seines Gegensatzes, gegenüber der Welt erscheine diese heilige Liebe als Gerechtigkeit, segnend die reine Menschheit, strafend die entstellte. Die Behauptung, daß der Ernst dieser heiligen Liebe sich nur gegen die gegenwärtig vorhandene, nicht gegen die vergangene Sünde richte, sei eine bloße Behauptung und Voraussetzung, die sich weder durch die Idee des im Worte Gottes und im Gewissen des Menschen geoffenbarten Wesens Gottes, noch durch die Analogie der irdischen Rechtsverhältnisse zu rechtfertigen vermöge. Sie ziehe vielmehr, was sie gerade zu vermeiden suche, Gott in das Gebiet des Endlichen und Zeitlichen herab, indem sie in Ihm ein Vergessen setze, bei dem sich nur ein ewiges Gedenken findet. Wir können nicht einsehen, daß durch diese Bemerkungen die Frage wirklich erledigt sei. Bezieht sich nämlich auf Alles, was im Menschen Sünde ist, die Gerechtigkeit Gottes, auf Alles, was in ihm gut ist, die Liebe, sind beide Eigenschaften gleich berechtigt, so mag immerhin Christus in aller Weise genug gethan haben: vermöge der Ausschließung des Sünders als solchen von der göttlichen Liebe kann dann keine Imputation statt finden, denn der Mensch ist ihrer nicht werth. So scheint uns denn, als hätte sich wohl der Hr. Verf. auch hier genöthigt sehen müssen, noch einen Schritt weiter in die spekulative Theologie hinein zu thun und zu untersuchen, was es mit der von Göschel (in den zerstreuten Blättern) behaupteten Einheit der Liebe und des Rechtes in der Strafe auf sich habe. Rec. gesteht indeß, diese Göschel'sche Auffassung nicht für

ausreichend zu halten, und glaubt, daß für die Frage überhaupt noch ein anderer Standpunkt aufgesucht werden müsse.

Auch in Betreff anderer dogmatischer Probleme wie z. B. der Frage, ob neben der Genugthuung durch das Strafleiden auch die durch das Thun Christi erforderlich sei u. s. w., ist das Gesagte gewiß beifallswerth, dürfte aber noch mehr einer organischen Begründung bedürftig seyn, wie sich denn überhaupt bei der Lösung der dogmatischen Ausführungen auf allen Punkten das Bedürfniß nach einer anderen Anlage des Werkes immer aufs neue aufdrängt. Stets erneuet sich der Wunsch, nicht einzelne Blätter des Baumes zu untersuchen und dabei allenfalls mit einem Blick auf Ast, Stamm und Wurzel hinzuschauen, sondern statt dessen vielmehr von der Wurzel aus Stamm, Ast, Zweige und Blätter hervorwachsen zu sehen.

Wir haben noch ein Wort von dem historischen Theile zu sagen. Wie schon die Fassung der Ueberschrift andeutet: „Historisches und Polemisches," so giebt sie nur Einzelheiten. Von dem Punkte an, wo die Lehre von der obedientia activa selbstständig auftritt, wird das von Baur in seinem Werke Geleistete in Bezug auf dieses specielle Moment geprüft. Die gegebenen Beiträge sind dankenswerth: namentlich machen wir aufmerksam auf die Nachweisung, daß, wenn auch die Konkordienformel zuerst mit Bestimmtheit den thätigen Gehorsam hervorgehoben, dennoch auch bei Luther diese Seite der Lehre ihre Anerkennung gefunden habe. Baur's Darstellung wird in manchen wesentlichen Stücken berichtigt. Hoffentlich werden diese einzelnen Beiträge einst zu einer Geschichte erwachsen. Wir hoffen von dem gelehrten Hrn. Verf. in Zukunft eine Geschichte der Versöhnungslehre zu erhalten, in welcher nicht die häretischen Elemente selbst als die Momente der Fortentwickelung der theologischen Auffassung des Dogmas erscheinen, wie in der dogmengeschichtlichen Behandlung von Baur und Strauß, sondern so, daß die durch inneren Bildungstrieb erzeugte, aber durch den Zusammenstoß mit den häretischen Elementen geförderte kirchliche Entwickelung des Dogmas uns vorgeführt werde. Erst in einer solchen Entwickelung würde sich auch das Moment des thätigen Gehorsams Christi als ein von Anfang an im Keime der Kirchenlehre vorhandenes, hie und da auch hervortretendes, aber noch nicht zu bestimmter systematischer Gliederung gediehenes erweisen.

Je größer der Gegenstand ist, welchem der Hr. Verf. sein Talent zuzuwenden beschlossen hat, desto inniger wünschen wir, daß er von diesem Vorsatze nicht abgebracht, sondern daß ihm die Muße zu Theil werde, denselben zur Ausführung zu bringen. Es wird ein

Digitized by Google

Werk für das Leben seyn, aber es ist auch werth, daß das Leben eines vom Glauben durchdrungenen und tüchtigen Theologen daran gesetzt werde.

Lesebücher für die Jugend.

2) **Volks- und Jugendschriften**, herausgegeben von K. Steiger u. s. w.

(Beschluß.)

Sehr anziehend ist die Schilderung der Freundschaft zwischen Thekla und Rosa. Sehr lehrreich besonders für junge Leserinnen ist die Geschichte jenes Balles, die das Gefährliche eines solchen Vergnügens auf ergreifende Weise darstellt. Es scheint dies die Haupttendenz des Verf.'s zu seyn, das Eitle, Nichtige der von der Welt so hoch gehaltenen Vergnügungen darzustellen, und dies ist ihm auch wirklich recht gut gelungen. Unter dem „Gutleutenhause" auf dem Titel ist das Hospital zu verstehen, wo Thekla ihren Vater wieder findet.

Weit mehr noch, als diese, hat uns die Geschichte des ersten Bändchens, Sara Chüng, angesprochen. Diese Sara Chüng, eine Schweizerin aus dem Appenzellerlande, erzählt ihre eigene Geschichte, und zwar auf eine so anmuthige, interessante Weise, daß man ihr von Anfang bis zu Ende mit großem Wohlgefallen zuhört. Hat sie wirklich ihre Lebensgeschichte in dieser Form aufgesetzt, wie der Herausgeber sie veröffentlicht, so muß man sagen, daß sie Genie zum Erzählen hat. Sie verräth eine große Gabe der Beobachtung; der reine Spiegel einer von Gott erleuchteten kindlichen Seele giebt das Bild eines patriarchalischen Familienlebens, das einfach aber in Gott reich ist, auf die treueste Art wieder; die Erzählerin zeigt eine Bildung, wie sie im Verein mit so viel natürlicher Unschuld gewiß selten ist. Mit großer Zartheit ist das Verhältniß zu ihrem Geliebten Bartolo geschildert. Ueber Erziehung, Volks- und Familienleben spricht sich ein gesundes besonnenes Urtheil aus; es ist in Wahrheit eine Volks- und Jugendschrift. Die Charaktere sind in sehr bestimmten Umrissen gezeichnet, vor Allem der der beiden Eltern. Der Vater, ein Patriarch an Einfalt des Herzens und an Lebensweisheit; die Mutter, die treue liebende Gattin, die verständige Ordnerin des Hauswesens, gottesfürchtig, wie ihr Mann, aber nicht frei von

den weiblichen Schwachheiten einer ängstlichen Sorglichkeit und einer das Irdische überschätzenden Eitelkeit. Mehrere kleine sehr hübsche Gedichte sind in die Erzählung verwoben, z. B. das Lied vom Heimweh, Göthe's Lied von der wandelnden Glocke. Das ganze Büchlein erinnert sehr an J. Stilling's Jugendjahre, mit dem es an Vortrefflichkeit des Stoffs so wie der Darstellungsweise verwandt ist; offenbar mit zu den besten Schriften dieser Art zu rechnen.

3) **Wecker und Warner für Jung und Alt**, zunächst für Konfirmanden von K. Steiger. St. Gallen 1841. 169 S. Pr. 5 Sgr.

Der Vorzug dieser Warnungen ist der, daß sie gewiß recht ins Leben eingreifen; wir geben die Ueberschriften derselben an. 1) Von der Menschengefälligkeit und Menschenfurcht. 2) Von der Geringschätzung der Eltern und Obern. 3) Das Aufsuchen von Vergnügungen. 4) Von der Entheiligung des Sonntags. 5) Böse Worte und sündliche Reden. 6) Von leichtsinniger Standesveränderung (unter dieser Rubrik auch vom Stande der Ehe). Jedes Kapitel hat ein biblisches Motto; den Schluß macht ein Lied von A. Knapp.

Von demselben sinnigen Verf. haben wir auch so eben ein kernhaftes Erbauungsbuch erhalten unter dem Titel:

4) **Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.** St. Gallen 1841. 256 S. Pr. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Form ist auch hier wie in den anderen Schriften des Verf.'s mit großer Freiheit behandelt. Die Hauptrubriken sind: 1) die Sünde und ihre Folgen; 2) die Buße und die Gnade Gottes; 3) Freude und Leid. Es wechselt Betrachtung und Gebet; es ist mancher schöne Vers eingestreut, manches gute Wort der Alten, und die Sprache ist edel und gehalten, nur schreibt der Verf. auch hier nicht immer sprachrichtig. Auf Anlaß dieser Parabel vom verlorenen Sohne, die zum Grunde gelegt ist, erlaubt sich Rec. auf die vor einigen Jahren erschienenen vortrefflichen Predigten von Dr. Heubner über die Parabel vom verlorenen Sohne, erschienen bei Schwetschke, Halle 1840, zu verweisen.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 5. Oktober. **Nr. 62.** 1841.

Hymnologie.

1) Dr. Martin Luther's deutsche geistliche Lieder, nebst den während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen, und einigen mehrstimmigen Tonsätzen über dieselben von Meistern des sechzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben als Festschrift für die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst von C. v. Winterfeld. Mit eingedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Strähuber u. s. w.

(Fortsetzung.)

Unsere Erwartung sahen wir auch auf keine Weise getäuscht als das Werk erschienen war. Schon die äußere Erscheinung desselben, welche der achtbaren Verlagshandlung zur höchsten Ehre gereicht, giebt zu erkennen, daß auch diese von dem hohen Werth der Sache, und insbesondere derjenigen Kunst, welche selbst wieder bei dem Jubiläum geehrt werden mußte, durchdrungen war, denn sie hat nichts gespart, was dazu beitragen könnte, den evangelischen Kirchengesang sowohl, als die Buchdruckerkunst zu verherrlichen, so daß das Werk selbst wieder in artistischer Hinsicht Ausgezeichnetes in der bloßen Ausstattung zeigt.

Das Werk, soweit es den Abdruck des alten Textes enthält, ist in zu diesem Zwecke neu geschnittenen, den alten, aus dem zweiten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, nachgebildeten Schriften gedruckt, jede Seite mit Marginal-Einfassungen versehen, der Titel mit geschmackvollen zierlichen Arabesken geschmückt und jedem Liede noch besonders als Initial-Verzierung äußerst zierliche Vignetten, mit geistvollen, auf den Inhalt des Liedes mehr oder weniger Bezug habenden Darstellungen vorgesetzt; endlich die jedem Liede voranstehenden Gesangsweisen in ebenfalls dem alten Drucke getreu nachgeahmten Notenfiguren wiedergegeben.

Betrachten wir den Inhalt dieses schönen Werkes genauer, so finden wir mehrseitige Interessen durch dasselbe befriedigt. Das erste und nächste, einen würdigen Beitrag zu dem Buchdrucker-Jubiläum zu liefern, haben wir schon erwähnt. Diesem schließt sich das der Verehrung vor dem großen Manne Gottes an, dem als Schöpfer und Begründer unseres evangelischen Kirchengesangs mit Freuden ein neues Opfer darzubringen, unsere Zeit mit ihren mannigfachen, dem Wahren zugekehrten Anregungen sich gerne veranlaßt sieht. Sodann ist es das Interesse der historischen Forschung, welches der gelehrte Herausgeber mit bedeutenden Vorstudien und mit vielen Mitteln ausgerüstet in so reichem Maaße zu befriedigen im Stande ist, da hier zum erstenmale seit Luthers Tod, dessen sämmtliche unbestreitbar ihm angehörige Lieder, mit den ihnen von ihm vorgesetzten oder sonst zu seiner Zeit gebräuchlichen Tonweisen, in ganz unveränderter und mit sorgfältiger Kritik von hin und wieder eingeschlichenen Fehlern gereinigten Gestalt gegeben werden. Endlich ist auch unser heutiges Interesse in Rücksicht auf den musikalischen Theil unseres Kirchengesangs mächtig durch dieses Werk angeregt, da jeder mit evangelischem Sinn begabte Kunstfreund durch diese Original-Gesangsweisen sich angezogen fühlen wird, dem Kirchengesange in der alten volksthümlichen Weise seine Aufmerksamkeit zu widmen, woraus ihm denn gar bald die Ueberzeugung von dem elenden Zustande unseres heutigen Kirchengesangs und von der nicht bloß intensiv tieferen und innigeren, sondern auch in seiner Entfaltung weit kunstmäßigeren und vollendeteren Beschaffenheit des alten Kirchengesangs im sechszehnten bis zum Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts gewährt wird, des Einflusses,

Digitized by Google

den die Berichtigung der oft sehr korrumpirt in Gebrauch gesetzten Melodieen auf unseren Kirchengesang haben kann, gar nicht zu gedenken, so daß auch von dieser Seite her das Unternehmen sich als ein höchst dankenswerthes erweist.

In der Vorrede sagt uns der geehrte Herausgeber, daß er zunächst die erste und letzte Ausgabe der Lieder Luthers: das Walter'sche Gesangbuch von 1525 und das Bapst'sche von 1545 bei vorliegender Ausgabe zur Erneuerung des Antheils Luthers an beiden in ursprünglicher Gestalt berücksichtigt, vorzugsweise aber Letzteres zu Grunde gelegt, und der Schreibart wegen den sehr sorgfältigen Wiederabdruck des Bapst'schen Gesangbuchs von 1547 benutzt habe. „Man findet," fährt er fort, „hier Luthers deutsche Kirchenlieder alle, mit Ausnahme der deutschen und lateinischen Litaney und der kleinen Reimsprüche in den Begräbnißgesängen. Denn jene, wie diese sind nicht Lieder im eigentlichen Sinne, die deutsche Litaney auch nur eine Uebertragung der ohnehin hieher nicht gehörigen lateinischen. Ebenso sind die unter Luthers Liedern mit aufgenommenen Uebersetzungen einzelner Psalmen in ungebundener Rede weggeblieben, da man sie in seiner deutschen Bibel findet. Dagegen durften die Vorreden nicht fehlen, mit denen er die während seines Lebens erschienenen geistlichen Gesangbücher einleitete. Sie gewähren gleich seinen Liedern selbst ein treues Bild seines Geistes, des Sinnes, in welchem er die ersten Keime eines volksmäßigen Kirchengesanges gelegt hat, der nach ihm so kräftig und mannigfaltig erblüht ist. So lange die von ihm gegründete Kirche besteht, werden seine Lieder ihrem geistlichen Gesang ein köstlicher Schmuck bleiben. Mag man immerhin die Vollendung und Glätte der Form an ihnen vermissen, die Späteren nach zu rühmen ist; was diesen gelang, hätten sie nicht erreicht, wäre ihnen von Luther die Sprache nicht erst geschaffen worden, in der sie gedichtet. Die Innigkeit und Tiefe, die in allen seinen Liedern vorherrscht, das Durchdrungenseyn von ihrem Gegenstande, der felsenfeste Glaube, auf den sie sich gründen, ergreifen uns unwiderstehlich, erheben und stärken das Gemüth, und prägen das Gelesene mehr noch das wiederholt Gesungene dauernd ein." —

„Die Form des Liedes, die durch Luther in dem evangelischen Kirchengesange zuerst dauernd heimisch wurde, ist für die kirchliche Tonkunst zunächst, und mittelbar für die Tonkunst überhaupt von der entschiedensten Einwirkung gewesen. Die Bedeutsamkeit der Harmonie — der Zusammenklänge in ihren Folgen und ihren Beziehungen — ist an dieser Form erst recht lebendig zur Anschauung gelangt. Die rhythmischen Verhältnisse der Strophen, die in den Melodieen durch den unbewußten Kunsttrieb ihrer meist nicht den gelehrten Tonkünstlern angehörigen Sänger wiederum eine ganz eigenthümliche Ausgestaltung erhielten, haben den Sinn für geordneten Bau, selbst umfänglicher Tonsätze erst wahrhaft geweckt, und auch von dieser Seite her die völlige Entfaltung der Tonkunst vorbereiten geholfen. Ein reicher Lebenskeim ruhte in dieser Form, der nach verschiedenen Seiten hin seine Schößlinge getrieben hat, und man wird hoffentlich nicht ungern deren Wachsen und Blühen im ersten Jahrhundert der Kirchenverbesserung betrachten, wie es in den beigegeben Tonsätzen über Melodieen lutherischer Lieder zu erkennen ist."

Uebrigens verweist der Hr. Herausgeber bezüglich der weiteren Ausführung des Gesagten, so wie auch in Rücksicht vieler Kirchengesangsweisen in dem weltlichen Volksgesang, und Luthers Urheberschaft der Singweisen auf seine demnächst erscheinende und — ist hier beizufügen — schon seit Jahren mit Sehnsucht erwartete größere Arbeit über die Geschichte des evangelischen Kirchengesangs, von welcher bereits der erste Theil, das sechszehnte Jahrhundert umfassend, vollendet seyn soll.

Das Werk beginnt nun mit „Luthers Vorreden zu den unter seinen Augen erschienenen geistlichen Gesangbüchern," nämlich zu dem Walter'schen von 1525, zu den Begräbniß gehörigen von 1542, zu dem Klug'schen von 1543, und zu dem Bapst'schen von 1545.

Sodann folgen sämmtliche Lieder mit den Ueberschriften der Originalien, mit vorgedruckten Melodieen, denen der erste Vers, welcher aber mit den übrigen Versen, wieder besonders abgedruckt erscheint, untergelegt ist, dann die Liederverse mit abgesetzten Zeilen und endlich historische Bemerkungen zu dem Liede sowohl als zur Melodie, wo beide zuerst erscheinen, und was sich sonst noch zu erwähnen findet, z. B. vorkommende, bedeutende Abänderungen der Melodie, auch hin und wieder deren vorlutherische oder außerkirchliche Quellen. Diese Bemerkungen sind von besonderem Interesse, verleihen dem Werke einen hauptsächlichen Werth und bekunden die reiche Quellenforschung des Herausgebers.

Mehrmals sind Liedern mehrere Melodien, wenn solche zu Lebzeiten Luthers im Gebrauche waren, vorgesetzt. Der Herausgeber hat sich hiebei nicht immer auf die Weisen beschränkt, welche von den Gemeinden selbst gesungen worden oder dazu bestimmt gewesen sind, sondern österß auch Melodieen aus mehrstimmig kontrapunktisch gesetzten Gesängen mit aufgenommen. Der Werth solcher Melodieen bleibt freilich meist sehr problematisch, da sie wohl nicht anders gedacht worden sind als in Verbindung mit den ihnen

Digitized by Google

vom Tonsetzer beigefügten Stimmen, denn bekanntlich kennt die alte Musik, nicht wie die moderne, eine Trennung der Harmonie von der Melodie. Da aber oftmals die im Gemeinde-Gesang gebräuchliche Tonweise ebenso kontrapunktisch behandelt worden ist, mit hin und wieder stattfindender geringerer oder bedeutenderer Umbildung, so läßt sich nicht immer die Gränzlinie zwischen dem dem Gemeinde-, oder nur dem Chorgesang Angehörigen auffinden, wir müssen deßhalb auch solche Gaben, wenn sie selbst keine wesentliche Bedeutung haben sollten, mit Dank annehmen.

Aufgefallen ist es uns aber, daß die Melodie von „Komm heiliger Geist, Herr Gott erfüll" wie sie im Klug'schen Gesangbuch von 1543 und in Spangenberg's Kirchengesängen von 1545 (bei diesem 2 Mal, als Advents- und als Pfingstgesang) vorkommt, nicht, sondern nur eine offenbare Umbildung (durch Abkürzung) derselben aufgenommen ist, wenn gleich letztere schon in dem Walter'schen Gesangbuch von 1525 und gleichförmig in dem Bapst-schen von 1545 gefunden wird, denn jene wie wir annehmen ursprüngliche Form gehörte unstreitig dem alten vorlutherischen kirchlichen Volksgesange an, eben so wie der erste Vers des Liedes. Beide Melodieenformen bleiben aber noch bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein neben einander im Gebrauche. In Tucher's „Schatz des evangelischen Kirchengesanges. Stuttgart 1840" sind beide zu finden.

Der Lieder Luthers sind mit Zurechnung des „Herr Gott dich loben wir" sechs und dreißig.

Sehr nützlich ist die nun folgende „chronologische Uebersicht der Lutherischen Lieder und ihrer Singweisen" als Resultat der den einzelnen Liedern beigefügten historischen Bemerkungen. Als das erste und älteste Lied Luthers erscheint da: „Nun freut euch lieben Christen gmein (1523), das Jahr 1524 lieferte 17, das Jahr 1525 6, das Jahr 1526, 1530, 1532 und 1533 jedes 1, das Jahr 1535 2, das Jahr 1537 und 1541 jedes 1, und endlich das Jahr 1543 4.

Die Melodieen sind nun gesondert zusammengestellt: 1) aus dem alten lateinischen Kirchengesange stammende (mit Zurechnung von: „Herr Gott dich loben wir") fünf; 2) aus dem älteren deutschen geistlichen Gesange herrührende: sieben; 3) Mit Luthers Liedern zuerst erscheinende: zwei und vierzig, und letztere ebenfalls nach den Jahren ihrer ersten Erscheinung geordnet. In der Vorrede erwähnt der Herausgeber, daß er hiebei der Abstammung einiger Melodieen aus weltlichen Volksgesängen um deßwillen keine Berücksichtigung gewidmet habe, weil sich solche mit urkundlicher Bestimmtheit nicht nachweisen lasse.

Als auf dem Titel verheißene Zugabe erscheinen nun: „Mehrstimmige Tonsätze einiger Singweisen lutherischer Lieder von Tonmeistern des sechszehnten Jahrhunderts," welche „die Bestimmung haben, ausschließend an Melodieen von Luthers Liedern eine Anschauung der verschiedenen Arten zu gewähren, wie geistliche Liederweisen des sechszehnten Jahrhunderts behandelt wurden. Sie sollen ein Bild davon geben, wie Luther der Freund geistlicher Tonkunst selber noch durch sie an seinen eigenen Dichtungen sich erfreuen konnte, aber auch zeigen wir im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Kunst an diesen Melodieen als ihren Aufgaben, fortwuchs und sich gestaltete."

Auch diese Sammlung von (15) mehrstimmigen Sätzen ist sehr interessant, wenn diese auch nicht alle in musikalischer Hinsicht von gleichem Werthe sind. Sie zeigen nicht nur die verschiedenen Behandlungsweisen überhaupt, sondern auch die verschiedene Auffassung einer und derselben Melodie von verschiedenen Tonmeistern und Zeitepochen. So erscheint z. B. „Eine feste Burg ist unser Gott" viermal, von Georg Rhau vierstimmig mit der Melodie im Basse, und Stephan Mahu fünfstimmig mit der Melodie im Tenor (beide von 1544), von Lucas Osiander vierstimmig mit der Melodie im Diskant in ganz gleichem Contrapunkt (1586) und von Johann Eccard fünfstimmig mit der Melodie im Diskant in figurirtem Contrapunkt (1596).

Neu war uns die Behandlung der Melodie „Nun freut euch lieben Christen gmein" durch Benedikt Ducis (1544), hier trägt der Tenor allein die Melodie vor, der sodann Satz für Satz der vierstimmige Chor folgt, ohne sich dabei an die Melodie selbst zu knüpfen, sondern nur mit Andeutung der Harmonie in ihren Motiven.

Alle diese mehrstimmigen Sätze sind in heutigen Tags gebräuchliche Notenschrift und in Partituren mit Taktstrichen versetzt.

S. 131. folgt sodann ein Auszug aus „Matthäus Ratzeberger's handschriftlicher Lebensbeschreibung Luthers (Ex Bibl. ducali Gothana). Von Dr. Luthers Schwachheit und Erquickung und Belustigung durch die Musikam." „Einsmals kam M. Lucas Edemberger (hertzog Johann Ernsten zu Sachsen praeceptor) mit etzlichen seinen gesellen, allen guten Musicis, vnd Georgen Rhauen, Jhne zu besuchen, So wirdt Jhme angezeigt, das sich Luther in sein stublin verschlossen habe, vnd dasselbe vber der Zeit zugehalten, habe auch jn etzlicher zeit nichts sonderlichs gessen noch getrunken, vnd niemand zu jhme lassen wollen, da gedenket M. Lucas Es müsse gewiß nicht recht vmb jhne stehen, klopfet an, bekommet aber kein antwort, so schauet er zu einem lochlin durch die thür hinein, vnd siehet das Luther an der Erden auf seinem Angesichte ligt Jn einer Onmacht mit ausgestreckten Armen, da offnet er die

Digitized by Google

thür mit gewalt, rüttelt jhn auf, vnd führt In ins vnter losament, lesset jhme ein Wenig essen zurichten, vnd sehet darauf an mit seinen gesellen zu musiciren. Da solches geschicht kombt D. Lutherus allgemach wieder zu sich selbst, vnd vorging jhme sein schwermutt vnd Traurikeit, das er auch ansehet mit Jhnen zu singen, hierüber wirdt er so frölich vnd bitter gedachten M. Lucam vnd seine gesellen vfs vleissigste, Sie wolten Jhne ja oft besuchen In sonderheit wan sie lust zu musiciren hetten, vnd sich nichts irren noch abweisen lassen, Er hatte auch gleich zu schaffen, was er wolle, den er befandt, so balde er musicam hörete, das sich seine tentationes vnd schwermut enderten, So sey der Teuffel jn sonderheit der Music darnach der Mensch fröhlich werde, sehr feindt, vnd sehe nichts liebers, dan wie er den Menschen könne durch schwermut vnd Traurikeit übereilen, vnd zu zagen vnd zweifeln führen" u. s. w. Endlich macht noch eine sehr interessante Beigabe den Schluß des ganzen Werkes: „facsimile von D. Luthers Handschrift des Liedes: Vater unser im Himmelreich."

Man sieht hier die gewandte des Korrigirens nur wenig bedürftige Hand des großen Reformators, welche das Lied mit im Ganzen wenig Korrekturen in einem Flusse niederschrieb. Nur der 6te Vers „All unser Schuld vergieb uns Herr," wollte sich gar nicht in den Sinn des Dichters fügen, mehrfache Verbesserungen, Versetzungen und dergl. wollten nicht zureichen, bis endlich der ganze Vers ausgestrichen und mit der Bezeichnung: „Aliud" auf die leere Nebenseite geschrieben wurde. Auch der Entwurf einer Melodie ist demselben Blatte vom Dichter angefügt, von ihm aber wieder durchstrichen. Unseres Wissens ist diese (allerdings gerade nicht ausgezeichnete) Melodie niemals weiter zum Vorschein gekommen.

So sei denn dieses Prachtwerk von außen und von innen, wenn es gleich als Festgabe etwas verspätet erscheint, darum nicht weniger freudig begrüßt, hat diese Verzögerung doch zur Vollendung der schönen Ausstattung, für welche man gerne den geschickten Künstlerhänden längere Zeit gönnen möchte, beigetragen. Der Herr lasse es in seinen Folgen gesegnet seyn! v. T.

2) Schatz des evangelischen Kirchengesangs, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts geschöpft und zum heutigen Gebrauch eingerichtet, zugleich als Versuch eines Normal- oder Allgemein-Choralbuchs bezüglich der älteren Periode des Kirchengesangs. Unter Mitwirkung Mehrerer herausgegeben von G. Freiherrn v. Tucher. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung. 1840. 60 S. 4. Pr. 20 Sgr.

Das anzuzeigende Werkchen des hochgeachteten, der wahren kirchlichen Musik gründlich kundigen Herrn Verf.'s ist eigentlich nur ein Probeheft und Vorläufer des Hauptwerkes, das unter vorstehendem Titel erscheinen soll. Es ist als solches schon eines der seltenen in der musikalischen Litteratur, die von der Gemeinde des Herrn mit Freuden begrüßt und aufgenommen werden können. Es gehört zu den Grund legenden Schriften, und muß sich natürlich um solchen Grund zu legen nach vielen Seiten hin scharf sondernd und kritisch verhalten. — Bei denjenigen Lesern dieser Zeitschrift, die überhaupt an kirchlicher Musik ein Interesse haben, ist es wohl als bekannt vorauszusetzen, daß man seit einiger Zeit, wie z. B. Becker und Billroth, den Versuch gemacht, die jetzige in unseren Kirchen gewöhnliche takt- und rhythmuslose Art den Choral zu singen, zu verlassen, und dem Choral sein ursprüngliches Recht am Takt und Rhythmus wieder zu geben. Daß aber der Choralgesang in seiner Blüthezeit, von der Reformation bis etwa in die Mitte des 17. Jahrhunderts, wie ein Volkslied mit Takt und Rhythmus behandelt und gesungen wurde, ist außer Zweifel. Denn unser evangelischer Choralgesang ist nicht etwa eine Fortsetzung des sogenannten gregorianischen Kirchengesanges, wie noch jetzt ziemlich allgemein geglaubt wird, sondern er ist eigentlich geistliche Volksmusik, er wurzelt in dem alten deutschen weltlichen Volksgesange, wie denn bekanntlich noch jetzt zu vielen Chorälen sich die ursprünglich weltlichen Volkslieder als Grundlagen jener nachweisen lassen. Dies Verhältniß des weltlichen Volksliedes zum Choral ist aber nicht zu denken als ein äußerliches, so daß nur der Text ein geistlicher wurde, die Melodie aber weltlich blieb; sondern in der Melodie des Volksliedes lag schon dem tiefsten Wesen nach der Ton, die Stimmung, welche in dem neu hinzugekommenen geistlichen Text ihre entsprechende Erklärung und Verklärung fand, wie umgekehrt der geistliche Text sich der Melodie des Volksliedes innig vermählte als seiner auf ihn schon harrenden Freundin und Gehülfin.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 9. Oktober. **Nr. 63.** 1841.

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß. Erster Bd. Tübingen bei C. F. Osiander, Stuttgart bei F. H. Köhler. 1840. Pr. 3 Thlr. 4 Gr.

(Zweiter Artikel.)

(Fortsetzung von Nr. 15.)

Wir haben im ersten Artikel, in dem wir mehr das lebendige Verhältniß des Strauß'schen Standpunktes zu unserer Gegenwart hervorgehoben, ein möglichst sach- und wortgetreues Referat des Straußschen Versuchs, in einer Art Deduktion den Begriff des Christenthums vor uns entstehen zu lassen, auch den Nichtkenner des Strauß'schen Werkes in den Stand gesetzt, sich über die Haupthebel der kritischen Technik des Mannes ein vorläufiges Urtheil zu bilden. Wir müssen von dieser Deduktion den Ausgang nehmen zu einer genaueren Erörterung des wissenschaftlichen Verfahrens im Ganzen und Einzelnen, als für welche wir diesen zweiten Artikel bestimmt haben.

Zuerst liegt klar vor, daß Strauß über das eigentliche Wesen, den specifischen Mittelpunkt, das charakteristisch Neue, was das Christenthum in die Welt gebracht, keine klare Vorstellung hat. Es herrscht in dem Abschnitte „über die verschiedenen Auffassungsweisen des Christenthums von Seiten der neuesten Philosophie" eine wunderbare Amalgamirung mannichfacher Methoden. Offenbar hat in der wissenschaftlichen Behandlung dieses wichtigsten Punktes Strauß das Gefühl geleitet, daß eine Begriffsbestimmung des Christenthums aus aprioristischen Sätzen der neuesten Philosophie ohne Anlehnung an das allgemeine Zeitbewußtseyn zu subjektiv, eine phänomenologische Entwickelung aus den mancherlei Auffassungsweisen der Gegenwart zu gewagt, eine rein historische Darlegung zu widerhaarigen Stoff bietend seyn möchte, und ihn somit bestimmt, in einem Versuche, der diese verschiedenen Methoden sich gegenseitig ablösen und ergänzen läßt, ohne von einer die Entscheidung abhängig zu machen, den mannigfachen Anforderungen des Zeitalters, wie der eigenen Unklarheit einen breiten, weiten, deutungsreichen Stoff zu geben. Wie wir schon in einem weitläufigeren Auszuge erhärtet, weigert sich Strauß, die Hegel'sche Auffassung des Christenthums, als allseitiger Einheit des Göttlichen und Menschlichen, zu unterschreiben, indem er mit einer jüngeren Descendenz Hegel'scher Geister einen durch und durch dualistischen Boden, auf dem das Christenthum ruhe, geltend macht, den einzelnen Punkt aber, der jene Hegel'sche Fassung zu berechtigen scheine, nämlich die Einheit der Naturen in Christo einen verschwindenden nennt, obwohl ihm das Christenthum seine weltgeschichtliche Macht verdanke. Dies, wenn man hinzunimmt, wie §. 2. S. 5. und §. 4. S. 37. den Standpunkt dieser Spekulation als das Ergebniß der kirchlichen, wie weltgeschichtlichen Bewegung dargestellt haben, wäre die phänomenologische Auseinandersetzung. Kein anderes Resultat als daß der Begriff des Christenthums von dem richtig bestimmten Verhältnisse seines dualistischen zu seinem monistischen Charakter pendire. Beide gleich einseitig. Als Auseinandersetzung seiner eigenen Ansicht führt nun Strauß eine Beleuchtung der Entstehungsgeschichte des Christenthums aus dem Judaismus ein, wohlverstanden, nach dem Maaßstabe obiger Kategorien. Es ergiebt sich, daß das Judenthum allerdings in einen mächtigen Dualismus ausgelaufen sei. Doch sei das so zeitalterlich entwickelte

Digitized by Google

Christenthum keineswegs ganz dualistisch gewesen. Dies, wenn man es so nennen will, ist das Resultat der historischen Deduktion: Christus war ein im Leben nicht ganz dualistisch gesinnter Jude. Wir müssen den zweifelnden Leser bitten nachzusehen, ob er mehr herausbringe. Nun wird, die abschwächenden Ausdrücke abgerechnet, ziemlich objektiv der biblische Glaube dargestellt. Wie und wiefern dieser Glaube historisches Recht habe, wie und wiefern er aus der Disposition der Zeit zu erklären oder neu sei, wie und wiefern er dualistisch oder monistisch sei, was nun — selbst gesetzt, daß von einem richtigen Urtheile nach den Kategorien Monismus und Dualismus der Begriff des Christenthums allein zu bestimmen sei — die Formel der Mischung sei: darnach sieht man sich vergebens um. Nach dem, was S. 35 u. 36. folgt, scheint es, als ob Strauß das Christenthum für einen zeitalterlichen Versuch halte, die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen anzustreben, „wahrer als sie in den früheren Religionen zu finden war;“ zur vollkommenen Einheit des Göttlichen und Menschlichen habe sie es jedoch nicht gebracht und somit die „Sehnsucht der gottverlassenen Welt“ noch nicht vollkommen gestillt, weil S. 36. das πνεῦμα und der menschliche Geist doch noch verschiedene Substanzen, zwischen Christo und den Gläubigen der Unterschied eines ursprünglich göttlichen Wesens und bloßer Theilnahme des Göttlichen, die Verklärung in das Bild Christi, die Durchdringung der Wirklichkeit mit der Idee, aus dem Diesseits in das Jenseits noch verlegt sei, d. h. offenbar, weil die Einheit, welche das Christenthum zwischen Göttlichem und Menschlichem setze, nicht die sei, welche der moderne Monismus oder Pantheismus lehre. Allein, selbst dieses Aeußerste zugestanden, daß nämlich die moderne Philosophie ihre Sätze sofort und ohne weiteren Beweis als Kriterien dem Christenthum anlegen könne, so kann doch keine Wissenschaft der Welt derselben die Zumuthung ersparen, nun wenigstens zu sagen, was nach ihren eigenen Begriffen und Kategorien das Wesen und der Begriff des zu antiquirenden Glaubens sei.

Diese wissenschaftliche Halbheit hängt auf das Genaueste mit der durch und durch unklaren Stellung Strauß's zu seinem Meister zusammen. Es wird, um diese Stellung scharf zu zeichnen, eine etwas genauere Vergleichung zwischen dem eigentlich Hegel'schen Prinzip und der Strauß'schen Verwendung desselben nöthig seyn, welche uns jedoch, da sie an Punkten geschehen kann, deren Erörterung nicht nur an sich, sondern auch zur Charakteristik des Strauß'schen Standpunktes wichtig ist, nicht den Mittelpunkt wird aus den Augen verlieren lassen. Es heißt, Hegel habe das Christenthum als die Einheit des Göttlichen

und Menschlichen bestimmt. Allerdings; aber in einem Zusammenhange, wo der klare Sinn dieser weiten Formel unverkennbar vorlag. Unter die Formel, wie sie Strauß handhabt, in blauster Allgemeinheit fällt natürlich die indische, die griechische Religion, der Eleatismus, Platonismus, Stoicismus, Neuplatonismus, Sufismus u. s. w. Es kommt alles darauf an, was man unter dem Menschlichen versteht. Was versteht Strauß darunter? Nach einer Reihe vereinzelter Aeußerungen, wie S. 26., 68., 351. ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, derselbe habe seine in der „Schlußabhandlung,“ den „Streitschriften,“ dem „Vergänglichen“ u. s. w. gegebenen Bestimmungen zurückgenommen. Nach diesen ist das Menschliche so viel als Menschheit, Gattung der Menschheit, Geist der Menschheit. Diese, die Menschheit, der zur Endlichkeit entäußerte Geist, erinnere sich im Christenthum seiner Unendlichkeit. Die Prädikate, welche der Glaube Christo beilege, als Gottmenschheit, Sündlosigkeit u. s. w. gebühren der Menschheit. Wenn er sich auch denken wolle, daß eines, des religiösen Geistes, höchster Vertreter Christus sei, so müsse doch, wer die Idee vollendet in sich darstellen wolle, aller Kreise des Menschlichen allseitiger, aller Entwickelbarkeit enthobener Ausdruck seyn. Dies ist allbekannt. Dagegen ist nun schon mehrfach mit dem größten Nachdrucke Seitens der Hegel'schen Schule protestirt worden, es verwische diese Darstellung gerade das Eigenthümlichste des von Hegel gesetzten Begriffes des Christenthums. Ohne Frage, mit dem größten Rechte. Hegel setzt nie das Christenthum in die Versöhnung der Menschheit, sondern in die Versöhnung des einzelnen Subjekts, des endlichen Geistes, der Person mit Gott. Ohne uns vor der Hand auf einzelne Stellen einzulassen, so muß Jeder, der nur mit einem flüchtigen Blicke den allgemeinen Gang überblickt, den die Hegel'sche Entwickelung des Geistes der alten Welt in den einzelnen Kreisen der Philosophie, Religion, Kunst, Staat nimmt, sofort wissen, daß Alles dahin treibt, das einzelne subjektive Bewußtseyn den Mächten und Banden der Natur und des objektiven Geistes immer mehr zu entreißen, um ihm in der tiefsten Innerlichkeit seiner Selbst den Punkt anzuweisen, für den das Heil aufgehen solle. Die ganze alte Welt läuft in diesen atomisirten Zustand aus, den Hegel das Unglück der alten Welt nennt. „Das Unglück, der Schmerz der alten Welt war die Bedingung der Vorbereitung der subjektiven Seite auf das Bewußtseyn des freien Geistes, als des absolut freien und damit unendlichen Geistes“ (Religionsphilosophie S. 152.), oder „der Abgrund des Selbstbewußtseyns hat Alles verschlungen; positiv ausgedrückt ist das Resultat, daß das

Digitized by Google

Selbstbewußtseyn sich selbst das Wesen ist" (Geschichte der Philosophie S. 584.). Diesen Zustand mußte Hegel fordern, weil nach seiner Bestimmung das Christenthum objektiv, daß die Gottheit wesentlich Selbstbewußtseyn, subjektiv daß der einzelne Mensch, die Persönlichkeit als solche mit Gott versöhnt sei, zum Inhalte hat. Die Gottheit ist im Christenthum wesentlich Selbstbewußtseyn, heißt natürlich nicht, daß dieselbe im Christenthume als aus- und überweltliches persönliches Wesen sich zuerst geoffenbart habe oder durch die welthistorische Entwickelung im Christenthum zuerst wieder als persönliches Wesen sich selbst offenbar geworden sei, sondern, da sie nur im menschlichen Wissen von ihr sich selbst weiß, im Bewußtseyn der Menschheit wesentlich als Selbstbewußtseyn bestimmt worden sei. Im Orient war die Naturbestimmtheit, im Griechenthum die objektive schöne Sittlichkeit, im Römerthum der Zweck ihr Begriff: im Christenthum ist diese persönliche Aktivität des Sich-selbst-Wissens ihre begriffliche Bestimmtheit. Somit ist der Satz: die Gottheit ist Selbstbewußtseyn mit dem Satze: das menschliche Selbstbewußtseyn faßt sich als das Wesen, das Absolute, identisch.

(Fortsetzung folgt.)

Hymnologie.

2) Schatz des evangelischen Kirchengesangs, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts geschöpft und zum heutigen Gebrauch eingerichtet, zugleich als Versuch eines Normal- oder Allgemein-Choralbuchs bezüglich der älteren Periode des Kirchengesangs. Unter Mitwirkung Mehrerer herausgegeben von G. Freiherrn v. Tucher u. s. w.

(Beschluß.)

Nun sind freilich nicht alle Choräle der genannten Periode aus schon vorhandenen Volksliedern entstanden; wohl aber tragen alle Choräle jener Zeit den Charakter eines Volksliedes an sich, der Choral selbst wurde ein Volkslied in höherem geistlichen Sinne, ein Lied des Volkes Gottes; und daher, wie der Hr. Verf. mit Gründlichkeit nachweist, ein Gesang mit kräftigem, frischem Takt und Rhythmus. Geben aber Takt und Rhythmus einer Reihe in tonischer Verwandtschaft stehender Töne erst eine eigentliche Melodie, Charakter, Färbung und konkrete Gestaltung,

so folgt, daß, wo dem Choral die taktmäßige rhythmische Gliederung genommen wird und alle Noten gleich gemacht werden, wie heut zu Tage fast bei allen Chorälen geschehen, er seine Frische, Lebendigkeit und begeisternde Eigenthümlichkeit verliert und sich in eine breite, unbestimmte, subjektive Gefühls-Allgemeinheit verflacht. Diese Ausartung des Chorals datirt Hr. v. Tucher schon von den Jahren 1631 an. Er sagt in dieser Beziehung S. 7.: „Der Gegensatz des neuen Kirchengesangs zu dem alten findet sich also vornehmlich in dem Nichtachten und Nichtverstehen des Volksgemäßen. Unser Choral ist nun das geworden, was der Choral vor der Reformation war, er ist nämlich eben so wie dieser dem volksthümlichen Geiste der Gemeinde fremd, und ein nur dem subjektiven Standpunkte entsprechendes takt- und rhythmusloses Singen, das kein Glied unserer Gemeinde mehr für einen Ausdruck seiner eigenen Empfindung hält (— dünkt uns etwas zu viel gesagt —). Die Erbärmlichkeit des Choralsingens in unseren evangelischen Kirchen erweist sich wohl hinreichend und einfach durch die einzige Erwägung, daß man den allermeisten unserer Melodieen, so wie sie nämlich in der Kirche gesungen werden, ohne Veränderung und ohne die geringste Störung eben sowohl jambische wie trochäische Texte unterlegen kann." Und weiter sagt der Hr. Verf.: „Sind es auch wirklich noch einzelne Melodieen, obwohl nur wenige, die als Ueberreste des großen herrlichen Gesanges betrachtet werden können, und immer noch einige, freilich nur schwache Begeisterung und Gemüths-Erholung schaffen, nämlich solche alte Choräle, welche in großartig prägnanten oder sonst ausdrucksvollen Tonfolgen ein rhythmisches Gepräge an sich tragen, ohne indeß die matte Süßlichkeit und die pikante, Effekt beabsichtigende Weise so vieler neuen Choräle zu haben; so wird doch auch diesen wenigen noch im Gebrauch gebliebenen Melodieen die energische Frische und geistige Kraft genommen durch langsames schleppendes Singen, das den Ernst der Sache vorstellen soll, u. s. w." Den letzten Grund aber des Verfalls unseres Kirchengesangs setzt der Hr Verf. nicht, wie z. B. P. Mortimer, in das Außerachtlassen der alten Tonarten oder anderer Formen, sondern in die Entfremdung vom wahren geistlichen Leben und christlichen Volksthum. Indem er aber ausspricht, wie unsere Zeit so viel Anregung zum wahren Guten in sich trage, der Kirchengesang aber noch so sehr im Verfall sei, äußert er sich über die Tendenz seines Werkes dahin, daß er „zur Veredlung und Belebung des so wichtigen Theils unserer kirchlichen Gottesverehrung — des Kirchengesanges — den alten Kirchengesang, so wie er aus den Händen der Reformatoren, ihrer Zeitgenossen und Nachfolger

Digitized by Google

bis zur Periode des Verfalls hervorging, in allen den Melodieen vorlegen wolle, die vermöge ihrer rhythmischen Eigenschaft so großartig, und eine so unversiegbare Frische, Lebendigkeit und Begeisterung an sich tragen." — Hierauf giebt nun der Hr. Verf. den Plan und die Grundsätze und Regeln des von ihm zu veranstaltenden Normal-Choralbuches an; und was er in dieser Hinsicht S. 9—20. sagt, zeugt von einer solchen Umsicht, Besonnenheit und gediegener Kenntniß der alten Kirchenmusik, daß Ref., der gerade diesen Abschnitt vielfach geprüft und Behufs der Prüfung älterer Musikwerke eingesehen und verglichen hat, in der That dem hochgeachteten Hrn. Verf. nichts anderes als seinen freudigsten Dank zu sagen hat. Um nicht wörtlich niederzuschreiben, was hierher Bezügliches dort gesagt ist, verweise ich die sich interessirenden und mit der fraglichen Sache befreundeten Leser auf das Werkchen selbst. — S. 21—24. Angabe der Quellen, die der Hr. Verf. zu seinem Werke benutzt; S. 27 bis Ende Proben der Choralbearbeitung, historische Bemerkungen und Register. Von den Proben h er ohne besondere Auswahl zwei zur Veranschaulichung. Siehe Beilage A.

Indem wir nun dem Unternehmen von Herzen einen ungehemmten Fortgang wünschen und dem Erscheinen des Normal-Choralbuches mit großem Verlangen entgegensehen, mögen hier noch einige allgemeine Bemerkungen ihren Platz haben. Die Art und Weise, wie Hr. v. Tucher den Choral behandelt und gesungen wissen will, wird auf die jetzige in unseren Kirchen gebräuchliche Singweise nicht bloß reformatorisch, sondern auch revoltirend da wirken, wo Komponisten, Organisten, Kantoren u. s. w. von der alten Leier nicht abwollen. Wollen sie es nicht aus Unkunde und Trägheit, nun so ist das nicht fein; wollen sie es aber nicht — zugleich mit vielen Gemeindegliedern — aus einer gewissen Pietät gegen die hergebrachte tief eingewachsene und vielfach doch auch als erbaulich und tröstlich dokumentirte Weise, und, sagen sie, wenn wir im raschen Tempo und etwa im $^3/_2$ Takt einen Choral singen sollen, so könnte man vergessen, daß man sich aus der profanen Welt in die Kirche begeben habe, ja ein mit weltlicher Musik bekanntes Ohr könnte gar in dem Choral von Scardelli „Nun lob' mein Seel' den Herrn" bei der Stelle: „Errett' dein armes Leben, nimmt dich in seinen Schooß" an die Stelle aus Mozart's Zauberflöte „Ein Mädchen oder Weibchen, wünscht Papageno sich" erinnert werden, wenn jener Choral mit Takt und Rhythmus ge-

sungen würde; nun so wäre dies schon eher etwas der Berücksichtigung werth, könnte und müßte aber jene Unkunde und Trägheit durch Belehrung und Anregung gehoben werden. Und wie nun dies anzufangen, oder wie das Normal-Choralbuch wirklich einzuführen wäre, darüber noch dies kurze Wort. Hat der Hr. Verf. den Verfall des Chorals in genaue Beziehung und Wechselwirkung gesetzt mit dem Verfall des christlichen und kirchlichen Sinnes überhaupt, so wäre freilich auch mit dem Erwachen und der Wiederbelebung dieses die Wiedereinführung und Wiederbelebung jenes wie von selbst gegeben. Nun ist aber der Hr. Verf. der Meinung, daß sich das Erstere im Allgemeinen wohl von der Zeit sagen lasse, und er hält es für ein großes Versäumniß, daß Letzteres noch nicht geschehen. Abgesehen nun davon, daß die Gestaltung des jetzt wieder erwachten christlichen Sinnes eine andere werden wird, wie sie war zur Zeit der Reformation und unmittelbar nach derselben, ohne daß das Wesentliche, Substantielle alterirt, und daß nun auch von dieser anderen Gestaltung des christlich-kirchlichen Sinnes und Lebens das ganze Gebiet der Kunst influirt würde: so sind es doch zunächst immer nur erst Einzelne, in denen christlich-kirchlicher Sinn und Glaubensleben erwacht ist, und auch diese Wenigen wollen sich entweder noch nicht zu einer auch äußerlich gegliederten und gefestigten Gemeinschaft recht zusammenschließen, oder aber sie lassen sich vorerst noch damit genügen, daß ihre Seelen gerettet sind, und haben entweder nicht Energie oder nicht Gabe und Zeit, was noch in den des Geistes leer gewordenen Partieen der Kirche sich befindet, geistig zu ergreifen und zu durchdringen. Und hiernach wird zunächst auch nur diesen Einzelnen die Aufgabe zu stellen seyn, so sie musikalisch befähigt sind, sich im Ernst daran zu machen und die alten Choräle einzuüben, einüben zu lassen und einen Chor herstellen, der der Gemeinde die trefflichen Melodieen in ihrer edlen großartigen Frische und Einfalt zu hören gebe. Kurz, man mache den Versuch damit, fange in der Kirche mit den schon bekannteren, leichteren Melodieen an nach einem bestimmten Takt und Rhythmus zu singen, und befehle, wie alles, so auch diese wichtige Angelegenheit dem, der seiner Kirche gegeben hat, viel liebliche geistliche Lieder und Psalmen, zu singen und zu spielen Ihm im Herzen und mit fröhlichem Aufthun des Mundes.

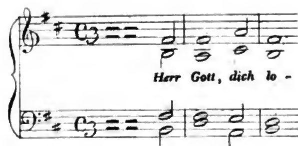
Neuenhaus.

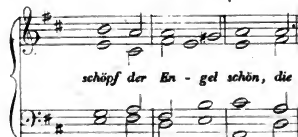
(Hierbei eine Musik-Beilage.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **C. Anton.**

Digitized by Google

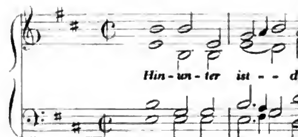
r
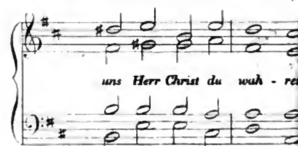




1.

menſch-
it Gott
bewußt-
trauß.
n ſolle,
es was
ge, in
ammen-
: Rede,
e Rede,
nd das
r Ver-
heit in
Selbſt-
ori die
müßte
r Ent-
ekannt-
großen
en und
ten zu
feinen
nn der
vertre-
ur der
präſen-
Noth-
tur der
ängen,
Das
ter ob-
ur der
r ver-
ßtſeyn
lte ſich
ſchaute





bis zur Periode des Verfalls hervorging, in allen den

Melodie

mischen

siegbare

tragen.

Plan un

veranstal

er in di

solchen

niß der

diesen A

fung ält

in der T

deres a

nicht w

liches d

den und

auf das

der Que

nutzt; S

historisch

den her

lichung.

Ir

einen un

scheinen

langen e

meine B

Weise, u

gesungen

Kirchen

risch, som

ponisten,

Leier nich

und Trägl

aber nicht

aus einer

eingewach

tröstlich d

im rasche

singen sol

aus der

ja ein mit

in dem S

Seel' den

mes Lebe

Stelle au

oder Weib

den, wenn

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 14. Oktober. **Nr. 64.** 1841.

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß u. s. w.

(Fortsetzung.)

Damit aber das menschliche Selbstbewußtseyn sich als Wesen ergreifen könne, muß es eben der Naturbestimmtheit, der substantiellen Sittlichkeit, dem Glauben an seine Welt, ja dem Glauben an das Reich des Gedanken entrissen werden, nichts haben als seine einsame Persönlichkeit, um sich nur als solche Gott gegenüber wissend, sich persönlich mit ihm zusammenschließen zu können. Diesem Ich nun mit Strauß sagen, daß die Menschheit als solche mit Gott versöhnt sei, heißt dasselbe eben in die verlassene und mit Recht, mit Nothwendigkeit zu verlassende Welt wieder hineinstoßen — dem Ich, das selbst dem Gedanken den Glauben versagt, weil es nach einer Wahrheit hungert, die ihm so gewiß sei, wie sein eigenes Selbst, einen Mythus geben, ist noch mehr als statt eines Fisches einen Stein bieten. Das Selbstbewußtseyn soll vielmehr durch diese allseitige Abstraktion, die Hegel den Schmerz der alten Welt nennt, gereinigt werden zu freier Allgemeinheit, um nicht als zufälliges, sondern als allgemeines Ich, als Ich der Menschheit sich erkennend, seine rein persönliche Aktivität für das absolute Leben und Wesen halten zu können. Das göttliche Selbstbewußtseyn ist also nun wirklich in dem menschlichen Selbstbewußtseyn oder in der Versöhnung des einzelnen Subjektes, der Person mit Gott. Die Idee des Christenthums ist also hohl, unwirklich, unwahr ohne das menschliche Selbstbewußtseyn, das sich als solches mit Gott eins weiß. Das erste, einzige, absolute Selbstbewußtseyn nennt Hegel Christus. Aber nicht Strauß. Wenn Christus die Erscheinung der Idee seyn solle, müsse er alle Kreise des Menschenlebens, Alles was der Weltgeist in die Breite des Lebens auslege, in idealer Vollendung in seine Persönlichkeit zusammenschließen. Aber davon ist ja gar nicht die Rede, sondern es ist von einem Selbstbewußtseyn die Rede, das sich als solches mit Gott eins wisse und das Gottmensch sei, es ist von einem Erstling der Versöhnung die Rede, der das Wesen der Menschheit in der einfachen Energie seines mit Gott geeinten Selbstbewußtseyns hat. Bezweifelt Strauß a priori die Möglichkeit eines solchen Subjektes? Dann müßte er in der That schlecht routinirt seyn in der Entwickelungsgeschichte seines Weltgeistes, der es bekanntlich bis zur Uebertreibung liebt, seine Fülle großen Persönlichkeiten anzuvertrauen, ganze Richtungen und Zeitalter in mächtigen Genien incorporirt auftreten zu lassen, es gäbe für den Kultus des Genius keinen größeren Feind als sein eigener Vater. Wenn der Weltgeist für Kreise und Richtungen, denen vertretende Persönlichkeiten, geniale Träger der Natur der Sache nach gleichgültig seyn müssen, doch Repräsentanten liebt, so entsteht für ihn eine relative Nothwendigkeit für Entwickelungspunkte, die der Natur der Sache nach mit dem Persönlichen zusammenhängen, vertretende Persönlichkeiten auftreten zu lassen. Das griechische Leben konnte bloß schöne Träger seiner objektiven Sittlichkeit tragen, durfte der Natur der Sache nach die einzelne Persönlichkeit weder zur vertretenden Autokratie, noch zum tiefen Bewußtseyn ihre Persönlichkeit kommen lassen, und doch wollte sich Hegel den Homer nicht nehmen lassen, doch schaute

Digitized by Google

er in Perikles am liebsten die ganze Fülle des griechischen Geistes an. Wenn aber bald im griechischen Leben eine Richtung hervorbricht, die nicht den Geist der öffentlichen Sittlichkeit, sondern das subjektive Wissen und Gewissen zur höchsten Lebensinstanz, nicht das Leben des Staates, sondern die subjektive Tugend zum höchsten Gute des Subjektes macht, d. h. die Sokratik, so liegt auf der Hand, daß man sich bei dieser subjektiven Richtung mit einer gewissen aprioristischen Berechtigung nach einen Vertreter umsieht. Um auf einem anderen Gebiete Anwendung zu machen: der moderne Rationalismus, dessen Wesen es ist, die Erfahrungssätze des gemeinen Lebens, die gesunde Vernunft des Zeitalters zur Norm des religiösen Lebens zu erheben, wird seinem Wesen nach bescheiden seyn in seinen Ansprüchen und sich mit Mediokritäten begnügen; die Theologie des subjektiven religiösen Gemüthes bedarf in ganz anderem Grade hebender Charaktere; auf dem Punkte, wo das christliche Gemüth im Hunger und Durst nach seiner Seelen Seligkeit das subjektiv erlebte Zeugniß des heiligen Geistes zur absoluten kirchlichen Macht gegen den hierarchisch erdrückenden, verschwemmenden, allenthalben bevormundenden Geist des Romanismus geltend macht, erwartet man ex jure humano eine mächtige Persönlichkeit. Aber hier wie bei der Sokratik können nur philosophische Charlatane von einer zwingenden Nothwendigkeit reden, die a priori erhelle. Warum hätte sich die Sokratik, wenn sie einmal nothwendig seyn soll, nicht wie der moderne Rationalismus entwickeln, warum die Reformation nicht etwa wie der Jansenismus auf mehr korporativem Wege herausarbeiten können? Allein die relative Nothwendigkeit, die für subjektive Richtungen Persönlichkeiten erheischt, steigert sich auf dem Punkte, wo das Christenthum hervorbrach. Bei der Reformation ist die Persönlichkeit doch nur Trägerin einer Sache, die über sie hinausgreift: im Christenthum aber ist die Persönlichkeit die Sache selbst. Wenn nämlich nach den obigen Bestimmungen der wesentliche Inhalt des Christenthums die Gottheit als absolute Subjektivität ist, dieselbe absolute Subjektivität aber nur seyn kann, indem sie sich im menschlichen Subjekt weiß, das menschliche Subjekt die Gottheit als absolute Subjektivität nur wissen kann dadurch, daß sie ihre subjektive Selbstbewußtheit zum allgemeinen erhebt, somit mit dem göttlichen versöhnt, so ist ja die einzelne Persönlichkeit, welche ihr Bewußtseyn absolutirt hat, die Wirklichkeit der Idee. Welche Idee soll denn eine Persönlichkeit fordern, wenn die Idee der Persönlichkeit selbst keine fordern darf? Allein selbst auf diesem Punkte ist die aprioristische Nothwendigkeit nicht zwingend. Warum, könnte man nämlich fragen, warum, zugegeben die höchste aprioristische Wahrscheinlichkeit, warum hätte die Idee der Versöhnung, des sich persönlich Einswissens mit Gott nicht auf mehreren Punkte der ohnehin gleichförmig disponirten alten Welt — wenn man den Kreis enger zusammenziehen will, in Juda — zugleich in mehreren Subjekten erwachen können, warum der Weltgeist nicht in mehreren Subjekten das gleiche Bewußtseyn, daß nämlich die absolute Subjektivität sein Wesen sei, hegen, warum hätte dies Bewußtseyn nicht in einem Kreise anbrechen können, wo Jeder die objektive Gewißheit gehabt hätte, er habe ein absolutes Selbstbewußtseyn, das eine, ganze göttliche Leben, ohne daß gerade Jeder eine Inkorporation der Idee gewesen wäre? Hiergegen ließe sich zunächst die allerdings von Hegel hervorgehobene, so zu sagen pädagogische Nothwendigkeit geltend machen, daß dem vorstellenden Bewußtseyn „die an sich seiende Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in gegenständlicher Weise geoffenbart werden mußte.“ Allein schon Schaller hat gezeigt, wie dieser Grund, den man gegen den mythischen Standpunkt angeführt hat, zur mythischen Ansicht selbst übergeht. Das, was Schaller als Grund für die Nothwendigkeit eines historischen Christus beigebracht hat, hat wohl seinen Hauptnerv in folgendem Satze: „Fassen wir die Idee der Versöhnung in ihrer spekulativen Bestimmtheit als geistige persönliche Einheit Gottes und des Menschen, so schlägt der Mythus vom Gottmenschen immer wieder in die wirkliche Existenz des einzelnen Gottmenschen um. Denn dieser Mythus ist das Bewußtseyn der Versöhnung, ist das wahrhafte geistige Wissen vom persönlichen Gotte, d. h. ist die persönliche Immanenz Gottes im einzelnen Menschen, der existirende Gottmensch. So lange wir diese persönliche Immanenz läugnen und nur die Gattung der Menschheit als gottmenschlich gelten lassen, d. h. so lange wir die Unmöglichkeit des einzelnen wirklichen Gottmenschen behaupten, haben wir so wenig den Begriff als den Mythus der Versöhnung. Denn der Mythus, welcher nur die Gottmenschlichkeit der Gattung zum Inhalte hat, ist nicht das Bewußtseyn der Versöhnung, sondern vielmehr der Entzweiung; der Mythus aber, in welchem das religiöse Bewußtseyn irgend einen einzelnen Menschen zum Gottmenschen umgestaltet, ist sogleich der persönliche Besitz der Gottmenschlichkeit, d. h. die Aufhebung des Mythus zur unmittelbaren Wirklichkeit. Der Inhalt, welchen der Mythus der Versöhnung in sich enthält, ist . . . . . die absolut vollendete Wahrheit; diese ist hier geistig wirklich und gegenwärtig, und zwar ist der Kern dieser Wahrheit

Digitized by Google

eben das Bewußtseyn des Einzelnen von seiner persönlichen Einheit mit Gott. Wer dies Bewußtseyn empfängt, nimmt persönlich an der Gottmenschheit Theil, und wer dies Bewußtseyn durch seine Einheit mit Gott producirt, ist selbst der persönliche Gottmensch." In der ganzen Schaller'schen Beweisführung ist der negative Theil, der Aufweis, wie Strauß — Versöhnung der Menschheit mit Versöhnung der einzelnen Person verwechselnd — die Hegel'sche Fassung radikal mißverstanden, sehr verdienstlich; der positive Beweis für die Nothwendigkeit des historischen Christus, als Wirklichkeit der Idee der Versöhnung (noch abgesehen, daß die Idee des Christenthums viel zu sehr nach der subjektiven Seite, ohne stete parallele Rücksichtnahme auf das Bewußtseyn Gottes entwickelt wird) beweist offenbar zu viel und darum eben zu wenig. Nach obiger Deduktion müßte jeder, der das objektive gewisse Bewußtseyn der Versöhnung hat, Gottmensch seyn. Und gesetzt, was nicht zu setzen ist, die Einzigkeit des s. g. Gottmenschen wäre erwiesen, warum hätte es nicht eine Persönlichkeit seyn können, die vorher den ganzen Schmerz, Endlichkeit, Sünde der alten Welt erfahren, dann aber das Bewußtseyn, persönlich eins zu seyn mit Gott in absoluter Kräftigkeit producirt hätte, ohne daß gerade ihr ganzes Seyn der absolut entsprechende Ausdruck jener Idee gewesen wäre? Jedenfalls bleibt unsere obige Frage, warum nicht in mehreren Subjekten zugleich oder in einem Kreise die Idee anbrechen konnte, ungelöst. Man kommt auf diesem Wege a priori nicht über hohe Wahrscheinlichkeit hinaus. Es ist noch ein Grund vorhanden. Wenn Hegel in der Hauptstelle (Phänomenologie S. 569.) den wesentlichen Inhalt des Christenthums die Bestimmung Gottes als Selbstbewußtseyn oder die Menschwerdung Gottes nennt, — so liegt auf der Hand, daß er zwei an sich so disparate Sätze nur in dem Sinne durch ein oder, als ob sie sich deckten, verbinden konnte, daß er annahm, die Gottheit habe sich nur dann als absolutes Subjekt wissen können, wenn ein menschliches sich als absolutes gewußt hätte. Dies ist offenbar auch der Sinn der Stelle (Religionsphilosophie II. S. 236.): „Im indischen Pantheismus kommen unzählig viele Inkarnationen vor, da ist die Subjektivität das menschliche Seyn nur accidentelle Form in Gott; Gott aber als Geist enthält das Moment der Subjektivität der Einzigkeit an ihm; seine Erscheinung kann nur eine einzige seyn, nur einmal vorkommen." Hier sind Subjektivität, Menschwerdung, Einzigkeit der Menschwerdung ohne Weiteres als sich gegenseitig fordernde Bestimmungen an einander gereiht. Es erhellt hieraus, daß Hegel annahm, daß die Idee der Subjektivität Gottes nur in einem absoluten menschlichen Subjekte ihre Wirklichkeit nicht bloß gehabt habe, sondern auch gehabt haben müsse. Allein auch hier muß noch gesagt werden, die Gottheit habe gleich am Anfange im Bewußtseyn vieler Versöhnten, im Geiste einer Gemeinde, das Wissen ihrer als absoluten Subjektivität haben können. Da aber die Idee der absoluten Subjektivität im einzelnen Subjekt nicht nur die Möglichkeit, sondern auch nun die Wirklichkeit hat, d. h. da das Gesammtbewußtseyn der Einheit des Göttlichen und Menschlichen im Selbstbewußtseyn nur aus einzelnen wirklich seienden versöhnten, göttlich geeinten Persönlichkeiten sich erzeugt, so ist die Idee, die es nicht in einem einzelnen Subjekte zur absoluten Wirklichkeit bringt, energielos. Ist es absolut unmöglich, daß die Idee ein einzelnes Subjekt ganz durchdringe, dann muß ja auch der Einzelne, der sich persönlich mit Gott zusammschließen will, das Bewußtseyn haben, es sei die Einheit seines Selbstbewußtseyns mit dem Göttlichen an sich unmöglich, die Versöhnung eine bloße Idee, und bleibt somit unversöhnt.

Jedenfalls erhellt aus dieser Diskussion, wie die Hegel'sche Schule, wenn irgendwo, hier ihr Recht bewährt eine Persönlichkeit nicht nur als Trägerin, sondern auch als Wirklichkeit der Idee, zu fordern und wenn ihr nun die Geschichte, wenn ihr das Gesammtbewußtseyn der Kirche in Christo diese Persönlichkeit bietet, an ihn sich anzuschließen. Ebenso klar aber erhellt, daß die aprioristische Unmöglichkeit, die Strauß gegen die Verwirklichung der Idee in dieser historischen Persönlichkeit geltend gemacht, auf einem radikalen Mißverständnisse der Hegel'schen Anschauung beruht.

Es ist leicht einzusehen, daß, wer den Mittelpunkt, nach dem alle Entwickelungsradien der alten Welt hineilen, wesentlich anders bestimmt, das Entwickelungsmotiv derselben demgemäß selbst anders bestimmen muß; in unserem Falle: Wer Menschheit herausbringt, wo nur vom einzelnen Subjekte die Rede ist, darf auch in der Entwickelung der alten Welt auf die sich nach und nach empor windende Subjektivität nicht den Accent legen. Dann aber muß eben dem Entwickelungsstrome der alten Welt ein anderes logisches Bette gegraben werden. Es hat Strauß noch nicht gefallen, die Grundzüge dieser veränderten Anschauung bekannt zu machen. In unserem Werke ist nur ein Abriß des Entwickelungsganges des Judaismus. Vatke hat bekanntlich ganz im Sinne des Meisters die Hauptepochen nach dem Begriffe, der aus der substantiellen Allgemeinheit durch die Besonderung die Einzelheit der Subjektivität her-

Digitized by Google

vorbrechen läßt, zurechtgelegt. Strauß hat wenigstens hierin die Konsequenz gefühlt, auf das Moment der hervortretenden Subjektivität gar nicht geachtet, sondern alle Fakten über die genannten Kategorieen, Monismus und Dualismus, Diesseits und Jenseits gespannt. Wer den großen Knotenpunkt, in dem alte und neue Welt nach Hegel zusammengreifen, verfehlt, muß auch das Entwickelungsagens der neuen Welt entweder ignoriren oder verfehlen. Bekanntlich ist dies die Macht der Subjektivität. Deren nothwendige Entwickelung hat, wie ebenfalls bekannt, Hegel sowohl mit der absoluten Abstraktion vom Weltbewußtseyn in dem ersten Jahrhundert der Kirche, als mit der Zucht des Mittelalters, mit der Freiheit der Reformation in einen Bezug gestellt, der keineswegs den wesentlichen historischen Charakter dieser Epochen zu verkennen braucht. Strauß hat §. 4. die Hauptepochen der Entwickelung des Christenthums und der christlichen Theologie überschrieben. Allein in diesem Paragraph ist gar kein Versuch gemacht, entweder aus dem Hegel'schen oder aus irgend einem Principe mit einer gewissen Nothwendigkeit die Erscheinungen zu begreifen, sondern, genau wie die Aufklärung in ihren kirchenhistorischen Auffassungen an ein unbelebtes undurchdrungenes Material unermüdlich den ewigen Refrain wirft, daß die Vernunft doch nicht zu ihrem Rechte gekommen sei, wird gleich auf der ersten Seite S. 37., wo vom apostolischen Zeitalter die Rede ist, tadelnd bemerkt, daß man gleich Anfangs mehr Werth auf das Faktum, auf die Person Christi, als auf die Idee gelegt habe, die ganze Wahrheit des Christenthums auf das Faktum der Auferstehung basirt habe, obgleich „dies ein Umstand sei, der sich gar nicht a priori aus dem Wesen der Gottheit ableiten lasse," und somit wiederholt sich, ohne nur an einer einzigen Erscheinung einen positiven Anknüpfungspunkt herauszuheben, das ewige negative Raisonnement, das auf das Genaueste mit dem, was Hegel als Tennemann's Manier bezeichnet, übereinkommt; „das Ende vom Liede ist immer, daß sie alle getadelt werden, den einen Mangel gehabt zu haben, noch nicht Kant'sche Philosophen zu seyn" —: nirgends finde sich die freie vernünftige Menschlichkeit des modernen Pantheismus. Dies ist nicht bloß unhegelisch, unwissenschaftlich, unhistorisch, sondern vandalisch. Wie nun zwischen dem historischen Christenthume und dem neuesten Standpunkte der Philosophie Strauß den Entwickelungsfaden zerreißt, so zerschneidet er auch in dem einzelnen Subjekte das Band, daß nach Hegel auch den Wissenden, soweit er fühlendes, vorstellendes Wesen sei, mit dem kirchlichen Gemeinbewußtseyn verknüpft, nicht nur dadurch, daß er durch die Wissenschaft den Inhalt des Glaubens alteriren läßt, sondern auch, daß er den Antheil des Gemüthes im Wissenden auf ein Minimum beschränkt, die Religion wesentlich ins Wissen setzt, somit also dem Gebiete, das ihr Hegel als das ihr eigenthümliche zugesichert hatte, entreißt.

Eine Konsequenz, die laut der von uns im ersten Artikel beigebrachten Stellen, Strauß selbst gezogen hat, ist, daß die Hegel'sche Philosophie aus unzureichenden Gründen das Christenthum für die absolute Religion erkläre. Daß aber hiedurch diese Philosophie durch und durch bis auf den untersten Grund erschüttert ist, liegt auf der Hand. Man könnte sich noch einen Ausweg denken, um Strauß ein wissenschaftliches Recht, sich an das System seines Meisters, wie es vorliegt, ohne Weiteres anzulehnen, zu gönnen, indem man etwa so spräche: Wenn Strauß die Nothwendigkeit, mit dem Christenthume zu brechen, aus dem innersten Wesen der Hegel'schen Philosophie darthun könnte, so möchte ja sein religiöser Standpunkt als neue Epoche auftreten, ohne das Christenthum um seine Vorbereitung und sein Zeitalter beneiden zu brauchen, und wenn aus der Hegel'schen Weltkonstruktion nur dies Motiv gestrichen wäre, welches das Christenthum absolutiv hat, sonst der Konstruktion selbst ihre Richtigkeit lassen, und nun, mit Schelling zu reden, an dem großen Gedicht organisch fortdichten. Allein der negative Aufklärungsdrang, der Strauß auf die äußerste Linke einer unhistorischen Stellung getrieben hat, nämlich zum Bruche mit dem Christenthum, ist so voreilig historisch gewesen, daß er die Idee und den modernen Pantheismus als mythenbildendes Princip in das Zeitalter Christi verlegt hat, somit also seinem Vertreter, indem er ihm die Nothwendigkeit auflegt, alte und neue Welt nach dem, was er für das Wesen des geschichtlich aufgetretenen Christenthums hält, zu konstruiren, eine ruhige sofortige Anlehnung an die vorliegende Hegel'sche Konstruktion des Weltgeistes unmöglich macht.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 19. Oktober. Nr. 65. 1841.

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wir fassen nun zusammen: Wenn Strauß im Namen einer Philosophie verfährt, die er nachgewiesener Maaßen in ihrer Begriffsbestimmung des Christlichen mißverstanden, deren Entwickelungsmotiv er anwendet, wo und wie er Lust hat, deren vorliegende Konstruktion des welthistorischen Lebens er faktisch umwirft; — wenn Strauß im Namen dieser Philosophie so verfährt, daß er alle negativen Ergebnisse derselben für unumstößlich, alle positiven für unzureichend erklärt aus unzureichenden Gründen, wie z. B. vorliegender Maaßen er gegen alle diejenigen, welche aus dieser Philosophie überweltliche Persönlichkeit herauszubringen versucht haben, den Buchstaben Hegel's urgirt, die innere Nothwendigkeit aber, die Hegel gedrängt hat, sich an das Christenthum, als die absolute Religion, anzuschließen ohne Weiteres für ein willkührliches, dem Systeme widersprechendes, unbewiesenes Verfahren (S. 181.) erklärt; — ja wenn, wie es ebenfalls vorliegt, Strauß an den wichtigsten Punkten, wo er negativ gegen das Christenthum auftritt, erst auf Kosten der Mutteranschauung experimentiren muß: so muß diesem neu und frei Hegel'schen Standpunkte, so lange er noch nicht mit seiner wissenschaftlichen Grund- und Vorlage sich aus einander gesetzt, sich in sich abgerundet, seine Principien und Konsequenzen klar entwickelt hat, das wissenschaftliche Recht verkümmert werden, seine Sätze als Kriterien dem Christenthum anzulegen. Berücksichtigt können somit nur die Gründe werden, die einen historischen Hintergrund, im allgemeinen Bewußtseyn eine Grundlage, nach allgemeiner Vernunft und Wissenschaftlichkeit eine Bedeutung haben.

Wir müssen zunächst in der Einleitung einen Punkt hervorheben und näher beleuchten, der auf den ersten Anblick unbedeutend erscheint, in der That aber ein mächtiges Agens des Strauß'schen Verfahrens ist. Strauß bemerkt nicht etwa nur in der Charakteristik des Katholicismus, sondern gleich am Anfange, wo von der Urkirche die Rede ist, sowie S. 51., wo das Wesen der Reformation bestimmt wird, daß „die sittlichen Vorschriften nicht als durch sich selbst wahre ewige Gebote, sondern nach jüdischer Weise, als positive Gebote Gottes durch Christum betrachtet worden seien" — oder wie es S. 51. heißt „nicht aus dem Wesen oder der Bestimmung des Menschen, sondern aus dem trockenen mandatum dei abgeleitet" worden seien, da doch „die Befolgung der sittlichen Gebote, welche aus der Natur des Menschen kommen, in sich selbst ihren Zweck habe," somit auch keines äußeren Lohnes bedürfe, am allerwenigsten aber den entsprechenden Zustand in eine ganz verschiedene Weltperiode zu verlegen gestatte. Offenbar soll hiemit das Wesen der christlichen Sittlichkeit überhaupt charakterisirt werden. Mit apodiktischer Sicherheit kann es freilich nicht behauptet werden, da Strauß über dem Anfangspunkte des Christenthums ein geheimnißvolles Dunkel gelassen hat. Nun, womit wird denn diese Behauptung zunächst für die Urkirche oder doch für die ersten Jahrhunderte bewiesen? Da wo sie auftritt, findet sich als Beleg eine Stelle aus Maimonides bei Spinoza des Sinnes, daß, wer sieben Gebote, weil sie Gott uns durch Mosen kund gethan und geboten, fleißig vollbracht habe, ein Erbe seyn werde der zukünftigen Welt, wer

Digitized by Google

aber nach seiner Vernunft dieselbe vollbracht habe, nicht eingehen könne — mit der Versicherung, daß diese rabbinische Stelle ganz die ältere Kirchenlehre enthalte. Nennt Strauß die Stelle sammt seiner Versicherung einen Beleg? „Man sehe z. B. Tertullian. de poen. c. 4.... Auch kann die Art verglichen werden, wie Augustin c. Jul. Pel. IV, 3. gegen die Tugenden der Heiden argumentirt.“ Wenn Strauß nicht aus dem Tertullian, sondern aus dem Apostel Paulus, nicht eine, sondern ein Dutzend Stellen derartigen Inhalts beigebracht hätte, soll das mit etwas für eine Reflexion erwiesen seyn, die der Natur der Sache nach nur aus dem innersten Wesen eines Lehrbegriffs, ja nicht dieses, sondern eines ganzen religiösen Lebens erhärtet werden kann? Warum hat denn Strauß nicht Röm. 6, 16. δοῦλοί ἐστε ᾧ ὑπακούετε .. 7, 25. δουλεύω νόμῳ Θεοῦ ... oder um auf das Scheinbarste selbst da, wo das Freie eine Berechtigung hat, den jüdischen Knechtssinn herauszuheben, 1 Kor. 9, 17. εἰ γὰρ ἑκὼν τοῦτο πράσσω, μισθὸν ἔχω, εἰ δὲ ἄκων, οἰκονομίαν πεπίστευμαι .. beigebracht? Und eine Stelle, die für den Tertullian nichts beweist, soll für die ganze ältere Kirche beweisen! Es beruht diese Auffassung auf einer groben Verkennung des innersten Wesens der christlichen Sittlichkeit. Gerade wer vom Joche dieser Mußsittlichkeit, dieses sklavischen Gesetzdienstes gedrückt, im Glauben die Gerechtigkeit Christi ergreift, empfängt aus dem Glauben den heiligen Geist (Gal. 3, 2.), der das Ende des Gesetzes (Gal. 2, 19. Röm. 10, 4.), das neue Gesetz (Röm. 8, 2. ὁ νόμος τοῦ πνεύματος), somit das Lebensprincip aller christlichen Sittlichkeit ist, ein Princip, welches, die Gegenwart des göttlichen Geistes im Einzelnen, nichts anderes fordert, als was er giebt und ist, nicht bloß die einzelne Handlung bestimmt, sondern das ganze Ich umschafft, Kinder Gottes erzeugt (Röm. 8, 14.), die eben auch in kindlicher Natürlichkeit handeln, frei sittlich und sittlich frei sind, weil doch, wer zu seinem wahren Ich den Geist, im Geiste die Liebe, in der Liebe des Gesetzes Erfüllung, aller sittlichen Kreise des Lebens Wahrheit hat, wer also in allem sittlichen Handeln sein Ich giebt, sucht, findet, frei ist, wenn, denke ich, der Stand der Freiheit doch der ist, wo das Ich, bei der Möglichkeit sich nach verschiedenen Seiten entscheiden zu können, seinen Inhalt mit innerer Nothwendigkeit heraus setzt. Es muß also Strauß den heiligen Geist als Lebensprincip aus der christlichen Kirche heraus beweisen können, wenn er mit Versicherungen, wie die vorliegende, wissenschaftlich auftreten will. Allein es ist wohl nicht schwer zu sehen, wo Strauß hinaus will. Er vermißt

nämlich im Christenthume die Anerkennung einer Sittlichkeit, die, wie Paulus die griechische bezeichnet, von Natur thut des Gesetzes Werk, aus der freien Natürlichkeit des Menschen, auch ohne göttliche Satzung, sich unmittelbar erzeugt, in der objektiven Sittlichkeit des Staatslebens ihre Gegenwart, ihr Ziel hat, also eine solche, wie sie Hegel in der Rechtsphilosophie als die absolute darstellt. Diese Sittlichkeit ist allerdings nicht die specifisch christliche, sie wird im Christenthum nicht dem Menschen zur Gerechtigkeit, der Seele zur Seligkeit geachtet. Aber der Geist des Christenthums schließt sie nicht aus, verkümmert sie nicht, verdammt sie nicht. Wenn Zeiten in der christlichen Kirche waren, wo es geschehen, so hat die kirchliche Wissenschaft, die es nicht über sich genommen hat, alle menschliche Verkehrtheit, die sich an die Kirche angesetzt hat, als nothwendige Entwickelung, wie Shakspeare spricht, den Teufel als Moral aufzuweisen, einfach nur auf das Wesen des apostolischen Christenthums sich zu berufen. Der heilige Geist, als Princip der christlichen Sittlichkeit, will allerdings seine Kinder ganz, er will, daß sie zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, weist aber durch das ihm immanente Princip der Liebe die Seinen ins sittliche Leben hinein, ja, wie der Herr in der Bergpredigt lehrt, fordert in den objektiv sittlichen Bestimmungen und den ihnen entsprechenden Lebenskreisen eine weit vereinzelter und schärfer abgegrenzte Sittlichkeit, eine weit strengere Gesetzlichkeit und läßt doch den Menschen nie das freie Princip, sein liebendes Selbst verlieren, weil eben die einzelnen sittlichen Bestimmungen sich in die Liebe als ihren Einheitspunkt aufheben, die Liebe also der menschlichen Sittlichkeit homogen ist, ohne doch dem Menschlichen anzugehören, in den Kreisen der menschlichen Sittlichkeit Bewährungs- und Ergänzungspunkte ihres Lebens anerkennen muß, ohne in der breiten Empirie, in der Vereinzelung des Lebens unterzugehen. Die Liebe geht zur menschlichen Sittlichkeit fort, ist in ihr gesetzlich, in der Gesetzlichkeit aber natürlich und frei. Der Ausgangepunkt jener natürlichen Sittlichkeit ist bei Hegel die Ehe. Wenn Paulus noch eine höhere Liebe kennt, als die Gattenliebe, für Zeiten, wo das Reich Gottes es erheischt, nur um Sünden zu steuern sie erlaubt, so hat doch der, welcher die Ehe ein Gleichniß des geheimnißvollen Verhältnisses Christi zu seiner Kirche genannt hat, klärlich gezeigt, wie schön sich das Leben im heiligen Geiste an alle ächt menschliche Sittlichkeit anschließe, ja verklärend anschließe. Ich darf nur zum kirchenhistorischen Belege an die vielen schönen Ausführungen bei Neander erinnern, der immer mit besonderer Liebe auf diesen Punkt zu-

Digitized by Google

rückkommt. Wenn nun Strauß jene natürliche menschliche Sittlichkeit für die höhere hält, so spricht er keineswegs aus der Unmittelbarkeit derselben heraus (denn diese hat, wie das religiöse Gefühl, kein wissenschaftliches Recht, wie Strauß selbst sagt), sondern aus einer voraussetzungslosen Wissenschaft, deren erster Anfang eine Flucht aus der Unmittelbarkeit des Lebens ist, somit von einem Standpunkte, der nur, weil und so weit er Wahrheit findet in jener Sittlichkeit, sie hegt, somit das Princip des Gedankens, somit die stete Möglichkeit, sich in sich zurückzuziehen, nie vergessen darf d. h. er steht, eben so wie der Christ immer über jener natürlichen Sittlichkeit, nur daß dieser auf Erden im Himmel, der moderne Philosoph im logischen Geiste ist. Eine Wissenschaft, die voraussetzungslos anhebt, darf auf keinem Punkte des Wissens und Lebens ihre Voraussetzungslosigkeit verlieren, wenn sie nicht sich selbst verlieren will. Ja Strauß findet im wissenschaftlichen Gedanken die einzige Möglichkeit, dem sittlich verkümmerten Zeitalter wieder beikommen zu können, wie er im zweiten Buche der Streitschriften gegen Menzel ausgeführt hat. Er erinnert dort an das Beispiel des Sokrates. So müsse man es auch jetzt anstellen. Des Sokrates? Hat denn der, da er die Tugend ins Wissen setzte, die griechische Tugend wieder hergestellt, oder doch mit der neuen Tugend sein Vaterland? Hat Strauß nicht (Gesch. d. Philosophie II. S. 126.) bei demselben Meister, dessen Auffassung des Sokrates er paraphrasirt Menzeln vordocirt hat, gelesen: „Dieses Sokratische Princip ist dies, was in anderer Gestalt dem griechischen Leben den Untergang brachte?" Es muß Strauß die natürliche Sittlichkeit der neueren Völker, zunächst des Deutschen, für eine solche halten, die entweder von vorn herein vom Gedanken pendirt habe, oder doch jetzt mit dem Gedanken zu beleben sei. Den ersten Fall kann ich ihm nicht insinuiren, weil er zu thörigt wäre. Strauß wird wohl den historischen Darstellungen seiner Geistesverwandten beipflichten, die erst mit dem Zeitalter der Reformation die Reflexion anbrechen lassen. Damals hat indeß ein Mann, den manche Hegelianer für eine Art Inkarnation des Geistes der Weltgeschichte halten, Shakspeare in seinem Hamlet ein Bekenntniß abgelegt, wie der selbstische, substanzlose Geist der Reflexion, des Gedankens, alle Frische, Kraft, Tüchtigkeit der natürlichen Sittlichkeit verkümmere und zerfresse. Es bleibt also der zweite Fall noch übrig: bis auf unser Zeitalter etwa habe die Sittlichkeit sich in organischer Nothwendigkeit aus der Volksnatur erzeugt; sie habe aber jetzt ihren lebendigen Quell verloren, und könne nur vom Gedanken aus wieder be-

lebt werden. Wir wollen, damit wir uns nicht in Abstraktionen herumtreiben, einen einzelnen Fall nehmen. Der deutsche Geist hat überall und stets ohne philosophisches Princip korporative Verhältnisse entwickelt. Jetzt sind sie entweder erstorben oder verknöchert. Hegel fordert Korporationen. Strauß wird eingestehen, daß sie nun deßhalb noch nicht da sind. Sie sind einmal dem Zeitalter fremd geworden. Warum? Weil der moderne Mensch sein subjektives oder gar materielles Interesse zum Mittelpunkt des Lebens macht, für schlichte, umgrenzte, in sich naiv beschlossene Kreise keinen Sinn hat, sondern sich von seiner Person aus ins Universelle wirft, weil der unruhig reflektirende Geist, der nicht das väterliche Ueberkommniß, sondern seine subjektive Meinung zur Lebensinstanz macht, kein Lebenselement hegen kann, das nur in treuer ruhiger Fortbildung des geschichtlich Gegebenen gedeiht. Genau in dasselbe Element, das die korporativen Grundlagen zerbrochen hat, setzt die Philosophie ein, gerade wie Sokrates in das subjektive Element, das die unmittelbar griechische Sittlichkeit zerstört hatte, einsetzte. Wenn ich nun auch das Unmögliche mir möglich denken soll, nämlich daß der Geist der Reflexion, wie er in dem gewöhnlichen nicht philosophischen Mann seyn kann, ein Geist, der seiner Natur nach frei, unendlich, auktoritätenlos ist, sich mit unvermittelten Resultaten positiven Inhalts, zu denen nur ein ganz vertieftes Bewußtseyn zurückkehren kann, könne zähmen lassen, — so soll doch eben, wie es auch bei Sokrates war, dieselbe sittliche Form, die früher in unmittelbar lebendiger Nothwendigkeit aus dem sittlichen Geiste des Volkes sich erzeugte, aus dem Gedanken mit dem abstrakten Willen herausgesetzt werden d. h. die natürliche Sittlichkeit soll aufgehoben werden. Es läßt sich aus der Geschichte, es läßt sich aus der nächsten Erfahrung, es läßt sich aus der Natur der Sache mit Evidenz darthun, daß es keinen größeren Feind einer tüchtigen natürlichen Sittlichkeit giebt als die Reflexion, wenn sie zur entscheidenden Lebensmacht erhoben wird. Nicht das Christenthum, sondern seine eigene Richtung muß Strauß für gefährlich achten der Sittlichkeit, die er für die höhere Wahrheit der christlichen ausgiebt. Und diese Sittlichkeit, die nur gefordert wird, wäre die höhere? Gut; ich will es vor der Hand zugeben. Nur muß Jeder, der eine solche Sittlichkeit fordert, wie sie Hegel's Rechtsphilosophie als die absolute entwickelt, zugeben mit seinem Meister wie in der That mit der Geschichte, daß eine solche zur Zeit Christi im römischen Reiche erloschen war. Christus wollte der alten Welt Heiland seyn. Wie sollte er es nun anfangen? Hätte er die aus dem mütterlichen Boden

Digitized by Google

ihrer volksthümlichen Sittlichkeit herausgerissenen, subjektiv verkümmerten Menschen seines Zeitalters mit Erinnerungen und Aufrufen zu der Tugend der Väter, ja, wenn er es vermocht hätte, mit Wiederaufrichtung ihrer nationalen Grundlagen erlösen wollen, so würde Strauß sagen, er habe es wie Menzel gemacht. Hätte er sie mit der Reflexion fassen wollen, wie würde Strauß die oben von mir beigebrachte Stelle über das Sokratische Princip mit der Bemerkung angeführt haben, Sokrates sei schon post festum gekommen! Das Zeitalter, wie es nun einmal war, sittlich heilen konnte bloß eine Sittlichkeit, die von der nationalen Grundlage unabhängig, rein subjektiv, zunächst den subjektiven Hunger nach Gerechtigkeit und Heil ausfüllte, ohne doch von dem Subjekte durch Reflexion und Willen gemacht zu seyn, sie mußte subjektiv und doch Natur, sie mußte neu und doch geschichtlich seyn, sie mußte den Einzelnen ganz ausfüllen und doch das Princip der Substanz, des Reiches, in sich enthalten. Und nun sehe sich Strauß einmal das Princip des neuen Testamentes, den heiligen Geist, darauf an, ob es nicht zunächst den Menschen, wie sie die Bergpredigt ruft, d. h. den subjektiv Bekümmerten, mit der alten Volkssittlichkeit des jüdischen Reiches Unbefriedigten, nicht bloß gelehrt, sondern als höhere Natur, als Gnade gegeben ward, in neuer Lebenskraft und doch (Röm. 3, 21.) *μαρτυρουμένη ὑπὸ τοῦ νόμου καὶ τῶν προφητῶν* d. h. als organische Erfüllung der absoluten Volksthümlichkeit des jüdischen Volkes, als Lebensprincip endlich eines Reiches, das dem Einzelnen seine ganze Fülle gönnt, Persönlichkeiten tragen und Persönlichkeiten erfüllen kann, keine knechtischen Träger, sondern freie Kinder hat, die Bürger, die es braucht, auch gebiert, erzieht und leitet, und doch über den Einzelnen hinausgreift, ihn zur Rebe am Weinstock, zum Gliede des Leibes macht —, und sage dann, ob nicht des Geistes seiner Zeit einziges Heil und Wahrheit war der heilige Geist? Dem Princip, das unter dem verworfensten Geschlecht, das die Geschichte kennt, Unschuld, Kindlichkeit, Keuschheit, Heldenkraft, Liebe, Lebensfrische, Treue und was etwa ein Lob und eine Tugend ist, allenthalben hervorgerufen, dem muß auch der Vertreter der rein menschlichen Sittlichkeit wenigstens sein Zeitalter gönnen. Allein womit beweist denn Strauß und Konsorten, daß jene rein menschliche Sittlichkeit die höhere sei? Man könnte einfach abschneiden: Jeder, der durch den heiligen Geist zu einem höheren Leben wiedergeboren ist, kennt wohl menschliche, nicht aber, wer bloß menschliche Sittlichkeit kennt, das Leben im heiligen Geiste. Doch wollen wir auf den fremden Standpunkt eingehen. Wenn Jemand im Sinne der Hegel'schen Rechtsphilosophie sittlich ist d. h. allen den mit der Natur der sittlichen Kreise, in denen er lebt, zusammenhängenden, mit der Sitte überkommenen Pflichten nachlebt, so ist er ein tüchtiges Glied einer einzelnen Familie mit einem bestimmten Familientypus, steht an einem einzelnen bürgerlichen Posten mit der entsprechenden Gesinnung und That, ist Ausdruck — nie erschöpfender — eines einzelnen Nationalcharakters, vereinigt alle diese Bestimmungen eigenthümlich in einem bestimmten persönlichen Charakter. Eines solchen einzelnen sittlichen Lebens Grund, Wahrheit und Ziel ist der Geist des Volkes, sowie der Volksgeister der Weltgeist. Das höchste sittliche Ziel, das höchste Gut, das Leben ist also die sittliche Substanz eines Volksgeistes auf einem einzelnen Punkte charakteristisch darzustellen, ein Zähler zu seyn zu dem Volksnenner, der selbst nur eine Bruchzahl des Weltgeistes ist. Ich liebe nicht oberflächliche oder gesuchte Parallelen; aber diese Hegel'sche Sittlichkeit ist genau die *δικαιοσύνη* der Griechen. Die *δικαιοσύνη* ist objektiv die sittliche Substanz der Nation, wie sie sich in den öffentlichen Bestimmungen der Gesetze, Sitten, Korporation, Verfassung verwirklicht, subjektiv die sittliche Nothwendigkeit des Einzelnen, das allgemeine Leben in einem bestimmten Kreise charakteristisch und schön darzustellen. Hegel hat sein nahes Verhältniß zur griechischen Sittlichkeit selbst klar ausgesprochen Geschichte d. Philos. II. S. 269 ff. Wie der Mensch sittlich ist, ist allezeit sein Gott. Das gilt auch auf christlichem Boden (1 Kor. 2, 12). Der christliche Glaube selbst ist nur ein lebendiger Rückschluß aus dem heiligen Geiste in uns auf den göttlichen über uns. Nach derselben Nothwendigkeit des Lebens, mit der der Grieche sein höchstes sittliches Bewußtseyn, ein harmonisch in sich beschlossener Träger eines Lebenskreises in dem Gemeinleben zu seyn, in den ewigen schönen persönlichen Trägern der allgemeinen Lebensmächte, dem olympischen Götterkreise anschaute, hat Strauß die genialen Vertreter der großen Lebensbestimmungen der Weltgeister apotheosirt, nur daß dort Phantasie, hier reine Prosa, dort Ideale, hier Denkmäler sind.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger C. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 23. Oktober. **Nr. 66.** 1841.

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß u. s. w.

(Fortsetzung.)

Nach einer so glänzenden klassischen Weltansicht, die etwa zu einem Göthe sagt: Du hast recht und groß gethan, daß du nicht nach „einem schlechten Ideale, dem Ideale eines vollkommenen Menschen, wie es in der christlichen Welt gäng und gäbe ist" gestrebt hast (Hegel Gesch. d. Philos. II. S. 273., welche Stelle ich ganz nachzusehen bitte), wobei freilich immer „die Menschen mit Schwäche und Verderbniß behaftet, erfunden werden," daß du nicht wie „Quäker und dergleichen fromme Leute mit deinen Sünden dich beschäftigt hast, — Lumpereien, woraus kein Vernünftiger etwas macht — die für etwas Wesentliches zu halten, das wahre Verderben ist;" — du hast recht und groß gethan, daß du „im und fürs Allgemeine gelebt hast," nur darnach getrachtet hast, das große dir beschiedene menschliche Pfund, das dir anvertraute göttliche allgemeine Leben der Kunst in deine Persönlichkeit hinein, aus deiner Persönlichkeit heraus zu bilden, — und stehst darum in dem Götterkreise der Genien! — — wie darf es nach einer solchen Rede die schwarzgebrannte Asiatin, das Christenthum, noch wagen, aufzutreten und zu demselben zu sprechen: Du bist bei aller Fülle deines Genius, dem wir seine menschlichen Ehren nicht entziehen, ein Sohn Adams, darum ein Sünder, der sich strecken muß nach dem Einen was noth ist, —! Und doch ehrt ihn das Christenthum, indem es ihn als Sünder anredet, faktisch höher, als Strauß, indem er ihn zum Gotte macht. Das klingt seltsam und ist doch wahr. Nach obiger Auseinandersetzung wie nach den Elementen, auf die sie Hegel selbst zusammengezogen hat, habe ich in dieser Sittlichkeit zwei Faktoren: objektiv das Allgemeine, die sittliche Substanz, subjektiv die Persönlichkeit. Die Persönlichkeit als Trägerin des allgemeinen Lebens — das höchste Gut. Wenn nun das Christenthum den einzelnen Menschen als Sohn Adams, als Sünder anredet, ja wenn es der einzelnen Person die Sünde und Schuld Adams zurechnet, ihren Fall mit dem der Menschheit eins setzt, so wird die einzelne Person nicht als vereinzeltes Exemplar der Gattung gefaßt, sondern als Inhaberin des Lebens der Menschheit, als Vertreterin ihres Geschlechtes, als Erbin der Geschichte. Die Person ist nicht pures Sich-selbst-Wissen, sondern sittliche Totalität. Natürlich, wer der einzelnen Persönlichkeit Sünde und Schuld der Menschheit voll anrechnet, muthet ihr auch das wahre Leben der Menschheit zu. Darum muß auch das Gesetz, das doch seiner Natur nach die rechtliche Bestimmung der Volkssubstanz ist, von dem Einzelnen ganz vollbracht werden (Gal. 5, 3.). Darum ist der λόγος, die Idealsubstanz des jüdischen Volkes (Joh. 1, 11. εἰς τὰ ἴδια ἦλθε), dem Einzelnen ganz immanent (ὃ φωτίζει πάντα ἄνθρωπον), wie auch der heilige Geist, das Lebensagens des jüdischen Volkes von dem Einzelnen ohne Maaßen in die Persönlichkeit absorbirt wird, welche prophetische Persönlichkeit selbst die größte Weissagung des Messias ist, eines einzelnen Menschen, auf den der Geist seine ganze Fülle ausgießen sollte. Mit einem Worte: das Christenthum faßt die Persönlichkeit, als eine sittliche Totalität, welche im Guten und Bösen, die sittliche Substanz der Menschheit zu ihrem wirklichen und nothwendigen Inhalte hat. Die sittliche Substanz der Menschheit wie des Menschen hat in der ihr von Ur an immanenten Gnadengabe des heiligen Geistes ihre Erfüllung, Wahrheit, höchstes

Digitized by Google

Leben. Ich verweise Strauß auf das, was sein Geistesverwandter, Baur, über das parallele Verhältniß des Allgemeinen und der Gnade in seiner Schrift: Sokrates und Christus ausgeführt hat. Wenn man mit Hegel dies Leben im heiligen Geiste Ideal nennen will, so hat die Menschheit allerdings wie der Einzelne nur ein Ideal, nur ein Allgemeines, und dieses eine Allgemeine ist nicht wie die Hegel'sche Substanz in Lebenskreise zerschlagen, sondern ist Ein Leben, Ein Geist, wie nur Ein Gott ist. Das Heraustreten aus diesem göttlichen Inhalte ist die Sünde. Die Menschheit ist herausgetreten. Somit auch der Einzelne. Hegel erkennt nun die Sünde als daseyend an, sagt aber, sie stelle sich dann heraus, wenn man jenes eine „schlechte Ideal" an jeden Menschen anlege. Wenn aber doch, wie wir sagten, die Persönlichkeit das allgemeine Leben, das das Wesen der Menschheit konstituirende, zu ihrem nothwendigen Inhalte hat, und wenn dies Allgemeine das der Menschheit immanente göttliche Leben ist, so kann ja die Persönlichkeit gar nicht anders „im Allgemeinen leben," was Hegel ihr sittliches Ziel nennt, denn im heiligen Geiste, jenem „Ideale," muß es also sich vorhalten, muß sich mit ihrer Sünde beschäftigen, muß also die Sünde, welche sie von jenem einem Ideale scheidet nicht für ihr Wesen aber wohl für etwas Wesentliches halten. Wenn Hegel diese Beschäftigung mit der Sünde feig und lahm nennt, dieses Strecken nach dem Ideale, dem Einen, was noth, ein eitles „Hegen und Pflegen seiner Persönlichkeit," so mag wohl bei einzelnen Christen zerknickten, zerflossenen, grätenlosen Aussehens die Sache so erscheinen; aber Hegel am wenigsten hätte so vorschnell aburtheilen sollen, weil eben im Christenthum die Persönlichkeit berechtigt ist, die Persönlichkeit in sich die Menschheit hat, somit, wenn sie in ihre subjektivsten Tiefen hinabsteigt, die Menschheit nie verliert. Nur einen Beleg und zwar, um Strauß nicht mit Kirchenliedern zu inkommodiren, aus Göthe selbst. Gewiß ist die sogenannte schöne Seele in Wilhelm Meister eine der subjektivsten Gestalten christlichen Lebens. So erscheint auch ganz ihre „Beschäftigung mit ihren Sünden." Und doch wenn sie schreibt: „Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß, wenn mich eine unsichtbare Hand nicht umschränkt hätte ich ein Girard, ein Damiens, ein Cartouche und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können: die Anlage fühlte ich deutlich in meinem Herzen" — hat sie den Muth, die Größe gehabt, zu einem Agens der Menschheit zu sagen: Das ist Fleisch von meinem Fleisch. Wenn die alte Tragödie das Heldenbewußtseyn gefeiert hat, welches das Schicksal einer ganzen Lebensmacht, die sie vertrat, auf sich nahm, so ist

das Sündenbewußtseyn des Christen, welcher spricht: mir widerfahre wie meinem Geschlechte; ich falle, ich stehe mit ihm! — nicht minder heldenkräftig. Blicken wir nun auf die Bestimmungen der Hegel'schen Sittlichkeit zurück, so stellt sich nun zuerst der Unterschied heraus, daß das Christenthum die Persönlichkeit als solche an- und aufnimmt, wie sie ist, die empirische Persönlichkeit, derselben ihre tiefste Vereinsamung gönnt, ja! indem es dieselbe in die subjektivsten Tiefen des Lebens hineinblicken läßt, die Menschheit, die sündige Menschheit finden läßt auf dem untersten Grunde, um sie als solche, um die Seele retten zu können (denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele); die Hegel'sche Weltansicht kennt die Macht der Persönlichkeit, weiß, daß sie die alte Welt zertrümmert hat, weiß, daß vor ihrer Energie alle substanziellen Bestimmungen verschwinden, nennt „das Princip der subjektiven Freiheit das Princip der neuen Zeit," weiß, daß ihre eigene Existenz eine Blüthe dieses subjektiven Geistes im Menschen ist, ja! wie wir oben belegt, ist selbst zu subjektiv, zu frei, zu selbstisch, zu sehr in sich selbst verunendlicht, zu übernatürlich, um, zur Lebensmacht erhoben, substantielle Sittlichkeit hegen zu können — und kann doch dieser unendlichen Persönlichkeit nur die vorübergehende Trägerschaft eines Segmentes des Allgemeinen gönnen, erkennt in den größten ja! göttlichen Persönlichkeiten nur das Allgemeine, das sie repräsentiren, nicht sie selbst an, muß also, um auf den obigen Fall zurück zu kommen, dem schlafenden Spät-Göthe, als seine Persönlichkeit aus ihrem göttlichen Inhalte herausfiel, im Interesse des Allgemeinen Tod oder Schweigen wünschen, höchstens ein niederträchtig Schattenleben gönnen, da das Christenthum alsdann spricht: Mein Sohn gieb mir Dein Herz — ich will nur Dich, um Dich Dir selbst wiederzugeben zum ewigen Leben. Zweitens. Wenn die somit zwar als ein nothwendiges, aber doch als sekundäres Moment betrachtete Persönlichkeit es nur wenigstens zum Allgemeinen brächte! Wenn aber das Allgemeine, die sittliche Substanz näher der objektive Geist, der Weltgeist, sein Leben in Nationalgeister, diese in sittliche Kreise, diese in objektiv-sittliche Bestimmungen zergliedert, so ist ja, geschweige daß ein Einzelner dies Allgemeine in seine Persönlichkeit ziehen könnte, dies reiche Leben nicht einmal für einen Gott, wenn er Mensch würde, gemacht. Konsequenter Weise hat sich Strauß auch geweigert, einen allgemeinen Menschen, eine inkarnirte Menschheit d. h. Christum anzuerkennen. Und in der That, wenn man nach diesem sittlichen Maaßstabe mißt, ist er nicht Idealmensch, weil er innerhalb einer bestimmten Familie

Digitized by Google

erwachsen, Jude, Galiläer, bestimmter Charakter (wohin man doch z. B. daß er Berge liebte, proverbial sich ausdrückte, rechnen muß), nur Religionsstifter, nicht Dichter, Feldherr, Philosoph war. Die Person bringt es auf diesem Wege in der That nicht zum Allgemeinen. Wenn wir aber als die wahre, die absolute sittliche Substanz das Leben des heiligen Geistes, subjektiv die Gnade bezeichneten, welche die Substanz der allgemeinen Nationalitat, des Reiches Gottes ist, und doch der Persönlichkeit, die sie zum tiefsten Bewußtseyn ihrer selbst, zu ihrem vollem Recht kommen läßt, ihr volles eines ganzes Leben gönnt, wie wir uns oben ausdrückten, Persönlichkeiten tragen und Persönlichkeiten erfüllen kann, so ist die Möglichkeit eines allgemeinen Menschen, eines neuen Adam, eines Mesias a priori gegeben, so hat jeder, der durch des wirklicheu Leben wiedergeboren ist, das Allgemeine nicht als ein jenseitiges blaues Ideal, sondern als Seyn und Leben, als Geist und Kraft wirklich in sich. Nur der Christ bringt es zur Menschheit, zum Allgemeinen. Dies ist es auch, was wenigstens im Resultate gleich, Göschel in seiner Schrift gegen Strauß geltend gemacht hat. Diese Hegel-Strauß'sche Sittlichkeit ist auf deutschem Grund und Boden, wie schon Bachmann hervorgehoben, die im Endlichen sich breit nistende Philisterei. Und wenn sie, um auf unser Beispiel zurückzukommen, an Göthe sich adorirend anschließt, so läßt Göthe sonnenklar in seinem Mephistopheles sagen, daß auf diesem Wege, und wenn er Millionen Locken sich aufthürmte, nach des Nordens Dauerbarkeit und des Italieners feurig Blut zugleich trachtete, der Mensch es nie zum Mikrokosmos brächte, und er selbst war von dieser Vergötterung seines endlichen Menschen so entfernt, daß er nur ob seines unendlichen Strebens nach dem Unendlichen Erlösung hoffte. Unsere Volksnatur hat so entschieden in der rein sittlichen Totalität der Person, dem Gemüthe, ihre Kraft, in dem unendlichen Streben über alles Endliche hinaus ihr Wesen, daß sie selbst als Naturgeist für diese Sittlichkeit zu innerlich, zu tief, zu groß ist.

Dies zur Rechtfertigung des christlichen Glaubens und Lebens gegenüber diesem neu Hegel'schen Standpunkte. Wir gehen zur Beurtheilung des ersten Theiles über, den Strauß Apologetik nennt, gewöhnlich Bibliologie genannt. Das Resultat ist S. 353. klar ausgesprochen. Die Offenbarung, mit ihrer äußeren Beglaubigung, Wunder und Weissagung, in ihrem Ueberlieferungsmedium, dem Worte Gottes ist aufgelöst; „in der Offenbarung erkennt der Mensch die eigenen Gesetze — wo nicht durchaus seiner Vernunft, doch seines Gefühles und seiner Einbildungskraft wieder, er reicht dem doppel-

gängerischen Bilde die Hand und es verschwindet, indem es in ihn (d. h. den Wissenden, für den nur dieser Proceß ist) zurückgeht."

An diesen letzten Ausdruck könnte sich leicht der Mißverstand anreihen, als habe Strauß aus einer klaren Wesensbestimmung des christlichen Geistes die Offenbarung als die nothwendige objektive Erscheinungsform desselben, aus ihrer geschichtlichen Entwickelung in allen Momenten die Nothwendigkeit der gegenwärtigen Auflösung nachgewiesen. Es ist in keinem von beiden Fällen von einer geschichtlichen Konstruktion die Rede. Wenn die Göttlichkeit Christi, Wunder und Weissagung, Geist und Wort als objektive Fakta aufgelöst sind, so ist ja der geglaubte Offenbarungsgeist sammt seiner Welt eine rein innerliche, rein subjektive Vorstellungs- und Gefühlswelt. Allein dies zugegeben, die obere Welt, den christlichen Himmel wie den griechischen Olympos behandelt, ein bloß psychologisches Phänomen, so weise doch nur Strauß das sittliche Motiv, den geschichtlichen Hebel, die psychologische Nothwendigkeit auf, welche diese Geisteswelt gebildet hat, und zwar nicht mit logischen Gemeinplätzen, die in mehr als einem Sinne gemein sind, wie etwa dem S. 76. „Das Geistige wirft sich auf die Seite der Objektivität heraus, wo es einen festen, dem Anstürmen der Subjektivität unerschütterlichen Boden gewinnt." Wie sich an ein solches Nebelgespenst von Geist die edelsten Geister so vieler Völker und Zeiten in tiefer Ehrfurcht gläubig haben anschließen können, ist ein eben so großes Mysterium in der Strauß'schen Theologie als das, welches sie auslichten will. Was ferner die geschichtliche Entwickelung anbelangt, so ist schon im ersten Artikel hervorgehoben worden, wie von einer dem Principe der Hegel'schen Schule gemäßen Auseinandersetzung mit dem allgemeinen Verlaufe der Geschichte gar nicht die Rede ist. Allein dessen ungeachtet leuchtet klar die Absicht Strauß's hindurch, soviel nur irgend möglich, in die negative Wagschale seiner Kritik testimonia veritatis aus der Geschichte zu werfen. Im Ganzen und Großen, so sieht Strauß wohl, läßt sich nicht viel thun. So hat er denn versucht, was sich im Kleinen herauskalkuliren läßt, um die Kolumne der Passiva etwas zu füllen. Wer die vornehme Miene kennt, mit der die Hegel'sche Schule alle Erscheinungen, die nicht ganz auf der welthistorischen Heerstraße sich halten, behandelt, der muß sich über die außerordentliche Herablassung wundern, mit der Strauß sich mit Persönlichkeiten wie Celsus, den Verfassern der Elementinischen Homilien, Episcopius, Socinianer, Tindal, Edelmann, Röhr, Frauenstädt u. s. w. befreundet hat; es ist ein etwas jüdischer Handel, daher nicht zu verwundern, daß

Digitized by Google

Juden und Judengenossen, insonderheit der schwindsüchtige Spinoza so schwerpfündig angeschlagen werden. Indeß, wird man sagen, wenn es auch mit der Geschichte nicht so recht gehen sollte, so könnte der Fall ja eintreten, den Strauß selbst weissagt, daß an dem Tage, wo er und Konsorten das Wort führen, alle Processe verloren gehen. Strauß kann auf die Gegenwart, auf das gebildete Bewußtseyn des Zeitalters sich steifen und — der Lebende, sagt Schiller, der Lebende hat Recht. Was nun den letzten Umstand anbelangt, so ist man mit den Höhen der Zeit etwas vorsichtiger geworden. Wenn man z. B. den geharnischten Schluß der Vorrede de Wette's liest zu seinem Matthäuskommentare, wo mit verbissenem Aerger ob der Reaktion der Gläubigen auf die Weltbildung provocirt wird: „Der Weg der Weltbildung liegt höher, ist zwar nur Wenigen klar, wird aber gefunden werden und trotz aller Verkehrungen sich Bahn machen" — so sollte man glauben, de Wette habe die Höhen der Zeit gepachtet, wenn man nicht wüßte, daß „der ahnungsvolle schöpferisch begeisterte heilige Sinn," der da bleiben soll, dasselbe Ding, Fries'sche Philosophie geheißen, ist, das schon Schelling das „Schnappen philosophischer Pinsel nach dem Absoluten" genannt, das, wenigstens nach Michelet, nur zwischen Kant und Fichte zu figuriren das Recht gehabt hat: — Strauß weiß ja selbst, wie man von Fries innerhalb der Schule spricht. Und die Schule selbst? Ich denke, der aus ihr selbst hervorgebrochenen Opposition wird die Hegel'sche Philosophie Wirklichkeit zuerkennen, und wie sich von selbst versteht, auch Vernunft, und so würde denn „die ewige Wahrheit in Form der Kategorien" etwa auf zehn Jahre zu veranschlagen seyn. Es ist ein seltsam trügerisch Element, die Zeit. Christus hat wohl von Zeichen der Zeit gesprochen, aber nicht von Zeithöhen, sondern von — Felsenhöhen. Die negative Dialektik eines Mannes wie Strauß ist indeß wichtig genug. Er kann sich auf die kirchliche Wissenschaft verlassen: sie achtet auf die Zeichen der Zeit, sie hört Altes und Neues. Sie hört auch ihn. Allein sie ist mit ihm in einer wirklich schwierigen Stellung. Widerlegen kann man doch nur einen, der spricht. Allein Strauß hat in seinem Auflösungskampf die Taktik der neueren Feldherrn gewählt, fremde Truppen zu organisiren, in geschickte Stellungen zu bringen, selbst aber hinter der Fronte zu bleiben. Wir werden sogleich an einem Beispiel das Verfahren näher darlegen. Er spricht fast nur in Anderen. Zum Schlusse folgt höchstens in rein versichernder Form eine allgemein gehaltene Beistimmung. Soll nun der Apologet mit jedem dieser Gladiatoren einzeln anbinden? Auf diesem Wege kann sich Strauß eben so unwiderleglich machen, als er sich unzugänglich machen kann, wenn er verlangt, daß man nach Stuttgart über den Nordpol reisen soll. Und wenn wirklich der Vertheidiger das Unmögliche thun wollte, soll er sich abarbeiten mit solchem Gesindel wie Edelmann, um zuletzt von Strauß zu hören: „Lieber Freund, du hast leeres Stroh gedroschen, wer kann denn von mir verlangen, daß ich jeden historischen Vormann, jeden testis veritatis vertreten soll?" Das ist ja genau so, wie wenn Luther, als er gegen das Papstthum schrieb, Alles hätte zusammen raffen wollen, was sich je gegen Rom geregt hatte, Türken und Griechen, Albigenser und Manichäer, Arnold von Brescia und Huß, den Vater des Wortes de tribus impostoribus und die Humanisten — und verlangen, daß man erst diese widerlegen möge. Und der Mann hatte noch andere Instanzen, als — der ihm verwandte Genius, der von dem würdigen Vischer in der Regel mit dem Vater des Protestantismus zusammengestellt wird. Wenn es nicht um das Papier Schade wäre, müßte man einen Anti-Strauß drucken lassen, worin die Entgegnungen der Apologeten, die Strauß gar nicht zu kennen scheint, als da sind Grotius, Baco, Newton, Lardner, Leibnitz, Haller u. A. der Reihe nach abgedruckt wären mit einer gehörigen peroratio. Was soll denn auf diesem Wege herauskommen?

Ich will einer solchen Auflösung Schritt vor Schritt nachgehen, der Auflösung des Wunderbegriffs, die um des Leben Jesu willen noch Interesse hat. Zuerst werden ein paar Stellen aus Origines und Luther beigebracht, des Inhaltes, daß Wunder nicht die größte Beweiskraft haben. Bekanntlich hat Christus selbst keinen absoluten Werth auf sie gelegt; Niemand in der Kirche mehr, denn Strauß eigne Bundesgenossen, die Socinianer. In diesem Punkte sind sie also nicht weiter zu verwenden. Desto besser ist hier Spinoza zu benutzen, dessen Raisonnement zehn Seiten füllt. Sollen wir nun auf den eingehen? Aber der Wunderbegriff desselben hängt ja ganz genau mit dessen Weltansicht zusammen, deren eigenthümliches Princip, die Substanz, überwunden zu haben, für Hegels größtes Verdienst gilt. Dießmal hilft er uns indeß nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 28. Oktober. **Nr. 67.** 1841.

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wir haben S. 244. einen definitiven Ausspruch von Strauß, worin er erklärt, Spinoza's Kritik habe den Wunderbegriff zum Abschluß gebracht. Wir treffen also in Spinoza Strauß selbst. Ich will nun Spinoza's Gründe möglichst in Strauß's eignen Worten beibringen. 1) „Gott und Natur sind eins. Die Gesetze der Natur sind der Wille Gottes. Behaupten, Gott thue etwas gegen die Gesetze der Natur, heißt also behaupten, Gott handle gegen sein eignes Wesen." Sind bekanntlich Sätze aus Spinoza's von Hegel, Strauß's eignem Meister, widerlegter Philosophie. Nach Hegel ist Gott und Natur keinesweges eins, die Natur mag nun der besonderte, oder entäußerte, ins Anderssein gesetzte, u. s. w. Geist heißen: jedenfalls ist sie eine zwar aus dem göttlichen Wesen mit Nothwendigkeit hervorgehende, aber unvollkommenste Erscheinungsform desselben, die sich dem Begriffe in vielen absolut nicht zu begreifenden Gestaltungen entzieht. Will Strauß Hegel und Spinoza zu einem Philosophenungeheuer verschmelzen, das oben Weib unten Fisch, oben Subjekt unten Substanz ist, so erlaube er uns das Horaz'sche vix tum admissi risam teneatis amici — wenigstens so lange die wissenschaftliche Construktion noch nicht vorliegt. 2) „Das Wunder geschieht innerhalb der Natur. Alles in der Natur geschieht nach Gesetzen. Geschieht etwas gegen die Gesetze der Natur, so ist deren sonstige allgemeine Gültigkeit und Wirksamkeit in Betreff des Wunders unterbrochen; die Unterbrechung einer unverbrüchlichen Ordnung aber ist ein Widerspruch gegen dieselbe. Da somit in der Natur nichts geschieht, was nicht aus ihren Gesetzen folge, so ist der Ausdruck Wunder nur auf die Meinungen der Menschen zu beziehen, ist eine Erscheinung, deren natürliche Ursache wir nicht durch das Beispiel einer andern erläutern können. Allein daraus folgt noch gar nicht, daß die Erscheinung unmittelbar von Gott gewirkt sein müsse. Wer das natürliche Verursachtsein einer Erscheinung mit Grund läugnen wollte, müßte den Umfang der Naturkräfte kennen, weil ja möglicher Weise eine ihm unbekannte Naturkraft die Ursache sein kann. Daraus folgt, daß ein Wunder, wenn es auch objektiv möglich wäre, für uns niemals mit Sicherheit als solches erkennbar ist, da kein Mensch sich eine so umfassende Naturkenntniß anmaßen kann." — Folglich auch Spinoza selbst nicht. Sein Satz: Alles was geschieht, geschieht nach Naturgesetzen, — ist somit nicht aus der Erfahrung bewiesen, weil er eben für so viele Fakta der Natur das Gesetz nicht weiß, sondern ist eine aprioristische Satzung, die er an die Erfahrung hinangelegt. Das Gesetz, nach dem sich Meteorsteine bilden, weiß man nicht. Allein da ihre Erscheinung keines der uns bekannten Naturgesetze aufhebt, so glaubt man vor der Hand an die Möglichkeit, es noch finden zu können, folglich noch an kein Wunder. So weit geht jeder vernünftige Mensch mit Spinoza. Allein, wie ist es denn, wenn die Erscheinung nur ist als faktische Aufhebung eines allgemein bekannten Naturgesetzes? Wenn Spinoza einen Menschen sieht, der nach seinem faktisch eingetretenem Tode wieder umherwandelt als Lebendiger, so wird sein neuester Vertreter zugeben, daß in diesem Falle nur noch ein Narr von uns unbekannten Gesetzen reden könne, weil, wie gesagt, dies Faktum nur ist als faktische Aufhebung des Gesetzes: der Mensch stirbt nur einmal. Oder glauben beide an Universaltinkturen, die für den Tod gut sind? Nun

Digitized by Google

höre ich beide freilich unisono schreien: „Das ist auch nie geschehen." Ist bezeugt als in Christo geschehen mit den stärksten geschichtlichen Gründen. „Aber es ist gegen alle Erfahrung." D. h. gegen eure, die nichts beweist; die Apostel haben es erfahren. „Aber es ist gegen die Gesetze der Natur." Wenigstens gegen eins; das soll es aber auch sein. „Aber die Natur handelt nie gegen ihre Gesetze." Daher wohl auch das Faktum nicht von der Natur ausgegangen sein wird, sondern von der Macht über der Natur, d. h. von Gott. „Aber die Natur ist ja das Wesen Gottes, Gott kann doch nicht sein Wesen willkührlich ändern?" Wer nennt denn die Natur Gottes Wesen? „Spinoza und Strauß." Das wenigstens ist kein Wunder. 3) „Es ist nicht einzusehen, was aus dem Wunder für ein Zuwachs für unsere Erkenntniß gewonnen werden könne (sind auch nie für physikalische Experimente ausgegeben worden). Was wir klar und deutlich einsehen sollen, muß entweder durch sich selbst oder durch ein Anderes, das wir klar und deutlich erkennen, bekannt werden. Das Wunder ist eine Erscheinung, die wir nicht im mindesten klar und deutlich einsehen. Folglich kann uns das Wunder keine deutlichere Vorstellung von irgend etwas Anderem z. B. dem Dasein Gottes u. dgl. geben. Vielmehr erkennen wir Gott und seinen Willen um so besser, je besser wir die Naturdinge erkennen." Der Schluß wäre richtig, wenn nicht major längst widerlegt, minor eine Begriffsverwirrung, conclusio eine Erschleichung und eine Abgeschmacktheit oben drein wäre, wie sogleich erhellen soll. Major beruht auf dem Grundirrthum der Philosophie von Cartesius bis auf Kant, daß Alles, was ich klar und deutlich einsehe, wahr sei. Minor (daß das Wunder eine unklare Erscheinung sei) verwirrt die Begriffe, weil das Wunder der Erscheinung nach so deutlich ist, daß man es, wie Thomas, greifen kann, dunkel nur nach seinem Grunde ist, und auch bloß dann, wenn man es so definirt wie Spinoza. Conclusio muß erst beweisen, daß das Gottesbewußtseyn und zwar wie es im Volke ist, auf Verstandessätzen und Naturanschauungen beruhe. Abgeschmackt — doch davon sub. 4) „Nicht ein einzelnes Werk, wie das Wunder, sondern die ganze Natur ist es, welche durch die Unendlichkeit und Unveränderlichkeit ihrer Gesetze uns die Eigenschaften Gottes zur Anschauung bringt. Das Dasein Gottes wird aus allgemeinen Begriffen erschlossen. Diese Begriffe sind nur der Widerschein der objektiven Naturgesetze. Mithin würde jene allgemeinen Begriffe durch einen Widerspruch gegen die Naturgesetze erschüttert werden, mit ihnen unser Bewußtseyn vom Daseyn Gottes. Nicht die Unterbrechung sondern die Ordnung der Natur beweist Gott. So kann denn nur der Pöbel glauben, daß das Da-

seyn Gottes dadurch bewiesen werden könne." Gegen wen ereifern sich denn Spinoza und sein Sachwalter? Der Pöbel, der sich das Dasein Gottes hat aus Wundern beweisen lassen, existirt ja rein in beider Gehirn. Sie sollen uns doch auch nur ein einziges Wunder nennen in der Bibel, zunächst im N. T., welches das Dasein Gottes beweisen soll, und nicht vielmehr die Macht und Gegenwart des als daseiend fest geglaubten Gottes in Sachen seines Reiches? Wenn sie dies gethan haben werden, wollen wir uns die Bitte erlauben, uns mit einem Gotte, dessen Glaube auf allgemeinen und noch dazu den Naturgesetzen entsprechenden Begriffen beruht, verschonen zu wollen. Das ist die Kritik Spinoza's, von der Strauß versichert, durch sie sei die philosophische Kritik des Wunderbegriffs vollendet worden. Den exegetischen Theil derselben, der die Anfänge der natürlichen Wundererklärung enthält, lassen wir beiseits liegen, da wir uns in diesem Punkte an Strauß eigene Thaten halten können. Zunächst müsse indeß die philosophische durch die historische Kritik ergänzt werden. Die Grundzüge habe am besten Hume entfaltet. Weiß denn Strauß keine gesunderen, gründlicheren, unbefangeneren Instanzen? Warum nicht Niebuhr, der doch für den gewaltigsten Kritiker der Geschichte gilt? Wahrscheinlich weil der an die Wunder glaubte und daher, wie sich von selbst versteht, nicht voraussetzungslos war. Das ist ja, wie wenn ein Profanhistoriker die Tellsage gründlich behandeln wollte und begänne: Die Kritik des Mythus ist neuerdings vollendet worden durch — David Strauß. So wären wir fertig. Hume sagt nun etwa so: „Man darf sich auf die Aussage der Zeugen nicht immer verlassen. Ich würde diese Geschichte nicht glauben, und wenn sie mir Cato erzählte — war ein römisches Sprichwort. Wenn mir also Cato erzählte, Fabius wäre unvorsichtig gewesen, so würde ich nicht gerade sagen, daß Cato gelogen habe, aber doch, daß er vielleicht die Sache nicht richtig aufgefaßt." So eine rechte Poloniusseele, die ihren Kopf für ein Rathhaus hält. „Nun vollends ein Wunder z. B. daß aus einem Kruge, in dem Wasser war, Wein geschöpft wird. Das ist nie vorgekommen, ist gegen die Gesetze der Natur." Soll auch nicht alle Tage vorkommen. Allein mit welcher Stirne sagt ein Hume, der bekanntlich philosophisch behauptet hat, von nichts dürfe man mit objektiver Gewißheit Allgemeinheit und Nothwendigkeit, somit Gesetzlichkeit aussagen, — mit welcher Stirne spricht er von Gesetzen und allgemeinen ausnahmslosen Erfahrungen? „Ein solches Faktum müßte durch ein Zeugniß bezeugt werden, das selbst eine Art Wunder wäre (und das folglich nur ein Narr verlangen kann). Die Zeugnisse, welche wir für die

Digitized by Google

angeblichen Wunder haben, sind weit entfernt von solcher Zuverlässigkeit. Man kann sich leicht Gründe denken, die absichtliche oder Selbsttäuschung erklärlich machen. Es kommen ja der Beispiele von erdichteten Wundern und Prophezeiungen zu viele vor: Wenn die Wunder der einen Religion wahr sind, können es nicht die einer andern sein: Beide heben sich gegenseitig auf (das nennt man einen Schluß!). Kurz, kein menschliches Zeugniß bringt es zur Wahrscheinlichkeit, geschweige denn zur historischen Gewißheit." Wozu nun dies ungewaschne, abstrakte, lahme Gerede? Weit entfernt, daß wir alle Teufel, die aus Strauß Vaterland kommen, glauben, kann ich ihn versichern, daß ich nicht einmal einem Manne, dessen sonstige Urtheilsfähigkeit ich nicht bezweifeln würde, gerade zu auf sein Wort glauben würde, wenn er mir sagte, die wissenschaftliche Instanz, aus der heraus Strauß gegen die faktischen Wunder zu Felde ziehe, sei enorm schwach, — wenn ich nicht Schwarz auf Weiß jetzt vor mir hätte. Daß Christus gestorben ist, bezeugen die Synoptiker, bezeugt ein Augenzeuge, Johannes; nicht als Glaubenssache, sondern als Faktum, mit der Versicherung, sein Zeugniß sei wahr. Wenn Strauß auf dem Policeicomtoir säße und hätte einen Delinquenten vor sich, könnte er meinetwegen sagen, sein Selbstzeugniß gelte nichts: aber es ist der Apostel Johannes. Derselbe als Augenzeuge versichert, den auferstandenen Herrn gesehn zu haben, als Faktum; die Synoptiker versichern es einstimmig; Petrus bezeugt es in der Apostelgeschichte und in seinem Briefe; Paulus referirt dies Faktum als ein solches, das fünfhundert Brüder, die noch großentheils lebten, bezeugen könnten. Giebt es bessere Zeugen, als die Lichter der Welt, das Salz der Wahrheit, die Träger des Geistes ohne Maaßen? Und wenn Strauß seine Forderung bis zum Wahnsinn steigerte, wie oben Hume, daß nämlich ein solches Zeugniß selbst eine Art Wunder sein müßte (wie Herbert von Cherbury Gott bat, er möge ihm doch durch ein Wunder die Wahrheit seines Buches, in welchem er die Wunder bezweifelte, bestätigen), so können wir ihm wenigstens sagen, daß derselbe Mann, der dieß bezeugt, der Apostel Paulus mit dürren klaren Worten von sich sagt, er könne Wunder thun. (Röm. 15, 19. 2. Cor. 12, 12. cf. Hebr. 2, 4.) Strauß ist noch nicht bis zu dem Letzten fortgeschritten, die Authentie der wichtigsten Paulinischen Briefe zu leugnen. Aber Johannes müsse unächt sein. Wird bewiesen womit? „Schwerlich wird ein Werk noch lange auf sich warten lassen, welches von stichhaltigeren Voraussetzungen aus als die Probabilien und mit Benutzung der seitherigen Aufhellungen der ältesten Kirchengeschichte (wohl Baur's Thaten?) dem fraglichen Evangelium seine Stelle anweisen wird." Auf diesen Beweis hin spricht

Strauß noch auf derselben Seite von einem „Alexandriner, der den Namen des Apostels Johannes erborgte." Tapferer Strauß! „Die Löwen" schreibt er S. 3. von sich und Consorten, „Die Löwen wiesen ihre Klauen und Zähne" — schlagen aber umsonst aus gegen die eisernen Stäbe der Geschichte. Und wenn Johannes fällt, dann steht doch sein Brief noch, steht Petrus, steht Paulus, steht Lucas, stehen die apostolischen Väter. Und wenn die alle nicht wären, wage doch Strauß zu erklären, Tertullian z. B. habe gelogen, wenn er an den römischen Statthalter schreibt er könne sich jeden Augenblick überzeugen, wie die Christen im Namen Jesu Christi Teufel austreiben könnten? (Apologet. c. 23.) Es müssen die bekannten Stellen bei (mehrere bei Neander) Justin, Origenes, Irenäus, Eusebius getilgt werden. In solchen Fällen, wenn die Geschichte ihm etwas zusetzt, pflegt sich Strauß wieder ins Allgemeine zu werfen. Die fides humana, Authentie u. s. w., wäre doch ein sehr schwankender Boden (S. 196). Fakten bewiesen nichts für ewige Wahrheiten (S. 166). Und — um auf die Wunder zurückzukommen — die neuesten Erklärungsversuche, Auffassungsweisen des Wunders seien alle falsch. „Mit euch," sagt Hiob zu seinen Freunden, „mit euch stirbt die Weisheit aus." Und wenn nun alle Hypothesen nichts taugen, dann ist was unwahr? Die Hypothesen oder das Faktum? Wenn Strauß nachweist, es sei wahnsinnig anzunehmen, daß sich die Meteorsteine in der Luft bilden könnten, daß sie von der Erde aufstiegen, wäre gegen das Gesetz der Schwere, vom Monde könnten sie gar nicht sein: dann ist offenbar erwiesen, daß es keine giebt!

Strauß ist indeß ein vorsichtiger Mann. Für den Nothfall nämlich, daß nun doch die Wunder faktisch wären, sagt er, — nein, läßt er sagen einen tüchtigen Mann, Lessing, daß von historisch unzweifelhaften Fakten auf metaphysische und moralische Wahrheiten zu schließen, eine μετάβασις wäre. Richtig. Aber nicht wahr, guter Lessing, wenn Dein angeblicher Nachfolger aus dem, was er sich denken kann und nicht denken kann, auf die Erfahrung und Wirklichkeit schließt, das ist auch eine μετάβασις? „Aus einer historischen Wahrheit (Lessings Worte), gegen deren Glaubwürdigkeit ich nichts einzuwenden habe, in eine ganz andere Klasse von Wahrheiten hinüber springen und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; wenn das nicht eine μετάβασις ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles darunter verstanden hat." Ist im Allgemeinen richtig, wenn nämlich die Fakten rein äußerlich, die Wahrheiten rein innerlich sind. Allein wer hat denn von Dir verlangt daß Du an Jesum Christum glauben sollst, weil er in Galiläa zur Zeit Augusts lebte, lehrte, litt und starb

Digitized by Google

unter Pontius — also meinetwegen auf das Zeugniß des Josephus hin? „Der Apostel sagt ja, das unser Glaube eitel sei, wenn Christus nicht auferstanden; die Auferstehung ist ein Faktum." Hier hat nun, soweit ich weiß, nicht Du, sondern Dein angeblicher Nachfolger den Schluß gemacht (S. 37 u. a. O.) und sogar in dem Freihafenaufsatz den emancipirten mulierculis verkündet, das Christenthum basire alle Wahrheit nur auf das Faktum der Auferstehung. Nach welcher Logik ist denn nicht ohne = nur? Wenn ich sage, ein Menschenleben ist unmöglich ohne das Faktum der Geburt, dann ist wohl die Geburt des Lebens einziger Grund? Allein, guter Lessing, wenn Du das Faktum der Auferstehung, zunächst nur als rein äußerliches betrachtet, als Faktum anerkennen willst, so wird es Dir doch nichts helfen, Du wirst Deine metaphysische Ueberzeugung ändern müssen, nämlich Deine Ueberzeugung von der Unverbrüchlichkeit des Naturgesetzes. Wenn Du aber dem auferstandenen Manne zugiebst, sich deßhalb für den Sohn Gottes halten zu können, so (um nicht zu viel von Dir zu verlangen) giebst Du doch wenigstens das zu, daß seine Persönlichkeit, sein Geist, er heiße nun zunächst wie er wolle, in diesem Faktum sich geoffenbaret, das Faktum also nicht darin, daß es geschehen, historisch ist, sondern in dem Geiste, dem Leben, aus dem es hervorgegangen, seine Bedeutung habe, natürlich nicht ohne eben hervorgegangen, historisch geworden zu sein. Wenn aber nun, wie der Apostel dabei sagt, dieser Mann, diese Persönlichkeit, der Erstling ist von Allen, die da schlafen, wenn das Agens, das in diesem Faktum mächtiger scheint, der Geist Gottes ist (Röm. 8, 11), Jeder aber, welcher die Wirkung, das Faktum anerkennt, wie sich von selbst versteht, auch die nothwendige Ursache, das Leben, aus dem es hervorgegangen, anerkennt, so mußt Du die Facticität des Geistes Gottes in ihm zugeben, was zunächst einen von Gott gesandten Propheten geben würde, die Erstlings- die absolute Facticität des Geistes, was den Messias macht, — genug um die Thatsache seiner Persönlichkeit zur Thatsache aller Thatsachen, seinen Geist zum Geiste aller Geister zu machen, in dem, weil er Gottes Geist, alle Geister ihre Wahrheit finden müssen. Denn wenn in Gott alle Wahrheit, so kann es ja keine höhere Wahrheit geben, als der Geist in dem sich Gott hat und weiß — oder, um einen andern Zeugen sprechen zu lassen: „Niemand weiß, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes; uns aber (die wir den Geist aus Gott empfangen haben) hat es Gott geoffenbaret, durch seinen Geist; denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit" (1. Cor. II, 10, 11, 12). Es hilft Dir also nichts, guter Lessing, wenn Du die Auferstehung als Faktum anerkennst, mußt Du Deine metaphysische Ueberzeugung ändern. Wenn ich mir aber die Möglichkeit, wie Du Geist und Faktum in ein so schneidendes Dilemma zerlegen konntest, aus Deiner Zeit, Deiner Bildung, Deinem scharfen Geiste ganz gut denken kann, so muß man sich freilich wundern, wenn der Jünger einer Philosophie, deren erster Anfang die verwegenste Metabasis ist, die es giebt — der Schluß vom Gedanken aufs — Sein einer Philosophie, die keine andern metaphysischen Wahrheiten kennt, als die in der Geschichte Faktum gewordenen, ja welche die geschichtlichen Fakta nicht bloß mit angeblich nothwendigen ewigen Gedanken verfestigt, sondern sogar aus dem Gedanken heraus die Geschichte fordert, die folglich auch vice versa nach dem, was sich als geschichtliche Wirklichkeit ausweist, den metaphysischen Gedanken conformiren muß, wenn anders ihre Sache Stich halten soll — wenn, sage ich, Jünger dieser Schule von Metabasen reden wollen —

Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!

Allein Strauß ist nun einmal der Meinung, was gegen die Kirche je gesprochen worden sei, müsse für ihn sein. Und es soll mich nicht wundern, wenn er auch noch den gründlichsten Opponenten gegen das Christenthum, dem Christus eine so gründliche Wirklichkeit, und wie sich von selbst versteht, Nothwendigkeit und Vernünftigkeit zuerkennt, daß er ihn den Fürsten dieser Welt nennt, als testis veritatis anführt. — „Allein auf ein historisches Faktum alle Wahrheit basiren, heißt doch an den Faden einer Spinne die ganze Ewigkeit hängen wollen." Die Ewigkeit, die absolute Wahrheit, die hast Du aus dem Glauben durch das Wort im Geiste, welcher sich selbst Zeugniß giebt, im Leben der Kirche seine Wirklichkeit hat, weil er aber nicht aus dem Staube Deines natürlichen Menschen, dessen, was Du aus eigner Vernunft und Kraft lebst, geschlagen ist, sondern gegeben ist, Gabe und Gnade ist durch das Wort vom Vater des Wortes, so weist ja der Geist so sicher auf den, der das Wort zuerst gesprochen, zurück, wie die Traube, die ich im Herbste sehe, von einer Frühlingssonne zeugt, mein Geist giebt seinem Geiste Zeugniß, und wenn zwei tausend Jahre zwischen mir und dem Erstlinge liegen, so geht der historische Rückweg von mir zu ihm nicht an dem Faden einer Spinne, sondern durch eine Welt des Geistes, der sein und mein ist, durch seine Kirche.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 1. November. **Nr. 68.** 1841.

Die neuere dogmengeschichtliche Litteratur.

(Erster Artikel.)

Einleitung in die Dogmengeschichte von Theodor Kliefoth. Parchim 1839. Pr. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ὁ πόλεμος πατὴρ πάντων, eine Wahrheit, die sich auch an der Dogmengeschichte als einer selbstständigen Disciplin auf vielfache Weise bestätigt hat. Der erste Anbau, sich vorläufig auf einzelne Dogmen beschränkend, steht im genauesten Kausalnexus zu den Streitigkeiten über die Trinität, das Abendmahl u. s. w., welche das Zeitalter der Reformation und die nächstfolgende Periode bewegten. Eben so wenig ist bei dem, was in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, der eigentlichen Wiege unserer Wissenschaft, geschehen ist, ein bestimmtes polemisches Interesse zu verkennen, nur in ganz anderer Beziehung als damals. Die Worte Semler's, daß durch solche Studien „angehenden Gottesgelehrten oder studiosis theologiae der Gesichtskreis erweitert und das Entstehen, die Beschaffenheit und die wahre Bestimmung der dogmatischen Theologie gezeigt werden solle" werfen auf die veränderten Verhältnisse das hellste Licht. Als nun wirklich hernach die Periode der sogenannten Aufklärung eintrat, bekam die Dogmengeschichte in dem Kampfe gegen die Kirchenlehre immer eine offensivere Stellung und Geltung, freilich in einer Art und Weise, daß man sich wundern muß, wie es nicht ganz an Bearbeitern und Liebhabern fehlen konnte. Galten doch die alten Kirchenlehrer meist als „finstere und vermauerte Köpfe," war doch fast keiner von einer bedenklichen Verschrobenheit und dogmatischen Ueberschnappung frei — kurz, die Geschichte der Dogmen galt Vielen für ziemlich gleichbedeutend mit einer Geschichte menschlicher Narrheit und hatte man sie durchgemacht, so faltete man mit einer gewissen Andacht die Hände zusammen und war innigst zufrieden in so aufgeklärten Zeiten und nicht mit einem Augustinus — dessen Cerebralsystem von der afrikanischen Sonne etwas angegangen seyn mochte — Gregorius oder Thomas von Aquin zusammen aushalten zu müssen. Wie begreiflich mußten solche, jetzt nur noch sporadisch auftretenden Ideen *) für unsere Tage einer weit reiferen und geschmackvolleren Ansicht Platz machen; ja, man kann behaupten, daß die Dogmengeschichte jetzt zu den Lieblingskindern theologischer Forschung gehöre und sich deßhalb auch mit überraschender Schnelligkeit zu Großem und Herrlichem forterentwickelt habe. Vielleicht ist es eben nun diese Bedeutsamkeit was sie auf einmal wieder auf den Gipfel der Polemik gehoben und ihr in dem großen Prozesse „Strauß und Feuerbach contra Christenthum" eine so wichtige Stelle angewiesen hat. Wir haben den Kanon aufstellen hören, „die Geschichte des Dogma ist seine Kritik" und in einem ungeheuern Auflösungsflammenofen, der fortdauernd mit dogmenhistorischen Scheiten geheizt wird, schon die Hälfte der christlichen Glaubenslehren zerschmelzen sehen; selbst von den Eigenschaften Gottes ist keine Spur mehr da. Wer hätte der Dogmengeschichte so

*) Wie z. B. in der Recension der Meier'schen Dogmengeschichte von Dr. Paulus (Theol. Literat. Blatt 1841. Nr. 37.): „Nur darin dissentirt Rec. von dem natürlich an unseren kursirenden Zeitmeinungen mehr noch theilnehmenden Verf., daß er in dem patristischen und scholastischen Raisonniren mehr Ideales oder wahre Ahnungen von übermenschlichen Wirklichkeiten und nicht bloß keck raisonnirende Phantaseeen findet. Ist es denn immer noch vergeblich, daß Sokrates und Christus nichts Mysteriöses vom göttlichen Wesen und dessen Einwirken in das Nichtvollkommene, desto mehr Praktisches aber von dem vollkommen guten und heiligen und väterlichen Gott, als dem Ideale für den wollenden Menschen Matth. 5, 48. angedeutet haben?"

Digitized by Google

etwas zugetraut? Wie gerufen muß daher ein Werk erscheinen, was sich mit dem Wesen und der Natur dieser, wie es scheint, gefährlichen Disciplin im Besonderen beschäftigt, ihre Grundbegriffe entwickelt und feststellt — dies ist aber von Kliefoth geschehen, dessen Buch ein Beurtheiler gar nicht übel eine „Physiologie" der Dogmengeschichte genannt hat.

Vielleicht hätte auch so oder ähnlich der Verf. sein Werk betiteln sollen, um die Natur desselben gleich richtiger zu bezeichnen; wenigstens wäre man bei ihm nicht bei manchen anderen philosophischen Aushängeschilden an den Spruch unserer guten Alten erinnert: ambitiosus titulus, macilentus vitulus. Daß nicht an eine „Einleitung" im gewöhnlichen Sinne zu denken sei, wird im Eingange des Werkes selbst bemerkt und in der That ist nicht bloß die geforderte Kenntniß der Kirchen- und Dogmengeschichte, sondern noch manches Andere Noth um ein solcher Begleiter zu werden wie sie der Verf. sich wünscht. Er betrachtet es als die allgemeine Aufgabe unserer Zeit, massivem Empirismus gegenüber, der am Einzelnen haftet, die Geschichte zu begreifen und unternimmt es, diese Aufgabe in Bezug auf die Dogmengeschichte zu lösen, für die sich ja empirischer Stoff die Fülle zusammengehäuft hat. Die nahe liegende Gefahr des Konstruirens anstatt des Begreifens ist Hrn. Kliefoth nicht verborgen; ob er ihr überall und allenthalben so entgangen seyn mag als sein Bekenntniß vom Prokrustesbette Vorr. S. VII. es verspricht? Wo nicht, so werden viele geneigt seyn, dies als Folge eines zu engen Bündnisses mit den Formen der neueren Philosophie anzusehen, denn daß ein bestimmtes Verhältniß zu dieser stattfinde, würde dem Leser nicht entgehen („denn deine Sprache verräth dich"), wenn auch Kliefoth sich nicht ausdrücklich darüber erklärte. Er bekennt S. 7. für die geistige Auffassung der Geschichte und das Verständniß wissenschaftlicher Formen aus Hegel's Werken gelernt zu haben, während er mit den Resultaten der neueren Philosophie, namentlich den Ansichten derselben von Religion und Christenthum nicht einverstanden sei. Ref. gesteht ehrlich dabei einiges Bedenken zu hegen, ob sich gerade bei diesem Systeme Formen und Resultate so schneidend trennen lassen, und doch wird S. 11. über diese das harte aber gewiß nicht unrichtige Urtheil gefällt, was sich durch das spätere Erscheinen der Dogmatik von Strauß bestätigt hat, „folgerecht sinkt Alles, aller pretiosen und speciosen Formen ungeachtet, beim Lichte besehen zu gemein rationalistischem Sinne herab." Mögen indeß Philosophen vom Fach zusehen, wie sie Hrn. Kliefoth zur Hegel'schen Philosophie stellen müssen; einer von ihnen hat behauptet, unser Verf. sei weit mehr ein Kind desselben als er sich einbilde. Ref. möchte dagegen behaupten, Kliefoth sei es weit weniger als er sich einbilde und zwar darum, weil dies Begreifen der Geschichte, dies rationale antiempirische Verfahren, dies geistvolle Ordnen, Vertheilen und Komponiren gegebenen Materials etwas in unzähligen Fällen von der Hegel'schen Philosophie ganz Unabhängiges, ein allgemeiner Typus der letzten Decennien ist, der nur gerade in jener zu einer ganz besonders deutlichen und bedeutsamen Erscheinung gelangte.

Wir geben nun einen kurzen Ueberblick über die Konstruktion des Kliefoth'schen Werkes und knüpfen nur hie und da weiterere Bemerkungen an.

Der erste Abschnitt, Genesis und Begriff des Dogma S. 7—56., ist zwar an Umfang der geringste, an Wichtigkeit der bedeutendste des ganzen Werkes, sein eigentlicher Kern, um den sich alles Uebrige als Weiterbildung angesetzt hat. — Das Dogma ist (wie der Verf. mit Erdmann behauptet) etwas eigenthümlich Christliches, was Heidenthum, Judenthum und Islam nicht aufzuweisen hat: (eine interessante These, für die jedoch nähere Begründung und Entwickelung zu wünschen gewesen wäre). Was ist nun christlich? Nicht eine Menge einzelner Erscheinungen, sondern der christliche Geist und in sofern dieser von dem Individuum ergriffen und in ihm entwickelt wird, entsteht ein objektives, ein subjektives, ein geschichtliches Christenthum. Der christliche Geist ist nicht dem Menschen von Gott mitgegeben als ursprüngliche, natürliche Kraft, sondern von Natur ist der Mensch ohne diesen Geist. Es ist eine besondere That Gottes gewesen, diesen Geist in die Geschichte zu bringen. (Menschwerdung.) „Was daher immer, sei es That oder Gedanke, sich als christlich geltend machen will, ohne daß es sich auf den geschichtlichen Christus zurückführte, ist in eitler Prätension befangen." Zwischen der objektiven Weise, in welcher der christliche Geist gegeben ist und dem Selbstbewußtseyn des Subjektes muß eine Vermittelung eintreten, diese erfolgt durch die Predigt der Gläubigen von Christo in Wort und Leben. Der Einzelne eignet sich diesen Geist an durch hingebende Liebe, in dieser Funktion Glaube genannt. „Dadurch nun, daß der Geist Christi so in den menschlichen Subjekten sich entwickelt und durch ihre Handlungen und Gedanken sich selbst menschliche und geschichtliche Form giebt, erweiset sich dieser Proceß als eine Wiederholung desjenigen, durch welchen der Geist Gottes in Christo menschliche Gestalt annahm und der ganze Entwickelungsproceß der Kirche ist somit eine fortgehende Menschwerdung Gottes."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß u. s. w.

(Fortsetzung.)

Geist ist Geist, Reich ist Reich. Wie ich als treuer Bürger eines Menschenreiches, eines Volkes, kein andres Leben leben mag, denn das sittliche, historisch von meinen Vätern überkommene, an das ich lebend glaube, so wird und muß, wenn das Reich Gottes kommen soll, die Zeit noch kommen, wo nur der Geist Geist heißt, der von dem alten historischen Gotte, dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs, dem Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi ausgeht durch seine Kirche. Das ist der Fels, auf den der Herr trat, als er sprach: Ich bin gekommen zu erfüllen, kein Sinai aber des Sinai's Erfüllung, keine pharisäische aber eine prophetische — hoch und frei über den Winden und Fluthen der Zeit; das ist der Tabor, mit der lichten Wolke von Zeugen; der Fels, der den Pforten der Hölle trotzt. Er ist hoch genug, um die Zeichen der Zeit sehen zu können, aber auch um sie übersehn zu können. Du aber, edler Lessing nimm dies Zeugniß vom Geiste und von der Kraft, das Du einst fordertest. Und wenn ich für Deinen Geist kein andres Zeugniß hätte, als seinen Segen unter uns ja nur den Geist, der in den himmelklaren treuen Augen in ruhiger Hoheit sich wiegt: Du würdest nicht sitzen, wo die Spötter sitzen, Du warst so aufrichtig, es wird Dir gelungen sein, es wird auch Dein Erlöser leben.

Allein Glaube, Geist und ihr historischer Grund, die Offenbarung sind aufgelöst. Etwas nachrechnen müssen wir noch, da die Summe, welche oben drüber steht, doch oft zu viel angiebt. Das Verfahren ist, wie die Juristen sagen, oft etwas summarisch. So heißt ein Abschnitt Auflösung des Kanon, obgleich alle Propheten, die Evang. Marci, Lucä, (wie mit dem Johannes umgesprungen ist, haben wir gesehen) die Apostelgeschichte, alle Paulinische Briefe (die Pastoralbriefe ausgenommen), der Brief Petri, Johannis, Jakobi — stehen bleiben. Man kann sich des Lächelns nicht enthalten, wenn ein Jünger jener Schule, welche Profanscribenten z. B. Plato, mit einer Sicherheit zurechtlegt, die oft mehr als Arroganz ist (wie ich mich noch ganz gut des höhnischen Tones erinnere mit welchem ein Marbach einen Ritter behandelt hat, der über eine Reihe schwieriger Fragen bei Plato nicht entscheiden mag, in den Blättern für litt. Unterhaltung) — wenn ein Jünger dieser Schule bei der Interpretation des N. T. Schwierigkeit auf Schwierigkeit häuft, als ob noch nie ein Vers verstanden worden sei — was ebenso abgeschmackt ist, wie wenn ich aus den vielen Processen, die doch jedenfalls auf strittiger Rechtsinterpretation beruhen, den Schluß machen wollte, das preußische Landrecht sei ein Buch mit sieben Siegeln, nicht zu entziffern, daher für uns gar nicht vorhanden, total unbrauchbar. Ich nehme dagegen keinen Anstand zu bekennen, daß die Behandlung der Inspirationslehre mir in der Hauptsache sehr gelungen scheint: allein das Wahre ist nicht neu das Neue nicht wahr. Kein Mensch hält ja den alten Begriff mehr. Mit derselben fällt eine einseitige kirchliche Auffassung, nicht die Bibel, deren Wesen ja nach Strauß eigner Deduktion dagegen zeugt. Wenn Strauß gegen die spricht, die ohne allen Begriff von Unterschied der alt- und neutestamentlichen Oekonomie, ohne alle Vorstellung von Entwickelung, von Zeiten, Persönlichkeit, ohne alle Einsicht in das jus humanum, ohne Weiteres A. und N. T. vom Munde Gottes ausgehen lassen, so gebe ich ihm, mit der Bemerkung daß seine Ansicht vom A. T. ebenso geist- als bodenlos ist, Recht, gestützt auf den einen Grund, den Niemand anders legen kann, auf Jesum Christum. Das Zeugniß des heiligen Geistes beweist nicht einmal, wenn es als rein innerliches gefragt wird, sicher die apostolische Conception einer N. T. Schrift. Wenn — so mußten wir längst wissen, ob Paulus den Hebräerbrief geschrieben oder nicht. Ich kann das Faktum nicht leugnen, daß der s. g. Supernaturalismus den Beweis für die Schrift als Gottes Wort großentheils auf die fides humana stützt. Daß dies eine Abweichung von dem Glauben der Väter, daß dieser Boden kein Fels, versteht sich. Aeußere Zeugnisse für die absolute Wahrheit, die aller Menschen einzig Heil, sind a priori betrachtet, der Sache äußerlich, zufällig, die Argumentation: sie konnten — sie wollten, trüglich. Mit einem Worte, wer darauf allein bauet, hat auf Sand gebaut. Daß nun der ganze Supernaturalismus mit zeitalterlichen, verständigen, menschlichen Elementen durch und durch versetzt war, ist bekannt. Wie hätte sonst ein Mann wie Dr. Bretschneider je Supernaturalist sein können? Allein es wäre ein voreiliger, grober Mißgriff, anzunehmen, in diesen Leuten habe nichts weiter für die Wahrheit der Offenbarung gezeugt, als diese verständigen Gründe. Ich glaube, selbst der breite, lederne Michaelis spricht schlimmer, als er ist. Man muß bei diesen Lehrern Wissenschaft von Leben wohl scheiden. Ich will Strauß dies an einer Geschichte anschaulich machen. Ein Freund, der mich aus guten Gründen für nicht besonders gläubig hielt, hielt mich auf seinen Sterbelager zum Glauben an, indem er immer schloß: Johannes ist ja ächt. Mir selbst fiel dieses äußere Argument auf. Es war ein Mensch von großer Schärfe, Umfang, Gewandheit des Geistes, von einem Adel der Gesinnung, daß er, recht wie Petrus sagt, durch seinen Wandel auch ohne Wort die Heiden gewinnen konnte. Wenn nun Strauß denselben bald darauf schon leiblich und geistig aufgelöst gesehen hätte, von seinem Erlöser aber mächtig ergriffen, in einem Augenblicke, wo auch die Teufel wahr werden. Zeugniß geben, so würde er sich überzeugt haben, daß noch mehr als die Authentie des Johannes in demselben für das Wort gezeugt habe. Aber es soll einmal so sein: das ganze Gebäude des christlichen Glaubens soll auf rein historischen Gründen ruhen, etwa wie die Freiheit einer Nation auf einer magna charta, ein Adelsleben auf einem Diplom beruht oder wie für die kommenden Jahrhunderte die Freiheit von der christlichen Knechtschaft auf den doch jedenfalls historischen Schriftthaten Herrn Dr. Strauß beruhen wird. Sicherer wäre es allerdings geworden, man hätte gleich von vorn herein statt des gebrechlichen Materials Platina gewählt und die Zeugnisse der Zeitgenossen in Pyramiden gehauen. Aber was streitet man sich um Möglichkeiten? Auch auf diesem gebrechlichem Wege, auf diesem, wie es scheint, ganz zufälligen haben wir nun einmal so sichere, wenn etwas auf Erden sicher ist, glaubwürdige Zeugnisse für die Aechtheit der Paulinischen Briefe, daß kein Mensch, der auf Menschenverstand Anspruch macht, sie leugnen kann. Daß de Wette demohngeachtet sich einige mögliche ausgesonnen hat — ist wenigstens möglich. Wenn nach einem Göthe'schen Gleichnisse die Gegner der Kirche, wegen mangelhafter diplomatischer Bescheinigung ein paar Rittergüter streitig machen, sehe ich nicht ein, warum wir ihnen die unbestrittenen an den Hals werfen, oder mir nichts dir nichts Hegel'sche Luftschlösser beziehen sollten. Also Paulus ist ächt. Strauß ist im Freihafen so gütig gewesen, ihn für einen edlen großen Menschen zu er-

Digitized by Google

klären. Das verlangen wir gar nicht, er soll ihn nur für einen wahrheitliebenden Menschen halten. Derselbe nun, wie er selbst schreibt (Gal. 1, 13. Phil. 3, 5.), sein Begleiter Lucas in seiner als ächt erwiesenen Apostelgeschichte erzählt — außerdem das ganze apostol. Zeitalter bestätigt es — hatte früher bei sonstigem streng gesetzlichen Wandel einen großen Eifer (Phil. 3, 6) für eine Sache, die er auf einmal von einem neuen Feuer ergriffen, späterhin für Dreck achtete (Phil. 3, 8). „Das,“ so höre ich Gabler, Teller, Löffler warnend erinnern, „das ist die Art aller Enthusiasten.“ Eure nicht, ihr Edlen, ich weiß es. Aber die Art der Enthusiasten ist es doch nicht im neuen Feuer der Wahrheit der alten so treu zu bleiben, daß ein solcher Enthusiast wie unser Paulus vor Felix bekennen kann (Ap. G. 23, 14): „Das bekenne ich Dir aber, daß ich nach diesem Wege, den sie eine Sekte heißen, diene also dem Gotte meiner Väter, daß ich glaube Allem, was geschrieben steht im Gesetze und in den Propheten.“ So lange bleibt kein Enthusiast in der Einsamkeit. In die Flamme stürzt sich ein Enthusiast, ja, aber Tag und Nacht ruhig arbeiten an Teppichen oder Zelten, in geistiger Armuth und Ohnmacht mächtig sein, darben, beten, Noth, Mangel, Gefahr, Schiffbruch, Steine, Prügel, Gefangenschaft, Hohn, Tod und zwar von Landsleuten, die er so liebt, daß er verflucht sein möchte um ihretwillen, das thut kein Enthusiast. Das religiöse Feuer muß einen gediegenen Gegenstand gehabt haben. Das, denk ich, wird Röhr passiren lassen. Welchen? Die Lehre Christi. Von wem hatte er denn die? Wie er selbst sagt — und ein Apostelwort soll Niemand sich unterfangen, zu drehn noch zu deuteln — von keinem Menschen (Gal. 1, 12) nicht von Fleisch und Blut (1, 16), von keinem Apostel (1, 17). Nun von wem denn? — Wir wollen rathen. Glauben — das ist constante, allgemeine Apostellehre — glauben kann bloß, wer gehört hat und zwar das Wort. Gehört hatte nun freilich Paulus die Christen. Ihr Wort, das ist wahr, konnte er sich gemerkt haben und jetzt auf einmal glauben. Das wäre möglich. Allein dann hätte ihn doch Jemand gelehrt, was gegen den klaren Sinn von Gal. 1, 12. 16 ist; dann wäre er doch nur ein Christ, nicht ein von Christo selbst berufener Apostel, der Jesum Christum den Auferstandenen selbst geschauet hat (1 Cor. 15, 8) und Alles, was er weiß, durch die Offenbarung Jesu Christi weiß (Gal. 1, 12), ja sogar von Christo die Worte des Abendmahls vernommen hat (1 Cor. 11, 23.) Christus selbst hat sich und sein Wort ihm geoffenbaret. Wird diese Offenbarung nicht gesetzt, so ist sein Wort die aus seinem eigenen, menschlichen Geist quellende eigenthümliche Auffassung einer — und das ist schon mehr als ich zugeben kann — verworrenen Notiz von dem christlichen Geiste, wie sie einem Verfolger werden kann. Wer annimmt, daß Paulus diese zu einem Lehrbegriffe fortgebildet habe, der so genau mit dem der hohen Apostel, wie er nur in Johannis und Petri Briefe vorliegt, stimmt, daß man z. B. den Brief Petri, weil er zu Paulinisch, dieses Apostels für unwürdig erachtet hat, — wer annimmt, daß auf diesem Wege Jemand zu so eigenthümlichen Lehren kommen kann, wie Erbsünde, Versöhnung, Glaubensgerechtigkeit, Gottmenschheit, Dreieinigkeit, (als zu welcher nicht das Wort, aber die Momente vorliegen), der setzt zwei Wunder, nämlich eine unerhörte Sprachvereinigung und einen zweiten Messias. Und noch eins. Daß ein Pharisäer, dessen Wahrheitsquell das göttliche Wort und die menschliche Tradition, daß ein Mann, der sich für eine vermeintlich göttliche Sache schon einmal begeistert hat, zwischen göttlich und menschlich scheiden kann, versteht sich. Wenn nun derselbe zum Ueberflusse in seinen neuen Lehren das, was er menschlich und das was er in Gott schreibt, scheidet, so muß es doch mit dem, was er mit besonderem Nachdrucke göttlich nennt, eine besondere Bewandtniß haben. Wenn nun ein solcher Mann, der so göttlich und menschlich scheiden kann, der die Sprache des klaren Begriffs lieber hat als die Sprache mystischer Versenkung, ein nüchterner Mann bei aller Gluth ist, wenn derselbe einen Lehrbegriff auf eigene Faust hin, — und wenn ich mir ein Dutzend Heidelberger Blitze und Weimarscher Akte specieller Providenz erbitte — einen Lehrbegriff sage ich auf eigne Faust hin also für Gottes Wort ausgiebt, daß er einen Engel, der anders lehren will, für verflucht erklärt, von demselben spricht (2 Cor. 2, 17): aus Gott vor Gott reden wir in Christo — dasselbe ein Geheimniß nennt, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, in keines Menschen Herz gekommen sei, ihm aber offenbar geworden durch den Geist Gottes, (1 Cor. 2, 9. 10.), denselben Geist, in dem Gott sich selbst weiß (V. 11) denselben Geist, welcher der Herr ist (2 Cor. 3, 17): — dann fluchen wir allem Glauben an Geschichte und die Gegenwart sei unser Lieben und Hoffen. Ja und wenn er allein stände, dieser Geist der Offenbarung in Paulo. Wenn nicht noch auch Petrus fallen müßte und sein Wort von dem Geiste Christi (1 Petri 1, 11. 12), der in den Propheten war welchen es geoffenbaret ist, auf daß sie es denen darthäten, „welche das Evangelium verkündet haben durch den heiligen Geist vom Himmel gesandt, welches auch die Engel gelüstet zu schauen!“ Wenn nicht noch auch Johannes fallen müßte, der das Wort des Lebens gehört, gesehen und betastet hat (1 Joh. 1, 1), ein Zeugniß des ewigen Lebens bei sich gehabt hat (1 Joh. 5, 10), größer als der Menschen Zeugniß (9), Gottes Zeugniß, welches da zeuget, daß der Geist Wahrheit ist, der Geist, in dem Jesus Christus kommt (6). Es bleibt für Strauß nur übrig, entweder die Unächtheit der genannten apostol. Schriften zu dekretiren oder den Menschenverstand und die moralische Zuverläßigkeit derselben in Anspruch nehmen. Das Phantom aber, das er mit diesem Streiche zu treffen meinte — wäre sein eigner guter Geist. Wer neben diese Zeugnisse die sogenannte Kritik des Lebens Jesu hält, der muß die ganze Strauß'sche Sache für eine der größten Donquixoterien halte, die je gewesen, für einen ächten Schwabenstreich.

Und wie löst Strauß diese Offenbarung auf? Einem Blinden muß einleuchten, daß dies nur durch eine gründliche historische Gegenuntersuchung möglich ist. Nicht der Glaube, sondern die Bildung des Zeitalters hat dem abstrakten Geschwätze über Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Offenbarung aufs Maul geschlagen. Wenn das Planetensystem gefunden ist, wer spricht denn da noch über Möglichkeit und Unmöglichkeit? Daß es gefunden ist, kann man nicht Augen und Ohren, ja nicht einmal einem, der sich auf seinen Kopf stellen will, beweisen, sondern man muß seine Vernunft bitten, sich in die himmlische Ordnung hineinzudenken. Wenn die menschliche Vernunft vor Christo auf das Geheimniß des göttlichen Rathschlusses nicht gekommen ist, so wird natürlich die menschliche Vernunft nach Christo, wenn sie das Geschehene ignoriren, das neue Leben nicht annehmen will, eben so wenig darauf kommen auf ihrem Wege.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 6. November. **Nr. 69.** 1841.

Die neuere dogmengeschichtliche Litteratur.

Einleitung in die Dogmengeschichte von Theodor Kliefoth u. s. w.

(Fortsetzung.)

Der christliche Geist entfaltet sich im Subjecte in den Formen des Gefühls, der Erkenntniß, der That; die erkennende Form ist die Spitze des subjectiven christlichen Geistes. Jedes Subjekt, das vom christlichen Geiste ergriffen wird, ist noch ein Besonderes; Christen sind alle, aber es ist ein jeder eine besondere christliche Gestalt, es treten Richtungen, Volkscharaktere heraus. Nun findet Austausch und Mittheilung statt, die auch durch die Zeit nicht aufgehoben wird; vielmehr werden die Zeiten zu lebendiger Gemeinschaft durch die Tradition verknüpft. Dieser Proceß der Mittheilung ist von der größten Wichtigkeit; Einseitigkeiten und Particularitäten werden abgestreift und abgeschliffen: — Bildung im höchsten Sinne. Die individuellen Meinungen werden zu gemeinsam anerkannter Lehre, die Handlungen zu christlicher Sitte, und sind nun objective, geschichtliche Dinge. So kehrt in diesem Austausche des christlichen Lebens der christliche Geist aus seiner Individualisirung wieder in die Einheit zurück: das aber, was sich so objective Geltung verschafft hat, wird in weiterer Entwicklung Symbol und Gesetz. — Nun läßt Kliefoth die Entwicklung des christlichen Geistes nach der Seite der That hin fallen, um seiner besondern Aufgabe eingedenk, tiefer in die Gestaltung desselben als Erkenntniß einzugehen. (S. 21). Als nothwendige Stufen dieser Erkenntniß im Subjecte werden nun Christologie und Theologie, Anthropologie und Soteriologie genannt — eine Annahme die späterhin für die ganze Auffassung der dogmenhistorischen Perioden entscheidend wird. Und doch können wir hier, um offen zu sein, doch eine gewisse construirende Tendenz nicht verkennen, die, was vom großen Ganzen der Kirche im Allgemeinen sich allenfalls behaupten läßt, für das Einzelleben als Nothwendigkeit setzt. Wie viele christlich ergriffene Seelen beginnen und bewegen sich durchweg in anthropologischen und soteriologischen Reflexionen oder gehen wenigstens zunächst auf diese; ja bei vielen Naturen bleibt das eigentlich christologische auf immer zurückgestellt: Christus ist Sündentilger, an seine Natur &c. denken sie weniger. Doch wir verfolgen den Lauf der Deduction weiter. — Die christliche Erkenntniß jener Dinge tritt zunächst in der Form der Reflexion auf, deren Wesen in dem Aphoristischen der Vorstellung und in der sinnlich bildlichen Fassung beruht. So die apostolischen Väter, Tertullian, die Stromata des Clemens (ein passender Ausdruck für so manche Compendien in allen Disciplinen). Die einzelnen Reflexionen treten bald mit einander in Differenz, indem jede die ganze Wahrheit zu haben meint, z. B. bei der Heiligung: Thätigkeit Gottes und Thätigkeit des Menschen. Man sucht die höhere Einheit und Ausgleichung, die verschiedenen Reflexionen werden als Momente einer Wahrheit gefaßt, der Proceß des wissenschaftlichen Begreifens und Systematisirens beginnt. Dies wissenschaftliche, begriffliche und systematische Erkennen der christlichen Wahrheit ist das Dogma (S. 50. „die ihren Inhalt aus Wort und Geist entnehmende wissenschaftliche Darstellung des christlichen Geistes und Lebens"). Wie das ganze christliche Leben, so ist auch Dogma und Symbol einer Entwicklung fähig, doch nicht so, daß das spätere zum Früheren als Gegensatz, sondern als weitere Begründung, Entwicklung dasteht. Wenn nun die Entfaltung des Dogma in der Wirklichkeit nicht eine so reine und naturgemäß fortschreitende ist, so ist daran die sich auch hier geltend machende Sünde schuld.

Digitized by Google

(Ein übles Zeugniß für unsere Tage, daß Hr. Kliefoth sich ausdrücklich verwahren muß, er meine damit nicht Einzelnes, wie Diebstahl, Spiel, Trunksucht u. s. w., sondern das Princip der Sünde, die Gottvergessenheit). Der ganze Nachweis dieser Behauptung S. 31 ff. bildet eine der gelungensten Parthien im Buche, wenn dieselbe auch den Rec. in der Allg. Hall. Lit.-Zeit. genirt hat. Nur das Eine hätten wir näher ausgeführt zu sehen gewünscht, wie als offne oder verstecktere Quelle der Häresie die Grundsünde, der Hochmuth anzusehen sei, eine Ansicht, wie sie schon von den alten Lehrern der Kirche erkannt und ausgesprochen ist. Was einer derselben über einen Häretiker urtheilt: Hoc autem a semet ipso adinvenit, uti novum aliquid praeter reliquos inferens — — affectans magister haberi — ist der Schlüssel der ganzen Ketzergeschichte. *) — Das Heilmittel für jene Corruption durch die Sünde ist die heilige Schrift, welche in protypischer Form Alles enthält, was das Christenthum weiter zu entwickeln hat; doch erstreckt die Sünde ihren Einfluß auch auf die Benutzung der heiligen Schrift. So setzt sich nothwendig jedem dogmatischen Erzeugnisse, mag es Privatlehre oder Symbol seyn, Irrthum und Unwahrheit an, aber da es doch der christliche Geist bleibt, welcher die dogmatischen Erscheinungen hervorruft, so kann auch nie eine dogmatische Erscheinung ganz von diesem Geiste und seiner Wahrheit verlassen seyn. — Wird alles Vorige rekapitulirt, so ergeben sich als Momente des Dogma 1) das geistige, der objective und subjective christliche Geist. 2) Das geschichtliche oder traditionelle, welches wieder in das biblische und symbolische zerfällt. 3) Das wissenschaftliche Moment, welches die begriffliche Bestimmung und die systematische Gestaltung umfaßt. Wo irgend eines dieser Momente fehlt, da treten nothwendig krankhafte Erscheinungen ein. (Das erste isolirt: Pascal pensées, das zweite isolirt: Euthymius Zigabenus, das dritte: Vanini u. s. w.) Wir haben diesen ersten Abschnitt des Kliefoth'schen Werkes mit solcher Ausführlichkeit referirt, weil hier die Grundideen des Verf. niedergelegt sind, und sich die Trefflichkeit des Geleisteten am Besten übersehen läßt. Ob moderne Frechheit auch diese Entwicklungen unter die testimonia paupertatis des „modernen" Christenthums stellen möchte? Freilich ist eben diese hier gründlich darüber belehrt, wie die Ideen des Christenthums keine aprioristischen oder keine Spiegelbilder des eigenen Ichs, sondern aus historischen Factis erwachsene sind — wie die Gestaltung des christlichen Dogma nicht das Bild eines wüsten und regellosen Gewirres darbietet, sondern eine nach bestimmten Gesetzen sich entwickelnde Entfaltung — belehrt, was die vernünftige und einzig rechte Opposition gegen das fixirte Dogma bedeute und involvire. Möchten besonders die, welche so kühn und plump die Dogmengeschichte als die Zerstörerin des positiven Christenthums proklamiren, daß man anbei an das „mastige Austreten" im Faust erinnert wird, inne werden, daß sie selbst im Grunde nur in einer krassen Verwechselung des Dogma mit der religiösen Wahrheit begriffen sind und nichts Anderes beweisen, als was gern zugegeben wird: — das beständige Ringen des menschlichen Geistes nach adäquater Fassung der göttlichen Offenbarung, sein Verirren, seine mißlungenen Versuche, aber auch sein Zurechtfinden. „Das Christenthum allein ist der Antäus, welcher nach jedem Falle auf den mütterlichen Boden mit verdoppelter Kraft wieder aufersteht und aus der zertrümmerten Lebensentwicklung eine neue hervorgehen läßt." Im zweiten Abschnitt, welcher den bei weitem größten Theil des Werkes einnimmt S. 57 — 297. betrachtet der Verf. die geschichtliche Entwicklung des Dogma und der Gesetze derselben und bringt mit Geist und Geschick das ganze Gebiet der Dogmenentwicklung unter bestimmte scharfe Gesichtspunkte. Drei große Hauptabschnitte treten hervor: 1) Griechische Kirche — Theologie. 2) Abendländische Kirche — Anthropologie. 3) Protestantismus — Soteriologie. Den kommenden Zeitraum möchte wahrscheinlich die Lehre von der Kirche beschäftigen. Bei dieser Auffassung Kliefoths stört uns ein Hauptbedenken.

(Beschluß folgt.)

---

*) Eine treffliche Stelle findet sich bei Kliefoth S. 38. über die Stellung des Einzelnen zum Symbol: Ein Einzelner kommt sehr leicht dahin, sich zu dem Symbol in Opposition zu setzen. Nichts ist leichter als das; er braucht nur an seinen subjectiven Meinungen und Einfällen eigensinnig festzuhalten, und das wird ja den kleinsten Geistern am leichtesten. Da ist denn aber noch gar sehr die Frage, ob er oder nicht vielmehr das Symbol Recht hat. Dies kann nur dadurch zur Entscheidung kommen, daß er das Symbol zum ernsten Studium macht, sich hinein zu denken und zu leben, seine Eigenthümlichkeit in demselben wieder zu finden und mit ihm auszugleichen sucht. Wo dies mit Ernst und Unbefangenheit geschehen und doch eine bestimmte erkannte Differenz zurückgeblieben ist, da ist das Subject möglicher Weise im Rechte gegen das Symbol. Wo aber — wie wir es in neuerer Zeit so oft erlebt haben — gegen das Symbol harangirt wird aus subjectiven Einfällen heraus, ohne das Symbol zu fassen, ohne den Versuch sich in dasselbe hinein zu leben, ohne ein gründliches Studium desselben, ja vielleicht ohne es mit Nachdenken gelesen zu haben, mit vorgefaßter durch nichts Erlebtes oder klar Gedachtes begründeter Abneigung gegen das Symbol — da hat eine solche widerspenstige Subjectivität gar kein Recht wider das aus ernster Arbeit der Jahrhunderte erwachsene Symbol und verfällt mit Recht seinem Schicksal.

Digitized by Google

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß u. s. w.

(Fortsetzung.)

Ueber den Juden, die den Herrn in seiner Herrlichkeit gesehen hatten, Zeichen und Wunder gesehen hatten, hing die Decke des alten Bundes (2 Kor. 3, 15.) und sie glaubten an den Gott Jesu Christi, an die Propheten, an das Reich, doch an den Messias, an die Auferstehung. Was soll nun erst heraus kommen, wenn einer das être suprême, den kategorischen Imperativ, die moralische Weltordnung und Mendelsohn's Phädon fragt? Ich will Strauß eine Frage vorlegen. Er sagt S. 351., der menschliche Geist habe als bewußtloser Naturgeist die Verhältnisse der Sterne geordnet. Ich weiß nicht, ob es billig ist, einen, der in diesem Style renommirt, beim Worte zu nehmen. Nur für die Vernunft der Sternenordnung muß er mir einstehen. Nun frage ich ihn, wenn sein Weltgeist doch ein solcher ist, der im Geiste der Erdenbürger nach seinem eigenen Wesen und Begriffe weltgeschichtlich ringt, würde er a priori wohl darauf gekommen seyn, elf solche Welten zu bauen und ein so enormes Centrum, wie die Sonne, obendrein? Die Vernunft, wenn sie nichts anderes als die ihr immanenten Begriffe fragt, muß, wie es denn auch Hegel in einem summarischen Verfahren, wozu in der That Muth gehört, gethan hat, muß ein solches Faktum für absolut unbegreifbar a priori erachten. Die Vatke'sche Konjektur, das erlaube ich mir zu versichern, ist so sehr ein neuer Lappen, der auf ein zerrissenes Kleid geflickt ist, nach allen Instanzen im Himmel und auf Erden so unendlich abgeschmackt, daß ich Schwarz auf Weiß mir erbitten muß, wenn ich sie für eine Reminiscenz halten soll aus der Zeit, wo der Menschengeist als bewußtloser Naturgeist die Verhältnisse der Sterne ordnete. Wenn also Strauß mir eine Reihe Zeugnisse von Leuten aufführt, welche, ohne die geschichtliche Wirklichkeit der geschehenen Offenbarung mit streng geschichtlichen Gründen erschüttern zu können, aus allgemeinen Vernunftgründen sich gegen eine Offenbarung erklären, so sage ich, noch ohne mir die Leute näher angesehen zu haben, das beweist gegen die wirkliche eben so wenig als Blinde und Eulen gegen die Sonne, als Röhr und Bretschneider gegen ein wiedererwachtes religiöses Leben, als das ungezogene Ding, welches Feuerbach sein Gemuth nennt, gegen das Daseyn einer sittlichen Macht im Leben und noch weniger. Und was für Leute! Zuerst reitet Strauß seine Esel wieder vor, die Arminianer und Socinianer, welche aber diesmal, wie weiland Bileams, gegen ihren Propheten zeugen, Offenbarung zu geben. Eine Hauptinstanz ist Reimarus. Ich weiß nicht, ob von einem Manne dieser Bildung Zeugniß zu nehmen eben so schimpflich ist, als wenn z. B. Tieck früher in seinem Kampfe gegen manche antike Auswüchse der Weimarschen Heroen von Kotzebue Zeugniß genommen hätte, der auch auf die Weimarschen schimpfte. Fichte ist bekanntlich hernach ganz anderer Meinung geworden, auf einen Standpunkt seligen Lebens gekommen, der viel von Offenbarung spricht. Schleiermacher'n bürdet Strauß eine Konsequenz auf. Röhr soll er haben. Bei Spinoza vergleiche er gefälligst, was Paulus von der Decke der Juden spricht. Da Strauß

Hegel so schlecht vertritt, so soll er wohl gut genug seyn, Strauß Sache, wo sie hinkt, zu vertreten? Strauß führt die Existenz der Heiden, die Satzungen der Kirchenlehre über ihre Seligkeit an. Es giebt nun verschiedene Heiden. Was die alten anbelangt, so hat der Christ, dem das Herz nicht weit wird unter den Thermopylen, groß der Sinn unter den Platanen der Akademie, männlich der Geist auf dem Forum, Grund sich zu den Kleinsten im Himmelreich zu zählen, weil das wahre, schöne, gute Menschliche, was die Alten ausgebaut haben, auf dem Wege steht, der von der Erde in den Himmel führt, ein endliches Gleichniß des unendlichen Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit ist wie das alte jüdische Gesetz in gleicher nur höherer Weise, aus sich selbst aber das Unendliche, den Geist nicht erschließen kann, eben so wenig wie die höchste Endlichkeit das Unendliche, die höchste Gesetzlichkeit, der Pharisäismus, der Geist ist, sondern nur das deuten und weissagen kann, was von Oben von Neuem gegeben werden muß —: an sich, wovon, wie Melanchthon schon sehr scharf sah (Galle, Charakteristik Melanchth. als Theologen S. 343 ff.) noch wohl unterschieden werden muß, wie dieses an sich Gute von dem Einzelnen gehabt wird, nämlich immer in Sünde. Ohne Christus ist kein Heil. Hat aber nicht derselbe Mann, der dies so rund und scharf ausspricht, von den Geistern im Gefängniß gesprochen, denen gepredigt worden ist? Sind wir die Herren der Geschichte? Wissen wir Zeit und Stunde, die der Herr seiner Macht vorbehalten hat? Was die modernen Heiden innerhalb der christlichen Kirche anbelangt, so muß man sich eben so hüten, Jeden, der mit einigen starken Modifikationen bekennt, sofort zu den Heiden zu zählen, als man jeden christlichen Anflug für Saat des Geistes halten darf. Nur die Reformirten und Pietisten scheiden faktisch so scharf und schneidend zwischen Wiedergeborenen und Nichtwiedergeborenen. In dieser Welt muß sich das Urtheil doch vorwiegend an die Früchte halten d. h. wohlverstanden das Urtheil über Andere; wenn ich im Urtheile über mich selbst mich an meine Früchte halten will und nicht an den Geist, der sie heraustreibt, bin ich nicht sein. Wenn nun die Heiden schon unläugbar schöne menschliche Tugenden hatten, so müßte man ja gar nicht an die weltüberwindende, weltdurchsäuernde Kraft des Geistes glauben, wenn man läugnen wollte, daß sich durch Sitte, Bildung, Erfahrung an jeden geborenen Christen eine Reihe Tugenden ansetzen können, die im Christenthume ihren Grund haben. Was giebt es nicht für herzensgute, biedre, treue, starke, schöne, tiefe Seelen, die nichts vom Kreuze wissen wollen. Allein das, was sich so auf substantiellem Wege ansetzt, das hilft dem Menschen nicht zur Seligkeit, nicht etwa, weil dies menschlich Gute Teufelei und Fleisch ist, sondern weil gerade in der Forderung der ewigen Gerechtigkeit, daß der Mensch das ganze Gesetz müsse gethan haben, die unaussprechliche Gnade liegt, die den Menschen zu hoch hält, als daß sie ihm die substanzielle Theilnahme an einigen Tugenden des Reiches für ausreichend achten könnte, die den Menschen zu hoch hält, als daß sie nur die Trägerschaft, nicht die Kindschaft des Reiches, welche ist in der Wiedergeburt durch den Geist in Christo zum Geiste aus, in, und zu dem das ganze Reich ist, für den Rechts- und Reichstitel geordnet hat, der da gilt zur Gerechtigkeit, ist und bürgt das ewige Leben. Wer diesen Geist nicht hat, der ist nicht sein. Wenn Paulus sich aller Menschen Gewissen empfiehlt (συνιστῶντες ἑαυτοὺς πρὸς πᾶσαν συνείδησιν ἀνθρώπων 2 Kor. 4, 2.), Petrus die Heiden ohne Wort durch den Wandel zu gewinnen räth (1 Petr. 3, 1—6.), ja wenn es der große Sinn der Gleichnisse des Herrn ist, in den menschlichen Verhältnissen die Silberblicke anzudeuten, die ein Gleichniß sind des Reiches

Digitized by Google

Gottes, so sollen und wollen wir uns der menschlichen Tugenden freuen, weil sie die Fäden des heiligen Geistes seyn können (nicht müssen); die aber offen bekennen, das Zeugniß des heiligen Geistes nicht verspürt zu haben aus und im Glauben an das Kreuz, für nicht gerecht und selig achten, weil wir kein Recht haben, Seligkeiten zu verschenken, wo der Herr keine giebt.

Das, was Strauß Auflösung der Offenbarung nennt, kann kaum sein eigner Ernst seyn. Er hat die historischen Gründe nicht berührt. Wer sagt ihm denn aber, daß der Grund auf dem wir bauen, bloß der der Geschichte, der fides humana sei? Wenn wir keine andere Garantie für die Wahrheit des Christenthums haben, als die testimonia externa, so glauben wir doch an dieselben nicht um ihrer selbst willen, sondern um deß willen, was sie bezeugen, nämlich das geschriebene apostolische Wort, das aber um deß willen, was es giebt und enthält, nämlich das Wort Gottes, dies aber um deß willen, was es uns ist, nämlich des Glaubens und Lebens Quell. Wenn Strauß nun, was er offen bekennt, das geschriebene Wort des N. T. für reines Menschenwerk achtet, für einen Homer, unseren Geist für ein rein menschliches Phänomen, für eine Stadie des Weltgeistes, so wird er uns doch das Recht gönnen, wie die Griechen im Homer, in diesem Buche unser innerstes Leben ausgesprochen zu finden. Daß es Menschen von diesem Leben noch giebt, wird er wohl nicht anzweifeln, er mag sie nun Pietisten nennen oder wie er Lust hat. Wenn er glauben wollte, diese Menschen glaubten an das Wort, weil sie dem Zeugnisse des Papiers nicht widerstehen könnten, somit an dem historischen Faktum, daß dies Buch von Gott eingegeben, bloß um dieser göttlichen Fakticität willen, steif und fest hingen, ohne in ihrem Herzen im Geringsten zu empfinden, was sie sich dem Inhalte dieses Wortes anzuschließen nöthigte, würde es mir leid thun, noch mehr als seinen Menschenverstand in Anspruch nehmen zu müssen. Ist aber in diesen Menschen ein solcher Geist, ein sittliches Agens, das sich in diesem Buche begrüßt, so ist doch die Zumuthung, dieses sittliche Agens wie einen Handschuh von sich zu werfen, weil es einer Theorie, die gar nicht dies sittliche Leben kennt, nicht beliebt, eben so unverschämt, als wenn ich einem Engländer, der etwa in seinem Shakspeare seinen Charakter ausgesprochen findet, zumuthen wollte, sich auf einmal zu germanisiren, weil wir Deutsche dem abstrakten Ideale einer Volksnatur näher ständen. Wir sind nun einmal so und Strauß müßte nach seiner eigenen Ansicht von dem Wesen der Sittlichkeit uns für die elendesten, charakterlosesten Menschen halten, wenn wir eine Sittlichkeit, wozu uns unsere ganze Natur treibt, umstellen könnten, wie ein Uhrwerk nach der Glocke, die es dem Weltgeist beliebt durch einen seiner Stentore ausschreien zu lassen. Daß es solche Lumpen giebt, dafür garantirt die Hegel'sche Schule selbst. Ein Bruno Bauer, dem wir vielleicht einen tieferen Eindruck vom Geiste Christi nach dem obigen Grundsatze in abstracto nicht abgeläugnet hätten, hat bei dem Meister der Salze und Witze ein Witzexercitium eingereicht auf Kosten des Johannes, wenigstens der Jahrbücher. Ich könnte noch mehr Namen nennen, wenn es Namen wären. Denke, urtheile Strauß von diesem lebendigen Geiste in uns, der für den biblischen Inhalt zeugt, wie und was er Lust hat und resp. verantworten kann, nur nenne er unser Verhältniß zum Worte kein mechanisch diplomatisches. Allein das Gleichniß mit dem Homer hinkt, die Sache rein menschlich angesehen. Der Glaube der Griechen an den Homer und seine Götter basirte sich auf dem ihnen unmittelbar immanenten Geiste, der sich, so lange sie Griechen waren, mit dem plastischen Geiste, der die Götter erzeugt, identisch fühlte, nach der thatsächlichen Wirklichkeit der Götter, für die bloß die Phantasie bürgte, nie fragte. Unsere Offenbarung ist aber, wie Göthe spricht, widerhaarig, unser Leben geht vom Glauben aus, nicht umgekehrt wie bei den Griechen, der Glaube aber schließt sich an ein geschichtliches Faktum an, an den Fleisch gewordenen Gottessohn, an dessen Wahrheit und Wirklichkeit er nicht zweifelt. Hier, scheint es, sind wir wieder auf dem alten Flecke. Der Glaube an ein Faktum bedarf wieder der testimonia externa. Allein nicht ganz. Wir haben zwar den Glauben, aber aus dem Glauben ein Leben. Ein Leben ist. Ein Leben garantirt sich selber. Hat aber der Glaube an dies Faktum die Kraft Leben zu erzeugen, dies Leben füllt uns ganz aus, giebt uns volle Weide: nun dann zeugt ja dies Leben — nun wofür? — für den Geist und die Kraft des Faktums. Ich will von Lessing's drei Ringen nichts hören: ich weiß wohl, nicht für die historische Wirklichkeit. So haben die Neuplatoniker aus dem Glauben an den alten Olympos Leben gesogen: mit Recht nennt man ein solches Leben eben so schwankend als sein historisches Fundament. Ich bin auf ein Gebiet getrieben, zu einem Altar, zu einem Heiligthume, bei dem ich spreche: hinaus, wer profan ist! Ich frage: Kennt Strauß dieses Leben aus dem Glauben, daß er es menschlich nennt? Hat er es erfahren? Es giebt jetzt viele Leute, die man Christen nennt, welche sich, weil die Religion wieder zur Welt- und Zeitfrage geworden, für Jesum Christum interessiren. Große Persönlichkeiten sind dadurch groß, daß sie etwas Allgemeines in sich haben, das zu allen Zeiten, allen Geistern, allen Herzen spricht. Der Wunderquell, aus dem sie getrunken haben, heißt Volksthümlichkeit. Wollen jetzt nicht Menschen aller Richtungen Luthern haben? Aber bis zu seinem tiefsten Kerne dringen Wenige vor. Keiner, denke ich, wie Claus Harms, der in schwächerer Gestalt aus demselben Stoffe gewoben ist. Wer Calvin verstehen will, muß Hengstenberg ansehen und fragen. So war Christus als Mensch eine große volksthümliche Erscheinung, dessen Persönlichkeit eben Messias war, weil sie den ganzen Volksgeist, den heiligen Geist in absoluter Fülle absorbirt hatte. Dessen menschliche Art spricht denn auch zu den Menschengeistern aller Zeiten, so weit sie menschlich sind. Da zieht denn den Einen zu Christo die gesunde Moral, den Anderen der mystische Dämmer des Johannes, den Dritten die Schönheit eines verklärten Sehers auf Tabor, den Vierten ein treuer historischer Sinn, der es mit den Vätern hält, den Fünften die Geister- und Dämonenwelt, die so wunderbar hineinragt, den Sechsten die historisch-philosophische Konstruktion, die eine Persönlichkeit fordert, u. s. w.: Alles recht schön, das ist aber nicht sturm- und felsenfest, das ist kein Christenthum. Von einem solchen menschlichen Interesse kann auch Strauß einmal berührt gewesen seyn. Nie aber vom Geiste des Herrn. Denn es ist unmöglich, daß er einen so furchtbaren Fall hätte thun können.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

# Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 11. November. **Nr. 70.** 1841.

Die neuere dogmengeschichtliche Litteratur.

Einleitung in die Dogmengeschichte von Theodor Kliefoth u. s. w.

(Beschluß.)

Um nicht darauf einzugehen, daß Rom, immer doch die Hauptrepräsentantin des Occidents, sich gegen diese anthropologischen Untersuchungen ziemlich äußerlich verhielt, so erscheint uns namentlich die Auffassung des Mittelalters eine verfehlte zu seyn. Sind hier wirklich „keine Dogmen mehr entstanden, sondern nur die schon fertigen behandelt?" Ist nicht die vollständige und systematische Ausbildung der Lehre von den Sakramenten charakteristisch genug um jener Periode ihre eigenthümliche Bedeutung zu vindiciren? So würden wir denn die Periode der Soteriologie schon etwa mit Paschasius Radbertus beginnen und sie durch die Reformation in zwei große Abschnitte zertheilen lassen: in dem ersten wird das Heil durch das sacramentum, im zweiten durch die fides gesucht. Den Germanen bliebe doch immer die Ausbildung der Heilslehre gesichert. (In der Schilderung römischer und germanischer Nationalität schließt sich Kliefoth meist an Leo an, giebt aber auch vieles Eigenthümliche, z. B. S. 83.). — Nun geht die Deduktion auf die wissenschaftliche Form über, welche in den Dogmencyklen als die vorherrschende auftritt, in der griechischen Kirche die analytische, in der römischen die synthetische, in der protestantischen die systematische. In jeder einzelnen Periode nun folgen sich die drei Stadien der Dogmenbildung (mit einer vorbereitenden Periode der Reflexion) der symbolischen Einheit, der Vollendung und Auflösung des Dogma. Für jedes werden aus dem Gebiete der Geschichte Erläuterungen beigebracht, besonders ausführlich aber das dritte Stadium behandelt, in welchem sich die Jetztwelt bewegt. Hier sind zwei neben einander fortlaufende Reihen der Entwickelung zu unterscheiden. Die erste negative enthält die Vollendung und Ausbildung des symbolischen Dogma. Im Traditionalismus wird das Dogma dem Gemüthe entfremdet, im Scholasticismus und Pietismus sucht es auf gewisse im Subjekt liegende Potenzen sich zu stützen, im Rationalismus wird es kritisch zertrümmert. Zur Charakteristik dieser Hauptrichtungen findet sich eine Menge feiner Bemerkungen und Winke, so über den Rationalismus, der übrigens S. 282. geradezu als ein nothwendiges Ferment der Dogmenentwickelung bezeichnet wird: Das geschichtliche Moment sehen wir im Rationalismus aufgehoben. Er wendet sich um die Wahrheit zu erfassen nicht an die Geschichte. Der Begriff des Christlichen selbst hat für ihn nicht mehr eine geschichtliche Bedeutung; das Christliche ist nicht mehr das, was seinen Ursprung von Christo hat, sondern christlich ist gleichbedeutend mit dem Wahren, Guten, Trefflichen überhaupt. Eine Ansicht, Handlung u. s. w. ist nicht dadurch christlich, daß sie irgend wie ihr Motiv in Christo hat, sondern dadurch, daß sie überhaupt gut und wahr ist; und der Grund, warum er eine gute Handlung eine christliche nennt, ist lediglich der, daß Wahrheit, Tugend u. s. w. an Christo ihren tüchtigsten Vertreter in der Geschichte gefunden haben. — — Und doch ist eben wieder der Rationalismus durch alle seine Stadien an die Geschichte gekettet, er muß sich immerfort mit diesen historischen Gestalten herumschlagen, alle seine Arbeit und Mühe an sie verschwenden, und kann sich niemals davon losmachen. Er benutzt sie nicht, um daran selbst Bildung und Entwickelung zu

Digitized by Google

gewinnen, sondern um diese geschichtlichen Bildungen zu zerstören, an deren Stelle ein Anderes treten soll u. s. w. (S. 220.). — Der Geist befreit sich aber nicht von einer geschichtlichen Macht um gar keine solche zu haben; er zertrümmert nicht ein fertiges, geschichtliches Leben, um auf öder, leerer Stätte ein unthätiges Leben zu führen; sondern indem er dies thut will er nur Raum gewinnen für einen neuen, anderen Inhalt, an dem er sich thätig erweisen könne. Das dritte Stadium enthält neben der vorigen eine zweite Reihe der Entwickelung, welche die Vorbereitung auf ein aufs neue folgendes Stadium der Dogmenbildung ist, die Morgenröthe einer neuen Zukunft. Die erste Stufe in dieser Reihe ist der Mysticismus „die Isolirung des geistigen Momentes mit Ausschluß des wissenschaftlichen und geschichtlichen." Eine weitere Gestaltung dieser vortrefflich gezeichneten Richtung entsteht durch das Zerfallen des Scholasticismus und Pietismus: der wissenschaftliche Geist befreit sich von seiner Unterthänigkeit gegen das Symbol und damit wird das Hinderniß beseitigt, welches den Mysticismus abhielt, sich wissenschaftliche Ausbildung anzueignen. Eben so gehen bei dem Zerfallen des Symbols die aus dem Pietismus sich befreienden Elemente frommer Innigkeit und Lebendigkeit in ihn über, beide Umstände rufen die neue wesentlich höhere Gestalt des philosophischen Mysticismus hervor. (Von dem zweiten Elemente leuchtet dies weniger ein.) Er ist die fromme Innigkeit, welche sich zur wissenschaftlichen Klarheit durchgearbeitet hat; sein Mangel ist das Fehlen des historischen Elements, oft in solchem Grade, daß mehr Religion überhaupt als Christenthum im Besonderen durch die neue Richtung geschützt wird. Je mehr er nun aber selbst geschichtliche Macht wird, tritt ihr das mangelnde historische Element wieder bei, und in dieser vollkommneren, ausgebildeteren Gestalt wird sie Siegerin über Rationalismus und Supernaturalismus, die in ihr aufgehen: eine neue Periode der Dogmengeschichte ist dann erschienen. Freilich erfolgt dies Alles nur wenn die Entwickelung des dritten Stadiums eine gesunde, nirgends gehemmte war, wenn die geschilderten Hauptrichtungen wirklich neben- und nach einander fungirt haben. Bemerkungen über die möglichen Hemmnisse, die daraus sich entwickelnden Verhältnisse schließen den ganzen Abschnitt, der „anhangsweise" allgemeine Grundsätze und Eintheilungsgründe für die dogmatischen Sekten mittheilt.

Der erste Eindruck, welcher dem Leser auch nach diesem Abschnitte des Werkes zukommt, ist wiederum gewiß der, es mit einem äußerst geistvollen Manne zu thun zu haben, der mit „scharfer Diagnose geistiger Zustände ein scheinbar ungeordnetes Gewirr uns zur klaren, schönen Erscheinung bringt, die ewigen Gesetze der sich durchkreuzenden und schneidenden Fäden nachweist." Das Gefühl des Lesers wird über die Zustände unserer Zeit „des dritten Stadiums" aufgeklärt, beruhigt, zufrieden gestellt: sieht er doch, wie Hr. Kliefoth, einem verständigen Arzte gleich, dem Patienten den Puls fühlt und da, wo andere Augen nur Fieber, Paroxysmus und Rettungslosigkeit sehen, nur nothwendige Krisis und Anfang einer neuen und schöneren Lebensperiode erblickt. Möge die Zukunft — denn das Werk ist zum guten Theil prophetisch — das Alles im reichem Maaße bestätigen. Was wir aber von dem Verf. vor allen Dingen zu haben wünschten, wäre eine eigene Bearbeitung der Dogmengeschichte und zwar aus mancherlei Gründen. Ganz von dem Verlangen abgesehen, welches gewiß Alle mit uns theilen, mit dem Verf. wieder zusammen zu treffen, wäre dies für das ganze aufgestellte System eine Generalprobe: die Rahmen der dogmenhistorischen Gemälde sind fertig, nun wird es sich fragen, ob sich auch wirklich Alles einrahmen läßt und sollte dies nicht überall der Fall seyn, so sind wir überzeugt, Hr. Kliefoth ist nicht der Mann, der die Bilder nach dem Rahmen zuschneidet, sondern umgekehrt. Und wir wollen offen gestehen, daß wir zwar mit den in dem zweiten Theile aufgestellten allgemeinen Gesichtspunkten, nicht aber überall mit der Auswahl der Exempel und Fakta einverstanden sind, daß trotz der Verwahrung in der Vorrede manches Konstruirte darunter seyn mag. Wir heben ein Beispiel hervor. (S. 236.) „Wenn das geistige Moment des Dogma sich aus dem Symbol zurückzieht, so treten augenblicklich in dem kirchlichen Leben Persönlichkeiten und Erscheinungen hervor, welche nicht wie sonst insgesammt durch das geltende Symbol und seinen Lehrtypus bestimmt sind, sondern ein ganz neues und eigenthümliches Leben in sich darstellen, sich zu jenem Geltenden und Bestehenden in die schroffste Opposition setzen. Das Hervortreten dieser Erscheinungen hat immer etwas Plötzliches, Wunderbares. — — Mitten in der griechischen Kirche erheben sich die Montanisten; ihre Bildungsanfänge kann man nicht finden, sie sind plötzlich da." Setzt der Verf. zuerst in die Mitte des zweiten Jahrhunderts eine so fixirte symbolische Lehre? Und war diese vorhanden, so war doch bestimmt nicht das geistige Moment entwichen. Kann man ferner bei den Montanisten, die in der Glaubenslehre kaum häretisch waren, von einer schroffen Opposition gegen das Symbol reden? Auch möchten die „Bildungsanfänge" deutlich genug in der einfach praktischen Tendenz der kleinasiatischen

Digitized by Google

Gemeinden überhaupt, in der judaistisch-asiatischen Richtung zu suchen seyn, welche an so vielen Punkten der Kirche schon vor Montanus erscheint. Sagt doch Hase von Tertullian geradezu: „Die montanistische Gesinnung ist in allen Schriften erkennbar, nur tritt sie schroffer und feindseliger gegen die römische Kirche hervor, je mehr diese dem Montanus ihre Gunst entzog, denn nicht sowohl Tertullian als die römische Kirche hat die Gesinnung gewechselt." In ähnlicher Weise möchte sich manche Exemplifikation unseres Werkes anfechten lassen.

Der dritte Abschnitt desselben, die Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Dogma oder die Dogmengeschichte S. 297 bis 387., bezieht sich auf die jetzt vielbesprochene Methode dieser Disciplin und ist beständige Anwendung der beiden vorhergehenden Abschnitte auf das Praktische. Am Schlusse folgen noch Bemerkungen über die Geschichte der Dogmengeschichte und die ideelle Behandlung derselben. Die vorhandenen Werke werden unter folgende Rubriken gebracht: 1) bloße Materialiensammlungen; 2) kritische Richtung (nach Semler), welche zwar die rudis indigestaque moles sichtet und ordnet, andererseits aber die Dogmengeschichte als eine wirre Masse widerstreitender Meinungen erscheinen läßt. 3) Die indifferente Richtung: sie galt sonst als das Ideal, jetzt aber ist ziemlich allgemein zugestanden, daß solche Urtheilslosigkeit, solches Vernachlässigen der im höheren Sinne historischen Aufgabe nicht das Wahre seyn kann. 4) Die pragmatische Richtung: sie kennt nur eine Entstehung des Dogma aus der subjektiven Thätigkeit der Individuen und Parteien, nicht aus der dogmatischen Substanz heraus. (Plank's Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs das großartigste Beispiel.) 5) Die philosophische Behandlung will den höheren und inneren Zusammenhang begreifen, richtet sich aber häufig nicht genug auf die Erkenntniß des Dogma, wie es in der Wirklichkeit geschichtlich vorliegt. — Die wahre Behandlung der Dogmengeschichte wird darin bestehen, alle diese Momente in sich zu vereinigen, jedes durch das andere zu beschränken und zu rektificiren.

Die Darstellung ist überall klar und verständlich, an vielen Stellen aber wohl etwas zu breit, wir möchten sagen, zu genetisch gehalten. Statt uns der treffenden Resultate zu erfreuen, müssen wir auf gar mancher Stufe und durch manche Rekapitulation hindurch mit dem Verf. den Weg dahin zurücklegen; namentlich gilt dies von dem zweiten Theile. Wir haben uns aber diese Bemerkung über die im Allgemeinen so wichtige und treffliche Schrift nur aus

demselben Wohlmeinen heraus erlaubt, das schon neulich in dieser Zeitschrift den Kämpfern der guten Sache dasselbe stilistische und dicht gewebte dialektische Waffenkleid wünschte, dessen sich die Gegner mit solchem Vortheil bedienen und worin, sieht man genauer zu, ihre Hauptstärke besteht.

Dogmatik.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß u. s. w.

(Beschluß.)

Der Geist des Herrn ist in einem Zuge der tiefsten Geistesarmuth, die sich für eins achtet mit dem Leben der gefallenen Menschheit, eines Durstes nach Gerechtigkeit, der in dem Leiden des Herrn seines natürlichen Lebens Gericht erkennt, um in dem Leben, was Jesum zum neuen Adam machte, seine Gerechtigkeit, Wahrheit, Heil gläubig zu bejahen, durch diesen Glauben aber umgeboren zu werden zu einem himmlischen Leben, das Kinder Gottes zeugt, die Kinder brüderlich zusammenschließt in Liebe, zu Gliedern eines Leibes macht im Reiche Gottes, welches in sich die Bürgschaft hat, daß der schöpferische Geist, der einst Jesum Christum von den Todten auferwecket hat, auch unsere sterblichen Gebeine erwecken wird, um deß willen, daß sein Geist in uns wohnet. (Röm. 8, 11.) Wenn sie die Träger dieses Geistes Pietisten heißen, so sagen sie doch mit diesem historischen Namen, der die letzte allgemeine Gestalt des protestantischen Geistes bedeutet, aus, daß wir uns eng anreihen an die Zeugenkette, durch die derselbe Himmelsstrahl schlägt, der einst durch des Paulus Seele schnitt. Wenn sie aber diesen Geist nicht haben, wie mögen sie denn urtheilen, von wannen er sei? Sie sagen, wer diesem Geiste Göttlichkeit und alle Wahrheit beilege, der stelle doch sein menschliches Urtheil über ihn. Nennen sie Zeugen Urtheilen? Wenn ich das Himmelslicht nicht sehen kann ohne mein menschliches Licht, mein Auge, spreche ich dann aus, wenn ich sage: ich sehe! daß ich nichts sehe, denn einen Widerschein meines Auges, weil ich nicht ohne Augen sehen kann? Das Auge bürgt für das Licht, wie mein inneres Auge für das göttliche Wort.

Bürgt aber dieser innere Geist für die Wahrheit und Wirklichkeit des Faktums, von dem er ausgeht durch den Glauben? Schon im Leben geschieht es, daß ein innerer sittlicher Geist ein Faktum fordert und bezeugt. Den meisten bedeutenden Persönlichkeiten der jüngeren Generation fühlt man in ihrer Stellung zum Geiste des Zeitalters einen doppelten Geist ab, einen alten, breiten, sentimentalen, rationalistischen, radikalen, negativen — kurz ein Erbstück aus dem siècle de Louis quatorze vorsündfluthlichen Angedenkens und in mehr oder weniger glücklichem Kampfe mit diesem einen neuen, frischen, geschichtlichen, vaterländischen, gläubigen (im weiteren Sinne), positiven. Dieser neue Geist fordert einen Akt der Erhebung, der Auferstehung des deutschen Volkes. Das Wort von der geschichtlichen That dieses Geistes facht ihn immer von Neuem an. Ref. fuhr einst mit einem Franzosen, einem liegen gebliebenen Treibholzstück aus der Sündfluth, über das Leipziger Schlachtfeld, welcher Stein

Digitized by Google

und Bein schwur, die ganze Sache wäre eigentlich unmöglich gewesen, nur durch den allerschlechtesten Zufall herbeigeführt worden. Von einem ehrlichen Pastor, der das Gegentheil aus der Sachlage in etwas gemüthlicher Breite zu erweisen suchte, versicherte er mir nachher, derselbe besitze gar keine faculté de raisonner. Napoleon sagte: die Deutschen haben das Fieber. Wenn also einer, wie dieser Franzose denkt, oder wie Göthe Steine zu sammeln gehabt hätte, oder wie Hegel eine Logik zu schreiben — die Sache also geschehen läßt, nur seiner Seits, wie die Leute im Evangelio, spricht: Ich bitte Dich, entschuldige mich — der hat, wie Lessing oben sagte, ein Faktum, das auf seine moralische Ueberzeugung keinen Einfluß gehabt hat, ein reines Faktum. Umgekehrt, wenn ich an diese That der deutschen Nation glaube, so geschieht doch das nicht blos, soweit ich in die Zeitungs- und Augenzeugenberichte keinen Zweifel setze, sondern daß ich an den guten Geist glaube, der diese That gethan, glaube, weil ich selbst seinen Odem in mir verspüre, glaube, weil er mir die Garantie für Deutschlands Zukunft ist. Wenn nun die Kirche, mein eigentlich Vaterland, zu mir ein Wort gesprochen hat in der Taufe, in dem Munde der Eltern und Lehrer, in der Stimme der Diener Gottes, das mir einen Geist giebt, in dessen Lichte ich Gott schaue, wie das Auge von Sonnennatur die Sonne schauet, so muß doch, da dies Wort ein historisch überkommenes ist, eine Zeit gewesen seyn, wo es zuerst gesprochen ward, ein Prophet, der es gesprochen hat, ein Geist, der es eingegeben hat, und doch wohl derselbe, der es in mir gewirkt hat. Stelle ich nun, wie der Schwarmgeister einer, meinen subjektiv empfundenen Geist über das Wort? Wenn ich mir die Begeisterung der deutschen Jugend nicht denken kann, ohne eine gleiche in mir zu empfinden, und nach dieser Erfahrung urtheile, stellt denn dann dies Urtheil die geerbte Begeisterung über die originale, die die That gethan? Wenn ich von dem von mir subjektiv empfundenen Geiste nicht anders zeugen kann denn im Worte, im menschlichen Worte, wie ich es etwa oben gethan, dies mein menschlich Wort aber doch diesen oder jenen ergreifen kann, so ist es doch der Sache reine Vernunft, daß das geforderte historische originale Organ, das apostolische, durch das der Geist zuerst gesprochen, damit durch dasselbe allen Geschlechtern und Zeiten der Segen des Geistes werde, das reinste, göttlichste, das absolut normale sei

Dies geforderte Wort ist das eine, von Christo durch den Geist allen Aposteln geoffenbarte Wort. Aufgefaßt und gepredigt konnte es blos werden in menschlicher Weise, sollte es auch werden, da es für Menschen war. Das Gefäß war irden, auf daß die Gnade mächtig sei. Das was Paulinisch, Petrinisch, Johanneisch ist, soll ex jure humano gemessen werden. Wie sich von selbst versteht, kann nur die Form gerichtet werden, nicht der Inhalt, denn im heiligen Geiste. Die menschliche Form soll aber mit der Ehrfurcht gemessen werden, die den Lichtern der Menschheit gebührt. Sie sind keine Akademiker, keine Feldherrn, keine Dichter gewesen, aber in den Typen ihrer Charaktere sind ganze Typen der Menschheit ausgeprägt. Wer die Ehrfurcht kennt, mit der Jeder, der Anspruch auf Bildung und Wissenschaft macht, mit den Gedanken eines großen Alten, etwa Plato, umgehen muß, ehe er richtet, der muß ergrimmen im innersten Leben, wenn er die Flachheit in alle Verse des Paulus ihre Nasen begraben sieht. Man könnte so manchen Querkopf eher todtschlagen, als er nur die allgemeinsten Züge der Platonischen Gnosis, oder gar den ungeheuren formellen Verstand, der in dem Neuplatonismus liegt, begreifen könnte: die Johanneische Gnosis und Mystik, die muß so durchsichtig seyn wie Ilmwasser!

Dies Wort der Apostel hat Gemeinden gegründet ohne Schrift. Es war lange Zeit mächtig in Gemeinden ohne Schrift. Das apostolische Wort wirkt den Geist jetzt noch ohne Schrift. Daß die Apostel geschrieben haben, ist nicht absolut nothwendig, sondern nur relativ. Wenn aber die Zeit bald eintrat, zur Zeit der Reformation mit furchtbarster Augenscheinlichkeit eingetreten ist, wo das Zeugniß der Kirche verunstaltet war, menschliche Auffassungen sich für göttlichen Geist ausgaben, auf juristisch giltige Koncilienakte gestützt, so preisen wir Gott und seine überschwengliche Weisheit, daß er das Wort der Apostel, das, wie alles was von Menschen aufgefaßt wird, verunstaltbar war, an eine Schrift derselben Apostel gebunden hatte, eine historische Thatsache, gegen die die historischen Thatsachen des angeblichen heiligen Geistes der katholischen Kirche nichts vermögen, eine historische Thatsache, mit mächtigen Zeugnissen beglaubigt, die auch noch handgreiflich genug ist, um so groben unhistorischen skeptischen Geistern, die für Geist und Geschichte keinen Sinn haben, wie Strauß selbst, die Hände binden zu können. Diesen Vortrefflichen steht es freilich ganz vorzüglich, über äußere Testimonia vornehm wegzusehen, ihnen, denen es nicht möglich ist, über ein Paar Varianten und Abweichungen zu dem Sinne einer einzigen Erzählung durchdringen zu können. Die Kirche Jesu Christi wäre ohne Zweifel auf einen Fels gegründet, wenn ihr ein de Wette für ihr göttlich historisches Fundament sein ästhetisches Gefühlsleben böte, jenen „ahnungsvollen heiligen Sinn,“ der heilige Geschichten des N. T. „Anekdoten“ zu nennen für gut befunden hat.

Wenn Strauß sagt, das Verhältniß der Protestanten zu einem heiligen Buche (S. 133.), das doch kein so lebendiger Proceß sei, wie die Kirche der Katholiken, sondern etwas äußerlich dem Subjekte als ein Objekt gegenüber stehe, sei ein Unlebendiges, so hat er Recht, wenn er den jammervollen Zustand der Gegenwart ansieht, wo ein Geistlicher die Bibel ohne Weiteres nach Strauß auslegen kann, wo ein Sintenis sich für einen Protestanten halten kann, — wo der Geist der Gemeinde nicht die Kraft hat, in einem Zeugnisse zu bekräftigen, daß die Bibel für ihn ist, nicht die Energie, Leute wie Strauß und Feuerbach auf immer auszuschließen, da sie sich selbst ausschließen.

Strauß hat kein wissenschaftliches Princip, unwissenschaftlich ist sein Verfahren: unchristlich ist seine Stellung. Er schließt sich selbst von der Kirche aus. Ich kann nicht glauben, daß er selbst an die Wissenschaftlichkeit seiner Auflösungen glaubt. Diese Schrift soll das Bluturtheil der Kirche seyn. Wie einst der letzte Hochmeister der Tempelherren seine ungerechten Richter, so ladet der gemißhandelte Geist der protestantischen Kirche ihn vor vor den Richter der Wahrheit. Es wäre furchtbar, wenn er einer Stadt gliche, die auf einem hohen Berge liegt, ja dem stolzen Kapernaum, das bis an den Himmel erhöhet war, um bis in die Hölle gestürzt zu werden, weil auch Sodom und Gomorra Buße gethan haben würden, wenn sie solche Zeichen gesehen hätten.

K.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 16. November. **Nr. 71.** 1841.

Philosophie.

Ueber Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie. Ein Beitrag zur Kritik derselben von Dr. Hermann Ulrici. Halle, bei J. F. Lippert. 1841. 291 S. 8. Pr. 2 Thlr.

Der Verf. beginnt mit einem Grundrisse des Hegel'schen Systems. Natürlich kann ein solcher von einem Systeme, welches seinen Inhalt als die nothwendige Bewegung der Idee producirt, nicht das innerste Getriebe, sondern nur die historisch hervortretenden Resultate geben, höchstens in den wichtigsten Abschnitten das logische Band aufweisen. Der Zweck desselben ist auch nur mittelbar ein wissenschaftlicher, nämlich die Orientirung des Nicht- oder Halbkennens, wie ihn eine Schrift in der Form von Vorlesungen voraussetzen muß. Wie wünschenswerth eine solche Landkarte indeß auch für Manchen ist, der bereits nähere Notiz von dem benannten System genommen hat, werden die am meisten bezeugen können, die in der ersten sogenannten mythischen Epoche ihre Studien begannen, wo gewiß so Mancher sammt seinem Docenten nicht gewußt hat, ob er auf Erden oder im Himmel sei. Nur wer es erfahren hat, kann es glauben, in welchem Grade die zutrauensvollsten Seelen von solchen Docenten, die unverdaut die logischen Blöcke, wie Lichtenberg spricht, s. v. herauslaxirten, gemißhandelt worden sind. Es ist doch ein beklagenswerthes Loos, für den oder jenen unreifen Docenten der Schleifstein seyn zu müssen, an dem er docendo erst sein logisches Messer wetzen will. — Die benannte Uebersicht ist übrigens mit besonderem Fleiße skizzirt.

In der zweiten Vorlesung geht nun unser Verf. auf das ein, was in der That der charakteristische Kern des Hegel'schen Systems ist, nämlich die Methode. Es war vielleicht auch historisch nachzuweisen, wie das Bedürfniß derselben Hegel'n veranlaßt hat, den Schritt über Schelling hinaus zu thun. In seiner ersten Epoche schreibt auch Hegel noch ganz in dem seherhaft versichernden Ton der Naturphilosophie, der ihn selbst in dem Buche noch hie und da nicht verlassen hat, das in seiner Vorrede auf Kosten Schelling's allenthalben auf Methode dringt, ja von derselben eine Gestaltung der Substanz verheißt, die das Zeitalter weniger empören möchte, als die absolute Substanz der Naturphilosophie es empört habe. Unser Verf. behauptet nun S. 36., daß die Methode nicht bloß das formale, sondern auch das materiale Princip des Systems sei. So scharfsinnig die Argumente sind, Rec. muß gestehen, ihnen nicht ganz beipflichten zu können. Die Methode ist der einfache Rhythmus, den die dialektische Begriffsbewegung des sich selbst denkenden Gedankens vom abstrakten Seyn bis zur absoluten Idee durch alle Entwickelungsmomente hindurch nimmt. Sie ist, wie ein Versmaaß, bei allem konkreten Inhalt, den sich der sich mehr und mehr verdichtende Begriff giebt, die stets gleiche Form, die aber dem Inhalte nicht äußerlich, sondern dessen dialektische Seele ist. So sind die Verlaufsmomente des Lebens von der Pflanze an bis zum Menschen abstrakt dieselben; aber die konkreten Verwirklichungen des Lebens d. h. die mancherlei Pflanzen und Thierarten sind doch noch etwas anders. So auch in Hegel's Logik. Das reine Seyn, womit die Logik beginnt, definirt der Verf. sehr richtig „es ist das erste Sich-selbst-erfassen des Denkens in seiner Abstraktion von allem Andern, in seinem reinen Sich-auf-sich-beziehen und somit in seiner reinen Einfachheit, Unbestimmtheit, Inhaltslosigkeit." Dieses Seyn nun — lassen wir vor der Hand dahingestellt, ob die Entwickelung richtig ist oder nicht — dieses Seyn nun

Digitized by Google

bewegt sich durch seine eigene Negativität zum Werden fort, dieses zum Daseyn, dieses zum Für-sich-seyn, dieses zur Zahl, diese zum Maaß u. s. w., jedenfalls also zu Gedankenbestimmungen immer konkreteren Inhalts. Inhaltlos sind diese Bestimmungen, so weit sie eben bloße Gedanken sind, aber als Gedanken haben sie an ihren eigenen Momenten Inhalt. Einen anderen Inhalt aber als gedachten verspricht die Logik nicht. So innig sich die Methode dem Inhalte anschmiegt, so sehr sie der schöpferische Trieb in der Lebensgliederung der Logik ist, oder wie Hegel sagt, die Seele, so sehr sie in der Idee die lebenanfachende Unruhe ist, so ist sie doch nicht die Materie, nicht die Substanz, sondern die Form der Materie, und wenn diese selbst nur Form seyn soll, die Form der Form. Desto entschiedener aber muß Rec. die Frage des Verf.'s accentuiren, womit die Hegel'sche Schule denn die Methode beweise? So viel ist klar, daß die Methode in der Logik ein mächtig Agens ist. Dieselbe aktivirt Alles. Sie tritt gleich auf beim Anfange als dialektischer Trieb. Daß man innerhalb der Schule diesen Proteus nicht recht unterbringen kann, erhellt schon ganz äußerlich. In Hegel's Logik nimmt er erst nach der Komödie, wie bei den Alten, die Maske ab, bei der absoluten Idee nämlich und empfiehlt sich mit der Bitte: plaudite, auditores. Der Docent, bei welchem Rec. Logik hörte, schachtelte ihn unmittelbar nach dem Werden ein. Erdmann hat für ihn Prolegomena erfunden. Werder's Logik zu konsultiren, ist Rec. nach dem, was aus der Schule selbst heraus geschollen ist, aus Geschmackssorge, als welche ein Theologe doch nicht ganz beiseits werfen kann, abgehalten worden. In der Regel wird geantwortet: die Methode hat sich in der Phänomenologie ausgewiesen. Wo und womit denn? Die Methode agirt dort, eben so wie in der Logik. Aber eben so unerwiesen dort, wie hier. Die Güte der Resultate soll doch sie nicht empfehlen? Und gesetzt sie wäre erwiesen in der Phänomenologie, folgt daraus, daß dasselbe Agens, welches auflösend (mehrsagend wie analytisch) sich bewährt hat, aufbauend (hier wenigstens bezeichnender als synthetisch) das wahre seyn werde? Jeder Mensch, der ein Organ für Philosophie hat, muß diese Methode nicht allein großartig nennen, sondern die Methode, von der alle künftige Philosophie ausgehen muß: aber erwiesen ist sie nicht. Das einfach scheinende Postulat der Hegel'schen Philosophie: Denke! heißt also näher angesehen: Denke gefälligst in der absoluten Methode! Allein der Anfang ist noch komplicirter. Wenn mir die Forderung aufgelegt wird: Denke! so muß ich doch wissen, was Denken ist. Woher weiß ich denn das?

Hierauf antwortet man wohl: Jeder Mensch, der auf diesen Namen Anspruch macht, wird doch wissen, was Denken ist! Allein es ist hierauf zu antworten: Jeder Philosoph, der auf diesen Namen Anspruch macht, darf doch nicht auf die unerwiesenen Vorstellungen der gesunden Vernunft basiren. Erdmann scheint dies gefühlt zu haben, und hat eine Definition des Denkens, welches Verallgemeinern sei, in die Prolegomena gesetzt. Ist — Ist — aber warum denn? Ferner, wer Denken fordert, fordert allezeit ein Ich, welches denkt. Andererseits, wer ein Ich auffordert zu denken, fordert es auf im Namen der Wahrheit, daß es nämlich denkend die Wahrheit finde. Womit, da doch Denken nicht das einzige Thun des Ich ist, da doch Schleiermacher im fühlenden, Fichte im handelnden, Schelling im anschauenden Ich das reine Organ der Wahrheit forderte, womit wird denn bewiesen, daß das Denken die reine absolute einzige Form sei, womit das Ich der Wahrheit sich bemächtige? Ich weiß wohl, daß man bei solchen Fragen immer wieder in die Phänomenologie verwiesen wird. Gut. Also nun lautet die Hegel'sche Forderung im Anfange so: Wenn du die Entdeckungsreisen (denn so nannte die Phänomenologie Hegel, laut Michelet, selbst) der Phänomenologie durchgemacht, durchgemacht hast in der geforderten Methode, also daß alle Lebensformen zerronnen hinter dir liegen, du nur dein Ich als allgemeines (Vernunft-Ich) in dem Zutrauen hast, daß es in sich alle Wahrheit des Seyns habe, mache dein Ich verallgemeinernd in der absoluten Methode, die du als treuen Mentor auf deinen Reisen erprobt hast! Eine starke Forderung. Hier nur ein praktisches Korrolarium. Wenn nämlich die angebliche Voraussetzungslosigkeit der Hegel'schen Wissenschaft in der That auf einer so komplicirten Reihe von Vermittelungen beruht, so ist der Muth zu bewundern, mit dem die Schule der Kirchenlehre fort und fort ihre unwissenschaftlichen Voraussetzungen vorwirft, da doch der eine Geist, den die christliche Glaubenslehre fordert, der heilige nämlich aus dem Glauben, nicht nur eine ganz andere historische Hinterlage hat, als die geschichtliche, welche jene Wissenschaft hat, sondern auch als präsentes Faktum sich selbst erweist, während die Absolutheit jenes geforderten Standpunktes, wenn er selbst sicher auftreten will, doch zunächst auf dem Glauben beruht, daß der phänomenologische Weg zutreffe. Geschieht der Anfang nicht im Glauben, so muß der Anfänger die Phänomenologie noch einmal wissenschaftlich producıren, um, wenn dieser Proceß nicht der unendliche endlose seyn soll, doch endlich glaubend abzuschließen. Und noch eine Bemerkung mit einer

Digitized by Google

ernsten Warnung. So oft Ref. Hegelianer vorgekommen sind, hat sich ihm stets die eine Erscheinung, für die das Gesetz nicht weit zu holen ist, herausgestellt, daß sie nämlich jener Präsenz ermangelten, welche allezeit natürliche Menschen von Metall haben, jener Fähigkeit, die Wirklichkeit in ihrem Lebenszusammenhange in scharfen klaren Kontouren wieder zu geben, jener Lebenssicherheit, welche in der That nur ein Geist giebt, der in steter Gegenwart sich an den natürlichen Charakter organisch anschmiegt. Es liegt in dieser Philosophie etwas Titanisches, Dämonisches, wenn man will Faustisches, — wohlverstanden in der Philosophie, nicht in den Subjekten, die sie gegenwärtig repräsentiren, von denen doch größtentheils gilt mediocribus esse poëtis. Glaube doch Keiner, daß das Leben sich so leicht wieder aufbauen läßt, als es sich abbrechen läßt. Das, was man in der christlichen Welt Gemüth, Charakter, Gabe und Gnaden nennt, dieser zarte Duft und Hauch, dieser keusche Blüthenstaub, er ist bald abgestreift, aber selbst die Himmelssonne der ewigen Gnade, die, wie die natürliche im Pflanzenreiche den geliehenen Lichtstoff in tausend schönen Weisen als Blüthe herausbrechen läßt, so innig an die natürlichen Gaben und Gnaden anschließt, selbst die Gnadensonne hat oft für diese Welt keinen Frühling mehr für die, welche ihr innerstes Leben frevelnd verletzet haben.

Was die Logik anbelangt, so ist unser Verf. in der Anerkennung der außerordentlichen Geisteskraft, welche in ihrer Schöpfung mächtig erscheint, nicht karg. (S. 111.) Ehe wir richten, wollen wir erst gerecht seyn gegen unsere großen Männer. Es ist diese Logik eine außerordentliche That des Menschengeistes, vielleicht die größte philosophische seit Plato und Aristoteles. Um das harte Wort zu rechtfertigen, was Schelling über den Spätergekommenen und damals eben erst Heimgegangenen gesprochen hat, erwarten wir Thaten, und zwar dauerndere, als es die genialen Konjekturen der ersten Epoche waren. Es ist das bleibende Verdienst Hegel's, dem schmählichen Zustand der alten Logik, welche die alte Aristotelische Kategorientafel in einer auf diesem Gebiete geistlosen Observanz von Zeitalter auf Zeitalter verschleppt hatte, zuletzt insonderheit unter Krug's und Sallat's Händen einen Wasserstoff angehäuft hatte, der einfachen Christen (wie Claudius) und dem Mephistopheles gleich lächerlich war, auf immer ein Ende gemacht zu haben. Krug hielt das Christenthum für perfektibel, aber die Logik für unverbesserlich. Es ist das bleibende Verdienst Hegel's, den Kantischen Dualismus, der konsequenter Weise nicht nur aller Philosophie ein Ende gemacht hätte, sondern in der

Weise, wie man bereits angefangen hatte, auf die Theologie übergetragen, wie einst das Schreckensregiment der la vertu alle Geschichte guillotinirt, das göttliche Leben zu einer Hülfslinie für das sich moralisch aus sich selbst konstruirende Subjekt herabgesetzt hätte, — auf immer überwunden zu haben. Es ist das Verdienst Hegel's, die Substanz Schelling's, die so manchem gläubigen Theologen unter den christlichen Formeln Schleiermacher's mit eingeschlüpft war, auf immer überwunden zu haben. Was Jemand gesagt hat (von Rosenkranz angeführt) von den deutschen Domen, daß nämlich eine Riesennatur und eine Zwergnatur zugleich an ihnen gebaut habe, das gilt auch von dem Wunderbau dieser Logik, der aus dem Material aller Zeiten in tausend Variationen ein Motiv durchgeführt hat, das in immer verklärteren Formen sich hebt und hebt und in die dreieinige Spitze der absoluten Idee endlich aufhebt. Der Theologe ignorirt entweder die philosophische Entwickelung, oder er macht seinen Glauben ganz oder doch theilweise davon abhängig. Im letzteren Falle muß man die Entwickelung nehmen, wie sie ist. Dann aber muß sich ein Theologe erfreuen an dem, was Hegel zur Vollendung der philosophischen Wissenschaft an sich, was Hegel zur Aussöhnung der Wissenschaft mit der Kirchenlehre beigetragen hat. Daß es geschehen, erhellt aus dem eben Gesagten.

Wenn aber gefragt wird, ob die Wissenschaft an sich auf diesem Stadium ihrer Entwickelung bleiben könne, so antwortet unsere Kritik auf das Entschiedenste: Nein. Es kann nicht unsere Aufgabe seyn, unserem Verf. durch alle Punkte seiner Kritik zu folgen. Da sie sich zunächst Princip und Methode dieser Philosophie zum Objekte gemacht hat, so bleiben wir am besten auf dem eben berührten Boden stehen. Ueber die Beweiskraft der Phänomenologie wird S. 81. so geurtheilt: „Gesetzt auch, der Standpunkt der Hegel'schen Logik wäre der allein berechtigte und wahre, so ist doch einleuchtend, daß derselbe durch die Phänomenologie keinesweges begründet ist. Er ist es nicht, weil zunächst die ganze Phänomenologie, wie wir sehen, auf bloß faktischen Behauptungen beruht, die, wenn sie bestritten werden, die ganze Entwickelung aus ihrem Geleise werfen, und eine neue Untersuchung, eine Einleitung zur Einleitung nöthig machen, durch die erst festzustellen wäre, ob und wiefern das Faktisch-Vorhandene — eine Existenz wie die des gemeinen sinnlichen Bewußtseyns — von der Philosophie empirisch auf- und angenommen werden dürfte.... Er ist es nicht, weil weder die Identität noch überhaupt das Verhältniß vom

Digitized by Google

Denken und Seyn phänomenologisch d. h. vermittelst der in jener faktischen Behauptung von der Existenz des sinnlichen Bewußtseyns schon gemachten Voraussetzung der Identität — — sondern nur durch das reine Denken aus dessen immanenter Denknothwendigkeit erwiesen werden kann." Ref. ist begierig, was die Schule erwiedern wird auf diesen Einwand, der noch durch die Thatsache unterstützt wird, daß Hegel von momentan wichtigen Erscheinungen seiner Zeit wie z. B. Gall's Schädellehre, Lavater's Physiognomik, Sturm- und Drangepoche der Weimarschen Genies u. A. befangen, eine Reihe Zufälligkeiten zu Konstruktionsmomenten erhoben hat, wie auch sein Ausdruck Entdeckungsreisen beweist. Der Ausgangspunkt von dem sinnlichen Dieses ist wohl durch die Megariker Hegel'n an die Hand gegeben worden, so wie der Uebergang vom Meinen, Vorstellen zum dialektischen Denken durch die ganz ähnliche Beweisführung Plato's im Theaetetus. Wenigstens stehe es als fragende Bemerkung hier. Ulrici nennt den Standpunkt des reinen Denkens, auf den sich Hegel im Anfange der Logik stellt, den allein wahren Standpunkt, den wahrhaft absoluten Anfang der Philosophie. S. 84. Allein er läugnet fast durchweg die Objektivität, die Wahrheit der Entwickelung, hie und da in etwas scharfen Ausdrücken. Vor der Hand vorausgesetzt, die Deduktion sei richtig: was haben wir? Nach Hegel's kühnem Ausdrucke: Die Entwickelung des Begriffes Gottes, wie er an und für sich ist vor Erschaffung der Welt und des endlichen Geistes. Jedenfalls zunächst: Den aprioristischen Gedankeninhalt, welcher dem menschlichen Geiste seiner Natur nach unmittelbar immanent, als ein sich selbst erzeugendes Ganze begrifflich entwickelt. Wenn ich nun annehme, dieser Begriffsinhalt sei die objektiv-subjektive Substanz des sich selbst denkenden Gedankens, woraus folgt denn nun. daß das Seyn, welches in Natur, Geist, Gott objektiv ist, weiter nichts sei als die Verwirklichung dieses logischen Seyns, so zu sagen, fleisch-, bein- und geistgewordene Kategorien? Auf diese Frage kann die Schule antworten: Die Phänomenologie hat den Beweis geführt, daß das denkende Ich, das Vernunft-Ich, durch die Selbstdialektik aller seiner Stellungen zur Objektivität in seinem Seyn alle Wahrheit habe. — Man sieht, die Phänomenologie ist, wie es auch Rosenkranz ausgesprochen, der Fundamentalkodex, der sich dazu auch noch besonders deshalb eignet, weil er nach desselben Philosophen Ausdruck ein Buch mit sieben Siegeln ist. Rec. weiß nicht, ob es ihm, der dies Buch einmal ganz, Einzelnes wiederholt gelesen hat, allein so geht, daß, wo sich die Processe in dies Buch verlieren, es ihm immer angst wird, weil die Form dieses Buches ihm im hohen Grade abstrakt, dunkel, unverdaut, oft rein undurchdringlich, vorgekommen ist (bei Michelet findet sich ziemlich dasselbe Urtheil) — noch abgesehen von den oben benannten Bestandtheilen, die oft eben so schwierig für einen Leser des gegenwärtigen Decenniums sind, als die Anspielungen in Tieck's Zerbino. Allein in diesem Falle kann man den Rekurs mit der Bemerkung abschneiden: Die Phänomenologie hat bloß den Beweis geführt, daß das denkende Ich in den Kreisen der Objektivität und des Lebens nicht die absolute Wahrheit finde, sondern durch die Dialektik jenes Seyns an und in seinen eigenen Gedankeninhalt verwiesen werde. Daraus folgt aber doch noch nicht, daß jenes Seyn gar keine Wahrheit enthalte, weil ja dann auch der Versuch, die Verwirklichung der logischen Idee in derselben Objektivität nachzuweisen, den doch diese Philosophie selbst macht, sinnlos seyn würde. Erweist sich — wenn wir anders gewillt sind, die Deduktion zuzugeben — erweist sich der Gedanke als das eigentliche Element der Wahrheit, so weiß doch der, welcher auf dem Standpunkte dieses reinen Gedankens angelangt, vom reinen Seyn = Nichts anhebt, noch nicht einmal, ob eine Welt des Gedankens ist, geschweige denn, daß die Welt das Seyn des Gedankens ist. Die Phänomenologie beweist in diesem Falle nichts. Es bleibt noch eine andere Antwort übrig: Die Logik beweist innerhalb ihres eigenen Verlaufes, daß der Begriff eine Objektivität des Begriffes fordere, in die er hineinscheine. Dies ist dem Begriffe nicht zu verdenken, ebenso wenig als es den Männern des Begriffs zu verdenken war, daß sie einen Staat des Begriffes forderten, in den sie hineinschienen. Allein die Objektivität, welche sich der Begriff in der Logik giebt, Mechanismus, Chemismus, Teleologie, Leben, Erkennen, Gutes, ist ihm zu vergönnen, denn es ist eine rein logische, eine logisch konstruirte, obgleich ein Blinder sieht, daß der Gedanke sie nicht rein aus seinem logischen Mittel konstruirt, sondern der Wirklichkeit etwas abgesehen hat. Wenn also die Objektivität ohne Frage eine aus Begriffen gewobene seyn soll, woher weiß denn der Begriff, daß die eigentliche in Natur und Geist seiende so ist, da er sie als logischer Begriff noch gar nicht kennt.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 20. November. **Nr. 72.** 1841.

Kirchliche Litteratur.

1) Die römische Kirche, kritisch beleuchtet in einem ihrer Proselyten, von Carl Friedrich Gaupp, Pastor primar. zu Langenbielau in Schlesien. Dresden, bei Justus Naumann. 1840. Pr. 26¼ Sgr.

2) Historisch-kritische Einleitung in die Augsburgische Konfession. Nebst erneuerter Untersuchung der Verbindlichkeit der Symbole und der Verpflichtung auf dieselben. Von Rudelbach, Konsistorialrath und Superintendent. Dresden, Verlag von Justus Naumann. 1841. Pr. 1 Thlr.

3) Amtliches Gutachten über die Wiedereinführung der Katechismus-Examina im Königreiche Sachsen, nebst historischer Erörterung der Katechismus-Anstalten in der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands, von Dr. A. G. Rudelbach. Dresden, Verlag von Justus Naumann. 1841. Pr. 12½ Sgr.

Der Grund, warum wir die Anzeige obiger drei Bücher verbunden haben, ist ihre begriffliche Zusammengehörigkeit. Alle drei Schriften haben es mit der Kirche zu thun, nur mit dem Unterschiede, daß die erste polemischer, die zweite apologetischer und die letzte praktischer Natur ist, und geben so einen neuen Beleg von dem Wiedererwachen kirchlicher Bestrebungen in unserer Zeit. Wir können nicht anders, als uns darüber freuen, mögen auch Rationalisten vor dem bloßen Worte Kirche erschrecken, als wenn sie ein mittelalterliches Gespenst sähen, wie man ja auch hie und da von jesuitischen Spukgeschichten in der protestantischen Kirche liest und hört *); ja mögen selbst manche noch nicht gereifte Gläubige, in der subjektiven Zerflossenheit unserer Zeit befangen, dazu als zu einem neuen Zwinghause für ihre evangelische Glaubensfreiheit bedenklich den Kopf schütteln. Die große Verheerung, die nach Entfernung des sogenannten Symbolzwangs unsere protestantische Kirche erlitten hat, indem so der letzte Zaun gebrochen und der Weinberg ungehindert und auch ohne Bedenklichkeit des Gewissens zertreten wurde; ferner die haltungslose Stellung unserer Kirche neben der katholischen, die ihr Haupt in neuerer Zeit wieder kecker zu erheben beginnt, eben weil ihre Glieder durch ein festeres Band zusammengehalten werden; endlich die noch immer lebendigen Ueberreste der hier und dort verstreueten lutherischen Kirche, die trotz allen Zwangsmaaßregeln sich nicht haben uniren wollen und auf der Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche fort und fort beharren: alles dies zusammengenommen hat in jedem ernster Denkenden die Ueberzeugung hervorgebracht, daß es so, wie es ist, nicht bleiben könne, freilich ohne daß sich bereits eine bestimmte Aussicht auf das, was werden wird, eröffnen ließe. So viel ist gewiß, wir leben in einer Zeit, wo es gewaltig keimt und gährt; es kommt nun bloß auf einen befruchtenden Regen von oben an, damit sich die kostbare Pflanze gedeihlich entwickle; Menschenhände können hier wenig thun.

Gehen wir nun zur Anzeige der erstgenannten Schrift über. Des Verf.'s ursprüngliche Absicht ist es gewesen, eine Lebensgeschichte Johann Scheffler's zu verfassen, nachdem derselbe neuerdings durch seinen „cherubinischen Wandersmann,"

*) In einem gewissen Ländchen Deutschlands hat, wie Referent in Erfahrung gebracht, ein Landprediger eine Schrift cirkuliren lassen, worin er alle gläubigen Prediger als unter jesuitischem Einfluß stehend darstellt, was freilich nicht ein Jeder wußte, indem die Bornirteren als unbewußte Werkzeuge gebraucht wurden.

Digitized by Google

so wie durch seine geistlichen Lieder der Vergessenheit, der er beinahe verfallen wäre, wieder entzogen worden. Der Verf. sagt: „Als ich an mein Werk ging, war ich über die in gelehrten und ungelehrten Kompendien der evangelischen Glaubenslehre gangbare Theorie von der Kirche nie hinausgekommen und sah mich namentlich von dem ganz abstrakt gefaßten Gegensatze der sichtbaren und unsichtbaren Kirche beherrscht." Und weiterhin sagt er: „Da diese Folgerung (der Katholiken nämlich, daß es, wofern die Lutheraner Recht hätten, viele Jahrhunderte gar keine wahre Kirche auf Erden gegeben haben könne) vom lutherischen Standpunkte gar nicht zurückzuweisen war, so gewann hiermit die römische Polemik einen siegreichen Charakter. Denn wie unstatthaft es war, wenn diese auf die ihnen natürlich sehr ungelegene Frage: Wo denn die Kirche vor Luther gewesen sei? ihre Zuflucht zu einer sogenannten unsichtbaren Kirche nahmen, die ohne eine wahre sichtbare vor der Reformation auch unter dem Papstthume bestanden haben sollte, ist an sich selbst einleuchtend genug u. s. w." Bis hieher sind wir mit dem Verf. vollkommen einverstanden; der Ausdruck „unsichtbare Kirche" kann eigentlich nur der triumphirenden Kirche beigelegt werden, die sichtbare Kirche hingegen würde dann die streitende seyn. Wenn aber der Verf. fortfährt, daß der evangelische Theolog nur in so fern hoffen dürfe, seine Kirche erfolgreich gegen den Partikularismus der die allein wahre seyn wollenden römischen zu vertheidigen, als er sich vor Allem hüte, mit ihr auf den Boden desselben Partikularismus zu treten, und einen höheren und freieren Standpunkt einnehmend von den Grundsätzen einer christlichen Union ausgehe, welche als wahrer Katholicismus alle getrennten Kirchen, so lange sie auf der gemeinsamen Basis der apostolischen Glaubensregel stehen, vereinigt; wenn er dann hinzusetzt, daß dies derselbe Weg sei, welchen großherzig schon die Calixte eingeschlagen, nur daß solche Grundsätze zur damaligen Zeit als schmählicher Synkretismus seien zurückgewiesen worden: so will es uns bedünken, daß der Verf. den polemischen und apologetischen Standpunkt verwechselt habe. Bei der Bestreitung der katholischen Kirche kommt es dem Protestanten freilich darauf an, die fundamentalen Einigungspunkte beider Kirchen so scharf als möglich hervorzuheben, indem er nur so seine eigene Kirche legitimiren kann, und das hat auch Luther selbst auf das nachdrücklichste gethan. Anders stellt sich die Sache in den Verhandlungen der einzelnen protestantischen Kirchen unter einander. Hier kann es sich nicht bloß um Einigung in fundamentalen Punkten handeln, es ist ja nicht um allgemeine Legitimirung, sondern vielmehr um Herstellung eines innigen gegenseitigen Verhältnisses zu thun, und somit müssen auch die nicht fundamentalen Punkte zur Sprache kommen, und am Ende muß doch die eine oder die andere Partei in gewissen Stücken nachgeben, und die über den Gegensätzen schwebende Einheit ist zuletzt ein bloßes Gedankending.

Aber kehren wir zum Verf. zurück. Er berichtet uns, daß seine ursprüngliche Aufgabe, eine Lebensgeschichte Scheffler's zu schreiben, in den Hintergrund weichen und das allgemeine Interesse des Gegensatzes der evangelischen und römischen Kirche jenes speciellere an der Person des Genannten in so weit verdrängen mußte. Es habe sich gezeigt, daß es nicht genug sei, denselben als Vertreter seines Kirchenthums in Betracht zu ziehen, daß im Fall der Verf. die Scheffler'schen Kämpfe in ihrem innersten Grunde fassen wollte, die Idee der Kirche ihrem ursprünglichen wahren Katholicismus nach dialektisch zu entwickeln und das Hervorgehen der getrennten Kirchenthümer aus diesem gemeinsamen Stamme, so wie ihre über der Trennung schwebende höhere Einheit nachzuweisen, zuletzt aber die Rückkehr des Reiches Gottes auf Erden zu seinem Ursprunge als Schlußpunkt aller Entwickelungen desselben zu begreifen war. Somit ist Scheffler bloß zum Sprecher der römischen Kirche geworden, und daß er ein solcher seyn könne, müssen wir dem Verf. einräumen, denn die der ultramontanen entgegengesetzte Partei widerstreitet allerdings dem römischen Grundprincipe durchaus, das, so lange es römisch bleiben soll, die Autorität der freien Koncilien nun und nimmermehr kann gelten lassen. Ueberhaupt unterscheidet der Verf. zwischen römischer und katholischer Kirche, indem er unter die letztere alles das begreift, was in jener wirklich apostolisch-allgemeingültigen Charakter hat. Der Verf. entschuldigt sich dann, daß er Alles, was in der gedachten Kirche der wahren Katholicität entgegen sei, in die allgemeine Kategorie des Romanismus gesetzt habe, und zwar so, daß er sagt, alles Verkehrte in der römischen Kirche sei aus einem einzigen ihrer Idee von der Kirche zur Basis dienenden falschen Principe unmittelbar oder mittelbar hervorgegangen. Dieses falsche Princip bezeichnet er durch „Gebundenheit des göttlichen Geistes durch das äußere Gesetz." Somit sucht er die Lehre der Kirche aus der Lehre über die Kirche, statt die Lehre über die Kirche aus der Lehre der Kirche zu begreifen. Auch das läßt sich schwerlich bestreiten, vorausgesetzt, daß er ein gegenseitiges Herüber- und Hinüberwirken nicht in Abrede stelle. Denn obgleich schon vor der vollständigen Ausbildung der römisch-katholischen Kirche vielfache dem Evangelium feindselige Elemente vorhanden waren, so läßt sich doch nicht läugnen, daß dieselben erst unter Einfluß

Digitized by Google

jener zu einer festen und bestimmten Gestaltung gelangten. Dogmatische Irrthümer helfen weniger zum Aufbau einer falschen Kirchentheorie, als eine falsche Kirchentheorie zur Ausbildung von dogmatischen Irrthümern — wir sagen zur Ausbildung, denn die Anfänge dazu mochten immerhin schon in dem Dogmenaggregat zerstreut liegen.

Der Verf. giebt uns in dem Vorberichte eine kurze Lebensgeschichte Scheffler's. Seinen Uebertritt zur römischen Kirche leitet er positiv aus seinem Hange zur Mystik ab und negativ aus seiner Unklarheit über die Rechtfertigung aus dem Glauben und gewiß mit vollem Rechte. Als Beleg für die erstere Herleitung kann sein „cherubinischer Wandersmann" dienen, worin, was schon der Titel andeutet, eine ächt mystische Beschaulichkeit herrscht. Die letztere rechtfertigt sich durch seine Liedersammlung „den seraphinischen Begierer," wo der Glaube hinter das Element der Liebe ganz zurücktritt, wie das in allen geistlichen Erzeugnissen der katholischen Kirche der Fall ist, die sich in einer tieferen Innerlichkeit bewegen.

Nach einer einleitenden Rede an die Katholiken der römischen Kirche, worunter er diejenigen begreift, denen Christus mehr als die Kirche ist, und die er zu der Ueberzeugung bringen will, daß, gleichwie die römische Kirche in der That nicht katholisch sei, also auch sie, in sofern sie katholisch seien, unmöglich römisch seyn könnten, behandelt der Verf. im ersten Abschnitte die Idee der Kirche überhaupt, im zweiten die römische Kirche, und im dritten die Grundschäden der römischen Kirche. Diese Grundschäden stellt er in drei Kapiteln dar, deren erstes von der Weltvergötterung in der Person des Papstes, deren zweites von der magischen Geistesbesitzung und das dritte von dem abergläubischen todten Ceremoniendienste handelt. Zu dem ersten Kapitel sind noch zwei Anhänge, einer über Heiligenverehrung und ein anderer über Vergötterung des irdischen Stoffes gegeben. Heben wir nun aus den einzelnen Stücken Einiges heraus.

In dem ersten Abschnitte, der, wie gesagt, die Idee der Kirche überhaupt entwickelt, beginnt der Verf. mit dem Begriffe „Reich Gottes," das er ganz treffend die Perspektive der Entwickelungsgeschichte der erlösten Menschheit nennt, während man es so häufig mit der Kirche verwechseln hört. Dieses Reich Gottes, das seinen Centralpunkt im Himmel hat, wo Christus der König ist, und subjektiv genommen, im Inneren des Menschen zu suchen ist, in welchem der Geist Christi Wohnung macht (Luk. 17, 20. 21.), um ihn mit sich hinaufzuziehen zu dem himmlischen Jerusalem, zu der Menge der vielen tausend Engel (Hebr. 12, 22 — 24.), dieses Reich Gottes kann allein, nach des Verf.'s unstreitig richtiger Meinung, die unsichtbare Kirche genannt werden und nur in sofern, setzen wir hinzu, fällt der Begriff Reich Gottes mit dem Begriffe Kirche zusammen. Aber diese unsichtbare Kirche ist nur in der Abstraktion der Vorstellung eine solche, und wie der menschliche Geist sich einen entsprechenden Leib schafft vermöge seiner innern Lebendigkeit, so auch der Geist Christi in den Gläubigen. Somit ist die sichtbare Kirche nichts anderes als die geschichtliche Erscheinung des inneren Reiches Gottes auf Erden. Die sichtbare Kirche ist daher zunächst eine Gemeinschaft der Gläubigen, zusammengehalten nicht durch einen vorgesteckten Zweck, was bei jeder Gesellschaft der Fall ist, sondern vielmehr durch die gemeinsame Gabe des heiligen Geistes. So wie nun aber diese Gemeinschaft der Gläubigen das Reich Gottes in sich weiter baut durch den Gebrauch des Wortes Gottes, durch gemeinschaftlichen Genuß der Sakramente und durch Benutzung überhaupt aller Kultusmittel, so wie durch Handhabung der Disciplin, so ist sie auf der anderen Seite auch dazu bestimmt, das Reich Gottes für alle, die noch draußen stehen, auf eben dieselbe Weise zu vermitteln. Als Beleg für diese Mittlerschaft der Kirche führt der Verf. die Geschichte des Cornelius an, dem der Engel zwar die genaueste Anweisung in Betreff der Person dessen giebt, der ihm das Evangelium zu predigen bestimmt ist, ohne ihm jedoch die Heilsbotschaft selbst bringen zu dürfen. Wir meinen, er hätte noch eine treffendere Stelle anziehen können, nämlich die Bekehrungsgeschichte des Paulus, den der Herr selbst, welcher während seines irdischen Lebens das Geschäft der Vermittelung auf sich genommen, nun an die Kirche weist. Ueberhaupt hätten wir gewünscht, der Verf. hätte sich kürzer und deutlicher gefaßt, auch wundern wir uns, daß er nicht Apostelgesch. 2, 42. zu seinem Behufe angezogen hat.

Die apostolische Kirche nun ist die eigentliche *ecclesia repraesentativa*, denn dem apostolischen Kollegium war der heilige Geist, der sie in alle Wahrheit leiten sollte, allein absolut verheißen, und somit ist auch nur bei ihnen die wahre Succession und Tradition. Als beiläufige Bemerkung möge hier stehen, daß nur dieser Fassung gemäß die Stelle „auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" richtig erklärt werden kann, denn nicht mit Unrecht weisen die Katholiken die gangbare Erklärung, daß der Herr seine Kirche auf das Bekenntniß gründen wolle, als ungenügend zurück, indem sie uns, was dem Referenten selbst in Rom mit einem Karthäusermönche begegnet ist, eines willkührlichen Absehens von der in jener Stelle so nachdrücklich hervorgehobenen Persönlichkeit beschuldigen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Philosophie.

Ueber Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie. Ein Beitrag zur Kritik derselben von Dr. Hermann Ulrici u. s. w.

(Beschluß.)

Wenn daher die Hegelianer auf diese Objektivität innerhalb der Logik kommen, z. B. die erste Gestalt derselben, Mechanismus, wissen sie, wie ich oben sagte, selbst nicht, ob sie auf Erden oder im logischen Himmel seien. Mein Heft sagt: Man könnte sich beim Mechanismus das Sonnensystem denken. Wenigstens wollte ich es Jedem rathen, der sich überhaupt etwas zu denken Lust hat. Das Verfahren Hegel's in diesem Punkte gleicht dem, was Aristoteles dem Plato vorwirft, er habe nämlich die empirisch vorgefundenen Dinge, wie sie sind, mit einem ὄντως versetzt, ohne Weiteres in die Ideenwelt verlegt, den Tisch zur Tischheit gemacht, und somit apotheosirt. — Es bleibt also nur noch übrig zu sagen: Die Konstruktion von Natur und Geist beweist, daß ihre Substanz der Begriff ist, ihre Wahrheit der absolute Gedanke.

Allein bei diesem Seyn sind wir anderen Sterblichen auch noch dabei. Wenn also die Hegelsche Schule sagt, z. B. das Sonnensystem wäre die Verwirklichung der Idee des Mechanismus, wo die Momente des Begriffes als seiende Totalitäten auseinander treten, also daß (wie Hegel in der Aesthetik B. I. am klarsten ausgeführt hat) die Sonne das Moment des Allgemeinen, die Planeten die Besonderungen, die Erde die konkrete Einzelheit sei, so beruht, wie er ipsissimis verbis dabei sagt, diese Konstruktion auf der Ansicht, daß die Erde das Höhere sei, als die Sonne und die Planeten. Allein die Astronomie mußte man billig dabei fragen. Es kann sich jeder Naturforscher das Vergnügen machen, einem ihn konsultirenden Hegel'schen Naturphilosophen das ungereimteste Zeug aufzubinden, um es am anderen Tage als eine nothwendige Entwickelung des Naturlebens dargestellt zu hören. Nachdem Herr Michelet im zweiten Bande der Geschichte der Philosophie den in Hegel's Hefte wahrscheinlich abbreviirt geschriebenen Heiligen Franziskus von Assisi zu einem modernen Edelmann Herrn Fr. von Assisi erhoben, sollte es unmöglich seyn, demselben weiß zu machen, die Franziskaner träten erst in dem achtzehnten Jahrhundert auf? Derselbe, welcher in seiner Geschichte der neuesten Philosophie seine Betrachtungen anstellt, daß die Reformation im churfürstlichen Sachsen, die Weimarsche Litteraturepoche dagegen im herzoglichen Sachsen angebrochen sei, scheint nicht zu wissen, daß die Fürsten, welche Luthern beschützten, aus der Ernestinischen Linie waren. Wem solcher Unsinn Vergnügen macht, kann bei Herrn Michelet selbst die Litteratur nebst Belegen einsehen.

Das vorliegende Werk ist ein äußerst beachtenswerther Beitrag, diese Philosophie auf ihrem eigenen Gebiete anzugreifen. Jedenfalls muß sie überwunden werden. Das sei die Sache der Philosophen von Fach. Wenn die Geschichte nicht selbst bald dem Begriffsvandalismus ein Ende machen wird, muß es die Theologie thun, so weit sie Geschichte ist. Auf dem Gebiete der Theologie selbst hat sich diese Philosophie durch ihre eigene letzte Descendenz um allen Kredit gebracht. Hegel (übrigens sans comparaison) würde jetzt mit Fallstaff reden müssen: Gesellschaft, abscheuliche Gesellschaft hat mich ruinirt.

Der Traum von der Identität der Hegel'schen Philosophie mit dem Kirchenglauben ist zerronnen. Eben so entschieden aber sage ich, daß die Theologie als Wissenschaft die reichen formellen Motive dieser Philosophie ausbeuten muß; es ist von ihr zu lernen. Dieser letzte schwere Kampf sei den Männern, welche gegenwärtig die kirchliche Wissenschaft im deutschen Vaterlande vertreten, eine ernste Warnung vor leichten Konkordaten. Leibnitz'ens Schüler Thomasius war einst dem Pietismus ein willkommener Bundesgenosse, weil er auch wie sie gegen die Orthodoxen eiferte, für ihre rein innerliche Religion das Territorialsystem bewies, eine halbe Philosophie hegte, die dem Glauben jede wissenschaftliche Zumuthung ersparte; als aber aus dem philosophischen Schafskleide Wolf heraustrat, ein Mann desselben Leibnitz'schen Samens, eiferte der Pietismus in ohnmächtigem Drange.

Es wird endlich Zeit, daß der Glaube als Leben nicht ferner von irgend welcher Philosophie bettele. Es wird aber auch Zeit, daß der Glaube es wieder zum Dogma bringe. Vielleicht steht Hegel am Anfange einer neuen Dogmatik, wie Aristoteles am Eingange des Mittelalters. Das Feld wird weiß zur Erndte, bitten wir den Herrn, daß er treue Arbeiter sende in seine Erndte.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 25. November. Nr. 73. 1841.

Kirchliche Litteratur.

1) Die römische Kirche, kritisch beleuchtet in einem ihrer Proselyten, von Carl Friedrich Gaupp, Pastor primar. zu Langenbielau in Schlesien u. s. w.

2) Historisch-kritische Einleitung in die Augsburgische Konfession. Nebst erneuerter Untersuchung der Verbindlichkeit der Symbole und der Verpflichtung auf dieselben. Von Rudelbach, Konsistorialrath und Superintendent u. s. w.

3) Amtliches Gutachten über die Wiedereinführung der Katechismus-Examina im Königreiche Sachsen, nebst historischer Erörterung der Katechismus-Anstalten in der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands, von Dr. A. G. Rudelbach u. s. w.

(Fortsetzung.)

Daß wir aber auf diese Weise der papistischen Fassung der Stelle ein volles Recht zugestehen müßten, ist deßhalb unrichtig, weil ja jene andere bekannte Stelle die Schlüsselgewalt den gesammten Aposteln einräumt. In sofern nun, um den Faden wieder aufzunehmen, die christlichen Gemeinden sich in der Gemeinschaft mit der Urgemeine der Apostel befinden, d. h. in Lehre, Kultus und Disciplin auf apostolischen Grund gebaut und somit der apostolischen Succession theilhaftig sind, sind sie katholisch.

Diese apostolisch-katholische Kirche ging allmählig in die äußere Kirche über, d. h. die vermittelnden Thätigkeiten der Kirche, die in der Urkirche allen Gliedern je nach dem Maaße und der Art der empfangenen Geistesgaben auf gleiche Weise zustanden, gingen der Ordnung halber an einen gewissen Stand über und so trat eine menschliche äußere Regel der göttlichen inneren zur Seite. Auf diese Weise bildete sich ein Kirchenregiment aus, das, um die Gemeinde auf dem Grunde der Apostel zu erhalten, sich gesetzgebend, administrativ und richterlich geltend machte. Auch diese äußere Kirche als solche ist noch als eine ächt katholische zu betrachten, denn es war ganz natürlich, die aus der inneren Geistesgemeinschaft zwanglos hervorgegangene äußere kirchliche Einheit und Gemeinschaft in einer sichtbaren gesetzlichen Verfassungsform, im Spiegel eines äußerlichen Katholicismus hervortreten zu lassen, dergestalt, daß beide, die apostolische und die äußere Kirche sich völlig deckten. Aber obgleich nun dies Drängen der einzelnen Theile nach einem äußeren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, besonders in neuer Zeit wie im Mittelalter, wo die äußere Getrenntheit bei so kräftigen und ungebrochenen Nationalitäten so leicht auch die innere Trennung herbeiführen konnte, um der menschlichen Sünde willen unentbehrlich war, so enthielt doch gleich das erste System, wonach man den Einigungspunkt in der Gesammtheit der Bischöfe und der daraus zusammengesetzten Koncilien fand, etwas der wahren Katholicität sehr Gefährliches, obgleich unter Gottes wunderbarer auch in der menschlichen Sündigkeit waltenden Regierung es dazu hat dienen müssen, um dem gemeinsamen kirchlichen Bewußtseyn aller Jahrhunderte in seinen Symbolen die Fundamente der christlichen Lehre zu übergeben. Diese äußere katholische Kirche verfiel mit der Trennung der morgen- und abendländischen Kirche und es fragt sich nun, ob Partikularkirchen auch in dem Falle noch für wahre Kirchen Gottes gelten können, wenn kein Band eines äußeren Katholicismus mehr sie zu einem Ganzen vereinigt. Der Verf. bejahet die Frage und zwar mit Recht; nur, sagt er, muß die innere Einheit irgendwo sichtbar

Digitized by Google

bleiben, es muß ein Gemeinsames geben, worin alle getrennten Partikularkirchen, in sofern sie noch Kirchen Christi sind, nothwendig zusammentreffen, und das besteht in der Lehrübereinstimmung mit den Symbolen der katholischen Kirche der ersten fünf Jahrhunderte. Somit ist auch die Reformation, die auf diesen wahrhaft katholischen Urgrund zurückging, gerechtfertigt. Die katholische Kirche verhält sich zu den ächt katholischen Elementen, die trotz des Papismus geblieben sind, wie eine böse Stiefmutter, so daß ihr alles Leben ausgehen mußte, wenn sich ihr tödtender Papismus noch ganz als herrschendes Princip geltend machen sollte.

Aber die äußere Kirche muß einst ganz fallen, denn wie die Seele des Menschen endlich vom Leibe scheidet, also wird auch die Gemeine der Gläubigen endlich einmal dahin gelangen, durch den Geist Gottes abgeschieden, ihren äußeren Organismus, d. h. die äußere gesetzliche Kirche, verlassen zu müssen, um so zum ursprünglichen Für-sich-seyn zurückzukehren. Dann hat das Typische in den schönen Tagen nach der Ausgießung des heil. Geistes seinen in den Anfang zurücklaufenden schöneren Antitypus gefunden, in welchem die Idee der Kirche, als einer auf die zwölf Apostel des Lammes gebauten Gemeine der Heiligen sich vollendet. Christus wird dann als das sichtbare Haupt seiner Kirche vom Himmel erscheinen und mit denen, welche der ersten Auferstehung gewürdiget werden, in Gerechtigkeit und Friede regieren.

Das ungefähr sind die Hauptmomente der etwa siebzig Seiten füllenden, zuweilen etwas breiten Konstruktion der Idee der Kirche überhaupt. Wir sind ihr Schritt für Schritt gefolgt, weil gerade über diesen Begriff in neuerer Zeit so viel gefaselt worden ist, und weil die vorliegende Auseinandersetzung sich durch eine gewisse wissenschaftliche Nüchternheit empfiehlt. Es thut uns leid, daß der Verf. im Verlaufe der Auseinandersetzung keine Gelegenheit gefunden, sich über das Verhältniß der Kirche zum Staate auszusprechen. Ref. glaubt, es werde ihm nicht zur Schande gereichen, offen zu gestehen, daß er hierüber sich noch im Schwanken befindet; es will ihm aber bedünken, daß die Stellung beider zu einander am allerwenigsten eine solche seyn könne, daß die Kirche, wie bei Rothe, zuletzt von dem, wenn man so sagen darf, ganz durchkirchten Staate verschlungen werde. Es ist doch wohl zu sagen, daß der Staat, wie das Gesetz Mosis, ein bloßer Zuchtmeister zu Christus hin ist, der wenn alle zum vollkommenen Alter in Christo hinangekommen sind, eben so von selbst wegfällt, wie nach unseres Verf.'s Darstellung die äußere Kirche, damit das ursprünglich im Schöpfungsplane beabsichtigte und nach dem Eintritt der Sünde in die Welt durch den göttlichen Heilsplan ermöglichte Reich Gottes nach Hinwegräumung aller Sündenhindernisse sich in lauterer Herrlichkeit offenbare.

Wir werden von jetzt an kürzer in unserem Berichte seyn und bloß diesen oder jenen Punkt, der uns der Besprechung werth erscheint, näher beleuchten.

In dem zweiten Abschnitte „die römische Kirche," bei deren Darstellung die vorhergehende Entwickelung der Idee der Kirche fortwährend zu Grunde gelegt wird, giebt der Verf. als Entstehungsgrund des falschen Katholicismus an „die Verwechselung des Darstellenden mit dem Dargestellten, der äußeren mit der apostolischen Kirche." Diese Verwechselung hat sich nach ihm in der unrichtigen Fassung der Idee des Episkopats, als eines fortgehenden Apostolats in der Kirche, ausgesprochen, wodurch dann der Geist Gottes einem äußeren Gesetze der Succession unterwürfig gemacht und in gewisse Formen gebracht wurde, die etwa bei den Wahlen der Nachfolger der Apostel zu beobachten waren. Nun braucht man bloß die Prädikate der apostolischen Kirche, mit Einschluß der von Seiten Roms im Primate Petri ihr fälschlich beigelegten, auf die äußere anzuwenden, so gewinnt man als Resultat die sogenannte römisch-katholische Kirche mit allen ihren unerträglichen Anmaßungen.

In dem dritten und letzten Abschnitte von den „Grundschäden der römischen Kirche" mußte der Verf. natürlich von dem erwähnten falschen Princip der Unterwerfung des göttlichen Geistes unter ein äußeres Gesetz ausgehen, weil daraus folgerichtig alle Verkehrtheiten herfließen; und da nun die Beziehung, in welcher man dasselbe betrachten kann, dreifach ist, je nachdem nämlich 1) auf dasjenige, woran der Geist gebunden seyn soll oder 2) auf die Art und Weise dieser Gebundenheit oder 3) auf die Wirkungen des so gebundenen Geistes gesehen wird, so ergeben sich jene drei oben angegebenen Unterabtheilungen dieses Abschnitts von selbst.

In der ersten Unterabtheilung, wo von der Weltvergötterung in der Person des Papstes die Rede ist, thut der Verf. dar, daß man weiter nichts zu thun habe, als Christum und den Papst neben einander zu stellen, um zu sehen, wie unermeßlich weit die Nachfolger Petri über Petrum hinausgetrieben und in welchem Grade damit der wahre Christus aus seiner Kirche verdrängt worden sei. Der Papst maßt sich aber die volle Würde Christi in sofern an, als er sich nicht bloß für den infallibeln Lehrer, dessen Wort auch das Wort Christi meistern darf, ausgiebt, sondern dem Herrn auch sein Hohespriesterthum ent-

Digitized by Google

wendet, indem nun Christus seine Gaben nicht mehr nach Wohlgefallen spenden kann, sondern sie erst vom Papste gleichsam muß legitimiren lassen; und endlich sogar die königliche Macht Christi auf Erden nachzuahmen sucht. Ist nun so der Papst auch Weltherr geworden, so muß die Kirche nothwendig ein weltliches Reich werden.

Zu der als erster Anhang dieser Unterabtheilung beigefügten Abhandlung über die Heiligenverehrung, worin der Verf. sich besonders über den Marienkultus, als die Spitze der Heiligenverehrung ausläßt, indem er sich auf das missale ecclesiae romanae bezieht, sei es dem Referenten erlaubt, eine in Sorrent von einem Jesuiten gehaltene Marienpredigt mitzutheilen, die ihn, als er sie hörte, mit tiefer Wehmuth erfüllte. Sie mag denn hier ihren Platz finden, wie sie auszüglich im Tagebuche steht.

Als ich in die Jesuiterkirche trat, schallten mir gerade die Worte entgegen „um unser Herz von dieser Angst los zu machen, müssen wir zu den Altären der Heiligsten Maria unsere Zuflucht nehmen." Also immer Maria. Aber ich war begierig zu wissen, wie er denn nun die armen um ihr Seelenheil bekümmerten Herzen trösten würde. Neben mir saß eine heftig schluchzende Frau. Er spann zuerst den Gedanken weit aus „Maria liebt uns mit aller Zärtlichkeit, folglich will sie uns helfen und sie kann es auch, denn, wie die heiligen Väter sagen, im Paradiese sagt man der heil. Maria kein Nein, weil ihre Bitten Befehle sind. Und der Grund? Jesus Christus hat uns unseren Aeltern zu gehorchen geboten — und er wollte uns nun mit keinem guten Beispiele vorangehen? Das ist unmöglich. Wenn Maria sich dem Throne ihres erhabenen Sohnes nähert, um ihm die Fürbitten für ihre Verehrer darzulegen, so kann der gehorsame Sohn der geliebten Mutter keine Gefälligkeit abschlagen. Aber ich spreche von den wahren Verehrern der heil. Maria, von denen, die den Rosenkranz mit Andacht beten, die zu ihren Altären kommen in wahrer Frömmigkeit, mit einem Herzen, welches die Sünde ausschließt." Also er wollte ein reines Herz, denn, wie er hinzusetzte, wahre Liebe und Sünde vertragen sich nicht zusammen. Das ist eben nicht sehr erbaulich, denn in diesem Falle ist die Hülfe Maria's unnöthig, in dem anderen aber unerreichbar. Und das ist doch der Fall aller menschlichen Herzen. Darauf fuhr er fort: „Ein anderer Grund, warum ihr hoffen könnt, daß Euch die heil. Maria zum Heile Eurer Seelen verhelfen wird. Sehet! die heil. Maria ist euch ja verpflichtet. Glaubet ihr denn, daß sie eure Gebete, die ihr Morgens und Abends verrichtet, nicht sieht, nicht sieht, wie ihr nur darauf bedacht seid, ihren Ruhm fortzupflanzen, indem ihre eure Kinder und eure Familie anweist, sie fromm zu ehren? Folglich ist sie euch verpflichtet. Nichts ist klarer. Und sie ist dankbar, sehr dankbar." Nachdem er nun ein Langes und Breites über die Dankbarkeit der Maria gesprochen, so sagte er weiter: „Ihr bittet ja nicht um Reichthümer dieser Welt, das Erste, was ihr begehrt, ist ohne Zweifel das Heil, und ihr seid in der That wahre Verehrer der heil. Maria. Nun wohl, Maria weiß, was ihr am brünstigsten begehrt, und sie ist euch verpflichtet und dankbar, noch mehr, es fehlt ihr auch die Macht nicht, euch zu helfen, denn sie vermag so viel durch ihre Bitten, wie Gott durch seine Macht." — Doch hier wollen wir den Faden fallen lassen und nur noch das Schlußgebet mittheilen. Es lautete: „Heil. Maria, reinste Jungfrau, erhabenste Königin, würdiget uns zu hören. Ihr habt die Schlüssel des Paradieses in Euren Händen, wir bitten Euch, Ihr wollet Euch dem Throne der heil. Trinität nahen, um fürzubitten für unsere Sünden. Ihr liebet uns ja so zärtlich und wir auch möchten Euch dereinst im Paradiese schauen. O wendet nicht Euer Antlitz von uns, wir sind nichts als arme Sünder, verloren ohne Hülfe. Schauet, o Mutter, unser Elend an, und rettet, wir bitten Euch mit Thränen, unsere arme Seelen!" — Diese mitgetheilte Stelle beweist wohl hinlänglich, daß die Praxis nicht hinter der Theorie zurückbleibt, denn das ist doch eben nichts anderes, als was der Anfang des vom Verf. angezogenen Liedes aus dem Missale ausspricht:

O felix puerpera,
Nostra pians scelera,
Jure matris impera
Redemptori:
Da in vitae vespera
Bene mori! etc.

Daß der Verf. in dem zweiten Anhange mit der „Vergötterung des irdischen Stoffs" die Transsubstantiation meint, ist an und für sich klar. Wir haben gesehen, sagt er, wie einerseits durch die Apotheose des ἄνθρωπος ψυχικός im Papste, andererseits durch die Vergötterung der Heiligen im Himmel Christus aus der Kirche hinausgeschoben werden mußte. Gleichwohl konnte die Kirche nicht umhin, den Herrn, der ihr so lange sie noch christlichen Geist bewahrt, schlechthin unentbehrlich bleibt, auf anderen Wegen wieder in ihren Schooß zurückzuführen. Und wie ist ihr dies gelungen? Durch eine neue Vergötterung, nämlich des irdischen Stoffs, wie sie sich in der Theorie der Transsubstantiation nicht verläugnen mag.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscelle.

Praktische Ansicht des Dekalogus.

Zu Nr. 39 und 40 des litterar. Anzeigers 1840.

In der heiligen Schrift selbst finden sich drei Beweise für die Eintheilung der zehn Gebote in je fünf auf die beiden Tafeln. 3 Mos. 19, 2—4. steht das sogenannte vierte mit unter den Geboten der ersten Tafel, und Röm 13, 9. fehlt gerade dieses Gebot wieder unter den Fünfen der anderen Tafel; das getrennte 9te und 10te Gebot werden aber 5 Mos. 21. so wiederholt, daß man deutlich sieht, das Verbot der Lust hat nicht durch deren Gegenstände in zwei getheilt werden sollen. Wesentlich aber verschieden ist und muß bleiben von dem ersten das zweite Gebot. Während in dem ersten verboten ist, daß wir neben das höchste Gut keine anderen Güter setzen sollen, will Gott im zweiten nicht einmal leiden, daß wir uns von dem höchsten Gegenstande unserer Liebe und Verehrung sollen ein Bild machen dürfen. Und wie es überhaupt ein Frevel ist, von den Worten des Bundes ein Titelchen auszulassen Gal. 3, 15., Matth. 5, 18. 19., so ist auch das zweite Gebot noch von der größten Wichtigkeit in seiner besonderen Stellung gegen den Aberglauben der römischen Kirche (Frohnleichnamsfest, Monstranz) und die Schwindelei der Kunst.

Daß dessenungeachtet die erst spätere Eintheilung von Augustinus, welche dieser in der wohlgemeinten Voraussetzung mag ersonnen haben, daß von dem dreieinigen Gotte auch nur drei Gebote auf der ersten Tafel stehen dürften, von Luther beibehalten worden ist, erkläre ich mir nicht gerade aus eben diesem Grunde, als vielmehr daraus, daß er von der damals allgemein gültigen Eintheilung nicht abweichen wollte, um nicht den Schein zu erregen, als mache er neun Gebote; wie er denn auch aus derselben Vorsicht: Vater unser fortbeten ließ. Denn wie er im neuen Testamente deutscher übersetzt hat: Unser Vater, so hat er auch in seinem großen Katechismus und in seinem Liede von den Geboten deutlich gezeigt, daß er wenigstens das neunte und zehnte für Ein Gebot hielt, und ganz mit 5 Mos. 5, 21. das Weib auch dem Hause vorgestellt.

Auf diese Gründe aus der heiligen Schrift und von Luther baue ich nun folgende Betrachtung: Wie

Gott überhaupt seinen auf unserer Herzenstafel fast verwischten Willen darum noch auf zwei steinerne Tafeln geschrieben hat, daß wir die Heiligkeit desselben und unsere Sünde auch vor die Augen bekommen sollten: so mag er ihn gewiß auch darum gerade in zehn Worte getheilet haben, daß wir denselben an unseren Fingern sollten abzählen lernen, und auf die eine Hand schreiben, was wir ihm, dem Höchsten, auf die andere aber, was wir unserem Nächsten und uns selbst schuldig sind, 5 Mos. 6, 7. 8. also:

I. Von des Höchsten.	II. Von des Nächsten und unseren eigenen.
1) Herrlichkeit.	1) Leib und Leben.
2) Bildniß.	2) Ehe und Hausfrieden.
3) Namen.	3) Had und Gut.
4) Tag.	4) Ehre und Recht.
5) Statthaltern.	5) Lust und Begierde.

Wie dadurch das fünfte Gebot erst seine wichtige Stellung bekommt, welche deutlich macht, daß Gottes Statthalter, die darum auch Psalm 82, 6., Joh. 10, 35. Götter genannt werden, nicht unsere Nächsten sind, sondern über uns stehen: so hat diese eigentlich ältere Eintheilung überhaupt mehr praktische Anschaulichkeit, und einen so großen pädagogischen Werth, daß gewiß ihr Vorzug allgemein anerkannt werden muß; zumal wenn von einem gemeinsamen Katechismus der deutschen Kirche *) einmal ernstlich die Rede seyn sollte, der wohl kein anderer werden könnte, als Luthers kleiner, mit solchen Ergänzungen und Verbesserungen, als Stier sie versucht und vorgeschlagen hat. Auf eine solche Einigung in einer so wesentlichen Form der Lehre soll und muß aber jetzt schon das Volk vorbereitet werden, daß weder das Vater unser, noch der wahre Leib, noch das zweite Gebot das Schibboleth der Separatisten bleibe.

Reinthaler,
Vorsteher des Martinsstiftes in Erfurt.

*) Die drei Hauptparteien der christlichen Kirche sollten am passendsten nach den Orten ihrer Entstehung genannt werden, die griechische, die römische und die deutsche, daß weder der zweiten der hierarchische Name katholisch oder allgemein länger zugestanden würde, noch die dritte ihren Schwestern den Mangel des Evangeliums vorwerfen dürfte.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 2. December. Nr. 74. 1841.

Alttestamentliche Geschichte.

Die Bücher Mosis und Aegypten nebst einer Beilage: Manetho und die Hyksos. Von E. W. Hengstenberg. Berlin 1841. 8. Pr. 1 Thlr. 10 Sgr.

Wie der Herr die Sammlung der Schriften, die den Menschen seine Herrlichkeit zu offenbaren bestimmt ist, so wunderbar eingerichtet hat, daß die verschiedensten Zeiten und verschiedensten Seelen Nahrung darin finden, und deshalb je nachdem es der Genius der Zeit und der in ihr hervorragender Menschengeister mit sich bringt, bald dieser bald jener Theil des Inhaltes desselben in den Vordergrund tritt, bald die erzählenden, bald die lobpreisenden; bald die sich verständig dem Menschenwesen zukehrenden, bald die von menschlichem Treiben den Blick auf die höhere Geisteswelt lenkenden apokalyptischen; so ist nothwendig in analoger Weise auch die Menschenwelt selbst eingerichtet. Bald treten so, bald so begabte Persönlichkeiten und von ihnen getragene Richtungen dominirend hervor; bald ist diese bald jene Stimme, bald dieser bald jener Chor das Vortönende in dem großen Preisgesang, den alles Menschengeschlecht mit Wissen und Willen oder ohne Wissen und Willen dem Herrn singt. Dabei ist aber der Unterschied, daß das menschliche Thun nach der einen Seite gleich den heiligen Schriften in stets fortschreitender Harmonie Gottes lebendiges Kleid wirkt, und in diesem Wirken alle Dissonanzen auflöst und begräbt; die als Dissonanzen auftretenden Töne selbst nur bestimmt sind, die Fülle und Endlosigkeit der Harmonie in Gott zu erhärten und in ihr wieder unterzugehen; andererseits aber dieses Untergehen von den Trägern der dissonirenden Töne selbst als eine Strafe empfunden wird; daß es als eine Strafe und Widerlegung über sie kömmt, und zwar in der Weise, daß nicht die, welche zuerst dissonirend eintreten (denn ihre Dissonanz hat eine bestimmte geforderte Stelle für um so preislichere Entwickelung des Ganzen), sondern vielmehr ihre Schüler und späteren Vertreter, die welche die Dissonanz aushalten wollen, zumeist die sind, welche die Strafe empfinden, d. h. eine Stellung erhalten, in welcher, was gegen sie geschieht, weniger den Charakter einer einfachen Widerlegung, einer sachgemäßen Auflösung der Dissonanz als den einer schmählichen Niederlage trägt.

So sind es auch weniger die, welche in neuester Zeit eine rationalistische Betrachtung und eine der endlichen Kritik anheimfallende Behandlung der heiligen Schriften alten Testamentes zuerst angeregt haben, welche in eine Niederlage verwickelt erscheinen. Denn was sie thaten, war von ihrer Zeit gefordert und mußte für die Verherrlichung dieser Schriften selbst einmal nothwendig durchgearbeitet worden; — daß sie gewisse zu lösende Probleme, gewisse Fragen, die die Zeit selbst an die Theologie stellte, kühn zur Sprache gebracht, und indem sie dieselben von ihrem Standpunkte aus zu lösen suchten, sich um Alterthumsforschung und Sprachforschung umfassende Verdienste erworben, wird ihnen eine gewisse bleibende Anerkennung sichern; während ihre Schüler und Nachschürfer, die zu der Ausbeute der Schachte, die die Meister getrieben, nur Brocken hinzugethan; die aber, ungeachtet hier die Erzgänge zu Ende sind, allen wilden Wassern und bösen Wettern zum Trotz nicht von der eingeschlagenen Richtung weichen wollen, nun wirklich die Beschämung erleben, daß was sie zu Tage fördern, als tauber Stein und Katzengold erkannt und ihr Bemühen als ein ganz eitles bezeichnet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kirchliche Litteratur.

1) Die römische Kirche, kritisch beleuchtet in einem ihrer Proselyten, von Carl Friedrich Gaupp, Pastor primar. zu Langenbielau in Schlesien u. s. w.

2) Historisch-kritische Einleitung in die Augsburgische Konfession. Nebst erneuerter Untersuchung der Verbindlichkeit der Symbole und der Verpflichtung auf dieselben. Von Rudelbach, Konsistorialrath und Superintendent u. s. w.

3) Amtliches Gutachten über die Wiedereinführung der Katechismus-Examina im Königreiche Sachsen, nebst historischer Erörterung der Katechismus-Anstalten in der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands, von Dr. A. G. Rudelbach u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu dem zweiten Kapitel, nämlich der magischen Geistesbesitzung. Daß die römische Kirche kein wirkliches Angeeignetwerden des Menschlichen durch das Göttliche statuire, beweist das von ihr angenommene irrationale Verhältniß des menschlichen Geistes zur göttlichen Rede in der heil. Schrift. Wie aber, ihr Herren Priester, sagt der Verf., wenn nun des heil. Geistes Rede, die den Laien als solchen in der Schrift nicht klar seyn soll, nun auch in eurem Munde nicht klar wäre? Oder steht es etwa so, daß sie nach logischen Gesetzen euch zwar aus dem Munde sich nehmen läßt, in der Schrift aber sich unzugänglich verschlossen hat? — Dieses absolut irrationale Verhältniß der menschlichen Natur zum göttlichen Geiste giebt sich denn auch in einer entsprechenden Anthropologie kund, und zwar in der Lehre von der justitia originalis, die zu der in weiter nichts als in einer Temperirung aller motus animi atque appetitiones bestehenden imago Dei als ein rein Aeußerliches hinzugefügt erscheint, so daß sie beide ohne gegenseitige Berührung und Durchdringung neben einander stehen.

Daß die Wirkungen des dem äußeren Gesetze unterworfenen göttlichen Geistes nichts anderes als einen todten Ceremoniendienst hervorbringen können, liegt am Tage. Der Verf. stellt, um das darzuthun, drei Sätze auf:

1) Sobald Rom sein Princip der Gebundenheit des göttlichen Geistes durch das äußere Gesetz, in Beziehung auf die Sakramente festhält, werden sie versöhnende Handlungen und verlieren ihren Charakter als Gnadenmittel. Dieser Satz wird vom Verf. an der Eucharistie erörtert, deren Segen nicht sowohl vom Glauben des Subjektes, als der dem Opfer objektiv beiwohnenden versöhnenden Kraft abhängig gemacht wird.

2) Sobald es dagegen diesen entschieden hervortreten läßt, fällt auch entweder sofort das Princip der gesetzlichen Ungebundenheit des Geistes dahin, oder die Theorie, wo sie diese letztere festhält, vermag wieder nicht die menschliche Freiheit neben der Gnade zu behaupten und sinkt unwillkührlich in das Magische, in die Vorstellung des opus operatum zurück. Dieser Satz wird an der Taufe und ihrem Verhältnisse zur Konfirmation aufgezeigt.

3) Will sie endlich gleichwohl der Freiheit ihr Recht widerfahren lassen, so macht sie das Sakrament gänzlich zu nichte. Dieser Satz wird an dem Sakramente der Buße nachgewiesen. Die weitere Ausführung dieser drei Sätze müssen wir im Buche selbst nachzusehen bitten, da sie sich nicht mit wenigen Worten wiedergeben läßt. Sonst ist gerade diese Partie der interessanteste Theil des ganzen Buches. Wir schließen unsere Anzeige mit dem Wunsche, daß der Herr die Schrift des Verf.'s wenigstens einigen die Wahrheit suchenden Herzen möge zum Segen werden lassen. Eine Anerkennung ihres Werthes hat sie bereits durch die auf Grund derselben dem Hrn. Verf. von Bonn aus honoris causa ertheilte Licentiatenwürde erhalten. Und einer solchen Auszeichnung ist sie gewiß werth.

Gehen wir nun zur näheren Beleuchtung der Schrift von Rudelbach. In dem ersten Kapitel der Einleitung in die Augsburgische Confession, das vom Begriff und Namen des Symbols handelt, unterscheidet Verf. den ältesten Beschreibungen des Symbols zufolge drei Elemente desselben: 1) das der kirchlichen Gesammtheit, also der ächten Katholicität, 2) das des einmüthigen Glaubens, worin die Grundbedeutung des Symbols als Regel des Glaubens liegt und 3) das der Absonderung von aller Irrlehre. Die antihäretische Bestimmung des Symbols ist aber, wie mit Recht behauptet wird, keineswegs als Entstehungsgrund zu fassen, wie es von so manchen Neuern geschehen ist. Im zweiten Kapitel wird das Verhältniß des apostolischen Symbols zu den übrigen ökumenischen erörtert und bemerkt, daß die Identität mit dem apostolischen Symbol nach der durchgehenden Ansicht der Väter die nothwendige Voraussetzung bei allen folgenden symbolischen Bestimmungen war. Das Nicänische, das Constantinopolitanische, das Chalcedonensische und das Athanasianische sind daher bloße Entwickelungen des apostolischen Symbols. Wir können nicht umhin, die angeführten Wor-

Digitized by Google

te des Hilarius gegen solche Symbolverfertiger, die von dem allgemeinen Glauben der Kirche absahen, wenigstens zum Theil herzusetzen, da sie auf unsere Zeit eben so gut passen, als auf die damalige. „Wer seine menschliche Schwäche erkennt, der sollte sich bescheiden innerhalb der Grenzen des Glaubens halten, welchen er einst in der Taufe bekannte und beschwor auf den Namen Gottes des Vaters, und des Sohnes und des H. Geistes, und keine Zweideutigkeit, keine Neuerung hierin zulassen. Allein Mehrere haben, entweder aus Anmaßung oder aus Leichtsinn und Irrthum jene unwandelbare Grundlage der Apostolischen Lehre theils nicht aufrichtig bekannt, theils dieselbe vermessen übersprungen und treiben mit der natürlichen Bedeutung der Taufworte ein Spiel, so daß Manchen weder der Vater Vater, noch der Sohn Sohn, noch der H. Geist H. Geist ist. Dieß gab die unwillkommene Veranlassung Glaubensbekenntnisse zu schreiben, und nachdem man erst die Gewohnheit angenommen, lieber Neues zu schmieden, als das Hergebrachte zu erhalten, war die natürliche Folge, daß man weder das Alte vertheidigte, noch Zeit hatte, die Neuerung zu befestigen, und so entstand ein Glaube nach den Zeitverhältnissen, statt des Glaubens nach den Evangelien: der Glaube wurde nach Jahr und Tag beschrieben und dabei das Glaubensbekenntniß nicht gehalten." Man sieht aus dem hier Mitgetheilten, daß es damals auch schon solche feine Leute gegeben hat, wie die modernen Rationalisten, die was sie glaubten nicht bekennen wollten, oder was sie bekannten, nicht glauben konnten.

Im dritten Capitel wird der historische Standpunkt für die Betrachtung der Augsburgischen Confession angegeben. Der Verf. charakterisirt das ganze Mittelalter theils als eine Fruchtzeit (die Pflanzung des Christenthums bei den Nordischen und Slavischen Völkern), theils auch als Saatzeit (Anfänge der Reformation); eine wesentliche Fortbildung des Symbols fand nicht statt, wohl aber eine zunehmende Verschlammung desselben durch die Tradition, indem man wohl auf die Stimme der zeugenden Kirche achtete, aber nach und nach dieses Zeugniß an und für sich gelten ließ, ohne daß man sich um die Zurückführung desselben auf das Ursprüngliche, um die Nachweisung des Zusammenhangs mit dem Dazwischenliegenden bekümmerte. Sollte daher eine Reformation der Kirche eintreten, die nicht bloß auf unbestimmte Sehnsucht oder gute Meinung Einzelner gegründet war, so mußte es eine wahre Rückkehr und Rückbildung zur Apostolischen Kirche seyn, ohne daß irgend Etwas, was die Kirche von wahrer Erleuchtung, gediegener Entwickelung, Stetigkeit und Fülle des Zeugnisses sich angeeignet hatte, verschmäht wurde.

In den folgenden vier Kapiteln bespricht der Verfasser den thetischen und antithetischen Charakter, der in jenem theilweise beschlossen liegt. Wir wollen auch hier Einiges ausheben. Der Verf. bestimmt das Schriftprincip in der Augsburgischen Confession als ein dreifaches, als zeugendes, kritisches und organisches. Gegen diese dreifache Bestimmung läßt sich vom logischen Standpunkte eine kleine Ausstellung machen. Kritisch und organisch lassen sich nämlich sehr gut beiordnen, denn beides verhält sich wie These und Antithese, aber der zeugenhafte Charakter der Schrift steht nicht auf gleicher Stufe mit dem organischen und kritischen, sondern ist vielmehr der Grund und die Unterlage dazu. Mit Recht macht aber der Verf. auf die Nothwendigkeit eines materiellen Princips neben der Schrift als formalem aufmerksam, denn die bloße Anerkennung eines formellen Princips in der Schrift ist in der That die breite Pforte zu allen Ketzereien. Es giebt auch keine Partei in der christlichen Kirche, die sich nicht aus der Schrift zu begründen versucht hätte. Daher hat auch der Rationalismus von jeher die Waffen gegen die Symbole gerichtet, als die Hauptwehr gegen alle Willkühr der selbsteigenen Vernunft, die mit der bloßen Bibel als zu leichten Kaufs fertig wird. Die Sache ist so einfach, daß man kein Wort darüber verlieren möchte. Um so mehr zu verwundern ist es, daß selbst eine große, wenn nicht die größte Anzahl gläubiger Leute, und die auch mit der Kirchengeschichte hinlänglich bekannt sind, an der Bibel genug zu haben glauben. Aber unserer Zeit fehlt es, auch abgesehen vom Glauben, überhaupt an einem Sinn für Geschichte und Erfahrung. Alles wird aprioristisch construirt und während man so den Kopf in's Blaue hinausstreckt, stolpert man mit den Füßen unten über die Wirklichkeit hin, ohne es zu merken.

Das achte Kapitel handelt von der Auffassungsweise der Augsburgischen Confession. Der Verf. lehnt darin die Auffassung derselben von Seiten der Reformirten und neuerdings von Weber und Plank, als sei die Augsburgische Confession weiter nichts, als eine Privatarbeit Melanchthons, auf das Entschiedenste ab. Denn, sagt er, die Alten selbst antworteten hierauf wie mit Einem Munde, Melanchthon sei nicht sowohl der Verfasser der Confession, als der Formgeber, denn theils hätte er Quellen vor sich gehabt, die das Bekenntniß schon im Keime und manche Sätze ausgeführt enthielten; theils sei auch das Bekenntniß Luthern ein und zweimal zur Einsicht und Beurtheilung mitgetheilt worden; es hätten überdieß mehrere Confessionsentwürfe von den Gesandten der Fürsten und zweier Städte vorgelegen; und endlich sei ja auch die Confession gebilliget worden von den anwesenden Fürsten und Theologen, die es als ihr Bekenntniß und

Digitized by Google

nicht als das Privatbekenntniß Melanchthons übergaben. Der letztere Grund ist hinreichend und man kann sich die Uebersehung desselben nur aus der Verblendung durch ein gewisses Interesse erklären. — Wir können uns nicht enthalten die Ansicht des Verfassers über die wahrscheinlichen Gründe mitzutheilen, die den Melanchthon zu der eigenmächtigen Aenderung veranlaßt. Einmal, meint er, hätte es Melanchthon zu sehr von der philologischen Seite angesehen, so daß die Ueberarbeitung nicht nur wünschenswerth, sondern auch nothwendig geschienen; sodann hatte er von Anfang an gemeint, die Theologen hätten eigentlich für den Riß stehen und das Bekenntniß in ihrem Namen übergeben sollen; endlich hätte er den Standpunkt der bekennenden Kirche selbst für geändert angesehen, nachdem scheinbar die Reformirten Glaubensgenossen nach der Wittenberger Concordie in dem großen Streitpunkte über das Abendmahl sich dem Lehrbegriffe unserer Kirche wesentlich genähert.

Im neunten Kapitel handelt der Verf. von der Form der Augsburgischen Confession und der übrigen symbolischen Schriften der Lutherischen Kirche, von ihrer Zusammenordnung und ihrem innern Verhältniß zu einander, so wie von den verschiedenen corpora doctrinae und ihrer Bedeutung. Von der Augsburgischen Confession wird bemerkt, daß sie mehr oder weniger die Form einer freien Ausführung annehmen mußte, besonders wo man sich über Mißbräuche erklärte, zu deren Abstellung man noch nicht alle Hoffnung verloren hatte. Die Schmalkaldischen Artikel werden als das polemische Seitenstück dazu betrachtet, und so wie beide Confessionsschriften die ersten Leiden und Kämpfe der Kirche darstellen, so liegt in den beiden Catechismen Luthers, die der Zeitordnung nach vorangehen, die Fruchtbarkeit, der Wachsthum und Anbau derselben vor uns ausgebreitet. Alle diese symbolischen Schriften sind in der Zeit der ersten Liebe der Kirche geschrieben und die Concordienformel setzt den Markstein zwischen dem symbolischen Grunde und dem auf diesem Grunde Erbauten.

Im folgenden Kapitel, wo von der Geltung der symbolischen Schriften die Rede ist, giebt der Verf, nach einem Abriß der Symbolstürmerei von 1760 an, die wesentlichen Stücke in den Bekenntnißschriften an. Sie bestehen ihm 1) in allen Glaubensartikeln, die als solche bezeichnet werden (mit Einschluß der vorausgesetzten Grundsymbole der Kirche); 2) in allen Lehrsätzen, durch welche der Glaube ausgedrückt wird und die solche Bestimmungen in sich fassen, ohne welche eine adäquate Darstellung des Glaubens nicht möglich wäre (folglich auch in den kurzen terminis technicis als z. B.: sola fides justificat, und in kirchlich recipirten Ausdrücken scharfer Ausprägung, als z. B.: Person und Substanz in der Dreieinigkeitslehre); 3) in dem Festhalten der Antithesis neben der Thesis. Als minder wesentlich dagegen sieht er an, 1) die Form der Beweisführung, 2) die beiläufigen Erläuterungen und Bemerkungen, 3) die lediglich historischen Behauptungen oder literarischen Anführungen. Was die termini technici und die kirchlich recipirten Ausdrücke betrifft, so werden sie ihm gewisse Leute, welche die Rechte der Wissenschaft allenthalben gefährdet glauben, schwerlich als wesentlich zugeben. Aber Referent kann nicht umhin, dem Verf. in diesem Punkte vollkommen beizustimmen, denn mit dem Worte pflegt man auch die Begiffe wegzuwerfen und auch in dem Ausdruck liegt eine gewisse Nothwendigkeit. Warum sagen die Rationalisten statt Wiedergeburt lieber Besserung, statt Buße lieber Reue? Warum können sie's denn wohl über's Herz bringen, allenfalls von einem dreimal heiligen, aber nicht von einem dreimaleinigen Gott zu reden? Warum sind denn die Mehrzahl unserer gläubigen Predigten noch immer nicht recht im Stande, die Leute zu einem gründlichen Schriftverständniß zu bringen?

Im letzten Kapitel geht der Verf. auf die Verbindlichkeit und Reception der symbolischen Bücher über. Das Meiste in diesem Kapitel ist eine bloße Anwendung des früher Gesagten. Wir können uns deßhalb kurz fassen.

Der Verf. macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Verbindlichkeit der Symbole nicht erst durch die Annahme derselben entstehe, sondern daß vielmehr die Annahme eine Folge der anerkannten Verbindlichkeit sei. Sodann bestimmt er die Verpflichtung der Kirchenlehrer auf die Bekenntnißschriften nach Wesen, Umfang und Form. Das Wesen derselben bezeichnet er als einen Vertrag der Kirche mit dem Lehrer; den Umfang als die Zustimmung zum Ganzen und zwar nicht bloß zum Geiste, zum thetischen und antithetischen Inhalte des Bekenntnisses rc.; was endlich die Weise betrifft, so muß die Verpflichtung nicht auf ein „in wiefern, sondern weil sie mit der H. Schrift übereinstimmen, lauten und dazu die Unterschrift, wenn nicht ein Eid, des zu Verpflichtenden, kommen.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 7. December. **Nr. 75.** 1841.

Alttestamentliche Geschichte.

Die Bücher Mosis und Aegypten nebst einer Beilage: Manetho und die Hyksos. Von E. W. Hengstenberg u. s. w.

(Fortsetzung.)

Niemand aber hat bestimmter zu allen Zeiten seines litterarischen Auftretens ausgesprochen, daß die in geringeren Erzarten eine Zeitlang ergiebigen Werke in dieser Richtung nur auf taubes Gestein führen könnten, niemand hat die wachsende Werthlosigkeit des aus dieser Richtung weiter hergeholten Materials schärfer bezeichnet und erwiesen, als Hengstenberg. Seine Verdienste nach dieser Seite sind zu offenbar, als daß wir weiter ein Wort darüber zu verlieren brauchten. Auch dies brauchen wir nicht erst hervorzuheben, daß es nicht bloß ein kleinmeisterliches, chemisches Untersuchen des Einzelnen ist, was ihm diese Verdienste erworben hat, sondern eine großartige, klare Einsicht in die Konstruktion und Schichtung des ganzen reichen Erz-Gebirges, was in den heiligen Schriften uns vorliegt, eine tiefeindringende Totalauffassung ist es, die überall ihn bezeichnen läßt, wo die edlen Stufen zu suchen sind und wo sie zu finden seyn müssen. Nach dieser Seite ist er seinen Gegnern vom Anfange an überlegen gewesen, ist er ihnen als Sieger geboren. Wer, der selber nicht zu diesen Gegnern gehört, hätte sich nicht tausendfach an der festen, innigen Zuversicht und Stärke erfrischt und gelabt, mit welcher Hengstenberg unter allen Umständen die Fahne festen Glaubens hoch gehalten und über den Köpfen aller der Knappen theologischen und philosophischen Katzengoldes meisterlich und ritterlich geschwenkt hat! Seine Gestalt wird in der Geschichte der geistigen Kämpfe unserer Zeit für alle Zukunft als eine ehren- und sieghafte da stehen. Aber eben weil sein Verdienst so sicher steht, weil wir es auch in der vorliegenden Schrift so entschieden und unbestritten wieder bewährt finden, brauchen wir uns nicht zu scheuen eine Seite hervorzuheben, nach der er uns zu viel zu thun scheint. Am auffallendsten ist uns dies, was wir als einen Mangel bezeichnen wollen, entgegengetreten in dem Theile des ersten Bandes seines Werkes über die Authentie des Pentateuchs, in welchem er die Spuren des Pentateuchs im Reiche Israel verfolgt; aber auch sonst in fast allen seinen Schriften, — und der Mangel besteht, wie wir es eben mit Einem Worte ausgesprochen, darin, daß er des Guten gewöhnlich zu viel thut. Wie er bei der Aufzählung der Beweise, daß der Pentateuch im Reiche Israel bekannt gewesen sei, sich nicht mit den schlagenden Stellen und Ausführungen begnügt, sondern auch alle halbe und Viertel-Beweise hinzufügt, so läßt er auch in seinen übrigen Werken keine halbe und Viertel-Note aus. Es hat aber dies Verfahren nach zwei Seiten Nachtheile; einmal im Verhältniß zu den Gegnern giebt es oft seiner Schlachtstellung das Ansehen einer verzettelten Postenkette, in welcher nothwendig viele einzelne Punkte nicht stark genug besetzt sind, um nicht einem Feinde, der gerade auf diesem Punkte leicht stärkere Streitmassen sammelt, Einzelnerfolge zu gewähren, die wenn sie auch nichts entscheiden, doch die Gegnerschaft ermuthigen und moralisch straff halten — doch dies ist der geringere Nachtheil, denn da das Hauptkorps, was im Rücken dieser verzettelten Posten bei der Heerfahne aufgestellt ist, für den entscheidenden Schlag immer stark genug bleibt, können den Feinden immerhin solche kleine Siege gegönnt werden. Es sind doch nur Galgenfristen. Aber der größere Nachtheil erwächst für einen Theil der Freunde, die wenn sie überall wenigere aber nur kompaktere Massen sähen, einen bestimmteren Eindruck der Stärke, die mit ihnen ist, erhalten würden. Hengstenberg's entscheidendste Erfolge, seine verdienstlichsten Erörterungen sind,

Digitized by Google

um es kürzer zu sagen, oft eingewickelt und umgeben von einer zu großen Anzahl unbedeutender, schwächerer Nebenstellungen; weil er auf einzelnen Punkten zu viel beweist, wird der Accent der rechten Beweise geschwächt, der Sieg durch eine Menge leidender Nebenpunkte weniger fröhlich; die Schlacht ist nicht hinlänglich und sorgsam genug auf den Punkten der einfachen Entscheidung zusammen gehalten, und wie viel strategische Erfolge sie auch haben mag, ein Theil der faktischen geht ihr verloren. — Wir kommen zu diesen Bemerkungen, weil wir auch im vorliegenden Werke die Hereinziehung der Cherubim, der Nasiräer, das Ableugnen der sprachlichen Bedeutung des Namens „Hyksôs" im alten Aegyptischen u. s. w. lieber nicht gesehen hätten, da sie theils zu keinem reinen Resultate führt, theils so wie sie statt findet, nicht haltbar seyn wird. Auch was Hengstenberg S. 18 u. f. davon sagt, daß die ägyptische Bildung nicht nil-abwärts sich bewegt haben könne, ist wenigstens durch die beigebrachten Belege nicht erwiesen. Sehr gut kann in alter Zeit die ägyptische Bildung nil-abwärts geschritten seyn, in Niederägypten durch reichere Lokalitäten und mannichfaltigere Begegnung mit anderen Völkern außerordentliche Entwickelung gewonnen, und die Früchte wieder nil-aufwärts zu den ersten aber roher gebliebenen Sitzen der Bildung verbreitet haben. Wo Menschen dichter wohnen, neue Hülfsquellen des Lebens sprudeln, steigt das, was man Bildung zu nennen pflegt, in überraschender Schnelligkeit zu höheren Stufen. Die neuere Geschichte bietet Analogieen genug. So hat Deutschland die Keime einer neuen romantisch-ritterlichen Bildung nach Frankreich getragen, wo sie durch das Zusammentreffen mit romanischen und christlichen Lebensmotiven erst recht zur Blüthe erwachsen sind, und den Samen den sie hier getragen auch wieder nach Deutschland ausgestreut haben, ohne daß man zu jeder Zeit im Gedächtniß gehabt hätte, daß das Beste dieser romantischen Bildung großen Theils deutschen Ursprungs gewesen. Bildungsrichtungen gehen fast nie, und dann nur temporär in einer Himmelsgegend fort, sie haben auch eine rückwendende Bewegung wie Pendelschwingungen, und für eine Bewegung ägyptischer Bildung in der Urzeit nil-abwärts sind doch bestimmte Aussagen antiker Schriftsteller vorhanden. Die Bibel braucht von dieser Bewegung keine Notiz zu nehmen; so wenig sie von Negervölkern Notiz nimmt, trotz dem daß die Monumente des alten Aegyptens beweisen, daß diese schon in alter Zeit in Aegypten bekannt waren.

Weder zu dem positiven noch zu dem negativen Theil der ersten Untersuchung des vorliegenden Werkes, d. h. weder bei Betrachtung der Beweise, welche die Gegner der Aechtheit des Pentateuches aus einzelnen Aussprüchen, noch bei Betrachtung der anderen, die sie aus Uebergehungen des letzteren in der Art genommen, daß daraus die Unbekanntschaft des Verfassers mit Aegypten hervorgehen soll, haben wir ein Wort hinzuzufügen. Alle diese angeblichen Beweise beruhen entweder auf Annahmen, denen man sich allenfalls früher hingeben konnte, die aber durch die aus den neuentdeckten Monumenten geschöpften Kenntnisse widerlegt werden; oder sie beruhen auf Mißverständnissen; oder endlich geradezu auf Unwissenheit und Leichtsinn, ja! zuweilen auf solcher Unwissenheit, daß man kaum vorhandenen Leichtsinn als ausreichenden Erklärungsgrund ansehen kann, daß man zuweilen versucht wird, an die Absicht zu glauben, die Feinde der Authentie des Pentateuchs wollten, wie sie eben aufgetreten sind, weniger sich als Anderen Sand in die Augen streuen. Niemand kann nach Hengstenberg's Beleuchtung der Sache mehr daran zweifeln, daß der Verfasser des Pentateuchs eine sehr genaue, aber nicht eine mühsam gesuchte und eben so wenig eine bei jeder Gelegenheit zur Schau gestellte, sondern eine naiv besessene und daher nur bei natürlichen Veranlassungen unbefangen hervortretende Kenntniß des ägyptischen Landes und Lebens besessen hat. Man hat lange angenommen, und Ref. selbst hat längere Zeit diese Ueberzeugung getheilt, daß der Pentateuch zum Theil auf den Grund älterer Anzeichnungen doch erst im Reiche Juda zu Stande gebracht worden sei, um das Recht des Tempels von Jerusalem, die Stellung der Priester und Leviten durch eine angeblich alte, göttliche Rechtsurkunde besser zu fundiren. Bleek hat dargethan, daß dies dem Inhalte des Pentateuchs zu Folge unmöglich der Fall gewesen seyn könne; Hengstenberg hat längst bewiesen, daß der Pentateuch bekannt war in den Zeiten, wo man ihn nach der oben erwähnten Ansicht erst zu Stande bringen ließ. Wie hätte ein Levit im Reiche Juda auf den Gedanken kommen sollen, von Juda, von den Vorfahren des königlichen Geschlechtes Davids überhaupt so viel schmähliches zu berichten? wie andererseits darauf, Joseph, den Stammvater des Hauptstammes im Zehnstämmereiche (in dem abtrünnigen, götzendienerischen Reiche, das die Leviten von sich gestoßen hatte) so hoch zu stellen? So handelt kein litterarischer Betrüger. Dergleichen erzählt man, wenns wahr ist, aus Achtung vor der Wahrheit von den Vorvätern — aber erfinden wird es niemand. Bleek ist schon zu der schlagenden, richtigen Ueberzeugung gekommen: nachdem David den Thron bestiegen, könne der Pentateuch nicht verfaßt seyn.

Daß Joseph und Benjamin, besonders aber Joseph, unter den Söhnen Jakobs dem Vater die

Digitized by Google

werthesten sind, ist ganz natürlich; aber auch daß sie ihrem Gemüthe nach die schönsten und reinsten sind, ist aus demselben Grunde natürlich. Nur ihre Mutter liebte eigentlich Jakob unter seinen Frauen, nur an ihr hing seine Seele; zu den anderen (namentlich zu der Lea) fand im Grunde nur eine fleischliche Beziehung statt. Der Grundton des Verhältnisses von Vater und Mutter zu einander giebt aber gewissermaßen das Thema, dessen Ausführung hernach der Charakter des Menschen ist; und wie so oft von einem schlechten, sündigen Gemüthsverhältniß der Aeltern zu einander Trübsinn, Wahnsinn oder andere krankhafte Gemüthzustände der in der Zeit solchen Verhältnisses erzeugten Kinder die Folge ist, so auch umgekehrt wirkt ein reines Verhältnisses wahrer Liebe zwischen Aeltern auf die Kinder, an denen Gott die Sünden wie die Tugenden der Aeltern heimsucht. Da ist es erklärlich, warum Jakob seinen Erstgeborenen von Rahel, den lange schmerzlich als todt beklagten, den Gründer des Reichthumes und Glückes seines Hauses, warum er diesen vor allen liebt, und auch auf dessen Söhne seine Liebe so überträgt, daß er sie adoptirt und seinen Söhnen gleichstellt. Es ist das so in der Natur der Sache gegründet, daß wir gar nicht anzunehmen brauchen, wie Bleek unnöthig thut, es sei etwas dichtend glorificirendes zu Ehren Ephraims in den Pentateuch gekommen, wobei er wieder seine Noth hat mit Jakobs Weissagung über Juda (Gen. XLIX, 10.). Darauf aber kommen wir mit Bleek zurück: „in den späteren Zeiten der Trennung der beiden Reiche nach Salomo kann so wenig als unter Davids und Salomos glorreicher Regierung der Pentateuch untergeschoben seyn, weil der Charakter seines historischen Inhaltes dem widerspricht.“ Wenn aber das so ist: wann soll denn der Pentateuch untergeschoben seyn? Die Zeit vor David wird ja einstimmig von den Anhängern der Opposition gegen die Aechtheit des Pentateuchs gepriesen, als noch rein von solchem raffinirten Priesterwesen, rein von so ausgebildeten hierarchischen, und zwar schlechten hierarchischen Interessen, wie sie als Voraussetzung für eine solche Betrügerarbeit nothwendig wären. Ihre Hauptbeweise für das spätere Alter des Pentateuchs wurzeln alle darin, daß in der Richterzeit, daß vor Davids Zeit ein so durch und durch hierarchisches Produkt wie der Pentateuch nicht habe fabricirt werden können; — und darin geben wir ihnen vollkommen recht. Wenn der Pentateuch überhaupt ein Fabrikat ist, kann er weder vor noch nach David fabricirt worden seyn; dann setzt er eine Entstehungszeit voraus, die nirgends in der Geschichte einen Platz hat — eine Entstehungszeit, die nur in der Phantasie der Gegner der Aechtheit des Pentateuchs Grund und Boden hat, und die nun auch durch sie von Saul bis zu dem Exil hin und hergeschoben, nirgends eine haltbare Stätte hat, sondern wie ein Irrlicht vor jedem schärfer eindringenden zurückweicht, und ihn in einen Weg führt, wo bald der Morastboden unter seinen Füßen weicht, und kein fester Fußtritt mehr möglich ist; während bei dem Glauben an die Authentie des Pentateuchs sich mehr und mehr alle Wege bahnen auch zum strengen Verstandesbeweise, daß die Sache sich so verhalte; während namentlich, was Hengstenberg in vorliegendem Werke über das Verhältniß des Pentateuchs zu Aegypten sagt, im Großen und Ganzen schon gar keinen Zweifel übrig läßt. Vornämlich hat uns lebhaft angesprochen, was der Verf. S. 67. darüber sagt, daß so oft die Verhältnisse Aegyptens als Vorbilder mosaischer Institutionen erscheinen. Er äußert sich in folgender Weise: „Wir müssen darauf hinweisen, daß die hier berührten ägyptischen Verhältnisse die Grundlage schon im Pentateuch vorliegender israelitischer wurden, eine Nachbildung, welche sich nur dann erklären läßt, wenn die Moses zugeschriebene Gesetzgebung wirklich von diesem ausging, da es nur ihm, und keinem Gesetzgeber der späteren Zeit nahe lag, ägyptische Institutionen in seinen Gesetzen zu berücksichtigen.“

(Beschluß folgt.)

Kirchliche Litteratur.

1) Die römische Kirche, kritisch beleuchtet in einem ihrer Proselyten, von Carl Friedrich Gaupp, Pastor primar. zu Langenbielau in Schlesien u. s. w.

2) Historisch-kritische Einleitung in die Augsburgische Konfession. Nebst erneuerter Untersuchung der Verbindlichkeit der Symbole und der Verpflichtung auf dieselben. Von Rudelbach, Konsistorialrath und Superintendent u. s. w.

3) Amtliches Gutachten über die Wiedereinführung der Katechismus-Examina im Königreiche Sachsen, nebst historischer Erörterung der Katechismus-Anstalten in der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands, von Dr. A. G. Rudelbach u. s. w.

(Beschluß.)

Zuletzt wird noch aufmerksam gemacht auf die Wichtigkeit protestantischer Seminarien für die kirchliche

Digitized by Google

Erziehung, denn allerdings auf unseren Universitäten, welche sich vielmehr als die Herren, denn als die Diener der Kirche betrachten, wird der junge Theolog so gut wie gar nicht für die Kirche gebildet. Damit aber auch die von der Kirche selbst erzogenen Diener treu im Dienste der Kirche beharren, so müssen von Zeit zu Zeit Kirchenvisitationen gehalten, und um das Bekenntniß in den Mund und das Herz der Gemeine zu bringen, der Katechismus tüchtig geubt werden.

Ueber diesen letzteren Gegenstand verbreitet sich der Verf. in der zu dritt angezeigten Schrift, die in zwei Theile zerfällt. Der erste enthält ein amtliches Gutachten über die Wiedereinführung der Katechismusexamina im Königreiche Sachsen; der zweite eine historische Erörterung der Katechismus-Anstalten in der evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands. Die ganze Schrift ist veranlaßt durch eine Konsistorialverordnung vom 1. Sept. 1840, vermöge welcher den Superintendenten auferlegt worden, die Punkte zu erörtern, die in Bezug auf die Wiedereinführung der Katechismus-Examina in den Königl. Sächsischen Landen in Erwägung kommen.

Als die geeigneten, der Kirche anheim gestellten Mittel nennt der Verf. 1) die Stimme des evangelischen Zeugnisses für die Heilsamkeit solcher Anstalten; 2) Gewinnung Einiger in der Gemeinde zur Mitanempfehlung derselben; 3) die Confirmation und die Vorbereitung zu derselben; 4) Heranziehung der seit 1835 eingeführten Schulvorstände, als Nachbildes der Presbyterien. Mit den Katechismus-Examina sind nach des Verf's Meinung auch Katechismuspredigten zu verbinden. — Ueber die Frage: „ob es nicht wenigstens angemessen seyn dürfte, ernstliche Maaßregeln gegen die erwachsene Jugend von Entlassung aus der Schule bis etwa zum 20. oder 21. Lebensjahre behufs der Theilnahme an den Katechisationen einleiten zu lassen" spricht er sich mit Recht verneinend aus, indem er Spener reden läßt.

Im zweiten Theile zerlegt er zur näheren Darstellung der Geschichte der Katechismusanstalten das Ganze in drei Zeitabschnitte, die Zeit Luthers nicht mitgerechnet. Die erste Periode fällt in die Zeit des Churfürsten August I. in Sachsen und der Konkordienformel (1580); die zweite in die Zeit des dreißigjährigen Krieges und Herzogs Ernst des Frommen zu Gotha (1642 ff.); die dritte in die Zeit Dannhauer's und Spener's.

Der Verf. wünscht aber nicht bloß, daß der Prediger in der Kirche den Katechismus treibe, sondern daß auch die Aeltern im Hause mit Hand anlegen. Freilich ehe es dahin kommen kann, muß erst ein anderes Geschlecht heranwachsen, und es dürfte daher für jetzt schon genug gewonnen seyn, wenn nur erst die kirchlichen Katechismusübungen einigermaßen im Schwunge wären. Ist doch alles bekennende Element so ganz und gar aus unserer Kirche hinaus; was sich auch darin zeigt, daß an vielen Orten das apostolische Glaubensbekenntniß kaum noch an den großen Festtagen verlesen wird. Wie ganz anders steht doch die englische Kirche in diesem Betracht da, wo jeden Sonntag das apostolische und nicänische Symbol und an den hohen Festtagen sogar auch das athanasianische Symbol verlesen wird. Es giebt auch noch genug englische Familien, und zwar nicht von dem niedrigsten Stande, wo der Vater oder die Mutter jeden Sonntag ihren Kindern den Katechismus abhören und zur Erklärung und Einpflanzung desselben in die jungen Herzen ihr Möglichstes thun.

Als Anhang sind aphoristische Auszüge aus katechetischen Vorträgen vom Prof. Dr. Lindner über die Nothwendigkeit der zweckmäßigen Belebung, Erneuerung und Einführung der Kirchenkatechisationen, zur Förderung des religiösen Lebens im Volke gegeben. Sie sind im Ganzen in demselben Geiste geschrieben, wie die vorstehende Schrift, und wie diese, voll von praktischen Winken. Der Verf. schlägt anstatt Katechismus-Uebungen fürs erste biblische Katechisationen vor. Dagegen läßt sich nichts Triftiges einwenden, da unsere Zeit den Katechismuskern zu verdauen noch zu schwächlich ist; aber freilich solche biblische Katechisationen dürften eben nur als die Katechismus-Examina vorbereitend betrachtet werden, denn ersetzen können sie dieselben nie. Sie sind sehr geeignet, dem verwöhnten Volke zuerst nur wieder einen Geschmack an dem Worte Gottes beizubringen, während die Katechismus-Examina in das Ganze der Heilslehre einzuführen und das Volk darin heimisch zu machen im Stande sind. Wir haben nur noch Eins zu erinnern. Sämmtliche drei Schriften haben uns im Ganzen durchaus befriedigt; noch mehr, wir müssen sie auch als vollkommen zeitgemäß bezeichnen; nur Eins haben wir an allen dreien zu rügen, und das ist eine gewisse Formlosigkeit. Freilich ist das ein allgemeiner Fehler aller Gelehrten jetziger Zeit, die über dem Gedanken die Form vergessen. Ja selbst unsere Dichter sind so wenig frei davon, daß sie es fast als ein Erforderniß der Poesie anzusehen scheinen, formlos zu seyn.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 11. December. **Nr. 76.** 1841.

Religionsphilosophie.

Christus in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Drei Abhandlungen als Beiträge zur richtigen Fassung des Begriffes der Persönlichkeit. Von Casimir Conradi, evangelischem Pfarrer zu Derheim in Rheinhessen. Mainz, bei Kupferberg 1839. XIV u. 291 S. gr. 8. Pr. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. des vorliegenden Buches, bekannt durch mannichfache Schriften als einer der vorzüglichsten Schüler Hegel's und insbesondere Daub's, der mit theologischem Geist und Sinn die Spekulation mit dem Christenthum zu vermitteln sucht, hatte die erste der drei hier mitgetheilten Abhandlungen bereits in der Zeitschrift für spekulative Theologie von Bruno Bauer erscheinen lassen, giebt sie aber noch einmal mit zwei anderen heraus, weil sie erst in Verbindung mit ihnen die rechte Stellung und Bedeutung erhalte, da die in ihnen vorwaltende Idee ihren Inhalt nach diesen verschiedenen Seiten explicire; die Idee der Persönlichkeit nämlich, wie sie in Christus eine geschichtliche Wirklichkeit erlangt habe. Solle die Persönlichkeit Christi in ihrer Wahrheit erkannt werden, so müsse ihre geschichtliche Gegenwart zum Ausgangspunkte genommen und von ihr aus sowohl rückwärts als vorwärts gegangen werden. Dadurch werde die dreifache Gliederung der Betrachtung nach den drei Dimensionen der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gerechtfertigt.

Der Verf. spricht sich in der Vorrede im Allgemeinen über den Begriff der Persönlichkeit und die neueren mannichfachen Versuche zur Begründung desselben aus; er glaubt, daß der Boden gefunden sei, worin die Persönlichkeit ihre Wurzeln habe, ihr Begriff aber sei noch nicht entwickelt; dieser Boden sei vorerst nur der allgemeine Begriff der Menschheit als die wirkliche Gegenwart des Geistes. Diesen Begriff in seiner Allgemeinheit ausgesprochen zu haben, bezeichnet er als das große, nicht genug erkannte und nur zu häufig verkannte, Verdienst der Schlußabhandlung zum Leben Jesu von Strauß. Daß die Menschwerdung Gottes, die Persönlichkeit Christi ihre Realität an und nicht über und außer der Menschheit habe, dies sei ihre Wahrheit an sich; aber sie sei es auch nur in ihrer Grundlage, in ihrem Anfange, nicht in ihrer Verwirklichung, nicht in ihrer Vollendung. Es sei die Aufgabe der Philosophie und näher der spekulativen Theologie von diesem Punkte aus weiter zu gehen, den Begriff der Menschheit, als die Wirklichkeit des persönlichen Geistes überhaupt, bis dahin fortzuführen, daß erkannt werde, wie dieser Begriff in seiner Entwickelung sich nothwendig zum Begriff des persönlichen Geistes vollende, oder vielmehr in ihm erst zu seiner Wahrheit gelange. Der Standpunkt also, von dem der Verf. ausging, ist der Geist in seiner Gegenwart, nicht in seinem Anfange, sondern in seinem Resultate, nicht wie er wird, sondern wie er geworden ist.

Indem der Verf. nun in der ersten Abhandlung über die „Präexistenz Christi" handelt, zeigt er, wie sowohl der vorweltliche als nachweltliche Zustand einander bestimmen und im Wechselverhältniß stehen; wie der frühere Zustand die Bestimmung und die Norm enthalte für den späteren, so hinwiederum dieser die Erklärung und Explikation des früheren. Es soll der Begriff der δόξα erörtert werden, und wird daher gezeigt, wie Jesus selbst diese δόξα nicht näher an und für sich bestimme, wenn er den Vater bittet, daß er ihn verklären möge mit der Herrlichkeit, die er hatte

Digitized by Google

bei ihm, ehe die Welt war; wie aber die Herrlichkeit, in welche er zurückkehrt, dieselbe sei, in welcher er gewesen. Dann soll gezeigt werden, daß, wie Christi Heimgang zum Vater das Resultat der freien Bewegung, der mit sich selbst sich vermittelnden Persönlichkeit sei, so sei auch sein Erscheinen in der Welt die Wirkung dieser zu sich selbst sich bewegenden Persönlichkeit, die sich ihrer nicht nur überhaupt, sondern auch als der werdenden, in der Realisirung ihres Zweckes begriffenen bewußt sei. Sie sei vorausgesetzt, nicht nur als ewig beim Vater seiend, sondern auch eben so als ewig vom Vater ausgehend und ins Bewußtseyn getreten, und in ihr zu seiner Verwirklichung fortschreitend.

Es werden die verschiedenen Ideen vom Logos kritisch durchgegangen, von der Philonischen wird gezeigt, daß sie die christliche nicht erreiche, nur in der Relation stehen bleibe und nicht zur absoluten Bestimmtheit des göttlichen Wesens selbst fortschreite; erst die Darstellung des Johannes gebe die vollständige Vermittelung des christlichen Bewußtseyns mit sich selbst, als lebendige Gegenwart und Wirksamkeit der erschienenen Persönlichkeit selbst. Die Idee der Schöpfung ist dem Verf. die höchste Idee der Präexistenz der Persönlichkeit, weil sie sich darin in ihrer absoluten Freiheit und Selbstständigkeit voraussetzt und darum nur dem Christenthum eigenthümlich und wesentlich ist. Die absolute Vermittelung in und mit sich selbst ist der Begriff der Schöpfung. Die absolute Persönlichkeit bestimmt sich zur schöpferischen. Die Schöpfung erscheint demnach als Entäußerung der absoluten Persönlichkeit und somit als ihre eigene Entfremdung. Der Verf. setzt hiermit Phil. 2, 6. „das sich Entäußern Christi" in Verbindung. Christus geht durch die Entäußerung, die Unmittelbarkeit seines natürlichen Daseins, woraus er seinen unmittelbaren Anfang nimmt, zu seinem absoluten mit sich ewig vermittelten Anfang wieder zurück. — In dieser ganzen Ausführung muß man bedauern, daß Hr. Conradi seine Gedanken nicht besser ins Leben zu führen und flüssig zu machen weiß. So z. B. ist es ein tiefer aber so abstrakt hingestellt noch unvermittelter und nicht weiter auseinander gelegter Gedanke, den er S. 48. ausspricht, und der in weiterer Aus- und Durchführung die fruchtbarste Anwendung finden könnte: „In dem Leben Christi erscheinen auch alle Momente, durch welche die Persönlichkeit sich verwirklicht, als so viele Durchgangspunkte, durch welche sie, sich mit sich selbst vermittelnd, in ihren Anfang zurückgeht, das Moment des unmittelbaren Hervorgehens, das der Zeugung, so wie das der freien, individuellen Selbstgestaltung der Persönlichkeit aus diesen sie voraussetzenden natürlichen Elementen." Sinnig und schön, aber ebenfalls etwas dunkel und schwebend sagt der Verf.: „Wie der Christ aus dem Geiste geboren ist, so ist auch Christus aus dem Geiste geboren, und weil er das Daseyn des Geistes in seiner Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit ist, so ist er auch in seiner unmittelbaren natürlichen Existenz aus dem Geiste geboren. So ist der Geist, wie der Vollender und die Vollendung der Persönlichkeit Christi, so auch ihr Princip und der Urheber seiner natürlichen Existenz als Individuum."

Dabei aber fällt der Verf. freilich von der orthodoxen Lehre ganz ab und geht namentlich in seiner Ansicht von der Geburt Christi in die Lehre des Rationalismus vulgaris oder auch Straußianismus über, wenn er sagt S. 70.: „Unsere Meinung ist, daß die Geburt des menschlichen Individuums überhaupt eine Geburt aus dem Geiste sei und sich die Geburt Christi von der anderer Menschen nicht absolut, sondern nur relativ unterscheide, nicht wesentlich, sondern nur dem Grade nach verschieden sei." Dieser Rationalismus wird zu einem mystischen Spiritualismus, wenn dann der Hr. Verf. die Persönlichkeit Christi durch die Gemeinde bedingt und diese wiederum bedingend seyn läßt, so daß der Geist der Gemeinde in Christus und dieser wieder in jene übergeht. So schön und sinnig auch hier manche Gedanken sind; so ist doch auch der Abweg zur Strauß'schen Verflüchtigung des historischen Christus zu einer mehr oder minder abstrakt ideellen Gestalt sehr nahe. — Da der Verf. alles Gewicht auf den Christus in der Gemeinde legt, so scheint dieser eben fast nur ein Produkt des bildenden und gestaltenden Gemeindegeistes zu seyn, und darüber die individuelle, konkrete, sichere und feste Persönlichkeit des historischen Christus zu verschwinden oder doch in den Hintergrund zu treten.

(Beschluß folgt)

Alttestamentliche Geschichte.

Die Bücher Mosis und Aegypten nebst einer Beilage: Manetho und die Hyksos. Von E. W. Hengstenberg u. s. w.

(Beschluß.)

Namentlich wird S. 90 und 91. auch darauf hingewiesen, daß die Schoterim eine Einrichtung nach ägyptischem Muster gewesen, und bei dieser

Digitized by Google

Gelegenheit und S. 88. darauf aufmerksam gemacht, daß die Schreiberei in Aegypten in so alltäglicher Uebung war, daß wenn Hengstenberg's frühere Ausführung gegen die Beweise, die aus der selteneren Uebung der Schreibkunst gegen die Authentie des Pentateuchs hergenommen waren, noch irgend etwas zu wünschen übrig gelassen hätte, dies jetzt als gänzlich erledigt betrachtet werden müßte.

Natürlich werden sich, wenn nun die richtige Ansicht, daß Moses der Verfasser des Pentateuchs in allen wesentlichen Theilen sei, wieder allgemein obsiegt, die Gegner besonders an die im Pentateuch erzählten Wunder aus Mosis eigenem Leben halten; wie sie auch jetzt schon diese Partie hauptsächlich mit einer gewissen rohen Gewalt antasten. Sie werden, wenn sie die Authentie nicht mehr bestreiten können, an diese Wunderberichte die härtesten Vorwürfe anknüpfen, während sie jetzt vornämlich bemüht sind, diese Wunder darzustellen als in der Phantasie und Volksüberlieferung ins Wunderbare gewachsene ganz ordinäre Naturseiten des ägyptischen Landes und Lebens. Gegen diese letztere Richtung sagt Hengstenberg S. 95. sehr treffend: „Davon, daß das Natürliche an sich schon eine Präsumtion gegen das Wunbare begründe, und also selbst eine Instanz gegen den historischen Charakter des Pentateuchs bilde, kann gar nicht die Rede seyn. — Das Streben nach Isolirung des Wunderbaren kann nur der Gottlosigkeit beiwohnen." Diese Art von Gottlosigkeit ist freilich in unserer Zeit eine sehr herrschende, wo alles, dessen natürlichen oder mechanischen Zusammenhang man bis auf einen gewissen Grad klar durchschaut, als für gänzlich von Gott verlassen und ohne alle Beziehung zu Gottes Wegen gedacht wird; wo darüber gehöhnt wird, wenn man in Calamitäten Wunder, wenn man darin eine Strafbeziehung Gottes auf Sünden der Menschen sieht u. s. w. Es ist nur ein Beweis wie gottlos unser Leben im Ganzen und Großen seiner alltäglichen Erfüllung geworden, auf wie wenig Punkten man noch unmittelbar mit Gott zusammentrifft. Alle Jahre schneit es, und alle Jahre friert es in Rußland; daß aber im Jahr 1812 die Kälte vier Wochen früher und in so hohem Grade hereinbrach, daß Napoleon weder hinreichende Vorkehrungen hatte treffen können, um tiefer im Lande zu bleiben, noch Zeit hatte gewinnen können, sich aus den unversorgten Gegenden zurück zu ziehen; daß also der Rückzug unter vernichtenden Nebenumständen statt haben mußte, das machte diesen Winter zu einem Wunderwesen; zu einem Gerichte Gottes über Napoleons Weltwesen; zu einem wunderbaren Eingreifen der Erscheinungen, die Gott seinen Händen unmittelbar vorbehalten hat, in die Weltgeschichte. Gerade so ist die rasche Aufeinanderfolge aller jener — wir wollen einmal annehmen gewöhnlichen — Unbequemlichkeiten des ägyptischen Klimas in einer Zeit, wo Moses vom Pharao Israels Freigebung suchte, und das Hervortreten dieser Unbequemlichkeiten in einem Grade, der sie als außerordentliche göttliche Strafgerichte für das Land erscheinen ließ — es ist auch dies ein solches unmittelbares Eingreifen göttlicher Fügungen in die Geschicke der Welt, wie es tausendmal in der Weltgeschichte wiedergekehrt ist, wenn auch die Menschen, die es traf, nicht allezeit gottesfürchtig genug waren, es so, es als eine unmittelbar providentielle Fügung anzusehen, als ein Wunder — weil sie sich, wie etwa in unserer Zeit, gewöhnt haben, auch im eigenen Leben dem Wunder nicht das geringste Plätzchen einzuräumen, und alles was Gott unmittelbar anbetrifft in die fernsten, verblaßtesten, schattenhaftesten Enden ihres Horizontes zu verdrängen. Mit solchen Gegnern darf man eigentlich nicht streiten; sondern da müßte man sich begnügen, sie in äußerlichen Dingen geradehin Lügen zu strafen, etwa wenn sie sagen: „Die Aegypter haben keinen Wein gebaut, keine Esel, keine Schafe gehabt, wie es der Pentateuch doch voraussetzt" — ihnen wie Hengstenberg aus den Monumenten den augenfälligen Beweis führen, daß die Aegypter nicht bloß Wein, sondern viel Wein, nicht bloß gebaut, sondern auch gekeltert, getrunken, daß sie sich darin zur Zeit auch betrunken haben — daß sie nicht bloß Esel und Schafe, sondern ganze Heerden Esel und Schafe gehabt haben; — übrigens aber sie gehen lassen; denn wem die Wunder als eine Durchlöcherung des normalen Laufes der Welt und nicht selbst als ein wesentlicher Bestandtheil des letzteren erscheinen, mit dem läßt sich über religiöse Themata überhaupt nicht reden, da er offenbar ein anderes Verhalten Gottes zur Welt, also einen ganz anderen Gott bei seinen Reden vor Augen hat, als den, der in den heiligen Schriften uns begegnet. Die Sehkraft für diesen theilt aber menschlichen Augen nur Er selber mit, theils einzeln, indem er verkehrte Sinne bekehrt, theils durch das Erwachsenlassen einer zusammenhängenden in Beziehung auf ihn stehenden Lebensäußerung ganzer Völker, wie z. B. des israelitischen, in früherer Zeit auch sämmtlicher christlich-europäischer und namentlich des deutschen, bis sich nach und nach der gebildeten Klassen des deutschen Volkes eine Welt-, Lebens- und Gottesansicht bemächtigt hat, in welcher Gottes Unmittelbarkeit und freie Macht täglich mehr geläugnet, endlich neuerdings ganz in Abrede gestellt, Gott für ein Produkt des menschlichen Geistes erklärt und die

Digitized by Google

Theologie in eine bloße Anthropologie verwandelt worden ist.

Als eine Folge dieser wie eine atmosphärische Substanz verbreiteten irreligiösen Gesinnung, deren Einflüsse sich unbewußt selbst in der Hauptsache nach gläubige Gemüther schleichen, bezeichnet Hengstenberg S. 191. mit Recht auch die Verkennung der ägyptischen, und der nach ägyptischem Vorbilde eingeführten israelitischen Speisegesetze, und das Streben sie bloß auf leibliche diätetische Motive zurückzuführen. Von einem Bestreben, durch täglich begegnende, in Essen und Trinken sogar begegnende, Andeutungen, daß man stets und allenthalben an Gott zu denken habe, den Menschen zur steten Andacht an Gott zu erziehen; von einer aus solchen Gründen eingeführten Scheidung aller Dinge in reine und unreine, wobei die Scheidung im Einzelnen gar keinen anderweitigen verständigen Grund zu haben braucht, da das Einzelne bloß der allgemeinen Sache, der Scheidung der Dinge selbst wegen da und es ganz gleichgültig ist, ob das einzelne auf die zu meidende oder zu suchende Seite gestellt wird, wenn nur beide Seiten geschieden hergestellt sind — von solchen großen pädagogischen Maßregeln für die Völker weiß man jetzt gar nichts mehr. Seit die römisch-katholische Praxis die Dinge dahin gekehrt hat, daß an einen Theil dieser Unterschiede — an die Fasten- und Fleischspeisen — ein Verdienst der Menschen vor Gott geknüpft erschien, hat man sich gewöhnt, Opposition gegen solche Unterschiede zu machen; und macht diese Opposition noch fortwährend, ungeachtet man wieder aller Werkheiligkeit voll ist. Ja es ist dahin gekommen, daß man selbst in neuester Zeit von Würtemberg und Preußen aus mit entschiedener Energie das Pferdefleischessen, von Würtemberg aus sogar die Benutzung des Fleisches manches verreckten Viehes rekommandirt, und gewiß nicht lange ohne Erfolg rekommandiren wird. Die Reformationszeit selbst war trotz der besseren Begründung ihrer Opposition in diesen Dingen doch noch weit einsichtiger. Der protestantische Rath der Reichsstadt Nordhausen setzte noch 1549 fest, daß wöchentlich zwei Tage (Freitags und Sonnabends) und eben so in der großen Fastenzeit jeder der nicht aus körperlichen Ursachen dringend auf Fleischnahrung angewiesen war, sich des Fleisches enthalten solle; nur solle man daran nicht die Vorstellung von Sünde oder Nichtsünde knüpfen. Und so war es anderwärts und ist in protestantischen Landen zum Theil, eben so wie das Enthalten von Pferde- und Hundefleisch, bis auf

die letzten Decennien gehalten worden. Nun aber verzehrt man in manchen Gegenden Deutschlands schon Pferdefleisch als Leckerbissen, und das Hundefleischessen in unseren Gegenden bedroht schon die Sicherheit des Besitzes wohlgenährter Hunde. Das ist ganz konsequent rationalistisch, wenn auch kein Paragraph darüber in der rationalistischen Dogmatik steht — und daß von dieser Praxis nur ein Schritt dazu ist, die Speisegesetze des alten Testamentes, so weit sie nicht sich durch medicinische Gründe scheinbar rechtfertigen lassen, für Dummheit oder hierarchische Anmaßung zu erklären, versteht sich von selbst. Die Wichtigkeit solcher Gesetze für die religiöse Erziehung der Völker, ist auch von Hengstenberg nicht hervorgehoben — sie wird sich aber in Kurzem von selbst lehren, wenn man, was nicht ausbleiben wird, bei gutem Füllenbraten wieder auf des alten Wuotan Minne anstößt und die Becher klingen läßt.

Die Erörterungen über Manetho und die Hyksos, welche eine Beilage bilden, haben Referent nicht bloß angezogen, sondern sind ihm in aller Weise beherzigenswerth erschienen; doch muß er bekennen, daß er seit mehreren Jahren an diese ägyptischen Geschichten nicht so gekommen ist, daß er zusammenhängendere Studien darüber zu machen vermocht hätte, hat auch im Augenblicke die Zeit nicht dafür und wagt deshalb nichts weiter als eine allgemeine Billigung der hinsichtlich Manethos angeregten Zweifel auszusprechen, die sich doch vielleicht im Einzelnen noch weniger alle seine historische Auktorität niederwerfend stellen, als sie von Hrn. Prof. Hengstenberg gestellt worden sind. Die Identificirung der Hyksos und Israeliten will Ref. weniger behagen. Daß Herodot nicht so genau unterrichtet war überhaupt, hat doch auch Hengstenberg mehrfach anerkennen müssen; und die Sage vom Hirten Phi-lition bei Herodot scheint als Zeichen eines Andenkens der Hyksos im Volke nicht ganz zu verwerfen. Daß im Pentateuche nichts von Hyksos vorkömmt, ist kein Beweis dagegen, denn für die Juden war es am Ende irrelevant, von welcher Race die Pharaonen eben waren; und daß der Name Pharao fortbesteht unter allen Umständen, darf nicht mehr Wunder nehmen als das Fortbestehen des Titels empereres in den epischen Liedern der Franzosen in der ersten Capetingerzeit zur Bezeichnung des Königes von Frankreich.

H. L.

Redacteur Prof. Dr. Tholuck. Verleger: E. Anton.

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 16. December. **Nr. 77.** 1841.

Religionsphilosophie.

Christus in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Drei Abhandlungen als Beiträge zur richtigen Fassung des Begriffs der Persönlichkeit. Von Casimir Conradi, evangelischem Pfarrer zu Dexheim in Rheinhessen u. s. w.

(Beschluß.)

Auf der einen Seite macht sich He. Conradi dessen schuldig, Christus in seiner Messianität zu sehr zu partikularisiren, wenn er ihn zunächst nur an dem geschichtlichen Daseyn seines Volks seine Objektivität haben läßt, oder auf der andern Seite ihn zu zu sehr generalisiren, wenn er ihn wieder zum Gemeingut dee Menschheit weeden läßt, indem er die Form dee individuellen und volksthümlichen Beschränkung verliert und ein allgemein gültiger, von Allen aufzunehmender, allgemein mittheilbarer und für Alle verständlicher Inhalt wird. In dieser Objectivität der Erkenntniß soll dann das Bewußtseyn Christi zum Bewußtseyn der Menschheit eeweiteet werden. Man sieht wie nahe der Verf. an Strauß anstreift und wie sehe der historische individuelle Christus in Gefahr ist, wieder ein ganz allgemeines Gedankending, ein Peodukt des Gemeindegeistes zu werden, welches bald ideeller bald materieller je nach dem Grade der Bildung der Gemeinde, sich darstellen wird. Auch bleibt Hr. Conradi selbst bei Aussprüchen so allgemeinen Inhalts in einer gewissen Schwebe stehen; denn was heißt es: „das Bewußtseyn Christi wird zum Bewußtseyn der Menschheit erweitert?“ — Sagt dieser Satz bloß aus, daß, wenn Christus verständlich, wenn seine Erscheinung und Lehre begriffen wird, dann auch das Bewußtseyn Christi zur bewußten Eekenntniß der Menschheit werde, oder, wie Hr. Conradi es auch ausdrückt, daß das Wort Gottes zue Lehre verallgemeinert wird, so enthält er eine ganz allgemeine und triviale Wahrheit. Aber andrerseits scheint auch wieder das Bewußtseyn Christi mit dem Bewußtseyn der Menschheit völlig identificirt zu werden, so daß Christus eben nichts weiter ist und wird als das aus dem einen Faktor (der Menschheit) erzeugte Produkt, der freilich wieder umgekehrt duech seine innere ideelle Nothwendigkeit und Consequenz auch wiederum ein Faktor wird. — Der göttliche Inhalt der Persönlichkeit Christi, in die Objectivität herausgetreten, wird, durch die Thätigkeit des Subjekts veemittelt, wieder in seine Innerlichkeit zurückgenommen und so zum selbsterworbenen Eigenthum des Einzelnen. Christus wird auf diese Weise der ideelle Inhalt des Individuums; man kann für ihn dann ebensowohl bloß im Allgemeinen die Idee der Wahrheit, der Göttlichkeit u. s. w. substituiren.

Dasselbe zwischen einem historisch-konkreten Christus und dessen ideeller Sublimirung schwankende Philosophiren tritt auch besondees in dem Abschnit über die „Gegenwart Christi“ hervor. Der Verf. giebt den Gang seiner Entwickelungen so an, daß ee in der Abhandlung über die Zukunft Christi vom Daseyn des persönlichen Geistes Christi und seiner Wirksamkeit in der ersten christlichen Gemeinde ausgegangen sei, um von ihnen als dem ersten unmittelbaren Resultate auf ihee Bedingung und ihr Princip, die persönliche Eescheinung Christi selbst und die Weise seines Wirkens sich zurückführen zu lassen. In der zweiten Abhandlung macht sich Hr. Coneadi die wirkliche Gegenwart des cheistlichen Bewußtseyns zum Ausgangspunkte, um an ihm ein sicheees Kriterium für die Beurtheilung der histoeischen Existenz der christlichen Wahrheit zu finden. Dem Wesen nach ist demnach der Standpunkt und die Methode in beiden Abhandlungen sich gleich; denn in beiden wird von der Gegenwart auf die Verganheit zurückgeschlossen. Der Veef. unterscheidet zwischen der individuellen Persönlichkeit Christi und ihrer ge-

Digitized by Google

schichtlichen Bedeutung und objectiven Wahrheit. Als Individuum habe Christus allerdings seine Gegenwart in der Zeit seiner individuellen Wirksamkeit gehabt; allein als historische Persönlichkeit, im Zusammenhange mit der Entwickelung des Menschengeschlechts, inwiefern in ihm das Prinzip eines höhern Lebens, die Erfüllung des göttlichen Rathschlusses ins Leben eingetreten, sei diese seine zeitliche individuelle Erscheinung so wenig seine wirkliche Gegenwart gewesen, daß sie vielmehr nur der Anfang ihres Werdens gewesen. Christus habe sich in seiner Wahrheit d. i. in seiner Gegenwart erst in seiner Gemeinde gehabt, sie sei seine erste Zukunft und als diese seine erste Gegenwart. Darum weise er auf diese hin als auf die erste Wirkung seines Geistes, das unmittelbare Resultat seiner persönlichen Wirksamkeit. Als geschichtliche Persönlichkeit habe also Christus seine Wahrheit erst in seiner Zukunft; seine Gegenwart als dieser Einzelne sei nicht seine Wirklichkeit, nicht seine wahre, wirkliche Gegenwart. Hieraus würde also folgen, daß die historische Individualität Christi noch nicht wahrhafte Wirklichkeit gehabt, ja daß überhaupt die Individualität als solche keine wahre Wirklichkeit habe. Christus wäre demnach in seiner historischen Erscheinung noch unvollkommen, als Einzelner eben nur in seiner Vereinzelung und als solcher nur relativen nicht absoluten Geltung zu betrachten; sein wahres Seyn träte erst dann ein, wenn die Form der Individualität in ihm aufgehoben wäre. Auch erscheint im Allgemeinen Christus in der Gegenwart und Zukunft bei Hr. Conradi immer mehr in der Weise und Wirkung des heil. Geistes, dessen Individualität aufgehoben und verallgemeinert ist, als in der Kraft der historischen Persönlichkeit. — Wenn nun aber alles Moment auf die Erscheinung Christi als Geist, auf sein Leben in der Gemeinde als Geist gelegt ist, so erbleicht dagegen die historische Realität und Persönlichkeit Christi, wird wesenlos und schattenhaft, unwahr in sich und eines Andern höheren erst bedürftig. Demnach ist, vermöge dieses Raisonnements des Verf., Christus noch nicht die vollkommene für alle Zeiten gültige Offenbarung des Vaters; demnach hat seine Lehre und sein Evangelium auch nur eine relative und keine absolute Bedeutung. — Wenn die Individualität des Erlösers hier auf Erden nicht schon als solche eine Gotterfüllte, in sich nnd für die Welt und alle Zeit genugsame und ausreichende war, so war ja auch das Werk der Erlösung, das er in seiner Individualität vollbrachte, nur beschränkt und unvollkommen, in der Form empirischer und temporeller Einzelheit, daß für sich ungenügend erst einer Ergänzung bedurfte, nämlich der Aufhebung des individuellen Christus zum Geist. — Damit hängt es denn zusammen, daß die historische Erscheinung und Wirksamkeit Christi auch verhältnißmäßig sehr niedrig gestellt wird. S. 133 heißt es: die Thätigkeit Christi ist also, zufolge der innern Entwickelung seiner Persönlichkeit, zunächst auf die Realisation der Messias-Idee in dem jüdischen Volke gerichtet. Man sieht, wie Hr. Conradi auch hier wieder, vielleicht unwillkührlich in Strauß's Theorie hineinfällt. — Mit der Herabsetzung der äußerlichen concreten Erscheinung und Wirksamkeit Christi als einer noch partikulären, gegen die universell geistige hängt auch der scheinbar geringe Werth zusammen, den Hr. Conradi auf die Wunder Christi legt. — Zwar leugnet er dieselben nicht eben ganz, meint aber von seinem Standpunkt aus sich dagegen gleichgültig verhalten und es der historischen Kritik überlassen zu können, sich über das Faktische derselben zurechtzufinden; an und für sich nöthige weder das christliche Bewußtseyn, noch die Nothwendigkeit ihres Begriffs, noch ihre historische Beglaubigung, sie für wirkliche Thatsachen, oder objektive Verwirklichungen des Geistes Christi zu halten. Nur die psychischen Wunder sind ihm im eigentlichen Sinne Wunder, wahre Wunder, weil in ihnen das was den Begriff des Wunders ausmache, die Wirksamkeit des an sich freien Geistes in seiner eignen Natürlichkeit als Psyche und durch sie auf den organischen Leib, in seiner Wirklichkeit sich darstelle.

Eben so legt Hr. Conradi auf die Auferstehung Christi als sinnliche Thatsache nicht eben viel Gewicht sondern nur auf die geistige und ethische Seite derselben, insofern damit die Auferstehung in der Gemeinde in Verbindung steht. S. 137. „Die Auferstehung hat als gegenwärtige lebendige Wirklichkeit in der Gemeinde eine geistige Bedeutung; sie ist die Auferstehung des Geistes aus der Unmittelbarkeit seiner sinnlichen Existenz. Der Geist gelangt durch die Negation seiner wahren Wirklichkeit in der äußern Leiblichkeit zum Bewußtseyn seiner adäquaten Gestalt, seiner wahren mit sich identischen Leiblichkeit. Aus dem Tode dieses Leibes, dieser äußerlichen Daseynsweise, wird ein neuer Mensch, durch die Vermittelung des Geistes geboren, der die Form seiner concreten Existenz nun an dieser, durch seine Thätigkeit aus dem Tode des sinnlichen Lebens erworbenen geistigen Leiblichkeit hat. So scheint es also, dürften wir, wenn wir doch die wesentliche Beziehung der Auferstehung in der Gemeinde auf die Auferstehung ihres Stifters festhalten müssen, auch nur allein von ihr auf die geistige Auferstehung Christi zurückschließen und sie auch nur allein in diesem Sinne annehmen. Wenn aber in der Gemeinde auch noch das Bewußtseyn der Auferstehung Christi als einer sinnlichen Thatsache vorhanden sei, so müßte dieses als eine uneigentliche Ue-

Digitized by Google

berträgung dieses Begriffs in ein anderes ihm fremdes Gebiet angesehen werden, etwa aus dem Bestreben entstanden, den Stifter über die Gemeinde zu erheben und also das, was in ihr nur als ein Moment vorhanden gewesen, in ihm in der Totalität seines Begriffs als verwirklicht zu setzen." Auf der andern Seite sucht der Verf. die Realität der Auferstehung Christi festzuhalten: „Indem aber die geistige Persönlichkeit, wie sie aus der subjektiven Vermittelung entsteht, sich erst ihres Werdens zu ihrem vollständigen Begriff bewußt ist, setzt sie das Werdende als ein schon Gewordenes, als die an und für sich seiende Realität dieses Begriffs schon voraus. Ist der Geist auferstanden in der Gemeinde und diese Auferstehung die Realisation des Geistes in einer ihm eigenthümlichen wesentlichen, durch seine Vermittelung hervorgebrachten Persönlichkeit, so ist Christus auferstanden in der Identität seiner geistigen mit seiner leiblichen Persönlichkeit, weil seine äußere Leiblichkeit von der innern völlig durchdrungen und an und für sich identisch mit ihr geworden war." Rec. braucht nicht auf das Schwebende, Schillernde und Schwankende solcher Demonstrationen aufmerksam zu machen. Aus der Auferstehung Christi in der Gemeinde, also aus einer jedenfalls ganz innerlichen Thatsache des Gemeindebewußtseyns, welche einen ganz symbolischen Charakter hat, auf die Realität der Auferstehung Jesu zurückzuschließen, ist jedenfalls ein sehr gewagter Versuch. Ebenso will auch Hr. Conradi aus dem Vorhandenseyn der Wunderkraft in der ersten christlichen Gemeinde auf die Wunderkraft Christi selbst einen Schluß ziehen. Wenn aber vor dem Messer der Kritik die Wunder Christi fallen, dann fallen auch die Wunder in der ersten christlichen Gemeinde! — Sollte dieser Weg des Analogisirens, Beziehens, Zurückschließens zu sichern und festen genügenden Resultaten führen können? — Sollten dergleichen immerhin sinnige Gedanken nicht mehr in das Gebiet der Phantasie als der wissenschaftlichen und philosophischen Forschung fallen? — Es scheint nur zu sehr die Facticität des Lebens und Seyns, der Thätigkeit und Wirksamkeit, der göttlichen, Todüberwindenden Heilandsgestalt vor der Zurücknahme derselben in die Innerlichkeit, vor ihrer Beziehung zum Gemeindeleben zurückzutreten. S. 156 wird daher geradezu auch die Auferstehung mit der Geburt aus dem Geiste identificirt. S. 144. heißt es: „In der Auferstehung als äußerer Thatsache ist, da sie in keiner wesentlichen Verbindung mit der Entwickelung der Persönlichkeit steht die Continuität des Bewußtseyns aufgehoben; aber sie wird sogleich dadurch wieder hergestellt, daß die Gemeinde sich der Auferstehung als innerer Thatsache, als lebendiger, gegenwärtiger Wirklichkeit und Wirksamkeit bewußt ist. In der Geburt des neuen Menschen in Christo ist der Alte wirklich gestorben und der Neue auferstanden; so ist die Auferstehung der Todten sowohl schon geschehen, als sie täglich und continuirlich geschieht. Gegen diese Wahrheit der Auferstehung hat jene sichtbare und äußerliche auch nur die Bedeutung einer Aeußerlichkeit, einer bloßen Vorstellung, die der Realität jener inneren beraubt, zum bloßen Schein herabsinkt und nur insoweit Wahrheit enthält, als sie die Bestätigung jener innern und wesentlichen oder die Erscheinung ihres Wesens ist." Hier liegen nun aber doch wohl die Fragen sehr nahe: Was ist denn überhaupt die Auferstehung ohne Aeußerlichkeit, ohne sinnliche Thatsache? Bedarf nicht der Geist seines Leibes und muß nicht der Geist als Seele in seiner Verbindung mit der Natur auch die That der Auferstehung seines Leibes vollziehen, wenn er nicht in eine abstracte Geistigkeit soll verflüchtigt werden, wenn er nicht in eine pantheistische Leere und Negation aller Diesseitigkeit, in eine hohle und sublimirte Jenseitigkeit übergehen soll? — Ist ohne wirkliche leibliche Auferstehung Christi eine Auferstehung desselben in der Gemeinde denkbar? — Hätte der Gottmensch die Kraft, Gestalt zu gewinnen in der Gemeinde, wenn er nicht die Kraft gehabt hätte, sich Wirklichkeit zu geben und seine konkrete Persönlichkeit in der Auferstehung fortzusetzen? — Aber die Individualität Christi wird bei Hr. Conradi zu tief herabgesetzt als bloßer „Anfang seines Werdens;" daher denn seine leibliche und persönliche Auferstehung wohl nur als ein Werden der freien Geistigkeit Christi, als ein Uebergang seines Geistes in den Geist der Gemeinde erscheint.

Aus den bisherigen Darlegungen wird nun zur Genüge erhellen, wie nahe auch Herr Conradi, dem Strauß'schen Standpunkt getreten ist. Geschieht das mit den grünen Zweigen der Hegelschen Spekulation und — dahin glauben wir die Schüler von Daub rechnen zu müssen — was soll aus den dürren werden? Zwar hat der Verf. auch jetzt noch die Wärme des Gefühls nicht verloren, zwar will er auch jetzt noch vermitteln. Wie wenig ihm jedoch dies wahrhaft gelinge, mag seine Ansicht über die mythische Behandlungsweise zeigen, (S. 266) welche Rec. hier mittheilt: „Werfen wir einen Blick in die Geschichte, so finden wir, daß überall die Idee ihre konkrete Wirklichkeit schon voraussetzt. Die Ideen von persönlicher Vollkommenheit, wie sie in den Sagen und Mythen der Völker, ferner in den idealen Gebilden der Kunst und Poesie ausgesprochen sind, sind immer dem Grade der Entwickelung angemessen, den die Idee selbst im Leben dieser Völker erlangt und in einzelnen Individualitäten ausgeprägt hat. Der Sagen- und Mythenkreis geht also wesentlich nicht über

Digitized by Google

die reale Grundlage des wirklichen Lebens hinaus; er bildet wesentlich keine andern Gestalten und Charaktere aus, als wie sie in der wirklichen Welt oder unter den lebendigen Menschen wirklich sind oder gewesen. Was die Sage und Mythe oder Kunst hinzuthut, betrifft nur die geistige Form und die ideale Steigerung und Verschönerung; der Grundcharakter bleibt derselbe, er ist der der wirklichen Persönlichkeit. Die homerischen Helden und Götter sind ideale Gestalten, insofern sie von dem Dichter hervorgebracht sind; aber der Charakter ihrer Persönlichkeit, der Typus, nach dem sie gebildet, ist vom Dichter nicht geschaffen, sondern aus der lebendigen Persönlichkeit entlehnt, wie sie in den hervorragenden Individuen des griechischen Volks ausgesprochen war." Man sieht, zu welchem schwankenden und schillernden Begriffe von Persönlichkeit der Verf. am Schlusse kommt, und wie es doch am Ende immer nur die Individualität der Menschheit und des Volks ist, zu welcher die Sage und Poesie die verschiedenartigen Züge zu einem konkreten Gesammtbilde zusammenfaßt; wie solche Art von zusammengewebter Persönlichkeit aber nicht die ewige Offenbarung des Vaters in dem Sohne seyn kann. Der Verf. fährt so fort: „Machen wir hiervon die Anwendung auf die evangelische Geschichte, so haben wir nicht nöthig, um ihre geschichtliche Wahrheit zu retten, uns gegen die mythische Behandlungsweise zu setzen; wir müssen vielmehr darauf dringen, daß die Analogie in ihrer ganzen Strenge durchgeführt werde. Denn alsdann wird man sich zu dem Schluß genöthigt sehen, daß, wie in den Mythen anderer Völker eine entsprechende Form der Persönlichkeit in der wirklichen Welt vorausgesetzt werden muß, so auch hier. Und wie also die den klassischen Gebilden und Kunstformen zu Grunde liegenden individuellen Persönlichkeiten die Realität der Idee nur in einseitiger Vollendung ausdrückten, wie jene Kunstgebilde selbst, so muß auch die Persönlichkeit, worauf die Idee der Vollkommenheit sich gründet, diese selbst in ihrer Totalität und allseitigen Vollendung dargestellt haben. Ja, je reiner diese Idee der Persönlichkeit gefaßt, je herrlicher sie dargestellt, je vollkommner sie ausgebildet wird, um so vollkommner und herrlicher muß auch die Persönlichkeit selber seyn, worauf sie sich gründet, so daß man, statt es zu beklagen, vielmehr sich freuen muß, wenn es der Kritik gelingt, recht viel verherrlichende Sagen und Mythen aufzufinden, denn um so mehr wird sie dazu beitragen, nicht allein das Bild von Christus zu erhöhen, sondern auch die geschichtliche Wahrheit seiner Persönlichkeit selbst zu verherrlichen." Warlich eine eigenthümliche Art von Verherrlichung des historischen Christus durch Mythen. — Wie viel herrlicher strahlt doch der Welterlöser in seinem wahren und wirklichen göttlichen Thun und Leiden durch die Geschichte der Zeiten, als in dem von menschlicher Phantasie erborgten Nimbus der Mythe oder Dichtung! —

Ausgaben des Neuen Testaments.

Novum testamentum graece edidit G. C. Knappius. Editio V. (in zwei Bänden mit fortlaufender Seitenzahl). Halis Saxonum 1840. Pr. 1 Thlr.

Zufolge der Vorrede sind bei dieser fünften Ausgabe nach den orthographischen und anderweitigen Verbesserungen, welche die vierte erfahren hat, keine weiteren Veränderungen vorgenommen worden. Willkommen ist es aber, daß die Verlagshandlung auch einen Abdruck mit breitem Rande auf Schreibpapier veranstaltet hat, welches denen angenehm seyn wird, die sich exegetische und andere Bemerkungen sofort in das Exemplar zu notiren wünschen.

Novum testamentum graece post I. A. Henr. Tittmannum, olim prof. Lips. ad fidem optimorum librorum secundis curis recognovit lectionumque varietatem notavit **Aug. Hahn.** Lipsiae 1804. Pr. 17½ Sgr.

Die viel gekaufte Handausgabe des Tittmann'schen Neuen Testamentes litt bekanntlich an überaus vielen Fehlern und Nachlässigkeiten, die in der zweiten davon veranstalteten Auflage nur zum Theil verbessert wurden. Auf die vorliegende neue Ausgabe hat Hr. Dr. Hahn sichtlich einen sehr großen Fleiß gewendet, Text und Orthographie sorgfältig in Ueberlegung gezogen und konsequent zu gestalten gesucht, auch der äußeren Einrichtung nach für das Bedürfniß der Leser Sorge getragen. Sehr zweckmäßig ist eine notitia subsidiorum praestantissimorum vorangeschickt, welche die Codd. und Uebersetzungen charakterisirt; wurde einmal diese gegeben, so wäre wohl auch eine kurze Abhandlung über die kritischen Grundsätze und die neueren Ausgaben erwünscht gewesen. Einem bei Knapp und Griesbach oft gefühlten Bedürfniß ist dadurch entsprochen, daß die alttestamentlichen Citate nicht am Schluß, sondern gleich unter dem Text angegeben sind, die Zahlen der Kapitel und Verse sind an den Rand gestellt, zugleich oben auf der Seite bemerkt. Die abweichenden Lesarten werden mit Angabe der vorzüglichsten Vertreter Griesbach, Knapp, Scholz, Lachmann aufgeführt. Dies letztere ist angemessener als die bloße Aufführung mit „alii" bei Knapp, ob es nicht aber erwünschter wäre, bei den wichtigen Varianten sogleich die Hauptzeugen für die eine und die andere Lesart anzugeben? Es wäre dies zum Gebrauche in Vorlesungen willkommen und würde auch das eigene Urtheil des Anfängers bei der Auswahl der Lesarten leiten, zumal in Verbindung mit einer einleitenden Abhandlung über die kritischen Grundsätze. Die äußere Ausstattung ist trefflich.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 21. December. Nr. 78. 1841.

Geschichte der Homiletik.

Pragmatische Geschichte der christlichen Beredtsamkeit und der Homiletik von den ersten Zeiten des Christenthums bis auf unsere Zeit. Nach den Quellen bearbeitet und mit Proben aus den Schriften der christlichen Redner versehen von Carl Fr. W. Paniel, Doktor der Theologie und Philosophie, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen, ordentl. Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft in Bremen. — Ersten Bandes zweite Abtheilung. Bis Chrysostomus und Augustinus. Leipzig 1841. Verlag von C. P. Melzer. S. 355 — 808. Pr. 2 Thlr. (1. u. 2. Abth. $3^1/_2$ Thlr.)

Seit Referent die Anzeige der ersten Abtheilung dieses Werkes niederschrieb, welche im Litt. Anz. 1841. Nr. 6. 7. abgedruckt ist, hat der Verf. desselben auf andere Weise dafür gesorgt, daß sein Name in theologischen und nicht-theologischen Blättern vielfach genannt wurde. Ist uns wohl zuzumuthen, daß wir bei der Besprechung des vorliegenden Buches auf eine Weile gänzlich vergessen sollen, sein Verf. sei derselbe, der die Kontrovers-Predigten gegen Krummacher gehalten hat? Wir sind uns der Pflicht sehr wohl bewußt, daß wir das Buch und nicht seinen Verf. zu kritisiren haben, und daß also, gesetzt, das Buch wäre eine ausgezeichnete Leistung, dennoch der schlimme Eindruck, den das Benehmen seines Urhebers in dem Bremischen Streit auf uns, wie auf jeden evangelisch Gesinnten machen mußte, uns nicht im Geringsten abhalten dürfe, die Vorzüge des Buches nach Recht und Billigkeit anzuerkennen und herauszuheben. In sofern machen jene Vorgänge uns das Urtheil schwerer, da wir Gefahr laufen, den Totaleindruck, den der Mann gemacht hat, auch auf das Buch überzutragen und dieses entgelten zu lassen. In der That können wir auch nicht verhehlen, daß die Predigten Paniel's, die aus Veranlassung jenes Streites ins Publikum kamen (andere von ihm kennen wir nicht), uns die Frage sehr nahe legten, ob ein Mann, der noch auf solchem theologischen und homiletischen Standpunkte sich halte, geeignet seyn könne, eine Geschichte der Homiletik zu schreiben? Allein auch dies würde denn doch erst gültig beantwortet werden können, wenn das historische Werk selbst ganz unabhängig von Allem, was uns sonst von dem Verf. bekannt ist, beurtheilt wäre; dann erst würde sich die Befugniß von selbst verstehen, den Erfund mit dem sonst bekannten zusammenzuhalten, und dadurch manches in ein helleres Licht zu setzen. So ist es nun auch in Wirklichkeit; der Bremer Streit kann auf unser Urtheil über dieses Werk nicht bestimmend einwirken, aber er kann uns für Manches die nöthige Erklärung geben. Und darum ist es nun ein Glück für uns, daß, was wir über die vorliegende zweite Abtheilung zu bemerken, namentlich was wir an ihr zu rügen haben, im Wesentlichen dasselbe ist, was wir schon in der früheren, vor dem Ausbruche des Streites und ohne alle zuvor vorhandene Ansicht über den Verf. geschriebenen Anzeige zu bemerken nöthig fanden. Das Lob großer Belesenheit und großen Fleißes in Aufsuchung und Sammlung des Materials sichert auch dieser Band dem Verf., und das Bemühen, nicht nur jede auch nur einigermaßen bedeutendere Erscheinung auf dem homiletischen Gebiete herauszuheben und ihr so eine bleibende Stelle im Pantheon der Homiletik zu verschaffen, sondern auch, jede dieser Erscheinungen so genau wie möglich zu charakterisiren und entsprechende Belegstellen aus der Masse des Vorhandenen auszuwählen, damit der Leser selbst einen Eindruck von der eigenthümlichen Art und Weise der einzelnen Predigten bekomme, verdient — sofern Bestreben und wirkliches

Digitized by Google

Gelingen zweierlei Dinge sind — auch hier wieder alle Anerkennung. Allein der Fehler, den wir im ersten Bande hauptsächlich der Anordnung des Ganzen, oder, da diese im Grunde nichts ist, als die Heraussetzung der wesentlichen Momente der Idee, eben der Auffassung der Idee Schuld geben mußten, tritt hier in weit größerem Maaße hervor, nämlich der Mangel einer tieferen, einer wissenschaftlichen Auffassung der Geschichte der Homiletik: und dieser Mangel kann uns jetzt weniger mehr befremden, als, da wir die erste Abtheilung lasen, weil uns in dem Auftreten des Verf.'s in dem berührten Streite, d. h. kurz gesagt, in dem unverhohlenen Kundwerden des vulgären Rationalismus, dem er huldigt, der Schlüssel zur Erklärung jener Unwissenschaftlichkeit gegeben ist.

Wir haben schon früher a. a. O. bemerkt, daß der Verf., indem er S. 7. die Geschichte der Homiletik um des auf der Oberfläche sich zeigenden Unterschiedes willen ganz von der allgemeinen Kirchengeschichte trenne, eine ganz unrichtige Abstraktion mache. Es sei, sagten wir, auch für jene der nämliche fundamentale Gegensatz als das die wissenschaftliche Eintheilung und Anordnung bestimmende Princip festzuhalten, der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus, so daß auch die Predigt in dem ganzen Zeitraum bis zur Reformation eine andere seyn müsse, als nach der Reformation. Worin diese Differenz in Hinsicht der Predigt bestehe, müßte sich aus dem wesentlichen Gegensatze des Katholicismus und Protestantismus deduciren lassen. Hinwiederum hätte der Historiker die beiden Perioden des Katholicismus selbst zu unterscheiden, die wir kurzweg die griechische und die römische nennen können; jene, welche die ersten Jahrhunderte bis zur Abschließung des kirchlichen Lehrbegriffs, somit bis zur Beendigung oder allmähligen Verblutung der großen Streitigkeiten, die den Orient bewegten, umfassen würde, hätte als Hauptmoment den dogmatischen Bildungstrieb in sich dargestellt, der denn auch alsbald die Art zu predigen bedingte; so wie andererseits die Nachwirkung griechischer Rhetorik sehr entschieden in den Predigten aus der alten morgenländischen Kirche zu erkennen ist, und eben so der Gegensatz der alexandrinischen und der antiochenischen Richtung *) auch in der Predigt hervortritt. Die römische Kirche, die jenes dogmatischen Bildungstriebes entbehrte — weßhalb auch der pelagianische Streit, der dem Abendlande angehörte, kein Symbol zu seinem Schlußpunkte hat, dergleichen er in der orientalischen Kirche unfehlbar eines erzeugt hätte — mußte nothwendig auch der Predigt eine andere Fassung geben, wofür dann die mittelalterlichen Predigten den Beleg und die weiteren Entwickelungs-Momente dargeboten hätten; während sie dagegen zwei Stücke mit der orientalischen Kirche gemeinschaftlich hatte, nämlich die Zersetzung der Moral mit dem Mönchsthum und die maaßlose Allegorie, Beides erklärbar aus dem, dem katholischen Wesen eingebornen Begriff der Kirche und ihrer Tradition. Hiemit hätte man feste Gesichtspunkte; die einzelnen Gruppen und Persönlichkeiten würden eine bestimmte, objektive Stellung und eine markirte Gestalt bekommen, und so würde durch die Beherrschung des Stoffes von der Idee das Ganze den Charakter der Wissenschaftlichkeit erhalten. Hieran nun mangelt es dem vorliegenden Buche durchaus. Es sind wohl die orientalische und occidentalische Kirche unterschieden, was auch schon der oberflächlichsten Betrachtung nothwendig erscheinen mußte; auch findet sich dann und wann eine zerstreute Bemerkung, die einer wissenschaftlichen An- und Uebersicht des Ganzen angehören würde (wie z. B. S. 659. den Abendländern ein minderer Grad dogmatischen Talentes zugeschrieben wird): allein eine durchgreifendere Bewältigung des Stoffes durch die Idee fehlt überall. Dies hat die schlimme Folge, daß die einzelnen Gestalten, die der Verf. uns vorführt, niemals ein klares, anschauliches Bild dem Leser darbieten, denn dazu wäre eben nöthig, daß ihre Stellung im Ganzen eine ihnen durch die Idee angewiesene seyn müßte; nur dadurch könnte sich der Leser gehörig orientiren, während er so, wenn das Buch durchgelesen ist, eine Menge einzelner Namen, aber lauter undeutliche, verschwimmende Bilder übrig behält. Das bloße Mittheilen von Fragmenten aus eines jeden Predigers litterarischem Nachlaß reicht, so dankenswerth und nothwendig es ist, dazu nicht hin. Es ist überhaupt mit dieser Mittheilung eine eigene Sache, und diejenige, die dem Bearbeiter einer Geschichte der Homiletik die größte Schwierigkeit macht. Nicht wegen der Mühe des Aufsuchens, denn der Historiker muß in seinem Stoffe so zu Hause seyn, daß ihm dies nicht so schwer wird, sondern deßwegen, weil er zu Viel von Einem Prediger oder aus einer Einer Predigt nicht geben darf, um nicht das Volumen seines Werkes unmäßig aufzuschwellen; und doch, was hilft ein Fragment aus einem einzelnen Stücke, wo es sich darum handelt, das Bild eines ganzen Mannes, wie er als Prediger leibt und lebt, aufzustellen? Der politische Geschichtschreiber hat es hierin viel leichter; er läßt die Thaten des Helden sprechen; allein des Predigers Thaten sind seine Worte, und jedes Predigtfragment ist deßhalb nur eine halbe oder Viertels-That, die den Prediger selbst nur sehr fragmentarisch erkennen läßt. Unser homiletischer Geschicht-

*) Dieser Gegensatz wird I. S. 259. wenigstens berührt.

Digitized by Google

schreiber hilft sich nun freilich dadurch, daß er jedesmal eine Charakteristik des Mannes, den er schildern will, voranstellt, und dann für die hervorstechenden Züge seiner Schilderung Belege beibringt, die er denn auch für seinen jedesmaligen Zweck gut zu wählen weiß. Allein hier kommt nun eben wieder der beregte Fehler zum Vorschein. Denn es ist nicht das in der jedesmaligen Zeit, und in der bestimmten Geistes-Richtung, welcher der zu zeichnende Mann angehört, und welche nun seiner Individualität gemäß wiederum eigenthümlich in ihm ausgeprägt ist, objektiv liegende Charakteristische, was der Verf. nun mit Beispielen belegen will; sondern es sind ganz allgemeine, der rhetorisirenden Homiletik unserer Kanzelredner angehörige Kategorieen, unter welche Alles und Jedes gebracht wird. Und zwar werden diese wiederum unter eine noch flachere Unterscheidung als leitender Gesichtspunkt gestellt; bei jedem Prediger ist die Rede 1) von seinen guten, 2) von seinen schlimmen Eigenschaften!! Und da ist denn, wie natürlich, das jedesmalige Resultat, daß er — beides gehabt, Lobenswerthes und Tadelnswerthes! So z. B. S. 499.: „Von der Seite seiner guten Eigenschaften nimmt somit Gregor von Nazianz unter den kirchlichen Rednern seiner Zeit eine der allerersten Stellen ein. Tadelnswerth ist dagegen der oft übertrieben lange Periodenbau seiner Rede" u. s. w. So S. 529.: „Von der Aufzählung der Fehler des Nyssseners wenden wir uns wieder zu dessen guten Eigenschaften zurück" u. s. w. So, um nur noch Eine aus den vielen, regelmäßig sich wiederholenden Stellen der Art anzuführen, heißt es S. 793.: „Auch an dem Style der Augustinischen Vorträge lassen sich wichtige Ausstellungen machen. Anmuth und Schönheit liegt ihm ferne. Er hat wenig von der Reinheit, der Eleganz und Leichtigkeit der Sprache und dem milden und edlen Flusse der Rede, welche wir in den homiletischen Arbeiten vieler seiner griechischen Zeitgenossen zu bewundern haben. Indessen fehlt es seinem Vortrag doch auch nicht an Lobenswürdigem" u. s. f., und hernach S. 794. wird das Gesammt-Urtheil ausgesprochen: „daß die Natur dem Augustinus zwar nicht sehr ausgezeichnete, indessen immer noch sehr namhafte Rednertalente verliehen hatte." Was soll doch dies schulmeisterhafte Zeugnißgeben? dies Lociren? Kann sich wohl irgend Jemand durch so vage und nichtssagende Kritiken „nicht sehr ausgezeichnet, doch immer noch namhaft" zu einer eigenen, klaren Anschauung befähigt sehen? Und wenn nun auch Belege für „gute" und hernach für „tadelnswerthe" Eigenschaften gegeben werden, was hilft das dem Leser, der vom Historiker zu erwarten berechtigt ist, daß dieser ihm viel bestimmtere Gesichtspunkte vor Augen stelle, worunter er die beigebrachten Stellen zu subsummiren im Stande wäre? Ja, der Uebelstand liegt noch tiefer. Der Verf. verwechselt die Aufgabe des Historikers unbegreiflicher Weise mit der des Recensenten. Wohl hat auch der Historiker sein Urtheil abzugeben; eine Geschichte, die nicht zugleich Beurtheilung ist, in der sich also die persönliche Anschauungs- und Denkweise des Geschichtschreibers nicht spiegelt, ist unlebendig und geistlos. Allein der Geschichtschreiber thut unrecht, wenn er, statt sich in sein Objekt zu vertiefen, und es aus sich selbst zu begreifen, vielmehr seine anderswoher stammenden Voraussetzungen und Kategorieen an das Objekt heranbringt, und es so nach einem ihm ganz fremden, subjektiven Maaßstabe mißt. So hat man es Rotteck verübelt, und mit Recht, daß er seinen modernen Liberalismus zum Maaßstab für die gesammte Geschichte nahm; und so trägt auch unser Verf. seine homiletischen Schulformeln und überhaupt seine ihm geläufigen Grundansichten auf die Geschichte über, statt das Historische aus seinem objektiven Wesen heraus zu begreifen. Dahin ist z. B. die perennirende Polemik des Verf.'s gegen die mönchische Moral, die sich in den Predigten finde, zu rechnen; statt diese aus dem Wesen des Katholicismus als eine nothwendige Form des katholischen Lebens zu erkennen, urtheilt er immer von unserem nüchternen, modernen Standpunkt aus, es jedesmal bei einem großen Manne, wie Basilius, Ambrosius u. A. herzlich bedauernd, daß sie noch in solchem Aberglauben befangen gewesen. Solche Urtheile von ganz fremdem Standpunkt aus fällt er auch über einzelne Stellen der Prediger in Menge; z. B. führt er S. 432. eine Stelle aus Cyrill von Jerusalem an, worin dieser darthut, warum die Taufgnade durch das Wasser und nicht vermittelst eines anderen Elementes ertheilt werde? Der Verf. macht die weise Bemerkung, Cyrill hätte sagen sollen: das Wasser sei das augenfälligste Symbol, durch welches die Verpflichtung zu sittlicher Reinigkeit angedeutet werde! Wer in den Geist der alten Kirche und in den eines Cyrill eingedrungen ist (und das ließe sich doch billig von einem Historiker erwarten), der muß wissen, daß dort eine andere Anschauungsweise herrschte, als im System des modernen Rationalismus, der wird es auch keineswegs so abgeschmackt finden, wie Paniel es findet, wenn Cyrill z. B. sagt: „Wo nur immerhin ein Bund zwischen Gott und den Menschen geschlossen wurde, da war auch Wasser. Vor der Schöpfung aller Kreaturen schwebte der Geist Gottes auf dem Wasser; der Anfang der Welt war Wasser; der Anfang des Evangeliums war der Jordan. Die Befreiung der Israeliten von dem Pharao geschah durchs Wasser

Digitized by Google

und die Befreiung der Welt von ihren Sünden geschieht durch das Wasser im Worte Gottes." Gleich auf der folgenden Seite hebt es der Verf., dem Zusammenhange nach ebenfalls als eine Thorheit heraus, daß Cyrill, um die wesentliche Verschiedenheit Christi von den übrigen Menschen zu beweisen, die Worte: „ich fahre auf zu meinem und zu eurem Vater," so erkläre, daß Christus zwischen Gott als seinem natürlichen Vater und als dem, der die Menschen an Kindesstatt angenommen habe, unterscheide; nach rationalistischer Ansicht ist das freilich eine Thorheit, aber wer wird auch einem Cyrill zumuthen, ein Rationalist zu seyn? So tadelt der Verf. S. 524. 525. eine Vergleichung bei Gregor von Nyssa, daß nämlich die Sünde, wenn ihr auch der Kopf zertreten sei, doch noch fortlebe, wie eine Schlange, deren übrige Körpertheile nach Zerstörung des Kopfes immer noch eine Weile ihre Lebenskraft behalten, — als geschmacklos; offenbar nur, weil darin eine Ansicht von der Sünde versteckt liegt, die der Rationalismus nicht theilt. Man muß sich in der That wundern, wie ein Mann, der auf jeder Seite der alten Prediger Verkehrtheiten finden muß, weil er aus seiner rationalistischen Befangenheit nicht herauskommen kann, nur Geduld genug besitzen konnte, um dennoch eine Geschichte derselben zu schreiben; denn viel Genuß konnte er dabei nicht eben haben, und bloße Proben jener Verkehrtheiten, oder, wie ein anderer Geschichtschreiber der Homiletik, Lenz, zu sagen pflegt, „ein Pröbchen," wollte der Verf. doch wohl nicht mittheilen. — Jene Unfähigkeit, die Historie aus sich selbst zu begreifen, thut sich ferner schon in der Art, wie jedesmal der Inhalt der Predigten angeordnet wird, sattsam kund. Da unterscheidet der Verf. immer: Schriftauslegung, Dogmatik und Moral, als ob diese Abstraktionen von einer wahrhaft evangelischen Homiletik überhaupt noch gemacht werden dürften und noch mehr, als ob in der alten Kirche diese Scheidung vollzogen werden könnte! Ja selbst die Terminologie unserer modernen (übrigens bereits abgelebten) Kanzelrednerei streckt da und dort zwischen der Historie die Hörner hervor; so entdeckt der Verf. S. 486. ein „rednerisch erweitertes" Thema, daß man nicht anders meint, als Basilius sei bei Dr. Alt in die Schule gegangen; so wird S. 504. aus Gregor von Nazianz „das Beispiel eines rührenden Einganges" beigebracht; S. 617. sogar ein „unerwarteter und rührender Eingang" aus Chrysostomus, ganz wie die Kanzelredner ihre Eingänge zu fortiren pflegen; so kommen S. 606. und bei allen Gelegenheiten die Schulregeln und Schulformeln einer modernen Predigtperiode zum Vorschein. — Was aber diesem unhistorischen Wesen die Krone aufsetzt, das ist die fixe Idee, die der Verf. hat, es sei seine Pflicht, Muster aufzustellen, indem er Geschichte schreibt! Wie lächerlich nimmt es sich aus, wenn z. B. von Gregor von Nazianz S. 519. gesagt wird: „So scheiden wir von einem Redner, welcher die trefflichsten Anlagen zur Beredtsamkeit hatte, dessen Arbeiten zum Theil auch meisterhaft sind durch ihren männlichen, feurigen, anschaulichen und begeisternden Vortrag, allein auch wieder allzusehr von Fehlern durchwebt, um ihren Verfasser als völlig nachahmungswürdiges Muster aufzustellen." Weiteres bezweckt also die Geschichte nicht, als nur Muster zur Nachahmung aufzustellen; und weil es eben kein „völlig nachahmungswürdiges Muster" giebt (wie denn das Urtheil des Verf.'s über Gregor sich so ziemlich bei allen wiederholt — manches Gute, aber auch von manchem Fehler durchwebt), so muß sich die Geschichte eben begnügen, auf Tugenden und Fehler aufmerksam zu machen. Man sieht, der Verf. hat noch dieselbe Ansicht von der Geschichte, die vor etwa sechzig bis achtzig Jahren im Schwange ging; sie ist nur dazu da, damit wir die Tugenden anderer nachahmen und durch ihre Fehler klug werden. Das ist jener lederne Pragmatismus, der den Werth der Geschichte als Selbstzweck, die Verwirklichung der Idee, ganz und gar mißkennt.

Wie es nach diesen Präcedentien den späteren Erzeugnissen der kirchlichen Beredtsamkeit, namentlich den mittelalterlichen Predigten ergehen wird, läßt sich zum Voraus absehen. Die Prediger, von denen uns Roth und Leyser u. A. so manche köstliche Gabe wiedergeschenkt haben, ferner ein Tauler, ein Gayler von Kaysersberg u. A. — wie schlecht passen diese in jene Formeln und Kategorieen der modernen Kanzelrhetorik! Ja es läßt sich voraussagen, daß der Verf. wohl erst, wenn die Reihe an Zollikofer, Reinhard, Marezoll, Röhr, Schmalz, Alt, Dietzsch u. s. f. kommt, dasjenige findet, was er vergeblich zuvor in der Geschichte gesucht hat, nämlich „völlig nachahmungswürdige Muster."

Der Druck ist in dieser zweiten Abtheilung korrekter als in der ersten, auch für das Auge gefälliger, da er minder kompreß ist. Auch ist die Sonderbarkeit der ersten Abtheilung, alle Namen mit lateinischen Lettern zu schreiben, in der zweiten weggeblieben.

Palmer.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Digitized by Google

Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 24. December. **Nr. 79.** 1841.

Staatsrecht der protestant. Kirche.

Die Kniebeugung der Protestanten vor dem Sanctissimum der katholischen Kirche in dem bayerischen Heere und in der bayerischen Landwehr. Materialien zur Beurtheilung dieser Angelegenheit vom Standpunkte der Glaubenslehre, des Staatrechts und der Geschichte. Mit 12 Beilagen. Ulm, Verlag der Stettin'schen Buchhandlung. 1841. 88 S. 8. Pr. 10 Sgr.

Schon im Jahre 1816 sah es der sel. Planck voraus, daß die Bestimmungen der Bundesakte für die Regulirung der kirchlichen Verhältnisse bei den verschiedenen Konfessionen, namentlich wenn ein Konflikt mehrerer mit einander entstände, nicht ausreichen würden. Er machte durch eine besondere Schrift darauf aufmerksam, die eben so billige als verständige Wünsche und Vorschläge enthält *). Daß aber in der Bundesversammlung selbst eine aus Mitgliedern aller kirchlichen Parteien zusammengesetzte Deputation mit dem Arrangement der kirchlichen Verhältnisse würde betraut werden, — das schien ihm so natürlich und nothwendig, daß er es überall voraussetzt und erst auf diesem Grunde weitere Wünsche und Vorschläge hervortreten läßt. „Die Thätigkeit dieser Association, sagt er, muß besonders für solche Fälle berechnet seyn, und wird wenigstens nur in solchen Fällen sich zu äußern haben, wo es zwischen uns und unseren katholischen Brüdern über gegenseitige Rechte und Ansprüche zum Streit oder zu einem processualischen Verfahren kommen könnte; wenn sie aber gar nicht vorhanden wäre, so würde es dabei vielleicht selten zu einem feindlichen, ja oft nicht einmal zu einem processualischen Verfahren kommen" das. S. 177. Planck hat sich in seinen Befürchtungen künftiger Differenzen zwischen den kirchlichen Parteien nicht getäuscht, — wohl aber in seinen Hoffnungen über die Art, wie man denselben zuvorkommen oder sie beseitigen werde. In der That, das Büchlein gewährt auch jetzt nach 25 Jahren noch einen wehmüthig lehrreichen Genuß. Man hat es nicht beachtet oder vergessen, was der milde und doch so scharfblickende Mann zu sagen sich gedrungen fühlte: „Der Katholicismus kann niemals einen Frieden mit uns auf die Bedingung schließen, daß er uns und unser Volk unserem eigenen Schicksal überlassen und keinen Versuch machen wolle, uns wieder zu sich zurück zu locken" das. S. 87. Für diese Unterlassungssünde erndtet man jetzt von vielen Seiten her giftige Früchte. Daß der Katholicismus keinen Frieden halten werde, daß er alles Elend, das am Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts über sein Haupt gekommen war, würde vergessen haben, sobald sein Haupt sich wieder aufrichten konnte, das war zu erwarten. Aber daß wir der alten List wieder nicht begegnen könnten, daß wir noch einmal zu den alten Waffen greifen müßten, die uns vor Zeiten wenn nicht Sieg doch Ruhm verschafft haben, — das hätte vor 25 Jahren Niemand besorgt, ob es freilich jetzt doch eingetreten ist.

Im Jahre 1732 findet sich in Pfalz-Zweibrücken die Beschwerde: „es habe der Pfalzgraf — die gesammte Miliz und darunter selbst die der evangelischen Religion zugethanen Soldaten nicht nur zur Parade, sondern auch zum Niederknieen kommandirt und genöthigt." Damals gab es noch ein Corpus Evangelicorum, das bei aller Säumigkeit, die man ihm oft-

*) Ueber die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der katholischen und der evangelischen Parthei in Deutschland und einige besondere zum Theil von dem deutschen Bundes-Tage darüber zu erwartende Bestimmungen. Betrachtungen und Wünsche von Dr. G. J. Planck. Hannover 1816.

mals nicht mit Unrecht vorgeworfen hat, die energische Erklärung an den Kaiser abgab: „Wir zweifeln nicht, die bloße bisherige Erzählung dieser verwunderungswürdigen Begebenheit, werde schon genug seyn, Eurer Kaiserl. Maj. allergerechtestes Gemüthe zu ernstlichster Einsicht und Hülfsanstalten zu bewegen" u. s. w. Denn daß solches Gebahren des Pfalzgrafen ein Unrecht sei, bezweifelte damals Niemand. — Das seitdem verflossene Jahrhundert hat viel altes Unrecht vertilgt und viel neuem den Krieg erklärt. Namentlich sind einst die Bundesakte und die darauf begründeten Konstitutionen der deutschen Länder als ein Hort für Freiheit und Recht begrüßt. Und dennoch — erleben wir es jetzt, daß jenes Unrecht aus dem vorigen Jahrhundert nicht bloß in gleicher Gestalt wiederholt wird, sondern daß auch kein Corpus Evangelicorum, ja daß anscheinend Niemand vorhanden ist, der ihm zu begegnen Macht und Neigung hat. Wer dazu geneigt wäre, der hat leider die Macht nicht; und die dazu mächtig genug sind, haben anscheinend keine Neigung.

Wer es weiß, daß man in Baiern seit mehreren Jahren die Vergehungen gegen das Staatsoberhaupt durch kniende Abbitte vor dem Bilde desselben zu ahnden pflegt, den hat es wohl nicht Wunder nehmen können, daß die Sympathien, die in jenem Lande für den Geist des katholischen Mittelalters gehegt werden, auch die öffentliche Adoration des Sanctissimum wieder einzuführen oder zu erweitern strebten. Ob beiderlei Kniebeugung mehr zur Strafe des Gezwungenen oder zur Ehre des adorirten Gegenstandes beliebt sei, ist nicht deutlich. Genug, wir reden hier von der Kniebeugung vor dem Sanctissimum, die auch den Protestanten im bairischen Heere geboten ist, obwohl nicht expresse als eine Strafe. Um die abgöttische Adoration des s. g. Sanctissimum wieder zu heben, hat man neuerdings in Baiern mehrerlei versucht. Zuerst die Macht des Beispiels, und sie ist nicht ohne Wirkung geblieben in den Sphären, wo nicht das Beispiel, sondern der welcher es giebt nachgeahmt wird. Sodann gab man Befehl und zwar für die Sphäre, wo der Befehl am unbedingtesten gilt: die Armee. Doch schon hier traf man auf Remonstrationen, zumal als die Religiosität des Mittelstandes in der Landwehr zugleich mit verletzt war; vielleicht ist aus diesem Grunde der letzte Grad dieser religiösen Tortur, unmittelbarer Zwang, bis jetzt noch nicht versucht. Die gegen den Befehl zur Kniebeugung der Protestanten im bairischen Heere unternommenen Schritte, ihren Sinn und ihr Recht, so wie die für dieselbe geltend gemachten unzulänglichen Gründe erörtert das vorliegende Schriftchen, dessen Anzeige Ref. um so lieber unternimmt, als er

durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Baiern, ohne doch Baier zu seyn, — sonst würde er ja sein Vaterland Bayern schreiben müssen*) — mit dem Stande der Dinge zu einiger Bekanntschaft gelangen konnte.

Das anonyme Schriftchen, von dem wir reden wollen, ist das Werk eines Mannes, der, was Stand oder Geist oder Frömmigkeit des Herzens und Wandels betrifft, gleich hoch steht und der seiner Ueberzeugung durch diese Schrift nicht das erste Opfer bringt. Dies Werkchen verdient nach allen Seiten hin das uneingeschränkteste Lob und wer noch etwas weiter sieht, als in die Blätter desselben hinein, der wird es aufrichtig bewundern. Zuerst wird der Thatbestand aus den vollständigen Akten (in den Beilagen) vor den Augen des Lesers ohne subjektives Zuthun des Verf.'s gewonnen. Alsdann folgt die Rechtsfrage, die nach den anerkannten Bekenntnißschriften beider Kirchen, nach dem bairischen Staatsrechte und nach historischen Analogieen jedesmal vis á vis den zum Schutze des Kniebeugungsgesetzes aufgestellten gegnerischen Sätzen abgehandelt wird, so daß das positive Ergebniß immer erst aus der Kritik des Gegenüberstehenden ermittelt wird. Es redet sonach nie der Verf. oder seine Partei, sondern die Sache. Dies Verfahren zeugt von dem Bewußtseyn des Verf.'s, daß er eine gute Sache vertrete, die weder des ungestümen Angriffs gegen die feindliche Ansicht, noch des deklamatorischen Redeschmucks für die eigene bedürfe. Diese Schrift ist wie eine Relation vor einem hohen Gerichtshofe, völlig unparteiisch gehalten und, selbst wo das Urtheil ausgesprochen werden sollte, wird dies dem Leser überlassen. Dabei ist die ganze intrikate Differenz zwischen dem Volke und seiner höchsten Regierungsbehörde mit derjenigen Schonung und Humanität verhandelt, die auch in den übelsten Verhältnissen immer noch ein Letztes einzubüßen fürchtet. Der Verf. will der Wahrheit und nicht einer Parteisache — sofern diese nicht in der Wahrheit ist — dienen, und darum tragen wir kein Bedenken, seine Schrift Beiden — Theologen und Politikern — als ein Muster vorzustellen. Sehen wir nun das Einzelne.

Eine Kriegsministerialordre vom 14. Aug. 1838. gebietet: „Seine Maj. der König haben allergnädigst zu beschließen geruht, daß bei katholischen Militär-Gottesdiensten während der Wandlung und beim Segen wieder niedergekniet werden soll." Hierdurch wurde angeblich wieder eingeführt, was seit dem Jahre 1803 in der bairischen Armee abgeschafft war. Seit diesem Jahre hatte das Militär vor dem „Hochwürdig-

*) So verlangt es das Gesetz.

Digitized by Google

sten" nur präsentirt und auf das Kommando „zum Gebet!" mit der linken Hand die Kopfbedeckung berührt und den Kopf etwas geneigt. Die angezogene neue Ordre dagegen wird durch weitere Instruktion dahin erklärt, daß die *Infanterie* (Officiere und Gemeine) bei dem Kommando: „aufs Knie!" mit dem rechten Fuße etwas zurückzutreten und *niederzuknien* habe. Dies ward schon den 25. Aug. 1838. als am Geburts- und Namenstage des Königs in den meisten Städten, so wie in demselben Herbste von dem größten Theile der bairischen Armee im Uebungslager bei Augsburg zur Ausführung gebracht, wie damals alle deutsche Zeitungen in theilnahmlosem Staunen erzählt haben. Doch verlautete alsbald von Bedenken, die gegen die Ministerialordre von Seiten der Landwehr (in Regensburg, Augsburg, Nürnberg) erhoben seien, da die bürgerliche Stellung der letzteren den Wahlspruch der militärischen: „das Gesetz ist taub, der Gehorsam blind," sich nicht vollkommen anzueignen vermag. Man sprach nun von einer beabsichtigten Aufhebung des ganzen Institutes der Landwehr, als sei diese nur ein noch geduldeter Vorwurf aus früherer liberaler Zeit. Doch hat man sich allmählig zu einigen Kommissionen verstanden. Die protestantischen Landwehrmänner sollen von der Theilnahme am katholischen Gottesdienste dispensirt seyn, ja die Landwehr von Orten gemischter Konfession solle zu religiösen Processionen oder Paraden, wo das Sanctissimum erscheine, überall nicht auszurücken brauchen. Gerade solche Nachgiebigkeit stellte das Princip der Ordre nur noch fester, und ihre Anwendung auf das Linienmilitär blieb in voller Kraft. Inzwischen ward das Oberkonsistorium durch vielfältige Instanzen der Konsistorien und Dekanate veranlaßt, als Wahrnehmer der Rechte des summus episcopus in Baiern bei dem Ministerium darauf anzutragen, daß *alle* Protestanten von dieser Kniebeugung befreit würden. Dies Verlangen soll dogmatisch, historisch und juristisch motivirt seyn, doch hat die „Staatsregierung" die Mittheilung dieser Reklamation selbst nur an die „untergeordneten Kirchenstellen" für unzulässig erklärt. S. 13. Not. 3. Die hierauf erfolgende abschlägliche Resolution des Ministerii bemüht sich zugleich, die eingewandten Gegengründe zu widerlegen. Zugleich bearbeitete muthmaßlich dieselbe Feder das Publikum durch einen Zeitungsartikel, dem man in der Allgemeinen Zeitung Aufnahme zu verschaffen wußte. Selbst die protestantischen Mitglieder der Ständeversammlung reichten nun dem Könige eine beredte und gründliche Vorstellung ein. Beil. K. Hierauf ist noch nicht geantwortet. Aber die letzte Staatsrechtsentschließung, die dem Oberkonsistorium auf anderweites Andringen mitgetheilt ist, enthält pure die Erklärung: man habe keine hinreichende Gründe zur Zurücknahme des Gesetzes gefunden. Vielleicht um diese Gründe auch künftig nicht zureichend finden zu müssen geschah es, daß die königl. Kommissarien auf den Generalsynoden zu Ansbach und Bayreuth jede Diskussion der Kniebeugungssache, ja selbst jede darauf bezügliche Petition und Erwähnung im Protokoll auf eine wahrhaft gewissenlose Art zu vereiteln suchten. Die beiden Synoden haben unter so mißlichen Umständen kaum etwas mehr thun können, als zeigen, daß sie das ihnen zugefügte Unrecht als solches erkennen und nur der Gewalt nachgeben. — Sonach scheinen alle Wege, die das Gesetz zu betreten verstattet, versperrt zu seyn. Auch wir können nur hoffen und wünschen, daß die Sache durch Intervention der protestantischen Fürsten Deutschlands auf den Rechtsboden zurückgeführt wird, den leider gerade die Partei hier verlassen hat, in deren Händen die Macht ist. — Uns liegt nun ob, die beiderseitige *Begründung* der Streitfrage zu erörtern.

Zunächst ist behauptet, die fragliche Kniebeugung sei nicht Adoration im religiösen, sondern nur Salutation im militärischen Sinne. Mit Recht nimmt der Verf. zunächst die Kompetenz derjenigen Behörde in Anspruch, welche diese Behauptung aussprach. Staats- oder Kriegsministerien können — und am wenigsten in Baiern — über dogmatische Fragen entscheiden. Stand es etwa dem Könige Antiochus zu, den bekannten 7 Brüdern (2 Makk. 7.) den Genuß des Schweinefleisches zu gebieten, wenn er es nicht als Essen von Schweinefleisch, sondern etwa als Nehmen von Arznei verlangt hätte? War die Handlung denn für den Juden minder ungesetzlich? Protestantischer Seits konnte hier nur dem Oberkonsistorium eine Stimme zukommen; aber das hat man nicht gefragt, und als es ex officio sprach, da hat man nicht darauf gehört, hat seinen Ausspruch sogar verheimlicht. Man hat das Verhältniß völlig verkehrt, indem man das Ministerium zur entscheidenden Behörde, das Oberkonsistorium aber zur klägerischen machte. Sodann geht der Verf. auf die Materie des Streitpunktes ein und entwickelt aus den für jede der beiden Kirchen anerkannten symbolischen Schriften diejenigen Sätze, welche die Bedeutung des Kniens vor dem Sanctissimum katholischer Seits und seine Zulässigkeit protestantischer Seits nicht zweifelhaft lassen. Sehr naiv hat man sich auf die Etikette des Londoner Hofes berufen, die bei Audienzen vor dem Monarchen die Kniebeugung verlange. Aber läßt sich denn Weltliches und Geistliches so vermengen? Ist Königin Victoria irgendwie ein Sanctissimum der katholischen Kirche? Ist das osculum panis bei der katholischen Meßliturgie identisch mit dem Huldigungskusse in Eng-

Digitized by Google

land? Die äußere Handlung ist nur wie der Balg, der sich über jedes Innere hinziehen läßt. Und doch verwerfen wir jenes Knien vor dem Monarchen nicht ganz als Analogie. In dieser Ceremonie wird faktisch anerkannt, daß derjenige, der sie fordert, das sei, was zu seyn er behauptet. Nun also — man verlangt mit der Kniebeugung vom Protestanten die faktische Anerkennung des Sanctissimum als des lebendigen Gottes, d. h. man verlangt mit *dieser* Kniebeugung eine wirkliche Adoration. — Man sagt ferner, die Kniebeugung sei nicht eine Ausdehnung der Adoration auf die Protestanten, weil die Adoration ein *innerer Akt* sei. Man hat hiermit unglücklicher Weise beide Kirchen verletzt; weit entfernt, daß diese ministerielle Dogmatik mit der protestantischen verträglich sei, sie ist es auch nicht mit der katholischen. Dem Protestanten wird eine Handlung befohlen, die seine Glaubensnormen expresse und abgesehen von dem „inneren Akt" als Götzendienst bezeichnen. Vergl. die Auszüge aus *Walch's* Konkordien-Buch bei unserem Verf. S. 15 ff. Dem Katholiken aber wird gesagt, die Adoration sei ein innerer Akt, also wenn er kniee, so könne er auch nicht adoriren. *Dies ist offenbare Ketzerei.* Wir geben den Beweis dafür. Das conc. Trident. sagt can. 6.: „si quis dixerit, in sancto Eucharistiae sacramento Christum unigenitum Dei filium non esse cultu latriae, *etiam externo*, adorandum; atque ideo nec festiva peculiari celebritate venerandum, neque in processionibus secundum laudabilem et universalem ecclesiae sanctae ritum et consuetudinem solemniter circumgestandum, vel non *publice*, ut *adoretur*, populo proponendum, et ejus adoratores esse idolatras: anathema sit." Hier ist ganz klar gesagt: wenn jemand behauptet, Christus sei im Abendmahle nicht *öffentlich* anzubeten, so sei er „im Banne." Durch eine vollkommen logische Umkehrung lautet dieser Satz: wer da behauptet, der cultus latrine *etiam externus* sei nicht *adoratio* (sondern diese sei ein „innerer Akt"), der ist „im Banne." *Es fällt sonach der Ausspruch eines Königl. Baierischen Ministerii des Innern vom 19. Jan. 1839. ganz offenbar unter das* **Anathema** *seiner eigenen Kirche.* Im Grunde sollte also die katholische Kirche in unserer Sache nicht minder reklamirt haben, als dies von protestantischer Seite geschieht.

Um eine historische Begründung für die Kniebeugung zu gewinnen, beruft man sich darauf, daß sie bis 1803 „unter der Herrschaft des Religions- und des Westphälischen Friedens" bestanden habe, im k. k. Oesterreichischen Heere aber noch jetzt bestehe (also mit der Bundesakte vereinbar seyn müsse). Selbst in Frankreich sei sie seit 1830 nicht abgestellt. — Zunächst muß es uns nicht wenig verwundern, hier keine Erwähnung der bairischen Verfassungsurkunde zu finden, die selbst Se. Majestät von Baiern so hoch halten, daß Sie bekanntlich die merkwürdigen Worte sprachen: „Ich möchte nicht unumschränkt regieren." Doch das ist lange her und jetzt zieht man lieber die Praxis Oesterreichs und Frankreichs herbei, als daß man sich nach den Gesetzen des Vaterlandes umsieht. Von Oesterreich ist die geographische Entfernung nicht allzuweit nach der Türkei! — Unser Verf. geht hiergegen natürlich auf eine Erörterung der einschlagenden Bestimmungen des *bairischen Staatsrechtes* ein, die für Baiern keinem Zweifel Raum lassen, auch wenn Frankreich andere Gesetze hat. Im Wesentlichen ist nämlich Folgendes zu beachten: Baiern war bis zum Jahre 1803 ein Land, dessen *Staatskirche* die katholische war; auch die Armee war sonach eine katholische und ihr Kultus regelte sich nach dem Glauben und den Bestimmungen der Kirche. Seit 1803 aber wurde durch verschiedene Edikte (S. 31.) und zuletzt am bündigsten 1818 durch die Verfassungsurkunde allen Konfessionsverwandten — was sie bis dahin noch nicht gehabt hatten — völlige Religions- und Gewissensfreiheit gegeben. Daraus folgt also unverkennbar, daß Baiern seitdem nicht mehr *katholischer Staat* ist, die katholische Kirche nicht mehr *Staatskirche*, das Heer nicht mehr eine *katholische Armee*. Auch die Individuen des Heeres sind Staatsbürger, die als solche völlige Gewissensfreiheit genießen; die Anordnungen für das Heer können sonach nicht mehr vom einseitig katholischen Standpunkte ausgehen. Nur dann also kann diese Anordnung der Kniebeugung ohne Anstoß auf die Praxis von 1803 zurück geführt werden, wenn die staatsrechtlichen Verhältnisse wieder auf den Fuß des genannten Jahres gestellt werden. Aber auch dann nur für die *damaligen* Bestandtheile des jetzigen Königreichs Baiern. Denn daß die Rheinpfalz schon im vorigen Jahrhundert in Betreff unserer Frage sich anderer und zwar günstigerer Bestimmungen erfreute, ist von unserem Verf. ebenso gründlich als zweifellos nachgewiesen. S. 34 — 40. —

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

// Litterarischer Anzeiger

für

christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Den 28. December. **Nr. 80.** 1841.

Praktische Theologie.

Saat und Ernte. Eine Zeitschrift auf dem Gebiete der speziellen Seelsorge. Im Vereine mit mehreren ausgezeichneten Seelsorgern und christlichen Theologen, herausgegeben von Dr. Albert Heinrich Theodor Thym, Königl. Superintendent und Pastor zu Garzigar bei Lauenburg in Pommern und Johann Heinrich Ludwig Schröder, der h. Schr. Doktor, evangel. Pfarrer der St. Georgensgemeinde zu Thorn. Erster Jahrgang. Erstes Heft. Berlin, in der A. Wohlgemuth'schen Buchhandlung. 1841. 130 S. Pr. pro 4 Hefte 2 Thlr. 15 Sgr.

Die Herausgeber wollen mit dieser Zeitschrift dem vielfältig gefühlten Bedürfniß der praktischen Theologen, ein Organ zur Besprechung so vieler wichtiger Fragen auf dem Gebiete der speziellen Seelsorge zu haben, nach Kräften abhelfen. Daß ihr Unternehmen zeitgemäß sei, wird nicht leicht Jemand in Abrede stellen; und es ist nur zu verwundern, daß man es nicht schon längst zur Ausführung gebracht hat. Es giebt so viele theologische Blätter (über sechzig der protestantischen Kirche), aber sie beschäftigen sich allzusehr mit der Wissenschaft als Wissenschaft, keine mit dem Verfahren, die Resultate derselben ins Leben einzuführen. Es ist, als wenn man die Theologie bloß zu einem abgeschlossenen Systeme abzurunden hätte, um dann Alles gethan zu haben. Freilich der Grund, warum sich die praktische Seelsorge noch kein Organ in irgend einem Blatte gestiftet hat, liegt am Tage. Sie wird ja von so wenigen selbst erweckten Theologen nur einigermaßen getrieben. Es ist noch eine von den Rationalisten vererbte Idee, als wenn es mit der Predigt genug wäre. Die meisten jungen Prediger bringen ihr bischen Glauben von der Universität mit, von diesem oder jenem Professor, und da derselbe oft nicht viel weiter als in den Kopf gedrungen ist, so haben sie eine gewisse Scheu vor dem Leben und wagen es nur von der Kanzel her zu bearbeiten, recht wohl fühlend, daß zu einer näheren Berührung mit demselben sie nicht die rechte Salbung haben, denn da sollen Kräfte von ihnen ausgehen, nicht bloße Worte. So fehlt es denn in den Gemeinden wohl nicht an einzelnen Erweckten; aber damit begnügt man sich auch, und denkt eben nicht sehr daran, sie weiter zu führen. Das ist aber ein schlimmes Ding, immer bloß Anfänge zu machen; da geht es denn oft genug auch ganz wieder zurück mit dem Werk der Bekehrung. Indeß das beginnt man nun immer mehr einzusehen und darum mögen wir oben angezeigte Zeitschrift unbedenklich willkommen heißen, einmal als Zeichen von dem Wiedererwachen eines bessern Geistes unter den Theologen, einmal als Mittel, diesen wiedererwachten bessern Geist nähren und pflegen zu helfen.

Wir haben bis jetzt bloß im Allgemeinen von der Zeitgemäßheit einer Zeitschrift für Seelsorge gesprochen; jetzt müssen wir unser Urtheil abgeben, ob vorliegende Zeitschrift auch allen Anforderungen an eine solche entspreche und ob namentlich die Herausgeber einem solchem Unternehmen gewachsen zu seyn scheinen. Wir freuen uns in beiderlei Hinsicht ein günstiges Urtheil fällen zu können, in sofern sich nach dem Wenigen, das uns vorliegt, überhaupt ein Urtheil fällen läßt. Was die Herausgeber betrifft, so scheinen es in der That eben so wissenschaftlich durchgebildete, als praktisch erfahrene Männer zu seyn. Sie erklären sich in der Einleitung eben so entschieden gegen einen theoretischen Absolutismus, der alle Höhen, die nicht unter sein selbst erfundenes Richtmaß passen, nivelliren und alle kirchlichen Erscheinungen nach seinem tyrannischen Prinzip willkührlich ordnen oder gar verwerfen will, als sie gegen eine

Digitized by Google

Freiheit protestiren, die sich den dem Glauben immanenten Gesetzen wissenschaftlicher Ordnung zu entziehen sich herausnimmt. Diesem im Vorworte ausgesprochenen Grundsatze sind sie denn auch in der That gefolgt. Das ganze 132 Seiten starke Heft enthält keinen einzigen Aufsatz, den wir nicht mit Vergnügen und Nutzen gelesen hätten. Es ist nicht gerade alles neu, was darin gesagt wird, allein das ist auch nicht nöthig. Mit Erfahrungsthatsachen ist es nicht wie mit wissenschaftlichen Resultaten, die man einmal liest und sich merkt, wenn sie des Merkens werth sind; bei Erfahrungsthatsachen thut auch die Menge etwas, denn die bringt erst die beweisende Kraft hervor. Es ist deßhalb nur zu wünschen, daß die Herausgeber Gelegenheit haben mögen, recht viele Mittheilungen von interessanten Fällen auf dem Gebiete der Seelsorge aufzunehmen; wie z. B. S. 73. die Krankengeschichte nach dem Berichte eines Seelsorgers. Auch steht zu hoffen, daß es ihnen an Gelegenheit dazu nicht fehlen wird; es sind ja Leute genug in unserm Vaterlande, die Beiträge der Art liefern können und wollen. S. 49. findet sich auch die Antrittspredigt des seligen Scriver abgedruckt, die ein recht lebendiges Bild von dem Seelsorger, wie er seyn soll, vor die Augen des Lesers stellt. Dergleichen Mittheilungen werden den Lesern dieser Zeitschrift gewiß auch nicht unwillkommen seyn. Ueberhaupt sind die Herausgeber nur zu loben, daß sie die Alten, die doch ganz andere Seelsorger gewesen sind, als man sie jetzt findet, wo sich die Seelsorge nur erst wieder zu bilden anfängt, nicht verschmähen und sie selbst über diesen und jenen wichtigen Punkt reden lassen. Welch eine reiche Ausbeute für die Seelsorge bieten nicht allein Luthers Schriften. Es kann den Herausgebern wirklich nichts Besseres gerathen werden, als die Alten recht tüchtig zu studiren und das Hiehergehörige an seinem Orte mitzutheilen, denn zu denen müssen wir doch erst wieder in die Schule gehen. Besonders wohl hat uns in dieser Hinsicht die Mittheilung aus dem Synodus des Consistorii und Ministerii provincialis im Herzogthum Ehstland vom Jahre 1737 gefallen. Wir können uns nicht enthalten, einige Paraphen daraus herzusetzen:

§. 13.

Die zu Christo Gekommenen, in welchen Gott seinen Sohn offenbart hat, sammelt nun ein Lehrer. Immer hineinpredigen in den Mischmasch der Gemeinde kann sein Gemüth nicht befriedigen, denn er ist völlig überzeugt, daß Jünger sammeln sein Hauptgeschäft sei.

Anmerk. Es darf jedoch dies Sammeln niemals also geschehen, daß sich der Seelsorger für den anderen Theil der Gemeinde ungenießbar macht und dem kleinen Häuflein der Gläubigen die Meinung von sich aufdrängt, als seien sie vor der übrigen Gemeinde durch ihre Gottseligkeit bevorzugt u. s. w.

§. 14.

O du Liebesgeschäft, wie bist du doch auch manchem gutgesinnten Lehrer noch so unbekannt! — Es muß ja doch einmal das Netz ans Land gezogen werden, man läßt es ja nicht stets im Wasser liegen .. Es mussen die Todten von den Lebendigen, das Köstliche von dem Schlechten gesondert werden, wo wir anders Gottes Mund und nicht trügliche Arbeiter seyn wollen.

§. 19.

Hier zeigen sich die Früchte des Geistes, klare, reine, ausgewickelte Erkenntnisse der göttlichen Führungen, Früchte der Gerechtigkeit zum Preise des Herrn, offenbare Nachfolge des Heilandes, seine Mahlzeichen und Kräfte der zukünftigen Welt. Hingegen ist der Schaden nicht zu beschreiben, der alsdann entsteht, wenn die Gerührten oder Bekehrten nicht besonders weiter fortgeführt werden.

Im Begriff, diese Anzeige abzusenden, kommt uns das zweite Heft zu (Thorn bei Lohde gedruckt). Es enthält die Abhandlungen: 1) Der Separatismus in seinen Gründen, seinem Nutzen, seinem Schaden, dem Einfluß, der auf ihn geübt werden soll; 2) die Seelsoge (Beschluß); 3) Zeichnungen für die Symptomatik der Seelsorger (Fortsetzung); 4) der Seelsorger in seinem Wirkungskreise am Krankenbette. Ferner Miscellen: 1) Wilberforce; 2) Gebet eines Negersklaven; 3) schlichte Bemerkung eines Landmannes; 4) Bischof Leightons Begriff der Seelsorge u. s. w.

Mögen sich die wackeren Herren Herausgeber nur nicht abschrecken lassen, wenn ihr Blatt am Anfange nicht sofort die gewünschte Verbreitung finden sollte. Die Abgelegenheit des Druckorts vom litterarischen Verkehr Deutschlands wird dazu das seinige beitragen, dazu kommt: eine Zeitschrift will Zeit — auch zur Verbreitung. Aber ihr Unternehmen ist auch zeitgemäß, Zeitbedürfniß, darum kann es nicht in der Zeit an Anklang fehlen. Möchte es ihnen nur gelingen, praktisch gediegene und theoretisch gebildete Mitarbeiter zu gewinnen, allein — die am meisten wirken, schreiben am ungernsten! —

Christliche Poesie.

Der Christenjüngling. Ein Gedicht von Carl Scheele. II. Kriegserklärung. Magdeburg, bei Heinrichshofen. 1841. Pr. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wir freuen uns, über diese poetische Leistung ein günstiges Urtheil abgeben zu können. Die Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen, wovon die erstere „die Anklage," die zweite „die fünf Reichskleinodien," die dritte „das Bekenntniß des Glaubens" überschrie-

Digitized by Google

ben ist. Voran geht ein Vorspiel „die Samariterherberge" und zuletzt folgt ein Schlußgesang. Zuerst müssen wir die Originalität der Erfindung und des Ausdrucks im Ganzen loben. Aber besonders wohlthuend ist der kräftige christliche Geist, der dem Leser aus jedem Verse entgegenweht und Beleg davon giebt, wie fortwährend der Geist des Herrn in starken, edeln und begabten Jünglingsseelen — denn zu diesen glauben wir den Verf. rechnen zu müssen — sein Werk hat. Sollte indeß das Buch rationalistischen Predigern in die Hände fallen, so dürfte es freilich leicht das Schicksal haben, wie Krummacher's „Elias, der Thisbiter," stellenweis als Beleg angezogen zu werden, daß wir Pietisten mit nichts Geringerm umgehen, als mit Abschlachtung der Baalspfaffen. Dieses gerechten Lobes ungeachtet haben wir Manches zu tadeln. Es ist doch immer keine rechte Poesie. Dazu läßt es das Vorwalten des rhetorischen Elements nicht kommen, das unwillkührlich an Körner erinnert, mutatis mutandis. Der Verf. scheint, wenn ich so sagen soll, vielmehr über seinem Gegenstande zu stehen und darüber hin zu sprechen, als mitten darin sich zu bewegen und aus ihm heraus zu sprechen. Darum kann er auch den Leser nicht recht in den Gegenstand hineinziehen. Einfacher ausgedrückt: zu viel Schwung, zu wenig Innigkeit. Dazu kommt, daß die Sprache zuweilen zu philosophisch wird, wie z. B., wenn es heißt:

„Drum, wie ich's fordre, daß im Glaubensschiffe
Allmählig zum Begriff Vernunft sich dehne,
So ist's schon Abfall, wenn man zum Begriffe
Des Wunders auch Unglaub'ge fähig wähne!"

und dergleichen mehr. Das ist doch am Ende keine Poesie. Beiläufig bemerkt sei hier, daß der Verf. einen eigenen Gebrauch von dem Konjunktiv zu machen scheint. Obiges „wähne" ist nur ein Beispiel von vielen. Die deutsche Sprache scheint das doch nicht vertragen zu können. Auch ist der Verf. nicht ganz frei von dem bei den Dichterlingen so häufigen Verweilen und Vollstopfen mit Beiwörtern, wie z. B.:

„Mir sind in nächt'gem, rabenschwarzen Dunkel
Die hellen Augen eines Sterns erschienen, —
Der will, das sagt sein herrliches Gefunkel,
Als Führer mir zu meinem Aufgang dienen."

Als Probe von der kräftigen Sprache unseres Dichters mögen hier zum Schlusse noch einige Verse aus dem ersten besten Gedichte stehen.

„Und hier werf' ich den Handschuh heil'ger Fehde
In Gottes Namen hin! — Du wirst mir stehen,
Daß Erd' und Himmel des Verklägers Rede
Im off'nen deutschen Kampf erhärtet sehen.

Ich sage dir, wir dürfen nicht von hinnen, —
Uns ruft ein Kampf auf Leben und auf Sterben!
Hier müssen tiefe Herzenswunden rinnen,
Roth, blutig roth, will Gottes Schwert sich färben!

Der Kampf wird deine Kron' herunterreißen, —
Um Kronen sollen Christen anders ringen!
Er wird dein leimern Schutzbollwerk zerschmeißen.
Mein König will's! Hab' Acht, er wird's vollbringen.

Staatsrecht der protestant. Kirche.

Die Kniebeugung der Protestanten vor dem Sanctissimum der katholischen Kirche in dem bayerischen Heere und in der bayerischen Landwehr. Materialien zur Beurtheilung dieser Angelegenheit vom Standpunkte der Glaubenslehre, des Staatsrechts und der Geschichte u. s. w.

(Beschluß.)

Die Berufung auf Oesterreich anlangend, so zeigt der Verf. mehr als hinlänglich, daß die staatsrechtlichen Verhältnisse dieses Landes in Betreff der verschiedenen christlichen Konfessionen mit denen des Königreichs Baiern lange nicht auf einer Linie stehen, Oesterreich vielmehr ähnlich den bairischen Verhältnissen vor 1803 eine katholische Staatskirche und eine katholische Armee hat, der sich die Protestanten unterzuordnen haben und als solche, denen wohl gleiche staatsbürgerliche und Privatrechte, wohl ein Privatreligionsexercitium, aber nicht Gewissensfreiheit verstattet ist. Bei dieser Gelegenheit giebt der Verf. eine sehr dankenswerthe Uebersicht der Verhältnisse akatholischer Konfessionen zum Oesterreichischen Staate nach den darüber erlassenen „Hofdekreten," und folgert daraus sehr richtig, was wir schon oben andeuteten, wie nothwendig es sei, daß die Bundesakte auch über die Stellung der Kirchen in den Bundesstaaten Bestimmungen enthalte. Endlich wird die Berufung auf Frankreich mit der Erinnerung beseitigt, daß auch dort die katholische Kirche nach der Charte von 1830 Staatskirche sei.

Man hat ferner vom Standpunkte der Gegner aus vorgebracht, daß, wenn dieser königliche Befehl der Kniebeugung unzuläßig sei, indirekt das königliche Recht verneint werde, militärisch-dienstliche Anordnungen in Betreff der dem Sanctissimum zu erweisenden Ehrenbezeugungen zu geben. Dies ist in der That mehr eine Insinuation als ein Grund. Mit Recht verwahrt der Verf. sich und seine Kirche gegen den Verdacht, als liege den Remonstrationen gegen die Kniebeugung ein politisches oder äußerliches Motiv zum Grunde. In gleicher Weise hat man einst den christlichen Bürgern des römischen Reiches Feindseligkeit gegen das kaiserliche Regiment Schuld gegeben, wenn sie sich weigerten, den Bildern der Kaiser göttliche Ehre zu erweisen. Dieser Vorwurf eines königl.

Digitized by Google

Ministern läuft im Grunde auf den so oft gehörten allgemeinen hinaus: man könne kein Protestant seyn ohne Rebell zu werden; ein Satz, der eine eben so auffallende Bekanntschaft mit der Geschichte verräth, wie das oben Gezeigte mit der Dogmatik. Aber von einer eigenen Schuld wird dadurch Niemand frei, daß er Andere einer anderen beschuldigt.

Endlich dringt der Verf. darauf, daß, was man der Landwehr als eine Gunst zugestanden habe, ihr wie dem Linienmilitär als ein Recht und in gleicher Weise gebühre aus politischen wie aus konfessionellen Gründen. In der That begreift es sich auch kaum, wie vergünstigungsweise von einer sei es nun religiös rituellen oder militärisch dienstlichen Pflicht dispensirt werden kann. Oder in welchem Lande wird der Soldat von seinen Honneurs par faveur entbunden, wenn er ausdrücklich erklärt, sie beschwerten sein Gewissen?

Der Verf. schließt, indem er mit wenig Worten darauf hinweist, daß es sich hier, außer der Festhaltung der staatsrechtlichen Stellung beider Konfessionen neben einander, handle um die Bewahrung der Glaubens- und Gewissensfreiheit der bairischen Protestanten. Er verwirft den Geist des Indifferentismus, dem die religiöse Ueberzeugung ein Gewand ist, das man willkührlich wechseln kann eben so sehr, als den der politischen Intrigue oder des militärischen Demagogismus. Er will nur an seinem Theile mitwirken, daß seine Glaubensgenossen nicht fürder in der „peinlichen Lage" belassen werden, die sie „in die Mitte stellt zwischen Glaubenspflicht und militärischen Gehorsam." — Wir ehren darum den Verf. nicht minder, daß er hier seine Darstellung beschließt. Er wollte dem Urtheile über die vorliegende Streitfrage Begründung geben nach beiden Seiten hin, nicht aber das Urtheil selbst aussprechen. Wir glauben es jedoch der theologischen Würde dieses Blattes und des Staates, in dem es erscheint, schuldig zu seyn, noch auf Folgendes hinzuweisen.

Was kann und wird von Seiten der bairischen Protestanten geschehen, ja geschehen müssen, so lange der dem Glaubensbekenntnisse ihrer Kirche zuwiderlaufende Befehl nicht von ihnen genommen wird? Es sind zwei Wege denkbar, deren Betretung einzig von ihnen selbst abhängt. Zunächst können sie sich fügen und dulden. Der Gewalt weicht zwar nicht die Ueberzeugung, aber ihr Ausdruck kann durch sie modificirt werden. Dabei mag man auf alle Weise protestiren; kein Schritt, den das Gesetz verstattet, bleibe unversucht. Aber im Grunde ist dies Alles schon geschehen, — ohne Erfolg. Und bleibt der jetzige erzwungene Zustand noch lange, so ist zu besorgen, daß er Gewohnheit werde. Ja wo der Glaubenszwang einmal mit Glück versucht ist, da wird er alsbald weitere Fortschritte machen. Oder ist es so ganz unerhört, daß das protestantische Volk gewaltsam in die Messe getrieben wird? Man wird mit gleichem Rechte (oder Unrechte) den Fahneneid in einer katholischen Kirche ablegen lassen, man wird die militärischen Ehren beim Begräbniß durch den katholischen Ritus bedingen u. s. w. u. s. w. Aus einer Infanterie, die ohne Protest vor dem Sanctissimum kniet, werden sich zu irgend einer Zeit schon Dragoner machen lassen, die in ihrer Weise avec une douce violence die Rolle aktiver Bekehrer spielen. — Sehen wir also den anderen Weg. Er ist minder langsam. Wir tragen kein Bedenken, zu gestehen, daß er sich gründen wird auf Apostelgesch. 5, 29.: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Es sei ferne von uns, diesen Weg anzurathen; auf ihm würde Blut fließen. Er ist die gerade Straße zurück in dreißigjährige Kämpfe, die doch in Baiern unvergessen seyn werden, wenn man Tilly ein Denkmal (der Ehren?) setzen will. O der Blick schweift unwillkührlich noch weiter hinauf zu den ersten Jahrhunderten der Kirche, wo es neben thurificatis auch Glaubenszeugen und Glaubenshelden gab, die ihres Blutes und Lebens nicht schonten. — Wie? Also Glaubensknechtschaft oder Empörung — dahin führt dieser status quo? —

Bei solch' entsetzlicher Aussicht muß man fragen: woher solch' drohendes Unheil? Wir sagten es schon oben. Eine Bestimmung des Bundestages über das Verhältniß der Konfessionen zum Staate, oder eine Behörde für derartige Streitfragen würde den jetzigen Differenzen zuvor gekommen seyn oder sie jetzt wenigstens erledigt haben. Vielleicht verdanken wir den jetzigen Trübungen und ähnlichen bevorstehenden ein solches Institut für die Zukunft. Denn man sagt ja dem Deutschen nach, daß er erst nach eingetretenem Falle ein Gesetz dagegen erfinde. Doch wie ist nun ohne Gesetz, wenn schon nicht wider dasselbe, zu helfen? Unsere Hülfe ist zunächst nur eine Hoffnung; wir wollen sie frei bekennen, wir fürchten nicht, daß sie zu Schanden werde. Preußische Kreissynoden haben, dem Vernehmen nach, schon vor zwei Jahren den einhelligen Beschluß gefaßt, „durch eine allerunterthänigste Immediat-Vorstellung an Seine Majestät den König Hochdenselben eben so dringend als ergebenst zu bitten: durch sein Verwenden beim bairischen Hofe zu bewirken, daß unsern evangelischen Brüdern im dortigen Lande die Gewissensfreiheit unverkümmert erhalten werde, und sie namentlich von dem bewußten Kniebeugen dispensirt würden *). Auch wir setzen unsere Hoffnung auf Preußens edlen König, der von seinem erlauchten Vater nicht bloß das Erbtheil seiner Länder, sondern das schönere seines Glaubens und Herzens überkommen hat: die Hoffnung, daß er hier helfen wolle, wo er es anscheinend allein kann. Und daß er es wolle, darum laßt uns bitten, rufen, schreien, Protestanten! denen Eure Kirche noch Etwas gilt, Theologen, die Ihr über der abstrakten Wissenschaft das konkrete Leben nicht vergessen habt, Kirchendiener, die Ihr was Sonntags gepredigt wird auch in der Woche anzuwenden ermuntert.

Es ist sehr zu fürchten, daß eben wir Theologen und Diener der Kirche nicht ohne Schuld an dem jetzigen Konflikte sind. Wir wollen auf das bairische Oberkonsistorium keinen Stein werfen, das in dieser Angelegenheit sehr wohl erkannt und sehr furchtlos ausgeführt hat, was seines Amtes war. Aber wie hätte können der höchste Rath eines deutschen Fürsten es unternehmen, die anerkannten Glaubenssätze einer nach allen Seiten hin berechtigten Kirche durch sein Gebot unmittelbar zu verletzen, so lange diese theuren Bekenntnisse überall im Blut und Leben der Kirche einen fühlbaren Pulsschlag zeigten? Sagt nicht, man habe die Geistlichkeit des Protestantismus so gestellt, daß ihr Wort nicht zu hören sei. Sagt vielmehr, der Protestantismus unserer Geistlichkeit läßt sich nicht genugsam vernehmen. Sie hadern über lutherischen und unionistischen, über rationalischen und bibelgläubigen Protestantismus — und über dem Hader läuft der Protestantismus selbst Gefahr. Sie bauen an der unsichtbaren Kirche, während die sichtbare verfällt oder verwüstet wird. O während innere Kriege wüthen hat der Feind da draußen leichtes Spiel. Aber — wachet und betet! —

*) Berlin. allgem. Kirch.-Zeit. vom 16. Nov. 1839. Nr. 92.

Redacteur Prof. **Dr. Tholuck.** Verleger: **E. Anton.**

Intelligenzblatt

zum

Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben von Dr. A. Tholuck.

Halle, den 20. Februar 1841.

Die hier angezeigten Bücher können auch durch die Buchhandlung von **Eduard Anton** in **Halle** bezogen werden.

(1) Hannover. Im Verlage der **Hahn**schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Ueber das Leben und die Lehre des

Ulfila

Bruchstücke eines ungedruckten Werkes aus dem Ende des 4. Jahrhunderts, im Namen der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde herausgegeben und erläutert von

Georg Waitz.

Mit einem Facsimile. gr. 4. Velinp. geh. 1 Rthlr.

---

(2) Bei **J. F. Steinhaus** in **Barmen** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

W. Leipoldt, Pastor der evangel. Gemeinde Unterbarmen, Hilmar Ernst Rauschenbusch, weiland Pastor der evang.-luth. Gemeinde Elberfeld, in seinem Leben und Wirken dargestellt durch handschriftliche Familiennachrichten. br. 20 gGr.

Thirza oder die Anziehungskraft des Kreuzes. — Und: der verlorne Sohn. Zwei Erzählungen. broch. 5 gGr.

Dr. Martin Luther's wahre Meinung von der allgemeinen Gnade Gottes, der allgemeinen Kraft des Verdienstes Christi, der ewigen Vorsehung, (Vorersehung), Verstockung, und andern dahin gehörigen Materien. Mit einer apologetischen Vorrede, darinnen die Lehre des sel. Mannes von diesen Punkten gegen allerlei neu wiederholte Beschuldigungen vertheidiget wird von Dr. Joh. Jac. Rambach, d. Theol. Prof. Publ. broch. 4 gGr.

---

(3) In der Buchhandlung von **C. E. Klinkicht und Sohn** in **Meißen** ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Religions- und Spruchbuch, christliches, zum Gebrauche in evangelischen Volksschulen bearbeitet; nebst Luthers Hauptstücken des christlichen Glaubens. Ein Leitfaden zu Dr. Dinters Katechisationen. gr. 12. Preis 3 Gr.

Unter den Hülfsbüchern zur Präparation im Religionsunterrichte für Lehrer in Volksschulen ist gewiß kein Buch so allgemein verbreitet und geachtet, als Dr. Dinters Katechisationen. Nun fehlt aber offenbar ein ganz passendes und billiges Religionsbuch für Schulen zu diesen Katechesen, welches nicht nur allein in Hinsicht der Anordnung und Begriffsentwickelung ganz zu genanntem Werke paßt, sondern auch die gewünschte reiche Auswahl von Kernsprüchen darbietet, die in dem Neustädter Auszuge so vielfach vermißt wird. — Hier folgt nun ein solches Werkchen, in welchem sowohl der Herr Verfasser als die Verleger Alles gethan zu haben glauben, was die Zeit und Erwartung nur irgend fodern kann. Wir können es daher zur nähern Prüfung und zur Einführung in den Schulen allen Schulmännern recht angelegentlich anempfehlen, denn gewiß auch diejenigen Herren Lehrer, die nicht nach Dr. Dinter unterrichten, werden es nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

---

(4) Bei **Chr. Fischer** in **Bern** ist so eben erschienen:

Schneckenburger, Dr. **Math.,** über den Zweck der Apostelgeschichte. Zugleich eine Ergänzung der neueren Commentare. gr. 8. geh. 1 Thlr. 5 sgr.

---

(5) Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen:

Epistel-Predigtbuch

zur Beförderung der häuslichen Andacht.
In Verbindung mit einigen evangelischen Geistlichen herausgegeben von

Ch. Ph. H. Brandt,

Dekan, Districts-Schulinspektor u. erstem Pfarrer zu Windsbach.
gr. 4. weiß Druckpap. Mit dem Portrait des Verfassers 1 Thlr. 12 gr. ohne Portrait 1 Thlr. 8 gr.

Ferner in Commission:

Jacobs Kampf mit dem Herrn.

Vierzehn Predigten zur Stärkung für Leidende.
Von
Dr. **Karl Fikenscher,**
K. B. Dekan, Hauptprediger an St. Egidien in Nürnberg, Distrikts-Schuleninspector. gr. 8. broch. 12 gr.

Joh. Phil. Raw'sche Buchhandlung in Nürnberg.

Digitized by Google

(6) Im Verlage von **Fr. L. Levin** in Elbing ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Religionsphilosophie.

Vom Standpunct der Philosophie Herbart's.

Von

Dr. G. F. Taute.

1r Thl. in 2 Abschn.

Allgemeine Religionsphilosophie.

Preis **3 Rß 16 Gß**

Dieses Buch ist nicht eine Religionsphilosophie im gewöhnlichen Sinne des Worts. Der Verfasser erklärt, daß Religionsphilosophie als Wissenschaft ohne eine genaue Beachtung des Entwickelungsganges der speculativen Philosophie unmöglich sei. Das Buch könnte eben so gut eine analytisch-kritische Beleuchtung der spekulativen Systeme, ungefähr aus den Zeiten der Scholastik bis auf die neueste Zeit, vornehmlich mit Bezug auf religiöse Begriffe, und mit Hinfuhrung auf ein wissenschaftlich bestimmtes Princip aller Religion, heißen. Die Systeme erscheinen hier in einem ganz neuen noch ungekannten Licht. Der Verfasser selbst ist religiöser Supernaturalist. Der zweite Theil, die Philosophie des Christenthums enthaltend, wird den Supernaturalismus durch das ganze Gebiet der Christlichen Dogmatik durchfuhren.

---

(7) Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Religionsgespräch

zu Marburg im Jahre 1529.

Von Licentiat, Pfarrer Schmitt zu Marburg.

gr. 8. br. 9½ Bogen — 16 gr. = 1 Fl. 12 kr.

Das Gesetz und die Verheißung. Handbuch zum Alten Testamente, sowie zu allen biblischen Geschichten. Für Lehrer und zum Selbstunterrichte für Gebildete. Von Pfarrer Dr. **Blackert,** Gymnasiallehrer zu Marburg. Zwei Bände. gr. 8. 39½ Bogen. 2 Rthlr. = 3 Fl. 36 kr.

Mueller, Dr. *Jul.*, Professor zu Halle, de miraculorum Jesu Christi natura et necessitate. Particula I. 4. br. 6 Bogen — 10 gr. = 45 kr.

Justi, Dr. **K. W.,** Ober-Consistorialrath ꝛc. zu Marburg. Die Vorzeit. Zehnter Jahrgang. Mit fünf Kupfern. gr. 12. 18 Bogen. gebunden. 1 Rthlr. 16 gr. = 3 Fl.

Der Heidelberger Katechismus mit Bibelsprüchen. Zum bessern Verständnisse für die Katechumenen zergliedert und herausgegeben von Metropolitan Dr. **H. v. Roques.** Dritte verbesserte Aufl. 6 Bogen. — 4 gr. = 18 kr.

Bei Einführung in Schulen finden Parthiepreise statt und werden Freiexemplare verwilligt.

Der kurhessische Symbolstreit. Schriften von Dr. **Hupfeld,** Dr. **Kling,** Dr. **Vilmar,** Pfarrer **Martin** und Pfarrer **Exter.** Zwei Abtheilungen. gr. 8. 19½ Bogen. 1 Rthlr. 8 gr = 2 Fl. 24 kr.

Marburg, im November 1840.

N. G. Elwert's Universitäts Buchhandlung.

---

(8) Im Verlage der **Buchhandlung** des **Waisenhauses** in **Halle** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preußens

von

Dr. E. A. Th. Laspeyres,

ordentl. Professor an der Universität Halle-Wittenberg.

Erster Theil. gr. 8. Preis 3⅓ Thlr.

---

(9) Bei **C. F. Osiander** in **Tübingen** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Strauß, Dr. **D. F.,** das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. 2 Bde. Vierte Auflage.
6 Rthlr. 8 gr. = 10 Fl. 48 kr.

Das Werk, welches, obwohl gegen den ursprünglichen Plan des Verf., der es nur fur Theologen geschrieben hatte, durch die Wichtigkeit seines Gegenstandes und seiner ansprechenden Form in die Hände von Lesern aus allen Ständen gekommen ist, bieten wir diesen hier in einer aufs Neue sorgfältig durchgesehenen Auflage zum erstenmale auch mit deutschen Lettern gedruckt, so daß sich nun an dasselbe die in der gleichen Verlagshandlung früher erschienenen „Streitschriften“ in ganz gleichem Druck und Format anschließen. Letztere, welche in 3 Lieferungen die Widerlegung von Steudel, Eschenmayer, Menzel, der evangelischen Kirchenzeitung, der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik und der theologischen Studien und Kritiken enthalten, bilden ein nothwendiges Supplement zu dem Hauptwerk, und kosten zusammen
2 Fl. 42 kr. = 1 Rthlr. 16 ggr.

---

(10) Im Verlage der **Buchhandlung** des **Waisenhauses** in **Halle** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. F. Fries

Die

Geschichte der Philosophie

dargestellt

nach den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Entwickelung.

Zweiter Band. Preis 4 Thlr.

Inhalt: 1) Die Geschichte der Philosophie vom Anfang der christlichen Lehre bis zur Erfindung der Methoden der Erfahrungswissenschaften oder von Paulus dem Apostel bis auf Galileo Galilei und Bacon von Verulam. 2) Die Geschichte der Philosophie von der Erfindung der Methode der Erfahrungswissenschaften bis zur Auffindung der Principien aller metaphysischen Erkenntnisse oder von Bacon von Verulam und Galileo Galilei bis auf Kant. 3) Anhang. Polemische Bemerkungen über neuere große Rückschritte.

Der erste Band (erschienen 1837), Preis 3 Thaler, enthält: 1) Einleitung. 2) Die Geschichte der Philosophie bei den Griechen von Hesiodos bis zu Paulus dem Apostel.

---

(11) Bei **A. W. Hayn** in **Berlin** ist so eben erschienen:

Deibel, A., Predigt zum Gedächtniß Sr. Maj. Friedrich Wilhelm's III. Königs von Preußen.

Digitized by Google

(12) Im Verlag von C. F. Osiander in Tübingen u. F. H. Köhler in Stuttgart ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt von Dr. **David Friedr. Strauß.** Erster Band. gr. 8. 46 Bogen. 3 Thl. 4 gr. = 5 Fl. 24 kr.

Die Verlagshandlung übergiebt hiermit dem Publikum ein neues Werk des berühmten Verfassers des Leben Jesu, welches mit Begier erwartet wurde. — Der zweite und letzte Theil wird im Laufe des Jahres 1841 erscheinen.

---

(13) Bei C. F. Osiander in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sigwart, Dr. **H. C. W.,** Das Problem des Bösen oder die Theodicee. gr. 8. 1 Thlr. 3 gr. 1 Fl. 48 kr.

Vorliegende Abhandlung schließt sich genau an die früher erschienene: Das Problem von der Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens, an. In letzterer hat der Herr Verf. mit Rücksicht auf die sogenannte spekulative Zeitphilosophie die Frage gestellt: Wie sich die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Wollens in demjenigen System ausnehme, welches Gott als die ewige persönliche Vernunft, die Welt als Schöpfung dieser Vernunft, den menschlichen Geist als unsterbliches Wesen anerkennt, und von dem Ernst der sittlichen Idee durchdrungen ist. In derselben wurde die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Wollens selbst dargestellt, und in obiger, das Problem des Bösen oder die Theodicee, wird der andere Theil der Frage behandelt. Die Wichtigkeit der hier beleuchteten philosophischen Lehre möchte dem Werke wohl allgemeines Interesse zuwenden.

---

(14) Bei **Ed. Anton** in **Halle** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Daniel, Dr. H. A., hymnologischer Blüthenstrauss auf dem Gebiete alt-lateinischer Kirchenpoesie. 16. Ord. Ausg. cart. 9 gr. oder 41 kr. Bess. Ausg. in gepresst Papier mit Goldschnitt und Futteral 16 gr. oder 1 Fl. 12 kr.

In dieser Sammlung sind die werthvollsten Hymnen und Sequentien aufgenommen, sowie alle die, welche in der Praxis des katholischen Cultus eine vorzügliche Geltung haben. In einem Anhange wurden die berühmtesten Gesänge in einer Uebersetzung beigefügt.

---

(15) Im Verlage des Unterzeichneten sind so eben erschienen:

Die

sieben Worte Christi

am Kreuze

Betrachtungen in der Passionszeit 1840, gehalten von **Friedr. Arndt,** Prediger an der Parochialkirche zu Berlin. Geh. 15 Sgr.

Das

Vater unser

Zehn Predigten über das Gebet des Herrn, in der Trinitatiszeit 1836 gehalten von **Friedr. Arndt,** Prediger an der Parochialkirche zu Berlin

Zweite durchgesehene Ausgabe. Geh. 20 Sgr.

Das von demselben Herrn Verfasser im Jahre 1837 erschienene Werk:

Das

christliche Leben

Dreizehn Predigten in der Trinitatiszeit 1834 gehalten. Geh. 20 Sgr.

ist jetzt ebenfalls im Verlage des Unterzeichneten.

Der

Katechismus Luther's

mit leitenden, erklärenden und beweisenden biblischen Sprüchen und Versen aus alten und neuern Liedern.

Bearbeitet von

Christian Gottlieb Schwarzer,

weiland Königl. Preuß. Superintendenten und Pastor primarius zu Grünberg.

Sechste, durchgesehene Aufl. Geh. 3¾ Sgr.

A. Eyssenhardt in **Berlin** (Linden 43.)
Züllichau und **Meseritz.**

---

(16) Bei **C. F. Osiander** in **Tübingen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1841. Herausgeg., in Verbindung mit Andern, von Albert Knapp. Mit 6 Stahlstichen. 12. Eleg. geb. mit Goldschn. und in Futteral. 2 Rthlr. = 3 Fl. 36 kr.

Haben die früheren 8 Jahrgänge durch ihre Gediegenheit dem Almanach nah und fern einen großen Leserkreis gewonnen, so dürfte dem obigen noch ein größeres Interesse geschenkt werden, da die Reihe der geschätzten bisherigen Mitarbeiter noch durch einige gefeierte Namen erweitert worden ist, und aus der Feder des Herrn Herausgebers dießmal mehr Beiträge geflossen sind, als demselben in den letzten Jahren zu geben möglich war.

Der Verleger erlaubt sich noch, die Uebersicht des Inhalts hier folgen zu lassen.

Harriet Bradford Stewart. Einfacher Umriß ihrer Lebensgeschichte. Von Dr. Chr. G. Barth. — Naturbilder aus der Schweiz. Von Abel Burkhardt. — Saul unter den Propheten. Von Dr. Ed. Eyth. — Gedichte von J. E. Lange. — Die Zeichen des Lebens. Von Dr. G. H. von Schubert. — Sprüche der Väter. Von Ebendemselben. — Gedichte von Ernst Moritz Arndt. — Die drei Freunde. Von L. Vogel. — Gedichte von Dr. Heinr. Puchta. — Schweizerische Wasserfälle. Von J. E. Lange. — Der Weihnachtsabend. Von Dr. Franz Theremin. — Die Bernsteinhexe. Proben aus einer ungedruckten Erzählung, von Wilh. Meinhold. — Vermischte Gedichte. Vom Herausgeber. — Aus dem Leben der Herzogin Magdalena Sibylla von Württemberg. Vom Herausgeber. — Gedichte der verborgenen Christin. Von Ebendemselben. — Gedichte von Dr. J. L. v. Meyer. — Dienst und Gegendienst. Eine Erzählung nach amerikanischen Quellen, von Dr. Chr. G. Barth. — Gedichte von Julius Krais.

---

(17) Bei **Eduard Anton** in **Halle** ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Scholz, Ch. G., praktischer Rechnenlehrer oder methodische Anweisung zum Unterricht im Rechnen. 2r Theil. 5te Aufl. 8 gGr.

Digitized by Google

(18) Im Verlage von **C. Troschel** in **Trier** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Homilien des heil. Joh. Chrysostomus über die Briefe des heil. Paulus; a. d. Griech. übers. von **W. Arnoldi,** Domcapitular in Trier; 6r Bd., enth. den Brief an die Philipper und den an die Kolosser. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 48 kr. Rh.

Die früheren 5 Bände dieses allgemein geschätzten Werkes sind für den Preis von 5 Thlr. 22 gr. oder 10 Fl. 39 kr. Rh. ebenfalls durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Küpper, J. A., (General-Superintendent der Pr. Rheinprovinz) Festpredigten, gr. 8. brochirt. 1 Thlr 12 gr. oder 2 Fl. 42 kr. Rh.

---

(19) Bei **Eduard Anton** in **Halle** ist erschienen:

Mende, F. W. E., der Gehorsam in der Erziehung. 8. geh. 12 ggr. oder 15 sgr.

Ein sehr günstiges Urtheil über dieses Buch enthält folgende Aeußerung des Herrn Seminar-Direktor Dr. Harnisch in Weißenfels. Er sagt: „Dies ansprechende Buch werde Er, wo irgend die Gelegenheit sich darbiete, empfehlen, da es einen für die jetzige Zeit besonders wichtigen Gegenstand enthalte, der darin gut behandelt sei.“ Eingeführt auf diese Weise, wird dies Buch gewiß Leser und Käufer finden, weil nach einer solchen Empfehlung Jeder wissen kann, was er eben von dem Buche hoffen dürfte und Niemand zu bereuen braucht, einige Groschen für ein nützliches Werk ausgegeben zu haben.

---

(20) Bei **F. Kupferberg** in **Mainz** hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Alzog, Dr. J., Universalgeschichte der christlichen Kirche vom katholischen Standpunkte. Lehrbuch für theologische Vorlesungen. 46½ Bogen mit 2 großen kirchlich geographischen Charten. gr. 8. geheftet. 3 Rthlr. oder 5 Fl. 15 kr.

Dieringer, F. X., System der göttlichen Thaten des Christenthums, oder Selbstbegründung des Christenthums, vollzogen durch seine göttlichen Thaten. 1r Bd. 30 Bogen. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Staudenmaier, Dr. F. A., Encyklopädie der theologischen Wissenschaften als System der gesammten Theologie. Mit Angabe der theologischen Literatur. 1r Bd. 2te umgearbeitete sehr vermehrte Ausgabe. 60¾ Bogen. gr. 8. 3 Rthlr. 8 ggr. oder 5 Fl. 36 kr.

---

(21) In meinem Verlage ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novum Testamentum graece post I. A. H. Tittmannum secundis curis recognovit lectionumque varietatem notavit Augustus Hahn. Editio stereotypa, 8. mit breitem Rand, auf Velinpap., broch. 1 Thlr. 7½ Neugroschen.

Leipzig im Januar 1841.

Karl Tauchnitz.

---

(22) In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeißler, A. F. G., das Leben Jesu, nach den vier Evangelien, mit geschichtlich-geographischen Anmerkungen, zunächst für die oberen Volksschulklassen, so wie für Bibelfreunde zum zweckmäßigen Lesen der Evangelien, nebst einer kleinen Karte von Palästina. broch. 4 gr.

In einer Zeit, wo der blinde Glaube, der Mysticismus, so manches trübe Bild von dem religiösen Zustande der Christenheit überhaupt liefert, wo eben deshalb jedem wahren Christen daran liegen muß, daß, was er glaubt, auch mit den schlagenden Gründen der Vernunft und gestützt auf die Geschichte, als seine innigste Ueberzeugung darstellen zu können, muß dieses Büchlein dem Publikum um so willkommener seyn, als sein eigentlicher Zweck ist, schon der zarten Jugend ein klares Bild, eine überzeugende Anschauung von dem Leben Jesu zu geben.

Um diesem Zwecke zu genügen, setzen wir jede Buchhandlung in den Stand, bei Abnahme einer größeren Anzahl von Exemplaren auf einmal, den Schulen bedeutend ermäßigte Parthiepreise zu machen.

Gera, im November 1840.

C. G. Scherbarth's
Buchhandlung.

---

(23) Bei **Eduard Anton** in **Halle** ist erschienen:

Scholz, Ch. G., praktischer deutscher Sprachlehrer, oder methodische Anleitung zu geistbildenden Sprach-Denkübungen. Nach bewährten Grundsätzen für deutsche Elementar- und Volksschulen. 1r Thl. 1837. 8. 18 gr. (22½ sgr.)

Ueber den Sprachlehrer sind mehrere, das Werk sehr empfehlende Beurtheilungen erschienen. „Ueberall, sagt Dr. Diesterweg in seinem Wegweiser (2. Aufl. 1838) bemüht sich der Verf. in preiswürdiger Weise, die Sprachübungen zu Sprach-Denkübungen zu erheben. Das ganze Buch zeugt von außerordentlichem Fleiße. Lehranfänger sind dem Herrn Verfasser zum größten Dank verpflichtet.“ — „Die Ausführung des ganzen Werkes erklärt der Rec. (in der allg. Jen. Lit.-Ztg. Nr. 43, 1838) nach einer sorgfältigen Prüfung für wahrhaft elementarisch. Darum empfehlen wir dasselbe allen Lehrern, besonders aber denen, welche durchaus einen angebahnten Lehrweg kennen lernen und einem bewährten Führer sich anvertrauen wollen. Ein sorgfältiges Studium und ein fleißiger Gebrauch wird sie überzeugen, daß die Auswahl des Materials, die Anordnung desselben, die entwickelnde Darstellung der Sprachregeln und die unterrichtlichen Ausführungen und Bemerkungen lobenswerth elementarisch sind.“ Auf dieselbe Weise haben die Rec. in dem Lit.-Bl. für Schlesien 1838. 6s Heft in d. Lit.-Ztg. für Deutschlands Volksschullehrer 1838. 3s Heft. und in Gersdorfs Repert. 14r Bd. 2s Hft. S. 210 über das Werk geurtheilt.

Digitized by Google

Intelligenzblatt № 2

zum

Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben von Dr. A. Tholuck.

Die hier angezeigten Bücher können auch durch die Buchhandlung von **Eduard Anton** in **Halle** bezogen werden.

---

(24) Allen evangelischen Geistlichen, Lehrern, und heilsbedürftigen Christen wird hiermit angezeigt, daß nunmehro wieder: Die **Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über Luthers kleinen Katechismus von Dr. W. Harnisch** vollständig in allen Buchhandlungen zu haben sind. Gleich nach dem Erscheinen des 3ten Theils war die 2te Auflage des ersten Theiles vergriffen, nun ist aber die 3te Auflage desselben wieder versandt. Das ganze Werk ($94\frac{1}{2}$ Bogen stark) kostet im Buchhandel $3\frac{2}{3}$ Thlr. Wer sich aber unmittelbar an den Herausgeber wendet, erhält, bei 3—24 Theilen, 25; bei 25—99 Theilen, $33\frac{1}{3}$; bei 100 Theilen und darüber, 50% Rabatt, wenn er gleich den Geldbetrag einsendet.

Eduard Anton in Halle.

---

(25) Im unserm Verlag sind so eben erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Dr. Martin Luther's deutsche Geistliche Lieder

nebst den, während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen,

und einigen mehrstimmigen Tonsätzen über dieselben von Meistern des sechzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben als Festschrift für die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst von

C. v. Winterfeld.

Mit eingedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von

A. Strähuber.

In Hoch-Musikformat. Preis, cartonnirt 5 Thlr. = $7\frac{1}{2}$ Fl. CM. = 9 Fl. rhein., Prachtausgabe in Seide gebunden 10 Thlr. = 15 Fl. CM. = 18 Fl. rhein.

Luther's herrliche Kirchenlieder erscheinen hier, zum ersten Male seit Jahrhunderten, wieder zugleich vollständig und ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt. Der Beruf des Herrn Herausgebers zu diesem Werke ist bekannt. Der artistischen Ausstattung kann, nach den bisher bekannt gewordenen Urtheilen, allgemeiner Beifall nicht entgehen, und auch die typographische Einrichtung wird der Würde des Gegenstandes angemessen erscheinen.

Leipzig, am 20. December 1840.

Breitkopf & Härtel.

---

(26) **Anzeige für Schullehrer.**

Bei **Eduard Anton** in **Halle** ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alphabete, zum Gebrauche in Schulen. Pr. $7\frac{1}{2}$ sgr.

Sehr häufig werden Buchstaben zum Aufkleben auf Pappe für Schulen verlangt, ohne daß man im Stande ist, genügend große Buchstaben vorlegen zu können. Der Verleger entschloß sich daher, zu diesem Behufe besonders, Buchstaben schneiden zu lassen, von denen die großen 6, die kleinen $4\frac{1}{2}$ Zoll lang sind, eine Größe, die es möglichst macht, daß auch die Entferntesten in großen Schulstuben sie bequem lesen können. — Die wichtigern sind zweimal da, einige noch öfter, auch fehlen die Zahlen und Interpunktionszeichen nicht. Wer mit der Anzahl der Buchstaben nicht ausreicht, kann ja, bei dem billigen Preise, noch ein zweites Exemplar ankaufen.

---

(27) Im Verlage der **Nicolai'schen Buchhandlung** in **Berlin** ist erschienen:

Paul Gerhardt und der große Churfürst. Vorlesung am 25sten Stiftungsfeste der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und als Ankündigung einer neuen Ausgabe von Paul Gerhardt's geistlichen Liedern zum Druck befördert durch

Otto Schulz, Königl. Provinzial-Schulrath.

Preis $2\frac{1}{2}$ sgr., geheftet.

Binnen Kurzem erscheinen in demselben Verlage:

Paul Gerhardt's geistliche Andachten

in hundert und zwanzig Liedern.

Nach der ersten durch J. G. Ebeling besorgten Ausgabe, mit Anmerkungen und geschichtlicher Einleitung herausgegeben von

Otto Schulz, Königl. Provinzial-Schulrath.

Mit dem Bildnisse P. Gerhardt's.

Die Ausgabe wird enthalten: 1) Geschichtliche Nachrichten über P. Gerhardt's Leben und die auf seine Amtsentsetzung bezüglichen Dokumente. 2) Einen kritisch berichtigten Text der P. Gerhardt'schen Lieder nach der in der Ebeling'schen Ausgabe beobachteten Reihenfolge. 3) Ebeling's Vorreden zu den einzelnen Heften seiner Ausgabe. 4) Eine Nachweisung der Quellen, aus denen die Lieder zum Theil genommen sind, und Anmerkungen zum Verständniß derselben.

Der Druck wird auf schönem Maschinen-Velinpapier, mit neuen scharfen Lettern vollzogen und der Ladenpreis $1\frac{1}{2}$ Thlr. nicht übersteigen.

Digitized by Google

(28) In der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Historisch-kritische Einleitung
in die
heiligen Schriften
des alten Testaments
von
Dr. J. G. Herbst,
ordentlichem öffentlichem Professor an der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen.

Nach des Verfassers Tode vervollständigt und herausgegeben
von
B. Welte,
außerordentlichem Professor an der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen.

Erster Theil. Allgemeine Einleitung.

Wir glauben dem theologischen Publikum und besonders den Freunden der alttestamentlichen Literatur durch das Erscheinen dieses Werkes einen um so angenehmern Dienst zu erweisen, als seit der Jahn'schen Einleitung im Anfange dieses Jahrhunderts, kein ähnliches selbständig bearbeitetes Werk von katholischer Seite mehr erschienen ist, und dem gegenwärtigen, die rühmlichst bekannte, gediegene Gelehrsamkeit des Herrn Verfassers im Gebiete der alttestamentlichen Exegetik schon zum Voraus zur größten Empfehlung dient.

Dieses Werk erscheint in vier Abtheilungen, von welchen jede circa 15—20 Octav-Druckbogen enthalten wird. Die erste Abtheilung bildet die allgemeine Einleitung, die zweite die specielle Einleitung in die historischen Schriften, die dritte die specielle Einleitung in die prophetischen und poetischen Schriften und die vierte die specielle Einleitung in die deuterokanonischen Bücher.

Der Subscriptionspreis der ersten Abtheilung, 17 Druckbogen stark, welche so eben erschienen, ist fl. 1. 48 kr. oder thlr. 1.

Das ganze Werk wird längstens binnen Jahresfrist beendet sein.

Freiburg im September 1840.

Herder'sche Verlagshandlung.

---

(29) Von der in meinem Verlage erscheinenden

GRIECHISCHEN CONCORDANZ
zu den Schriften des Neuen Testaments
nach Erasmus Schmid
neu bearbeitet
von **Dr. Karl Hermann Bruder**

sind ausführliche Ankündigungen durch alle Buchhandlungen unentgeltlich zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1841.

Karl Tauchnitz.

---

(30) Bei **Eduard Anton** in Halle ist erschienen:

Mende, Oberpfarrer, **F. W. E.,** der Gehorsam in der Erziehung. 8. geh. 15 sgr.

Zur Würdigung dieser Schrift erlaubt sich der Verleger folgende Stelle aus einer Recension im Helios anzuführen:

„Der Verfasser dieser wissenschaftlich-gründlichen, gediegenen und völlig klaren Abhandlung sucht in derselben zu beweisen, daß der Gehorsam die einzige sichere Grundlage aller Erziehung oder der Ausbildung des Menschen zu seiner wahren und höchsten Bestimmung sei. Wir stimmen ihm, was man auch in unsern Tagen noch immer dagegen sagen möge, aus der innigsten, auf eigenes Nachdenken und einer 30jährigen Erfahrung im eigenen Hause, wie in einem öffentlichen Wirkungskreise gegründeten Ueberzeugung so völlig bei, daß wir wohl behaupten dürfen, der helldenkende und doch so fromme Verfasser habe uns aus der Seele geschrieben. Weit entfernt, im stolzen Recensentendünkel zu rühmen, dieser Umstand könne den Werth der Schrift erhöhen, glauben wir doch nicht ohne Grund, daß er derselben zur Empfehlung bei Vätern, Müttern, Lehrern und Schulbehörden, die entweder solche, nicht pomphaft angekündigte Erzeugnisse der Wissenschaft gar nicht zu Gesichte bekommen oder in ihrem Urtheile über den, in dieser Schrift behandelten Gegenstand noch schwankend sind, gereichen werde."

---

(31) So eben ist bei mir erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Opiz, F. W., Heilige Stunden einer Jungfrau bei und nach der Feier ihrer Confirmation. Ein Beitrag zur häuslichen Andacht. **Zweite verbesserte u. vermehrte Aufl.** Mit Kpfr. br. 19 Ngr.

Die sobald nöthig gewordene 2te Aufl. ist ganz gewiß die wahrhaft beste und sicherste Empfehlung für dieses so vorzügliche Anerkennung gefundene **Confirmandengeschenk.**

Ebenso beifällige Aufnahme haben bisher schon erhalten, die von demselben Verfasser ohnlängst erschienenen Andachtsbücher:

Heilige Stunden eines Jünglings bei und nach der Feier seiner Confirmation. Ein Beitrag zur häuslichen Andacht. Mit Kupfern. br. 1 Thlr.

Erbauungsstunden für Frauen, geschrieben für das Leben als Beitrag zur häuslichen Andacht. In zwei Bänden. 1r Bd. Mit Kupfern. br. 1 Thlr. 11½ Ngr.

Leipzig, den 1. Febr. 1841.

Heinr. Weinedel.

---

(32) Eben ist fertig geworden bei **Hinrichs** in **Leipzig** und zu finden auch bei **E. Anton** in **Halle:**

Schmidt, D. C. C. G., kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionare. 5s Bdchen. 8. 1841. geh. ¾ Rß

Inhalt: **Joh. Eliot,** Apostel der Indianer in Nord-Amerika. — **Dav. Brainerd,** Missionar daselbst. — Missionsreise um die Welt. — Uebersicht sämmtlicher evangelischer Missionsgesellschaften 1839.

---

(33) Freunde christlicher Literatur machen wir darauf aufmerksam, daß das

(Nördlinger-) Sonntagsblatt,
herausgegeben vom Pfarrer **Wucherer**
52 Nummern (½ Bogen) Jahrg. 22½ sgr. oder Fl. 1. 12 kr.

mit dem Jahre 1841 seinen elften Jahrgang begonnen hat, und durch alle Buchhandlungen (auch in den frühern Jahrgängen) bezogen werden kann. Seine Tendenz ist christliche Volksbildung. Das Sonntagsblatt hat in allen Ländern deutscher Zunge so viele Freunde gewonnen, daß es die Verlagshandlung um so mehr für überflüssig hält, eine nähere Erklärung des Inhalts beizufügen, als № 1—4 des Jahrgangs 1841 in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorliegen.

Nördlingen, im Jan. 1841.

C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

(34) Bei **F. Kupferberg** in **Mainz** hat die Presse verlassen:

Alzog, Dr. J., Universalgeschichte der christlichen Kirche vom katholischen Standpunkte. Lehrbuch für theologische Vorlesungen. 46½ Bogen mit 2 großen kirchlich geographischen Charten. gr. 8. geheftet. 3 Thlr.

Dieringer, F. X., System der göttlichen Thaten des Christenthums, oder Selbstbegründung des Christenthums, vollzogen durch seine göttlichen Thaten. 1r Bd. gr. 8. 1 Thlr. 20 sgr.

---

(35) Bei mir ist so eben erschienen:

Söltl, Prof. Dr., Der Religionskrieg in Deutschland. Auch unter d. T.: Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz. 2 Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Für Historiker, wie für alle Freunde der Geschichte von gleichem Interesse.

Hamburg, im Januar 1841.

Joh. Aug. Meißner.

---

(36) Bei **Eduard Anton** in **Halle** ist erschienen:

Fouqué, L. M. Baron de la Motte, die Weltreiche in den Jahren von 1839—1840. Eine Bilder-Reihe. 8. geh. 7½ sgr.

---

(37) Im **Martinsstift** in **Erfurt** ist erschienen, und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

Die heilige Passion unsers Herrn, in sechs Fastenandachten zusammengestellt von Karl Reinthaler. Es sind sechs historische Liturgieen, aus den Worten der Evangelisten und Propheten mit den Kernversen unsrer Kirchenlieder und Chören alter Meister so zusammengestellt, daß alle, welche sie anhören und mitsingen, auch von den heiligen Thaten müssen ergriffen werden, als ob sie eben vor und für uns wiederum geschähen. Auf die Liturgieen folgen noch 42 sogenannte Spruchlieder, welche nach freien Weisen die Geschichten der Passion einzeln besingen. 5 Bogen in br. 8. mit dem Bildnisse M. Luthers und Johann Friedrichs unter dem Kreuze 7½ Sgr., aber 30 Abdrücke nur 5 Thlr.

---

(38) Bei **August Prinz** in **Wesel** ist so eben erschienen die 2te um mehr als das dreifache vermehrte Auflage von

Dr. Heinrich Fortmann Ueber das Wesen und die Bedeutung der Historischen Entwicklungen. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. 314 Seiten. brosch. 1 Thlr.

Der Verfasser, bekannt durch seine historischen Studien und Werke, liefert hier nicht nur eine neue Auflage, sondern ein ganz neues Werk, da sich der Standpunkt der Philosophie seit Erscheinen der ersten Auflage gänzlich verändert hat. Daß der Verfasser die sich gestellte Aufgabe ehrenvoll gelöst hat, beweisen die von einigen bedeutenden Gelehrten bereits eingegangenen günstigen Beurtheilungen.

---

(39) *Subscriptions-Anzeige.*

Ausgewählte Werke

von

Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Ausgabe letzter Hand,

im Format der neuen Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Klopstock u. s. w. u. s. w.

12 Bändchen.

Subscriptions-Preis:

das Bändchen 10 Sgr. = 8 gGr. = 30 Xr. Conv. Val.

Eine Auswahl der vorzüglichsten Fouqué'schen Werke, welche sich im Aeußern den beliebten Taschenausgaben von Goethe, Schiller, Wieland und andern Classikern anschließt und solchergestalt den reichen Kranz unserer National-Literatur vervollständiget, wird gewiß von Allen willkommen geheißen.

Mit Liebe werden Diejenigen sie begrüßen, welche noch selbst Zeugen gewesen sind, von der Begeisterung, mit der **Undine, der Zauberring, der Held des Nordens, Sintram** und so vieles Andere bei ihrem Erscheinen aufgenommen wurden. Gern aber wird auch das jüngere Geschlecht die Werke eines Dichters sich näher gebracht sehen, dessen Muse so viel des wahrhaft Schönen darbietet und der mächtig einwirkte zu einer Zeit, wo es galt, den deutschen vaterländischen Sinn zu wecken und der fremden, vom Süden uns aufgedrungnen Art den Ernst, die Tiefe, die Innigkeit des Nordens entgegenzustellen.

Der reiche Inhalt der beabsichtigten Sammlung ist aus der untenstehenden Uebersicht zu ersehen.

Der Druck hat bereits begonnen, und wir hoffen die zwölf Bändchen vollständig noch im Laufe dieses Jahres liefern zu können.

Subscription wird in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Halle, im Februar 1841.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Inhalts-Anzeige:

1r 2r 3r Band: Der Held des Nordens. In drei Theilen: I. Sigurd, der Schlangentödter. — II. Sigurds Rache. — III. Aslauga.
4r 5r 6r „ Der Zauberring. Ein Ritterroman. 3 Bde.
7r „ Sintram und seine Gefährten. Eine nordische Erzählung nach Albrecht Dürer.
8r „ Undine. Eine Erzählung.
9r „ Ausgewählte Gedichte.
10r 11r 12r „ Ausgewählte Novellen, Erzählungen, dramatische und vermischte Schriften.

---

(40) Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Ammon, Oberhofprediger, **Dr. C. F. v.,** das weise Wohlwollen des frommen Menschen gegen die Thiere. Eine Predigt über Sprüchw. Salom. Kap. 12. V. 10. 3te Aufl. 3 gGr.

C. Schulze'sche Buchhandlung in **Celle.**

---

(41) Bei **August Prinz** in **Wesel** ist erschienen und zu haben bei **Eduard Anton** in **Halle:**

Zeugnisse der Heiligen Väter für die Rechtgläubigkeit der evangelischen Kirche in ihren Grundsätzen gegen die römische Kirche. Von einem evangelischen Geistlichen. 10 sgr.

Ein interessanter Beitrag zur Kenntniß des Protestantismus, entnommen aus den Kirchenvätern und den Schriftstellern vor Luther, die der Reformation durch Wort und Schrift vorgearbeitet haben.

Digitized by Google

(42) Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Die

Mission und die Kirche.

Schreiben an einen Freund

von

L. A. Petri,

Pastor zu St. Crucis in Hannover.
gr. 8. geh. 4 gGr.

(43) Bei **Wilhelm Kaiser** in **Bremen** ist so eben erschienen:

Neue Sammlung

christlicher Homilien

von

Gottfried Menken.

Diese Sammlung enthält **bisher noch ungedruckte** Predigten aus dem Nachlasse des sel. Herrn Verf.

Preis: { Druckpapier Rthlr. 2.
Velinpapier — 3.

(44) Im Verlage von **F. H. Köhler** in **Stuttgart** ist erschienen, und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Evangelisches Kirchenblatt zunächst für Württemberg. Herausgegeben von **Heinrich Hartmann,** Pfarrer in Hochberg. I. Abthl. kirchl. praktische Abhandlungen und Besprechungen. II. Abthl. Statistisches und Historisches. Juli — Dec. 1840. Der Preis des 1sten Semesters ist 20 gr.

Obgleich zunächst für Württemberg bestimmt, dürfte das Blatt doch auch für Leser in andern Staaten manches Interessante darbieten. Wir heben aus dem Inhalte einiges aus: Ueber Oeffentlichkeit in Kirchen-Sachen. Die Freiheit der Kirche. Swedenborgianismus in Württemberg. Ueber Verbesserung der Pericopen. Gemischte Ehen. Zur Pastoraltheologie mehrere Aufsätze, namentlich aber über Reform der Lit. und den Entw. einer neuen Liturgie, der gegenwärtig in Württemberg zur Berathung vorliegt, sind viele Aufsätze gegeben. In der II. Abtheilung sind alle im Jahr 1840 erschienenen Verordnungen in Kirchen-, Schul-, Armen- und Ehe-Sachen, ferner kirchliche Nachrichten der Correspondenzen, die Veränderungen im Personalbestand der Geistlichen Nekrologe und dergl. mitgetheilt.

Im neubegonnenen Halbjahr dürften unter anderm Briefe über Zustände der protestant. Kirche in Baiern Beachtung verdienen.

(45) **Beachtenswerthe Konfirmations-Schriften**

aus dem Verlage der **C. H. Beck**'schen Buchhandlung in **Nördlingen**, welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Saamenkörner des Gebets. Ein Taschenbüchlein für die Kinder der Kirche, für Jung und Alt. 12. 155 S. Preis 3 gr. od. 12 kr. gut gebunden 4 gr. od. 16 kr.

Täglicher Wandel des Christen, der immer das Eine, was noth ist, vor Augen hat. Eine Anleitung zum thätigen Christenthum und als Mitgabe für das ganze Leben der confirmirten Jugend geweiht. Zum Besten des Pfarrwaisenhauses in Windsbach. 1838. broch. roh 4 gr. od. 15 kr., geb. 5 gr. od. 20 kr.

Eine christliche Gebetswoche. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1838. 12. 52 Seiten. Pr. 2 gr. oder 9 kr. Velinpapier geb. Pr. 4 gr. oder 15 kr.

25 Confirmationsscheine in 4. à 4 gr. oder 18 kr.

Diese Confirmationsscheine sind auf mehrseitigen Wunsch so eingerichtet worden, daß es dem Beichtvater überlassen bleibt, einen selbstgewählten Denkspruch einzutragen.

(46) Bei **Karl Groos** in **Heidelberg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Darstellung und Kritik der Beweise

fürs

Daseyn Gottes

von

C. Fortlage,

Doctor der Philosophie und Privatdocenten zu Heidelberg.
gr. 8. Preis Thlr. 1 16 gGr. oder Fl. 3.

Andeutung

des

Unterschieds zwischen dem religiösen

und dem

philosophischen Standpunkte.

Ein vertraulicher Brief

über

„Zwei friedliche Blätter

von

Dr. D. F. Strauß."

Von

Carl Philipp Reidel.

gr. 8. geh. Preis 36 kr. oder 8 gGr.

Berichtigung.

Im Intelligenzblatt vom 11. Nov. 1840 ist, veranlaßt durch einen Fehler im Manuscript, der Preis von **Haldane,** Beweis für die Echtheit der heiligen Schrift. 16 gGr. oder 1 Fl. angegeben. Der wirkliche Preis ist aber nur 12 gGr. oder 48 kr.

Digitized by Google

1841. **Intelligenzblatt** № 5.

zum

Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben von Dr. A. Tholuck.

Die hier angezeigten Bücher können auch durch die Buchhandlung von **Eduard Anton** in **Halle** bezogen werden.

(69) Bei **Fr. Schultheß** in **Zürich** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Sammlung von Predigten evangelisch-reformirter Geistlicher

Deutschlands und der Schweiz.

Zum Besten

der evangelisch-reformirten Gemeinde

zu

Reval in Rußland

veranstaltet von

R. H. v. Reutlinger,

Pastor der ref. Gemeinde in Reval.

23 Bogen 8. auf milchweißem Druckpapier. br. fl. 2. 6 kr. oder thlr. 1. 10 sgr.

Diese aus 23 Predigten vorzüglicher evangelisch-reformirter Kanzelredner bestehende Sammlung empfehlen wir vorzüglich allen Denen zu günstiger Aufnahme, welche gerne ihr Scherflein zur Erbauung eines Gotteshauses für diese entfernten Glaubensbruder beitragen wollen.

(70) Im Verlage der **Cröker**schen Buchhandlung in **Jena** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Prof. **J. A. G. Hoffmann Katechetik**, oder Anleitung zum Unterricht der Jugend in der christlichen Religion, vorzüglich für Volksschullehrer. Preis 22½ sgr.

Daß dieses Buch sogleich nach seinem Erscheinen in zwei Schullehrerseminarien eingeführt wurde, spricht für den Werth desselben und mag ihm statt jeder andern Empfehlung dienen.

(71) Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Lehrbuch der Religion

für

die oberen Klassen protestantischer hoher Schulen.

Von

Ludw. Adolf Petri,

Pastor in Hannover.

gr. 8. **Hannover** im Verlage der **Hahn**schen Hofbuchhandlung. Preis ⅓ thlr.

Der Herr Verfasser hat in diesem mit großem Beifalle aufgenommenen und bereits in mehreren Unterrichts-Anstalten eingeführten Lehrbuche, das in der Art des Vortrags nach **dem jetzigen Stande der Wissenschaft** bearbeitet ist, den dogmatischen und moralischen Theil in ein Ganzes verschmolzen, und in den **Vorkenntnissen** u. a. das **Wichtigste aus der Einleitung** in die bibl. **Bücher** und einen **kurzen Abriß der Kirchengeschichte** mitgetheilt. Die christlichen Heilswahrheiten sind so dargestellt, wie sie sich auf dem Grunde der heil. Schrift in der christlichen Kirche **organisch** entwickelt haben und in den **Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche ausgesprochen sind.**

(72) Bei **L. H. Bösenberg** in **Leipzig** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das päpstliche Breve

v. 25. März 1830,

die gemischten Ehen betreffend,

als

Grundlage eines demnächstigen Vergleiches zwischen der Römischen Curie und der Königlich Preußischen Regierung und auf die ganze Preußische Monarchie ausgedehnt.

Nebst

allgemeinen Reflexionen

über die gemischten Ehen und das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in der jetzigen Zeit.

Von

Dr. Karl Pragmaticus.

Si vis pacem, parabellum! —

gr. 8. broch. Preis Thlr. 1.

(73) Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist so eben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Die

rechte Mitte

oder

Rationalismus und Christianismus.

Sendschreiben an Deutschlands junge Theologen der evangelischen Kirche.

broch. 7½ sgr.

Die Worte, die in diesem Sendschreiben, ein in der Wissenschaft rühmlichst bekannten Veteran den jungen Theologen zuruft, verdienen in der jetzigen Zeit, der Extreme (in religiöser Hinsicht) der vollsten Beachtung.

(74) In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die gottesdienstlichen Gebräuche der Juden. Aus dem Englischen. Mit dem Plan von Jerusalem, dem Grundriß des Tempels und eingedruckten Holzschnitten. kl. 8. 25 sgr.

Digitized by Google

Hofmann, L., die heilige Passion oder Geschichte des Leidens und Sterbens unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Mit Gebeten und Liedern und einer kurzen Geschichte der Zerstörung Jerusalems. Nebst einem Holzschnitt, die Kreuzigung Christi darstellend, nach einem Altargemälde von Seekatz. 8. 15 sgr.

Leipzig.

Karl Tauchnitz.

---

(75) In meinem Verlage erschien so eben:

Sechs Bücher

vom

wahren Christenthum

nebst dem

Paradiesgärtlein

von

Johann Arndt.

Erste und zweite Lieferung 18 Bogen in groß Octav Preis à 11½ sgr. Das Ganze erscheint vollständig in drei Lieferungen. In allen soliden Buchhandlungen Deutschlands werden Bestellungen darauf angenommen.

Magdeburg. **Emil Baensch.**

---

(76) Bei **C. W. Leske** in **Darmstadt** ist erschienen:

Der Primat der Römischen Päpste.

Aus den Quellen dargestellt

von

J. Ellendorf.

Erster Theil. Die drei ersten Jahrhunderte.

gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 sgr. oder 2 fl. 24 kr.

Die Frage über den Primat der Römischen Bischöfe in der katholischen Kirche ist eine Lebensfrage in der letztern. Wie sie im 9ten und 11ten Jahrhunderte das große Schisma zwischen der orientalischen und occidentalischen Kirche veranlaßte und wie sich an sie die Anfänge des Abfalls von der römisch-katholischen Kirche knupften, in welchen im 16. Jahrhunderte die Reformation den dritten Theil von Europa fortriß: so bewegt sie auch heute unsere Zeit und zieht sich durch die wichtigsten Angelegenheiten derselben. In alle Verhältnisse des kirchlichen und politischen Lebens eingreifend, beschäftigt diese Frage den Staat und die Kirche, Laien und Geistliche, Protestanten, Katholiken und Griechen in gleicher Weise. Die deutschen Protestanten haben diese Frage längst für gelöset erachtet, deßhalb ist die hier angezeigte Schrift auch hauptsächlich nur für solche Katholiken geschrieben, die, begierig die Wahrheit zu erkennen, durch tausend Umstände abgehalten sind, selbst zu den Quellen zu gehen und sich durch eigene Anschauung zu überzeugen. Diesen sind ehrlich und wahr, ohne Ruckhalt und Zweideutigkeit die alten ehrwürdigen Quellen offen gelegt. Mögen sie nun lesen, prüfen und — vergleichen.

Von demselben Verfasser erschien im vorigen Jahre:

Die **Moral und Politik der Jesuiten,** nach den Schriften der vorzüglichsten theologischen Autoren dieses Ordens. 8. Preis 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Wodurch wird der römische Katholicismus bis jetzt gehalten?

Eine Zeitfrage.

Send- und Antwortschreiben

an

den Verfasser des Freiherrn v. Wiesau.

Zwei Abhandlungen

von

Vinzenz v. Balitzki,

Prediger zu Rhein in Ostpreußen.

8. geh. 22½ sgr. oder 1 fl. 21 kr.

Nicht als Feind der katholischen Geistlichkeit, auch nicht aus Rache gegen den Katholicismus, von welchen sich der Verfasser mit tiefer Ueberzeugung freiwillig trennte, sondern als Bekämpfer des Irrthums und antichristlicher Anmaßungen ist Herr v. Balitzki aufgetreten. Der erste Theil der vorgenannten Schrift verbreitet sich über die bisherigen Stützen des Katholicismus: Papst — Priester Cölibat — Ohrenbeichte. Dem Verf. ist um so eher ein competentes Urtheil zuzutrauen, da er 25 Jahre lang selbst katholischer Priester war; der zweite Theil widerlegt auf eine eben so gründliche, als würdige und leidenschaftlose Weise den „Freiherrn von Wiesau."

Von demselben Verfasser erschien früher:

Notizen aus dem Leben eines ehemaligen katholischen Priesters, nebst kurzer Darlegung der Gründe seines Uebertritts zur protestantischen Kirche. Ein Beitrag zur Kenntniß und Würdigung des römischen Katholicismus. 8. geh. ¼ Thlr. od. 27 kr.

---

(77) Bei mir erschien so eben:

Die Korintherbriefe,

als

Vorbild apostolischer Amtsführung.

In der Barmer Prediger-Conferenz

vorgetragen

von

Rudolf Stier.

Preis brosch. 5 sgr.

Elberfeld. **Wilhelm Hassel.**

---

(78) Bei **G. Bethge** in **Berlin** ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lisco, Fr. Gust., die Parabeln Jesu exegetisch-homiletisch bearbeitet. Dritte verbess. Aufl. gr. 8. 1 thlr. 15 sgr.

---

(79) In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christlicher Katechismus, nach der Ordnung von Luther's kleinem Katechismus und zu dessen Erklärung verfaßt von M. Ch. H. Schott. 8. 5 Ngr.

Leipzig.

Karl Tauchnitz.

Digitized by Google

1841. **Intelligenzblatt** № 6.

zum

Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben von Dr. A. Tholuck.

Die hier angezeigten Bücher können auch durch die Buchhandlung von **Eduard Anton** in **Halle** bezogen werden.

(80) Bei mir ist so eben erschienen:

Lorbeerkranz,

dem streitfähigen und sieggekrönten Manne, Herrn Doctor theologiae **Paniel** in Bremen, mit besonderer Rücksicht auf seine jüngsten Kämpfe gegen Pietismus und Pietisten, gewunden und in einem offenen Sendschreiben dargebracht

von

Hubertus Ironicus.

Preis brosch. 6 gGr.

Elberfeld, im Mai 1841. **Wilh. Hassel.**

(81) Bei **E. Anton** in **Halle** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. Lüben, Anweisung z. e. meth. Unterricht in der Pflanzenkunde. Für Bürgerschulen, Realschulen, Schullehrer-Sem. u. Gymnasien. Mit e. Briefe als Vorwort von Dr. Harnisch. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. 8. 1 Thlr. 15 sgr.

Es genügt dem Verleger, der äußerst günstigen Beurtheilungen zu gedenken, welche die erste Auflage in folgenden Zeitschriften erfuhr: In der Hall. Litr.-Ztg. 1833. Erg. Bl. № 118.; in der Literatur-Zeitung für Volksschull. 1833. 4s Hft.; in d. Schul-Ztg. 1834. № 59; in Gräfe Archiv 16r Bd. 1s Hft.; in den Blättern aus Süddeutschland IV. 3. Ein weiterer Beweis für die Brauchbarkeit des Buchs ist das Erscheinen der zweiten Auflage.

A. S. Neuenhaus, Dompred., Auswahl guter Lesestücke. 8. 10 sgr.

Der Herr Verfasser ging bei der Auswahl des Stoffes hauptsächlich von dem Grundsatze aus, daß ein Lesebuch kein Lehrbuch sein solle für den Unterricht in Geschichte u. s. w., sondern daß es das Sprachgefühl, den Sinn für das wahrhaft Schöne ausbilden und in lebensvollen Erzählungen das Gemüth ergreifen solle; es müsse in ihm der Zielpunkt der Bildung dargelegt werden, den die Schule in der und der Klasse zu erreichen habe. Von der gewöhnlichen, oft willkührlich herbeigezogenen Art zu Moralisiren weicht das Buch zu seinem Vortheile ab; dagegen ist es so angelegt, daß es nicht bloß in anschaulicher Weise den Verstand vollkommen beschäftigt, sondern auch in religiös-sittlicher Hinsicht Herz und Geist des Lesenden in seiner Tiefe zu treffen fähig ist.

Daniel, Dr. **H. A.,** Thesaurus hymnologicus sive hymnorum canticorum sequentiarum circa annum M D usitatarum collectio amplissima. Tom. I. Hymnos cont. 8 maj. Preis 1 Thlr. 22½ sgr.

Die hier dem gelehrten Publicum dargebotene Sammlung der alten lateinischen Kirchengesänge ist unter allen die bei weitem vollständigste, bietet auch zuerst den nöthigen kritischen Apparat und die Bemerkungen der alten Interpreten in zweckmässiger Auswahl. So glaubt der Verleger mit gutem Rechte ein Werk empfehlen zu können, das schon von vielen Seiten eben so sehr als Bedürfniss anerkannt, als bei seinem Entstehen von den namhaftesten Männern gefördert und unterstützt wurde. — Eine Auswahl der vorzüglichsten Hymnen und Sequentien, mit Beifügung einer Uebersetzung der ausgezeichnetsten derselben wurde unter dem Titel: Hymnologischer Blüthenstrauss vom Hrn. Verfasser herausgegeben und kostet carton. 11¼ sgr., in gepresst Papier, mit Goldschnitt und Futteral 20 sgr.

(82) In der Verlags-Buchhandlung von **C. Fr. Amelang** in **Berlin** erschien so eben und ist daselbst so wie durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Biblisches, Kirchenhistorisches und Archäologisches Handwörterbuch

für Prediger, Schullehrer, Seminaristen und gebildete Bibelleser bearbeitet

von **Dr. J. H. R. Biesenthal.**

24 compresse Bogen 8vo. in gespaltenen Columnen. Maschinen-Velinpapier. Geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

Mit voller Ueberzeugung kann Ref. das ihm vorliegende, mit eben so viel Fleiß als Sachkenntniß ausgearbeitete Handwörterbuch allen Denen empfehlen, die, entweder zu Folge ihres Standes und Berufes, oder aus innerem Triebe die heilige Schrift und andere auf Religion Bezug habende Bücher zu ihrem Studium oder zu ihrer erbauenden Lecture wählen, und über die ihnen darin etwa vorkommenden dunkeln Wörter und Ausdrücke eine augenblickliche Belehrung wünschen. Druck und Papier dieses so nützlichen Buches sind vortrefflich, und es ist überhaupt die äußere Ausstattung desselben so elegant, daß ihm auch in dieser Hinsicht der verdiente Beifall nicht fehlen und dasselbe gewiß bald die Zierde vieler Privatbibliotheken seyn wird. **G—l—r.**

(82) Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Die Macht und Würde des Fürsten

auf christlichem Standpunkte.

Mit Rücksicht auf die Gegenwart

von **D. G. C. R. Matthäi.**

Preis geheftet 2 Thlr.

(84) So eben ist erschienen:

Journal f. Prediger 98r Bd. 1s Stück. Inhalt:

1) Abhandlung. Ueber die Christuspartei zu Korinth. (1 Kor. 1. 12.) Von Dr. Dähne, Prof. d. Theol. zu Halle. 2) Mizzelle. Wie ist die Lehre vom Teufel in öffentlichen

Digitized by Google

Religionsvorträgen zu behandeln? 3) 13 Recensionen über die neueren wichtigen theologischen Schriften. Der Band von 3 Heften 2 Thlr.

Halle, den 15. Juli 1841.

C. A. Kümmel's
Verlagsbuchhandlung.

---

(85) Bei **Gebhardt & Reisland in Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Philemon,

oder

das Buch von der Freundschaft in Christo.

Den zerstreuten Bekennern des Herrn zur Belebung und Regelung ihrer Gemeinschaft gewidmet

von

Dr. Franz Delitzsch.

Velinpapier. Brosch. 20 Ngr. (16 gGr.)

Die Anerkennung, welche dem Streben des Herrn Verfassers, den echt lutherischen Glauben aus der Vergessenheit und theilweisen Entstellung in seinem alten Glanze ans Licht zu ziehen, bereits nach Herausgabe seines Schriftchens: „Lutherthum und Lugenthum", in äußerst reichem Maße zu Theil wurde, veranlaßte ihn, bei dem sichtbaren Erwachen der bisher geistig Todten auf diesem Felde des Segens mit Muth und Kraft fortzubauen!

---

(86) Bei **C. F. Meusel in Weißenfels** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine kirchliche Lehrstücke zunächst für den Konfirmanden-Unterricht gesammelt. $1\frac{1}{2}$ Bogen broschirt 2 gr.

---

(87) Bei **C. B. Schwickert in Leipzig** ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wild, C. A. Dr. Philos. Der Vernunftglaube oder Grundzüge zu einer zeitgemäßen rationellen Gottesverehrung, dargethan und begründet auf eine naturphilosophische Betrachtung des Universums zur Ueberzeugung von Gott und Unsterblichkeit des Geistes. gr. 8. in Umschl. geheft. 10 Ngr. (8 gGr.)

---

(88) In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Kritik der evangelischen Geschichte

der Synoptiker

von

Bruno Bauer.

Erster Band. Velinp. gr. 8. broschirt 2 Thlr.

Das Wesen des Christenthums.

Von

Ludwig Feuerbach.

Velinp. gr. 8. broschirt 2⅓ Thlr.

Diese beiden höchst interessanten Schriften liegen in jeder guten Buchhandlung zur Ansicht vor.

Leipzig, den 1. July 1841.

Otto Wigand.

---

(89) Bei Unterzeichnetem ist erschienen:

Bobertag, D., Evangelischer Katechumenenunterricht. 8. 5 sgr.

Jahr, Theodor, Harfe und Stab. geh. 15 sgr.

Ersteres zeichnet sich durch den praktischen Gang im Religionsunterricht so vortheilhaft vor andern derartigen Werkchen aus, daß es nicht nur in hiesiger höherer Lehr-Anstalt eingeführt worden, sondern auch bereits von mehreren Herren Geistlichen als Unterrichtsmittel beim Konfirmandenunterricht benutzt wird, weßhalb ich mir erlaube auf dasselbe ganz besonders aufmerksam zu machen.

Liegnitz. **C. Ed. Reißner.**

---

(90) Im Verlage von **Fr. Mauke in Jena** ist so eben erschienen:

Otto

de

Justini Martyris

scriptis et doctrina.

(Gekrönte Preisschrift.)

gr. 8. geheftet. Preis 1 Thlr.

Vom höchsten Interesse für die theologische Welt.

---

(91) In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Das Evangelium Johannis

nach seinem innern Werthe und seiner Bedeutung für das Leben Jesu kritisch untersucht

von

Dr. Alex Schweizer

Prof. der Theol. in Zürich.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 15 Ngr. (12 gGr.)

Lehrbuch der Dogmengeschichte

von

Dr. K. R. Hagenbach

Prof. der Theol. in Basel.

I. und II. 1.

gr. 8. Preis: 3 Thlr.

Leipzig im Juli 1841. **Weidmann**'sche B.

---

(92) Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung.

Herausgegeben

von **Edwin Bauer.** Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Evangelienpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung.

Gr. 8. 51 Bogen. 2 Thlr.

Es fehlte bisher an einer **zweckmäßig ausgewählten, gut ausgestatteten** und **billigen** Sammlung dieser Art und Herausgeber und Verleger hoffen in der vorliegenden etwas allen Ansprüchen Genügendes zu liefern. Das Inhaltsverzeichniß weist 79 Predigten von den ausgezeichnetsten Kanzelrednern der neuern und neuesten Zeit nach, die hier Aufnahme gefunden haben. Ein zweiter Band wird **Epistelpredigten**, ein dritter **Predigten über freie Texte** enthalten.

Leipzig, im Juli 1841.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

1841. **Intelligenzblatt** № 7.

zum

Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben von Dr. A. Tholuck.

Die hier angezeigten Bücher können auch durch die Buchhandlung von **Eduard Anton** in **Halle** bezogen werden.

---

(93) In der **Medau'schen** Buchhandlung in **Leitmeritz** ist so eben erschienen:

Jesus

ist

das Muster der christlichen Vollkommenheit.

Gebete und Betrachtungen nach dem Sinne und Inhalte der heiligen Evangelien auf alle Sonn- und Feiertage des ganzen Jahres, zur Andacht und zum Troste in den traurigsten Lebensverhältnissen.

Verfaßt

von

Joseph Franz Bauer

Weltpriester und Seelsorger.

Zweite Auflage.

Auf schönem weißen Maschin-Velin-Druckpapier, in Duodez-Format, mit 3 eleganten Bildern und einem lithographirten Titelblatte, ungebunden 10 gr., in gepreßtem Leder sauber gebunden mit Goldschnitt 1 thlr. 12 gr.

Das schnelle Vergriffensein der ersten Auflage dieses Gebet- und Erbauungsbuches beweist, wie sehr es den geistlichen Bedürfnissen und frommen Katholiken entspricht und enthebt uns aller Worte, die sich darüber noch sagen ließen.

Wir erwähnen nur der in jeder Beziehung eleganteren Ausstattung der zweiten Auflage, auch des zweckmäßigeren und beliebteren Formates, welches dasselbe bei der neuen Auflage erhielt.

---

(94) Bei **Theodor Bläsing** in **Erlangen** ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Harleß, Prof. Dr. G. Chr. Adolph, Grabrede bei der Beerdigung eines im Duell Gebliebenen.

Auf Anordnung des königl. akademischen Senates der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen gedruckt. — gr. 8. broch. $2^1/_2$ Sgr.

Eine Rede, die ungewöhnlichen Eindruck gemacht und bereits sehr großen Absatz gefunden hat.

---

(95) Im Verlage der **Hahn'schen** Hofbuchhandlung in **Hannover** ist so eben erschienen:

Die Hebammen und Todtenfrauen

in der Kirche und im Staate.

Ein Beitrag zur Vervollkommnung der Kirchenordnung und Polizei, in Geburts- und Sterbefällen;

von

A. W. Knauer,

Archidiaconus zu Celle im Königreich Hannover.

gr. 8. 1841. geh. $^1/_3$ Thlr.

---

(96) Bei **E. Baron**, Buchhändler in **Oppeln** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moritz, Karl, Christus der Ueberwinder. Ein Gedicht in fünf Gesängen. 8. geh. $12^1/_2$ sgr.

---

(97) Im Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Perlen

der heiligen Vorzeit.

Von

Johann Ladislav Pyrker.

8. brochirt. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Dieses vortreffliche Werk, dessen Inhalt folgender ist: Abraham (Verheißung), Moses (Gott, Erlösung, Auferstehung), Samuel (Gericht), Helias (Glaube, Liebe, Hoffnung), Elisa (Tod, Unsterblichkeit), Makkabäer (Trost, Hingebung, Sieg); und dessen Klassicität in allen Landen deutscher Zunge, so weit als echte Religiosität und Frömmigkeit wohnt, längst anerkannt ist, übergeben wir hier in einer gefälligen billigen Ausgabe der Privatandacht und dem Schulgebrauche.

Stuttgart und Tübingen, Septbr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

(98) In der **C. H. Beck'schen** Buchhandlung in **Nördlingen** ist so eben erschienen:

Die christliche Lehre von der Versöhnung und Erlösung in zwölf Predigten dargestellt von Lorenz Kraußold, evangel. Pfarrer zu Fürth. 1841. 8. VIII u. 142 SS. Preis 54 kr. oder 12 gr.

Wir glauben diese aus einem seelsorgerlichen Bedürfnisse hervorgegangenen Predigten des rühmlichst bekannten Herrn Verfassers, in welchen derselbe die protestantische kirchliche Lehre in ihrer Uebereinstimmung mit der heil. Schrift auf eine dem Bedürfnisse des Herzens wie dem in Demuth forschenden Geiste genügende Weise darzustellen versucht hat, nicht allein Geistlichen, sondern Jedem, der über die wichtigsten Heilswahrheiten eine klare und gründliche Belehrung sucht, empfehlen zu dürfen.

Grundzüge der Geschichte und der Unterscheidungslehren der evangelisch-protestantischen und römisch-katholischen Kirche v. Erich Stiller, erstem Pfarrer zu Harburg. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Preis $1^1/_2$ gr. oder 6 kr.

Das Büchlein hat die Bestimmung, der Jugend in die Hände gegeben zu werden, und dadurch dem Religionslehrer den Unterricht über den wichtigen Gegenstand zu erleichtern.

Digitized by Google

Glaubensfestigkeit. Dichtung von Dekan Goeß in Aalen. Gewidmet Herrn Dr. A. Neander, Professor der Theologie in Berlin. Für 4 Männerstimmen componirt von Fr. Weizsäcker, Stadtpfarr-Vikar in Aalen. Preis eines Exemplars 3 gr. oder 12 kr. Preis von 4 Exempl. 8 gr. oder 32 kr.

Philipp Melanchthons vornehmste Artikel christlicher Lehre 5. 6. und 7. Artikel. A. Vom Ursprung der Sünde. B. Vom freien Willen und menschlichen Kräften. C. Von Erbsünde und Strafe der Sünde. Herausgegeben von einem evangelischen Prediger. 8. br. Preis 5 gr. oder 20 kr.

---

(99) Bei **C. Schünemann** in **Bremen** ist erschienen:

Treviranus, L. G., weil. Pastor zu St. Pauli in Bremen, Die rechte Gestalt Christi in seinen Gliedern. Herausgegeben zum Besten des Männerkrankenvereins mit einem Vorworte von G. G. Treviranus, Pastor Primarius zu St. Martini. 8. 20 Bogen broch. 12 gGr.

---

(100) Nachstehende, in meinem Verlage erschienene Werke, sind auf unbestimmte Zeit zu den beigefügten **herabgesetzten** Preisen zu beziehen:

Lichtfreund, der evangelische, Wochenschrift für christl. Erbauung und kirchengeschichtliche Mittheilung. Jahrg. 1838. 52 Bg. gr. 8. geh. (L. P. 2 Rthlr.) 10 gGr.

v. Ritgen, Dr. Ferd. Aug., die höchsten Angelegenheiten der Seele, nach dem Gesetze des Fortschritts betrachtet. gr. 8. 1835. cart. (L. P. 20 gGr.) 6 gGr.

Schilling, Hofrath, Dr., allgemeine Generalbaßlehre, mit besonderer Rücksicht auf angehende Musiker und gebildete Dilettanten. gr. 8. 1839. (L. P. 2 Rthlr. 8 gGr.) 1 Rthlr.

Wagner, Pfarrer **F. L. W.,** der evangelische Papismus, in Briefen an Hr. Dr. E. Sartorius. gr. 8. 1837. geh. (L. P. 1 Rthlr.) 10 gGr.

Darmstadt, den 1. Septbr. 1841.

L. Pabst.

---

(101) Bei **C. L. Fritzsche** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichten der christlichen Kirche.

Dichtungen

von

Moritz Alexander Zille.

8. broch. Preis 20 Ngr.

Der Verfasser, bekannt durch: „Gesichte. Christlich prophetische Gesänge“ (1840. 15 gGr.), behandelt in diesen Dichtungen thatsächliche Züge aus dem Leben von Ap. Johannes, Origines, Perpetua, Numidicus, Antonius, Bonifacius, Bruder Klaus v. d. Flüe.

Kirschbaum, Dr., der jüdische Alexandrinismus, eine Erfindung christlicher Lehrer. Oder: Beiträge zur Kritik jüdischer Geschichte und Literatur. Erstes Buch: Jüdisch-griechische Originale, vorzüglich Philo und Sirach.

gr. 8. broch. Preis 11¼ Ngr. (— 9 gGr.)

---

(102) In der **Chr. Belser'**schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist so eben erschienen und in jeder Buchhandlung Preußens vorräthig:

Die

christliche Lehrwissenschaft

nach den

biblischen Urkunden.

Ein Versuch

von

J. T. Beck,

ausserordentlichem Professor an der Universität Basel.

Erster Band.

Die Logik der christlichen Lehre.

Preis: 41 Bogen gr. 8. geh. 2 Thlr. 8 gGr.

Auf den Grundzügen seiner Propädeutik fortbauend, gibt hier der gelehrte und geistreiche Verfasser einen höchst interessanten Versuch zur Lösung der so lange vergessenen Aufgabe, die Lehre der Schrift in ihrer Gehalts- und Gestaltsfülle, in der Allseitigkeit ihrer inneren Verschlingung und der Vielseitigkeit ihrer symmetrischen Beziehung zu erfassen und so aus ihr heraus, unabhängig von dem starren Modelle der Zeitdogmatik, den lebendigen Leib einer auf eigenen Füßen stehenden, zusammenhängenden Schrift-Theologie zu konstruiren.

Sherwoods ausgewählte Erzählungen. In zwölf Bänden. Eingeleitet von Dr. G. Plieninger. Subscriptionspreis: jeder Band à 6 gGr. In Schillerformat. I. bis IV. Band: Roxobel, aus dem Englischen übersetzt von Louise Marezoll. (Dieses Werk wird auch besonders abgegeben.)

Wir übergeben hier dem Publikum ein Werk, das hinsichtlich der Vollendung der novellistischen Form auf gleicher Höhe mit Walter Scott und Bulwer steht, durch seine Verbindung glänzenden Humors mit tiefem Gefühle lebhaft an Jean Paul erinnert, durch die Reinheit und Tiefe seiner sittlichen Grundsätze aber ein würdiges Seitenstück zu Kennedy's Dunallan bildet. — Der Preis unserer deutschen Ausgabe ist beinahe zwanzigmal niedriger, als der des Originals.

---

(103) Bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen, auch zur Einsicht, bezogen werden:

J. C. Lavater's

Aussichten in die Ewigkeit.

Neue Ausgabe. 12. à 12 gr. oder 45 kr.

Inhalt: Ueber Unsterblichkeit. Offenbarung. Zustand nach dem Tod. Auferstehung. Von dem Gericht. Von den himmlischen Wohnungen. Bestimmung des Christen. Vergebung der Sunden. Vom Anschauen Gottes.

---

(104) Bei **C. H. Reclam** sen. in Leipzig ist so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der theologischen Literatur, hauptsächlich der protestantischen, nebst kurzen biographischen Notizen über die theologischen Schriftsteller von **Dr. Georg Bened. Winer,** königl. Kirchenrath und ordentlichen Professor der Theologie an der Universität Leipzig.

Zwei Bände. 63 Bogen in gr. 8.

Preis 3 Thlr. Dritte sehr vermehrte Auflage.

---

(105) In der **Chr. Belser'**schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen und in jeder Buchhandlung Preußens vorräthig:

Kapff, S. C. M, Pfarrer in Kornthal, **Gebetbuch** 2 Bde. gr. 8. mit 1 Stahlstich, auf hübschem Maschinenpapier, 4te Aufl. 1 Thlr. 3 gGr.

Digitized by Google

Der rasche Absatz dieses Werks (in 5 Jahren 10,000 Exemplare) hat dessen Brauchbarkeit hinlänglich an den Tag gelegt, so daß wir uns überheben, Weiteres zu dessen Empfehlung anzuführen.

Kapff, S. C. M, Pfarrer in Kornthal, **Communion-Buch.** Preis: 18 Bogen mit einem Stahlstich in 8. br. 8 gGr.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1842. In Verbindung mit Andern herausgegeben von Dr. G. Plieninger. Fünfter Jahrg. Mit Stahlstich. Preis 16 gr. sächs.

Diesen trefflichen und in Deutschland einzigen Jugend-Almanach bieten wir hiemit auch heuer den Freunden der Jugend, und zwar zu einem Preise, der darauf berechnet ist, das freundliche und nützliche Taschenbuch auch in die Hände von Söhnen und Töchtern weniger bemittelter Familien gelangen zu lassen.

Zur Gleichstellung mit diesem Jahrgange setzen wir auch die früheren, jeder drei Stahlstiche enthaltend, elegant gebunden mit Goldschnitt und Futteral, von Thlr. 1. 10 gr. auf 18 gr. herab.

---

(106) Die unterzeichnete Buchhandlung empfiehlt sich zu Bestellungen auf:

Johann Heinrich Jung's,

genannt **Stilling**,

sämmtliche Werke.

Neue vollständige durchaus verbesserte Ausgabe mit großer Schrift.

Den ersten Band, Subscriptionspreis nur 1 Fl. 36 kr. oder 1 Rthlr., theilt sie gern zur Einsicht mit.

Stuttgart, den 1. Septbr. 1841.

J. Scheibles Buchhandlung.

---

(107) In meinem Verlage ist in diesen Tagen erschienen u. an alle Buchhandlungen versandt geworden:

Stimmen, geistliche, aus dem Mittelalter, zur Erbauung gesammelt von **Fr. Galle**, gr. 12. br. $\frac{7}{8}$ Thlr.

Der durch seine Charakteristik Melanchthons dem theologischen Publikum bewährte Herausgeber bietet hier der christlichen Welt in einem zweckmäßig geordneten und alle wesentlichen Punkte des christlichen Glaubens u. Lebens umfassenden Andachtsbuche den Kern religiöser Betrachtungen aus sieben Jahrhunderten der Kirche dar. Alcuin, Anselm, Hugo von St. Victor, Bernhard, Bonaventura, Tauler, Suso, Gerson, Thomas v. Kempen, Savonarola sind Namen, welche unter vielen andern darin glänzen. Ein ausführlicher biographischer Anhang kommt neben dem erbaulichen auch dem historischen Interesse entgegen.

Ulrici, H., über Princip u. Methode der Hegelschen Philosophie, ein Beitrag zur Critik derselben, gr. 8. br. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Je allgemeiner die Hegelsche Philosophie sich in unserer Zeit ausbreitet u. in alle Gebiete der Wissenschaft umgestaltend eindringt, um so willkommener dürfte eine Schrift begrüßt werden, welche auf dem Standpunkt des christlichen Bewußtseyns die so bedeutsam gewordene Fragen bespricht und zum Verständniß fördert.

Verzeichniß aller im Merseburger Amtsblatt u. in d. Gesetzsammlung f. d. Königl. Preußischen Staaten von 1816 bis 1840 enthaltenen auf das Kirchen- und Schulwesen sich beziehenden Verordnungen 2c. Herausgegeben von einem Superintendenten. 4. br. (Ausgabe auf Schreibpapier mit breitem Rand) $\frac{1}{3}$ Thlr. netto.

Vorstehendes Werkchen möchte sowohl durch die übersichtliche Anordnung der Materien als auch durch die möglichst erreichbare Vollständigkeit derselben für die Amtsführung vorzugsweise zu empfehlen seyn.

Früher erschienen:

Erdmann, die Liebe, die Freiheit und die Gerechtigkeit durch den Glauben, gehalten in der Domkirche in Halle. 8. geheft. $\frac{1}{8}$ Thlr.

Erdmann, Grundriß der Logik u. Metaphysik. 8. br. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Galle, Versuch einer Charakteristik Melanchthons und Entwicklung seines Lehrbegriffs. 8. br. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Langer, Predigten üb. d. allgemeine Kirchengebet. 8. br. $\frac{1}{2}$ Thlr. netto.

Portrait, Consistorialraths Prof. Dr. Jul. Müller in Halle, lithographirt von Fulda. Ausg. auf ord. Papier $\frac{1}{3}$ Thlr., auf chinesisch. Papier $\frac{1}{2}$ Thlr.

Schaf, Ph., die Sünde wider den heiligen Geist u. die daraus gezogenen dogmatischen u. ethischen Folgerungen, nebst historisch. Anhang üb. d. Lebensende des Francesco Spiera. 8. br. 1 Thlr.

Tholuck, Dr. A., zur Charakteristik rationalistischer Polemik. 8. $\frac{1}{4}$ Thlr. netto.

Tholuck, Dr. A., zwei Predigten beim Ableben Friedrich Wilhelm III. 8. br. netto $\frac{1}{8}$ Thlr.

Halle im August 1841.

J. F. Lippert.

---

(108) Bei K. F. Köhler in Leipzig ist so eben erschienen:

Predigten und Reden

bei

besonderen Gelegenheiten, Festen

und amtlichen Verrichtungen

gehalten von

Dr. C. W. Spicker.

1r Band. gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der rühmlichst bekannte und verehrte Verfasser hat sich auf vielseitiges Verlangen entschlossen, eine Auswahl seiner Predigten und Reden durch den Druck zu veröffentlichen. — Seine 3ljährige Wirksamkeit im Predigtamte, bei den wechselnden Schicksalen des Vaterlandes in Kriegs- und Friedenszeiten und bei den verschiedenen Stellungen als Geistlicher in großen und zahlreichen Gemeinden, gaben ihm vielfache Gelegenheit, die christlichen Wahrheiten und das Wort Gottes bei seltenen und merkwürdigen Ereignissen und in besonderen Lagen und Verhältnissen des Lebens zu predigen

---

(109) In der J. Luckhardtschen Hofbuchhandlung in Cassel ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben.

Ernst, Dr. Ch. F. W., (Oberkonsistorialrath, Oberhofprediger u. Superintendent zu Cassel.) Predigten über selbstgewählte Stellen der heiligen Schrift; zum Vorlesen bei öffentlichen Gottesverehrungen, so wie zur häuslichen Erbauung. Zweite vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 4. 36 Bogen stark. Preis Thlr. 1. 8 gGr. oder Fl. 2. 24 kr.

Digitized by Google

Rausch, E., (Diener am Worte Gottes) Christliche Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres zum Vorlesen bei öffentlichen Gottesverehrungen so wie zu häuslichen Erbauungen. gr. 8. 42 Bogen. Rthlr. 1. 12. oder Fl. 2. 42 kr.

Geiße, Dr. (Metropolitan), Predigtentwürfe über wichtige, den jetzigen Standpunkt der Religions-Wissenschaft und den Geist unserer Zeit berührende Gegenstände. 8. Preis 9 gGr. oder 40 kr.

(110) So eben sind erschienen und durch die Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Glockentöne

oder

christliche Lieder

von

Friedrich Springmann.

8. 1841. Velinpapier. cartonnirt. Preis ½ Rf.

(111) Im Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das evangelische
Missionswesen.

Ein Ueberblick über seine Wirksamkeit und seine weltgeschichtliche und nationale Bedeutung,

von

F. W. Klumpp,

Professor am königl. Ober-Gymnasium in Stuttgart.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 6 Gr.

Das Missionswesen theilt mit so manchen Erscheinungen in der Geschichte das Schicksal, daß es vielfach nicht nur beinahe ganz unbekannt ist, sondern auch verkannt wird, und dieß zwar in vielen Kreisen, in welchen es sich durch den Adel und die Großartigkeit seiner Motive, seines Ziels und Wirksamkeit gewiß recht viele Freunde gewinnen müßte, wenn es vor Allem nur recht gekannt wäre. Der Herr Verfasser glaubte deßwegen zur Förderung dieser großen Angelegenheit einigen Beitrag zu geben, und sich zugleich von manchem der Sache noch ferne Stehenden einen Dank zu verdienen, wenn er es versuchte, die wichtige Sache der Mission nach ihren Grundsätzen, ihrem Umfang und ihren Erfolgen in einem kurzen Ueberblick und zugleich apologetisch darzustellen.

Stuttgart und Tübingen, Septbr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

(112) **Preisermäßigung.**

Um die untenstehenden sehr empfehlenswerthen Werke noch gemeinnütziger zu machen, hat die Verlagsbuchhandlung solche um die Hälfte des bisherigen Ladenpreises herabgesetzt.

Homiletischer Rathgeber bei dem Meditiren über die evangel. Perikopen. Zunächst für angehende Kanzelredner. Von Dr. theol. **C. Chr. Fr. Siegel.** 2 Bände nebst Supplement. 1833—34. 143 Bogen in gr. 8. Ladenpreis 7½ Thlr., jetzt 3¾ Thlr.

Neue Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln von Dr. theol. **C. Chr. Fr. Siegel.** 2 Bände nebst Nachtrag enthaltend: Homilet.-prakt. Bearbeitung der neu verordneten epistol. Perikopen in d. Kirchenagende des Königreichs Sachsen. 1828 u. 36. 102½ Bogen in gr. 8. Ladenpreis 6 Thlr., jetzt 3 Thlr.

Leipzig, im Septbr. 1841.

C. H. Reclam sen.

(113) Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Hermeneutik
des
Neuen Testaments

von

Dr. H. N. Klausen.

Aus d. Dänischen übers. von L. O. Schmidt-Phiseldek.

gr. 8. 31 Bogen. 2 Thlr. 15 Ngr.

Während die Literatur über neutestamentliche Exegese und Kritik durch werthvolle Leistungen in neuerer Zeit vielfach bereichert wurde, — geschah in den letzten Decenien für die Hermeneutik fast nichts. — Um so dankenswerther ist es gewiß, daß der geehrte Verfasser in vorstehend angezeigtem Werke diese Lücke auf eine Weise ausfüllt, die ebenso von großem Nutzen für die Wissenschaft als Ehre für ihn ist.

Das Werk zerfällt in 3 Abtheilungen, — die erste als Einleitung, handelt über Wesen der Hermeneutik, in's besondere der neutestamentlichen, — die zweite giebt eine Uebersicht der Geschichte der neutestamentlichen Hermeneutik, die dritte endlich umfaßt die neutest. Hermeneutik in den drei Momenten, der philolog., histor. und theologischen Auslegung.

☛ Mehre krit. Blätter, unt. and. die Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. 1841. II. No. 22—23., haben sich sehr günstig darüber ausgesprochen.

(114) Hannover, im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Wer ist der Verfasser der Offenbarung Johannis? Eine historisch-kritische Abhandlung von **C. Dannemann,** Cand. theol. Mit einem Vorworte von Dr. Fr. Lücke, Consistorialrathe und ord. Prof. der Theol. in Göttingen. gr. 8. 1841. geheftet. Preis 10 gGr.

(115) Bei **G. Bethge** in **Berlin** ist so eben erschienen und allgemein versandt worden:

Baxter, R., Geduld in Leiden, aus d. Engl. v. C. W. T. Kuntze. 8. geh. 15 sgr.

(116) In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Hoffmann, F. A., Lesebuch für höhere Töchterschulen neue Ausg. 3 Thle. 1841. Halle, Ed. Anton. Jeder Theil 6½ sgr.

Der Verleger wurde von vielen Seiten aufgefordert, das Hoffmann'sche Lesebuch, was seiner innern Einrichtung gemäß auf drei Classen berechnet ist, auch äußerlich in drei getrennten Abtheilungen erscheinen zu lassen. Da sich nun der Herr Verfasser ebenfalls hiermit einverstanden erklärt, so wird jetzt das erste Heft, für die untern Classen bestimmt, ausgegeben. Der Preis für dieses Heft ist 5 gGr. oder 6¼ sgr. Eben so viel kostet jedes der beiden folgenden Hefte. Durch diese Einrichtung wird die Einführung dieses Buchs in den Schulen erleichtert, da der Preis oft ein Hinderniß der Benutzung in den Schulen wurde. Demungeachtet ist es bis jetzt in vielen Schulen gelesen worden, wird sich aber gewiß von nun an einer noch weit größeren Verbreitung erfreuen.

Digitized by Google

1841. **Intelligenzblatt** № 8.

zum

Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben von Dr. A. Tholuck.

Die hier angezeigten Bücher können auch durch die Buchhandlung von **Eduard Anton** in **Halle** bezogen werden.

---

(117) In der **Chr. Belser'schen Buchhandlung in Stuttgart** ist erschienen und in jeder Buchhandlung Preußens vorräthig:

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1842. In Verbindung mit Andern herausgegeben von Dr. G. Plieninger. Fünfter Jahrg. Mit Stahlstich. Preis 16 gr. sächs.

Diesen trefflichen und in Deutschland einzigen Jugend-Almanach bieten wir hiemit auch heuer den Freunden der Jugend, und zwar zu einem Preise, der darauf berechnet ist, das freundliche und nützliche Taschenbuch auch in die Hände von Söhnen und Töchtern weniger bemittelter Familien gelangen zu lassen.

Zur Gleichstellung mit diesem Jahrgange setzen wir auch die früheren, jeder drei Stahlstiche enthaltend, elegant gebunden mit Goldschnitt und Futterat

auf **18** gr. herab.

---

(118) Im Auftrage E. H. Schul-Collegiums ist bei **C. A. Wolff & Comp.** in **Berlin**, Kurstraße № 51, erschienen:

Spruchbuch für Schulen. In drei Cursen verfaßt von Dr. theol. **F. A. Pischon.** Jeder Cursus geh. 2½ Sgr.

Der erste Cursus ist nach dem Katechismus Luthers geordnet; der zweite nach dem christlichen Kirchenjahr (so, daß er für jedes Jahr brauchbar ist, indem alle Epiphaniassonntage und alle nach Trinitatis behandelt sind); der dritte nach einem systematischen Lehrgange. — Für jeden Sonntag oder jede Woche sind drei Sprüche abgedruckt, die bedeutendern mit gesperrter Schrift. Beim ersten Cursus ist mit auf das alte Testament, beim zweiten auf Evangelium und Epistel, beim dritten auf schwerere Stellen Rücksicht genommen. Bei jedem Cursus sind auch dem Kirchenjahre gemäß, Lieder zum Lernen aus dem neuen Gesangbuche angegeben.

Wer sich direct an die Verlagshandlung wendet, erhält bei Parthien das Buch um die Hälfte billiger. Der Ertrag ist zur Begründung eines Pensions-Fonds für Volksschullehrer bestimmt.

---

(119) Bei der Unterzeichneten ist erschienen, und bei ihr, so wie in Commission bei **J. F. Steinkopf** in **Stuttgart** und durch diesen in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Karte des Gelobten Landes, gezeichnet von **C. H. Groß.** Herausgegeben vom **Calwer Verlags-Verein.** 1841. Höhe 8", Breite 5" (rhein. Decimalmaaß ohne den Rand). Feinster Stahlstich auf starkem Velinpapier. Preis unmittelbar in Calw und gegen Vorausbezahlung das Expl. 9 kr., Partieen von 25 Expl. 2 fl. 30 kr.; im Buchhandel einzeln 12 kr. oder 3 gGr.; in Part. 9 kr. oder 2½ gGr.

Diese Karte ist besonders zur Schulkarte bestimmt, wie sie bei einem anschaulichen Unterricht in der biblischen Geschichte unentbehrlich ist. An Schulkarten von Palästina fehlt es zwar nicht; wohl aber an solchen, die mit einer richtigen und anschaulichen Terrainzeichnung die Resultate der neuesten Forschungen und Reisebeschreibungen verbinden. Dieß ist bei dieser Karte der Fall, indem der Verfasser nicht blos ein geschickter Zeichner, sondern auch ein biblischer Geograph und Theolog ist, und Gelegenheit hatte, sowohl alle neueren auf diesen Gegenstand bezüglichen Schriften, als auch Privatnachrichten durch Correspondenz und mündliche Mittheilungen zu benüzen. Auch die Hauptresultate der wichtigsten Reise der neueren Zeit, der von Robinson, sind ihm zu Gebot gestanden, und seine Arbeit darf sich neben der so eben erschienenen Karte von Palästina, die den Werk desselben beigegeben ist, immer noch sehen lassen, hat wohl noch den Vorzug anschaulicherer Terrainzeichnung vor ihr voraus. Die fleißige Arbeit des Stahlstechers läßt nichts zu wünschen übrig. Wir sind daher überzeugt, daß uns jeder Freund der biblischen Geographie, und jeder Lehrer an höheren und mittleren Schulanstalten für die Bekanntschaft mit dieser Karte Dank wissen, und sich freuen wird, sie zu weiterer Verbreitung zu empfehlen. Ueberdieß hat Palästina in der neuesten Zeit auch durch die politischen Vorgänge ein so allgemeines Interesse gewonnen, daß schon jeder Zeitungsleser froh seyn muß, eine so wohlfeile, schöne und richtige Karte in die Hände zu bekommen, die hinsichtlich der Ausführung mit jedem englischen Stahlstich wetteifern kann.

Zugleich machen wir aufmerksam auf die kürzlich bei uns erschienene

Biblische Geographie für Schulen und Familien. Vierte ganz umgearbeitete Auflage. Mit Holzschnitten und einer Karte des heil. Landes. 254 Seiten kl. 8. auf geleimt Velinpapier. Preis bei unmittelbarer Bestellung und Vorausbezahlung einzeln 12 kr., 25 Exempl. 3 fl. 45 kr.; im Buchhandel 16 kr. oder 4 gGr., in Part. 12 kr. oder 3 gGr. Briefe und Gelder erbittet sich frei

Die Vereinsbuchhandlung.

---

(120) Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle in- und ausländischen Buchhandlungen zu beziehen:

War Heinrich Pestalozzi ein Ungläubiger?

Ein Beitrag zur Würdigung des Religiösen in seinen Bestrebungen mit besonderer Berücksichtigung auf die Selbstbiographie von **J. Ramsauer**

von

F. C. K. Burkhart, Pfarrer in Zipsendorf bei Zeitz.

gr. 8. 5½ Bogen, broch. Preis 9 gGr. = 11 Ngr.

Leipzig d. 1. October 1841.

Joh. Fr. Hartknoch.

Digitized by Google

(121) Bei Gebhardt und Reisland in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die epistolischen Texte
in kirchlich archäologischer, exegetischer
und besonders
homiletisch praktischer Hinsicht
andequemt
dem neuen Perikopenbuche
für das Königreich Sachsen
von
Dr. Carl Christian Friedrich Siegel
Diaconus und Vesperprediger zu St. Thomä in Leipzig.

Erstes Heft 14 Bg. gr. 8. Vel. Pap. br. Preis 18 gGr. od. 22½ Ngr.

Da Herr Dr. Siegel durch seine früheren Arbeiten im Bereiche der homiletisch praktischen Theologie sich einen bedeutenden Ruf zu erwerben wußte, so enthalten wir uns jeder weiteren Bemerkung und verweisen auf die dem Werke beigefügte Vorrede; die Ausstattung ist schön! —

(122) Bei C. H. Reclam sen. in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Predigtbuch auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres von Dr. A. L. G. Krehl, Universitätsprediger und der prakt. Theologie ordentlicher Prof. zu Leipzig. 2 Bände. Zweite durch viele neue Predigten verbesserte und vermehrte Auflage.
88 Bogen in gr. 8. Preis 3⅓ Thaler.

Der Verf. übergiebt dem größern Publikum in dieser vollständigen das ganze Kirchenjahr umfassenden Predigtsammlung ein Erbauungsbuch, in welchem alle Hauptlehren der christl. Wahrheit deutlich entwickelt, in die engste Beziehung zur Gegenwart gesetzt, und wo es nöthig schien, vertheidigend behandelt sind. Die Darstellung verbindet Klarheit mit Würde und Kraft.

(123) Bei Graß, Barth & Comp. in Breslau ist so eben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Protevangelium Jacobi ex cod. ms. Venetiano descripsit, prolegomenis, varietate lectionum, notis criticis instructum edidit **C. A. Suckow**, Th. Lic. et Professor extraord. — Vratislavae, XXVI. 80. 8vo. 14 gGr.

Diese Ausgabe eines der wichtigsten dem Neuen Testamente sich anschließenden apokryphischen Bücher wird denen nicht unwillkommen sein, welche an den Arbeiten auf diesem vernachlässigten Gebiete der Theologischen Litteratur Theil nehmen. Der Text ist einer Handschrift entnommen, welche der Herr Herausgeber 1838 auf der Markus-Bibliothek in Venedig fand, und welche, da sie dem 9ten Jahrhundert anzugehören scheint, älter ist, als die von Birch u. Thilo benutzten. Die Prolegomena geben die nöthigen kritischen Nachweisungen: Die Varianten u. kritischen Anmerkungen werden nichts vermissen lassen, was die bisherigen Hülfsmittel zur Beurtheilung des Textes an die Hand geben.

(124) Im Verlage von Friedrich Perthes ist erschienen:

Die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche von Christian Carl Josias Bunsen. — Erste Abtheilung. Die Liturgie der stillen Woche mit Vorwort. 8. 14 gGl.

Je mehr sich von verschiedenen Seiten das Bedürfniß einer organischen, auf festen Principien gegründeten Ausbildung des Cultus in der evangelischen Kirche geltend macht, desto dankenswerther ist jeder Versuch, diesem Bedürfnisse nicht bloß durch Darlegung rein subjectiver Anschauungen und Vorschläge, sondern auf dem Wege gründlich historisch-ästhetisch-theologischer Wissenschaft abzuhelfen. Der Verfasser vorgenannter Schrift, der schon durch manche schätzenswerthe Arbeiten den Ernst seiner Forschung, richtigen Tact und historischen Sinn in der Wissenschaft der Liturgie bewährt hat, legt uns hier den practischen Versuch einer liturgischen Anleitung vor, zur würdigen Feier der heiligsten Zeit des Kirchenjahres, der stillen Woche, in die ja „der Wendepunkt der Weltgeschichte in ihrem höchsten Sinne als der Geschichte Gottes auf Erden" fällt.

Für die wichtigsten Tage in dieser Woche, den Palmsonntag (S. 1—9), den Gründonnerstag (S. 10—29), den Charfreitag Vormittags-Gottesdienst (S. 30—50) und Nachmittags-Andacht (S. 51—57), so wie schließlich für eine Morgen-Andacht am Ostersonnabend (S. 58—63), werden uns vollständige Liturgien gegeben.

Ferner:

Das christliche Kirchenjahr in der Schule. Ein zeitgemäßes Wort an alle christliche Schulaufsichtsbehörden, so wie an alle Schullehrer, von Friedrich Georgi, bevorwortet vom Professor Schmieder. 5 gGl.

(125) Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig sind erschienen:

Scholz, Ch. G., biblische Geschichte. Ein Buch für Schule und Haus. 2 Theile. gr. 8. 34 Bogen. 15 Ggr. (18¾ Ngr.)
— 1r Thl. Die Geschichte des alten Testaments. — 2r Thl. Die Geschichte des neuen Testamentes.

Dessen biblische Geschichte. Auszug aus dessen größerem Werke für Volksschulen. gr. 8. 17½ Bogen. 9 Ggr. (11¼ Ngr.)

Je vortheilhafter sich die Kritik über das erstere dieser beiden Schulbücher ausgesprochen, je trefflicher dem Verfasser gelungen ist, die Geschichten, so viel als immer möglich mit den Worten der Bibel wiederzugeben, je eigenthümlich wohlthuender der Geist ist, der die jedem Abschnitt beigefügten practischen Anwendungen durchweht, desto dringender ist es Lehrern und frommen Aeltern zu empfehlen, und desto sicherer ist eine immer weitere Einführung zu hoffen, da der ungemein niedrige Preis dieselbe aufs beste zu fördern sich eignet.

Für Volksschulen und Einführung in denselben, wo der Preis des ersteren noch zu hoch scheinen könnte, ist der in den praktischen Beigaben ganz kurz gehaltene Auszug eingerichtet. Möge auch ihm eine recht allgemeine Einführung nicht fehlen!

Bei Abnahme einer größeren Anzahl von Exemplaren finden bei beiden Parthiepreise statt.

(126) Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu beziehen:

Etwas für's Herz auf dem Wege zur Ewigkeit. 619 S. gr. 8°. Velinpapier. Basel bei **Felix Schneider.** Preis 1 Thlr. oder Fl. 1. 30 kr.

Dies so beliebte christliche Andachtsbuch, welches Betrachtungen auf alle Tage im Jahre enthält, ist nun schon in der 7ten Auflage erschienen, und wird sich sowohl durch seinen evangelischen Inhalt in klarer verständlicher Sprache, als auch durch deutlichen Druck und schönes Papier empfehlen.

(127) In der Unterzeichneten ist eben erschienen und in jeder Buchhandlung zu erhalten:

Mohnike, Dr. G., des Johannes Frederus Leben und geistliche Gesänge. Eine kirchenhistorische Monographie in 3 Abthlgn. 1½ Thlr.

Löfflersche Buchhandl. (Hingst) in Stralsund.

Digitized by Google

1841. **Intelligenzblatt** № 9.

zum

Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben von Dr. A. Tholuck.

Die hier angezeigten Bücher können auch durch die Buchhandlung von **Eduard Anton** in **Halle** bezogen werden.

(128) Bei **C. H. Reclam** sen. in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Protestantisch-lutherische **Glaubenslehre,** für Volksschullehrer bearbeitet von **M. K. C. Bauriegel,** Seminarlehrer, und herausgegeben vom Schulmeister **Bauriegel** in Pulgar. 24 Bogen in gr. 8. Preis 2 Thlr.

Obgleich dieses dogmatische Handbuch, nach der Angabe, zunächst für Volksschullehrer bestimmt ist; so ist dasselbe doch auch wegen der Klarheit der Darstellung und der Gründlichkeit mit der es sich über alle Theile der Dogmatik verbreitet, allen denen zu empfehlen, welche sich für diese Wissenschaft interessiren, und wir hoffen, daß es den Freunden des frühverstorbenen Verf. ebenso willkommen sey, als günstig von denen aufgenommen werde, die ihn im Leben nicht kannten.

(129) In unserm Verlag sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Predigten

gehalten und herausgegeben

von

Dr. Fr. A. Wolf

Frühprediger an der Peterskirche zu Leipzig.

Erste Sammlung.

In 8. brochirt. Preis 2 Thaler.

Leipzig, im October 1841.

Breitkopf & Härtel.

(130) Bei **Ludwig Oehmigke** in **Berlin** ist so eben erschienen:

Schulz, O. (Provinzial-Schulrath in Berlin), Biblisches Lesebuch, das ist: die wichtigsten biblischen Erzählungen Altes und Neues Testamentes. — Ein Leitfaden für den Unterricht in der biblischen Geschichte. 8. 21 Bogen. Preis 7½ Sgr. (6 gGr.), gut gebunden 10 Sgr. (8 gGr.)

Bormann, K. (Rector in Berlin), Handbuch zur Erklärung und unterrichtlichen Behandlung der wichtigsten biblischen Erzählungen; zunächst mit Beziehung auf O. Schulz Biblisches Lesebuch bearbeitet. 8. 30 Bogen. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr. (1 Thlr. 6 gGr.)

Es soll dies Handbuch ein Hülfsbuch sein zunächst für diejenigen Lehrer, welche sich bei ihrem Unterricht in der biblischen Geschichte des biblischen Lesebuchs von Otto Schulz bedienen. Nicht minder wird es aber auch denen ein Rathgeber und Führer sein, welche bei ihrem Unterricht in der biblischen Geschichte ein anderes Lehrbuch oder auch die Bibel selbst zu Grunde legen, da es alle Erzählungen behandelt, deren Betrachtung in der Schule gefordert werden kann. Es erklärt alle schwierigen Ausdrücke und Wendungen, die in den bezeichneten biblischen Abschnitten vorkommen, giebt die allgemeinen Gesichtspunkte an, aus denen die Erzählungen in der Schule darzustellen sind, theilt die historischen, geographischen und antiquarischen Kenntnisse mit, welche das Verständniß derselben erfordert, und beabsichtigt demnach nicht allein, dem Lehrer bei der Vorbereitung auf den Unterricht in der biblischen Geschichte Dienste zu leisten, sondern auch einer immer gesegneteren Behandlung dieses wichtigen Unterrichts die Bahn zu brechen.

(131) In der **G. Schmilinsky**'schen Buchhandlung in **Magdeburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der christlichen Religion für Volksschulen; nach Anleitung des biblischen Katechismus von **Junker,** als Hülfsmittel zur Präparation für den Religionsunterricht und für Katechisationen methodisch entworfen von **J. Ernst.** (Auch unter dem Titel: **Junker's** biblischer Katechismus für Volksschulen, als Handbuch für Lehrer beim Unterricht in der Religion methodisch bearbeitet von **J. Ernst.**) Kl. 8. 376 Seiten. Sauber broschirt 22½ Sgr.

Bei dem fast gänzlichen Mangel an derartigen methodischen Bearbeitungen durfte den Herren Lehrern und Erziehern dieses Lehrbuch eine willkommene Erscheinung sein, zumal dasselbe als Commentar bei dem Gebrauche eines jeden andern Religions-Leitfadens mit Nutzen angewendet werden kann. Wir empfehlen das Buch zu geneigter Beachtung.

(132) In der *Weidmann*'schen Buchhandlung ist erschienen:

Kurzgefasstes

exegetisches Handbuch

zum

neuen Testament

von

Dr. *W. M. L. de Wette.*

Lexic. 8.

I. Bd. 1. Thl.: Evangelium Matthäi. 2. verb. Aufl. 1838. 1 Thlr.

- - 2. - Evangelien des Lukas und Markus. 2. verb. Aufl. 1839. ¾ Thlr.

- - 3. - Evangelium u. Briefe d. Johannes. 2. verb. Aufl. 1839. 1⅛ Thlr.

- - 4. - Apostelgeschichte. 2. verb. Aufl. 1841. ⅝ Thlr.

II. Bd. 1. - Brief an die Römer. 3. verb. Aufl. 1841. ¾ Thlr.

- - 2. - Briefe an die Corinther. 1841. 1⅛ Thlr.

Digitized by Google

Die folgende, zu Anfang des nächsten Jahres erscheinende Lieferung wird die Briefe an die Galater und an die Thessalonicher enthalten.

Kurzgefasstes

exegetisches Handbuch

zum

alten Testament.

Lexic. 8.

I. Lieferung: Die zwölf kleinen Propheten, erklärt von Dr. *F. Hitzig*. 1838. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

II. — Hiob, erklärt von Dr. *L. Hirzel*. 1839. 1 Thlr.

III. — Der Prophet Jeremia, von Dr. *F. Hitzig*. 1841. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Die folgenden Lieferungen, die im nächsten Jahre bestimmt erscheinen sollen, werden enthalten:

Die Bücher Samuelis, erklärt von Dr. Thenius in Dresden.
Die Psalmen, erklärt von Prof. Hassler in Ulm.
Pentateuch, Josua, erklärt v. Prof. Tuch in Leipzig.
Jesaia, erklärt von Prof. Knobel in Giessen.

---

(133) In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novum Testamentum Graece.

Ex recensione Augusti Hahnii denuo editum.

Editio stereotypa. 16. 14 gr. ($17\frac{1}{2}$ Ngr.)

Diese Taschenausgabe des griechischen Neuen Testaments ist als eine neue Auflage der früher in meinem Verlage erschienenen Tittmannschen zu betrachten, mit der sie auch im Format genau übereinstimmt. Der Text folgt der Recension von Dr. August Hahn, wie die in meinem Verlage erschienene grössere Ausgabe ihn darbietet. Der Druck ist zur Beförderung der Deutlichkeit mit einer neuen Gattung von Lettern, und in abgesetzten Versen ausgeführt, und der Correctur die grösste Sorgfalt gewidmet worden, der Preis aber unverändert geblieben.

Leipzig im October 1841.

Karl Tauchnitz.

---

(134) In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Kritik

der

evangelischen Geschichte

der Synoptiker

von

Bruno Bauer.

Zweiter Band. gr. 8. 1841. broschirt $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Geschichte der Naturphilosophie

von

Baco von Verulam bis auf unsere Zeit.

Von

Dr. Julius Schaller,

außerordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Halle.

Leipzig im October 1841.

Otto Wigand.

---

(135) Bei L. Fr. Fues in Tübingen ist erschienen:

Merz, Dr. H., das System der christl. Sittenlehre in seiner Gestaltung nach den Grundsätzen des Protestantismus im Gegensatze zum Katholicismus. gr. 8. Thlr. 1. 3 gGr.

Snellman, Dr. J. W., Versuch einer speculativen Entwicklung der Idee der Persönlichkeit. gr. 8. Thlr. 1. 3 gGr.

Die speculative Dogmatik von Dr. **Strauß.** 1. Bd. geprüft von **C. P. Fischer,** Dr. u. Prof. 8. br. 14 gGr.

In einer vielgelesenen Zeitschrift äußert sich ein Kenner: „Einsender dieses hat diese gehaltvolle Schrift mit zunehmendem Interesse gelesen. Wenige werden sie aus der Hand legen, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Ansichten der speculativen Strauß'schen Dogmatik über Religion und Offenbarung, über Gott und Weltschöpfung, und insbesondere die Schöpfung des Menschen sich bei einer gründlichen Prüfung als unwahr und unreal, und eben so wenig echt philosophisch als christlich erweisen, und daß sie sich, weit entfernt, eine feste, zuverläßige Grundlage zu haben, nur auf unerwiesene oder unerweisbare Prinzipien stützen, ja sich manchmal selbst voraussetzen. So ansprechend und geistig nährend der positive Inhalt dieser Kritik ist, so wohlthuend wirkt auch „der leidenschaftslose, würdige Ton, in welchem sie geschrieben ist, und welchem man anfühlt, daß er der Ausdruck der tiefsten Ueberzeugung der durch sich selbst siegreichen Wahrheit ist. Die Darstellung ist zwar nicht populär, aber wer mit der Terminologie der neuen Philosophie nicht ganz unbekannt ist, wird es nicht zu schwer finden, der wichtigen Untersuchung zu folgen und sich am Ende reichlich für die etwaige Mühe belohnt sehen durch eine neue Belebung und Befestigung des Glaubens an unsern christl. Wahrheiten, wenn derselbe durch den Sirocco aus der Sahara der speculativen Dogmatik matt und welk gemacht sein sollte."

---

(136) Im Commissions-Verlage der **Wilh. Friedrich's**schen Buchhandlung in **Siegen u. Wiesbaden** ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig oder durch dieselben zu beziehen:

Der Freiherr von Feldau,

oder die Wahrheit der evangelischen Kirche,

vertheidigt gegen die Schrift des Dekans Göz:

der Freiherr von Wiesau oder die gemischte Ehe.

8°. $11\frac{3}{4}$ Bogen. geh. Fl. 1. 12 Kr. oder — 20 Sgr.

---

(137) Von der in der neuen dritten ganz umgearbeiteten Auflage erscheinenden

Liturgik

der christkatholischen Religion

von

Franz Xaver Schmid,

Domkapitular,

hat so eben der zweite Band die Presse verlassen, und ist an die sämmtlichen Herren Abnehmer bereits versendet worden. — An dem dritten Band wird unausgesetzt gearbeitet, um durch die schnellste Fertigung und Ablieferung den Erwartungen des literarischen Publikums in möglichst kurzer Zeit zu entsprechen.

Passau den 24. Sept. 1841.

A. Ambrosi,
als Verleger.

---

(138) Bei Eduard Weber in Bonn ist unter Andern so eben erschienen:

Joannis Zonarae Annales ex recensione *M. Pinderi*. Tom. I. 8 maj. auf weißem Druckpap. 3 Thlr. — auf Schreibp. 4 Thlr.

Theophanis Chronographia ex recensione *Jo. Classeni*. Vol. II. Praecedit Anastasii bibliothecarii historia eccle-

Digitized by Google

siastica ex rec. *Imm. Bekkeri.* 8 maj. Druckp. 3½ Thlr. Schreibp. 4⅔ Thlr.

(Theophanes Vol. I. 1839. Druckp. 4 Thlr. — Schreibp. 5½ Thlr.)

Origenes. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre von **E. R. Redepenning,** Dr. u. ord. Prof. der Theol. zu Göttingen. Erste Abtheilung. gr. 8. 2½ Thlr.

Ueber das Geschichtliche im A. T. Ein Sendschreiben, mit einem Vorworte über die neueste Polemik der Hallischen Jahrbücher. Von **Dr. K. H. Sack,** ord. Prof. d. Theol. zu Bonn. gr. 8. 3 gGr.

Denkschrift auf Georg Heinr. Ludwig Nicolovius. Von Dr. **Alfred Nicolovius,** Prof. zu Bonn. Mit einem Bildniß. gr. 8. 1⅙ Thlr.

A. F. Naekii opuscula philologica. Ed. **Fr. Th. Welcker.** Vol. I. 8 maj. 2 Thlr.

Christina, Königin von Schweden, und ihr Hof. Von Dr. **W. H. Grauert,** ord. Prof. d. Gesch. zu Münster. 2r (letzter) Band. gr. 8. 2 Thlr. 4 gGr.

Erster Band, 1837, 2 Thlr. 8 gGr.

---

(139) Bei **August Hirschwald** in **Berlin** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Johann Tauler's

Predigten auf alle Sonn- und Festtage im Jahre.

Zur Beförderung eines christlichen Sinnes und gottseligen Wandels, nach den Ausgaben von **Johann Arndt** und **Jakob Philipp Spener** aufs Neue herausgegeben vom

Pred. **Ed. Kuntze** und **Dr. J. H. R. Binsenthal.**

1r Band, 8vo, geheftet, auf gutem Druckpapier 1¼ Thlr.
auf Maschinenvelinpapier 1⅔ Thlr.

Worte **Martin Luthers** über diese Predigten:

„Ich bitte dich noch ein Mal, glaub mir doch in dem Falle, und folge mir, und kaufe dir das Buch Tauleri, dazu ich dich auch zuvor vermahnt habe, wo du es nur bekommen kannst, wie du es denn leicht bekommen wirst. Denn das ist ein Buch, darinnen du finden wirst solche Kunst der reinen heilsamen Lehre, dagegen jetzt alle Kunst eisern und irdisch ist, es sei gleich in griechischer oder lateinischer oder hebräischer Sprache.“

---

(140) Bei **C. H. Reclam sen.** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

De reditu Christi, ad judicium solenne de omni terrarum orbe ferendum. Comment. exeget. crit. ex decreto nobilissimi instituti de Ammoniani praemio legitimo ornata scripsit **Fr. O. Stichert.** Werdaviens. 8maj. Preis ⅓ Thlr.

Perlen, oder ausgewählte und geordnete Sprüche der Bibel, Lieder, Fabeln, und pros. Erzählungen. Zum Gebrauch bei religiösen Verstandesübungen in Schulen und zur Bildung des Gedächtnisses. Kindern von 7 bis 9 Jahren gewidmet. gr. 12. 3 Bog. geheftet Preis ⅙ Thlr.

---

(141) Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Bremisches Magazin
für
evangelische Wahrheit
gegenüber dem modernen Pietismus.

Hervorgerufen durch Krummacher's Bremische Verfluchungssache und herausgegeben
von
Dr. Paniel, Dr. Rothe, Dr. Weber,
in Verbindung mit andern.

2s Heft. Enthaltend:

Weber, Dr. W. E., Das christliche Bedürfniß der Zeit, dem Pietismus und insonderheit dem Krummacherthum gegenüber.

gr. 8. VI. u. 288 Seiten. geh. 1 Thlr. 4 gGr.

Inhalt: 1) Allgemeines. 2) Besonderes. 3) Zum Kampfe. 4) Zum Frieden.

Besondere Umstände erlaubten nicht, den Umfang der ersten beiden Hefte dieser Zeitschrift geringer zu machen; die folgenden Hefte werden jedoch nicht stärker als 5—6 Bogen werden, und demnach auch der Preis um ein Bedeutendes geringer sein.

C. Schünemann in **Bremen.**

---

(142) Im Verlage von **Trautwein & Comp.** in **Berlin** erschien so eben und wurde an alle preußischen Buchhandlungen versandt:

Die Melodieen des Gesangbuchs für den gottesdienstlichen Gebrauch der evangelischen Gemeinden des preußischen Staates. Zugleich zum Schulgebrauch. Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage. Preis festgebunden 7½ Sgr.

Ueber den Zweck und den Nutzen dieses brauchbaren und durch drei Auflagen stark verbreiteten Büchleins spricht sich die demselben vorgedruckte Vorrede aus, auf welche die Herren Geistlichen und Lehrer hiemit aufmerksam gemacht werden. Auch hat diese vierte Auflage gegen die früheren drei wesentliche Verbesserungen in Druck, Papier und sonst. Aeußerlichem erhalten.

---

(143) Im Verlag von **Friedrich Perthes** ist erschienen:

Theologische Studien und Kritiken. Jahrgang 1842 1s Stück, enthaltend:

Nitzsch, eine theologische Beantwortung der philosophischen Dogmatik von Dr. **Strauß.**

J. Müller Recension von **Feuerbachs** Buch, das Wesen des Christenthums.

Ferner:

Praktischer Commentar über den Jesaja mit exegetischen und kritischen Anmerkungen v. **F. W. C. Umbreit.** 1. Theil. 1 Thlr. 8 gGr.

Was der Verfasser in seinen früheren Commentaren, besonders über das Buch Hiob und die Sprüche Salomo's, für die Befriedigung der kritisch-wissenschaftlichen Anforderung, in seiner späteren „Uebersetzung und Erklärung auserlesener Psalmen“ zur christlichen Erbauung aus dem alten Testa-

Digitized by Google

mente in geschiedener Weise zu leisten gesucht, wird dem Leser in diesem angefangenen Werke über die Propheten des alten Bundes in einer praktischen Vereinigung geboten. Man hat den Verfasser öfters mit Herder zusammengestellt, und von einem poetischen Gesichtspunkte aus betrachtet, durfte man gegenwärtige Schrift gar wohl als die längst gewünschte Fortsetzung von dem berühmten „Geiste der hebräischen Poesie" ansehen. aber der unparteiisch Prüfende wird dieselbe philologisch-kritisch gründlicher und dogmatisch-christlich bestimmter finden. Das Werk scheint einem lebhaft gefühlten Bedürfnisse der Zeit entgegenzukommen. Der praktische Theolog wird sich beim Gebrauche desselben auf wissenschaftlichem Boden erkennen, und der gelehrte Exeget von einem lebendig-religiösen Geiste ergriffen fühlen.

Christliche Apologetik. Von Dr. **Karl Heinrich Sack.** Zweite sehr umgearbeitete Ausgabe. 2 Thlr.

Diese, nach mehr als zwölf Jahren seit der ersten erscheinende zweite Ausgabe behält die frühere Richtung des Buchs: Auffassung des Christenthums als der weder in Philosophie noch in Geschichte aufzulösenden wahren Religion durch Philosophie und Geschichte, bei. Die leitenden Begriffe werden in einem neu hinzugekommenen allgemeinen Theile begründet, in welchem die Religion als Idee, als Thatsache und als Vermittelung der Idee und Thatsache dargestellt wird. Die früheren fünf Grundbegriffe sind demgemäß unter drei zusammengefaßt, welche den drei Hauptabschnitten des besonderen Theils vorstehen: Positivität, Heil und Vollendung. Unter diesem letzteren Abschnitte sind die Begriffe Gemeine und heil. Schrift mit dem zu ihnen gehörigen Stoffe behandelt. Ueber zwei Drittheile des Buchs sind mit Rücksicht auf neuere Entwickelungen und Einwürfe neu ausgearbeitet.

Ferner ist im Verlage von Friedrich Perthes erschienen:

Die heiligen Geschichten des Alten Testaments, dargestellt nach ihrem Geiste rc. für Eltern, Lehrer rc. von **C. F. Georgi.** 2. Theil 1 Thlr.

Johannes Tauler von Straßburg. Beitrag zur Geschichte der Mystik und des religiösen Lebens im 14. Jahrhundert, von **K. Schmidt.** 1 Thlr. 12 ggr.

F. D. Gerlach, historische Studien. 2 Thlr. 12 ggr.

A. Neander, Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel. 2 Theile. Dritte vermehrte Auflage. 3 Thlr. 20 ggr.

A. Tholuck, Predigten über die Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens. Zweite unveränderte Auflage. 2 Theile. 3 Thlr. 12 ggr.

H. Ritter, Geschichte der Philosophie. 6. Thl. (Der christlichen Philosophie 2. Theil.) 2 Thlr. 16 ggr.

---

(144) Bei **C. F. Amelang in Berlin** erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Geistliche Blumenlese

aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Mit einem Anhange biographischer Nachrichten.

Herausgegeben von **H. Kletke.**

8vo. Mit einem Stahlstich. Maschinen-Velinpapier. Sauber geheftet 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Diese reiche Sammlung geistlicher Dichtungen bietet eine Auswahl des dichterisch Ausgezeichnetsten, was die innigsten geistlichen Dichter Deutschlands der neuern Zeit gläubigen Gemüthern dargeboten haben. Theils sind diese herrlichen Dichtungen in mehrern hundert verschiednen Werken verstreut, ja man kann sagen, dem größern Kreise der Gebildeten unzugänglich — und so wird diese Sammlung allen denen, die bisher nach Manchem, was sie ihnen bietet, vergebens suchten, sehr erwünscht seyn; — theils ist die Auswahl und chronologische Anordnung für das tiefere Verständniß dieser Dichtungen fördernd, — und eben diese Mannichfaltigkeit, bei allem Maße, giebt ihr Vorzüge selbst vor der besten Sammlung der Gedichte eines einzelnen Liederdichters. Auch die Biographieen der Dichter werden als dankenswerthe Beigabe gewiß Anerkennung finden, und es dürfte das mit einem trefflichen Stahlstich nach einem Bilde von Murillo verzierte, so wie überhaupt durch ein sehr elegantes Aeußere sich empfehlende, dabei aber doch durch seinen verhältnißmäßig billigen Preis auch dem minder Bemittelten zugänglich gemachte Werk zu einem werth- und bedeutungsvollen Geschenk ganz vorzüglich geeignet seyn.

Gleichzeitig verließ die Presse.

Preuß, J. D. E., Alemannia oder Sammlung der schönsten und erhabensten Stellen aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands, zur Bildung und Erhaltung edler Gefühle. Ein Handbuch auf alle Tage des Jahres für Gebildete. Erster Theil. Fünfte verbesserte Auflage. Mit einem allegorischen Titelkupfer. 8vo. Geheftet 1 Thlr.

(Das ganze Werk besteht aus drei Theilen und kostet complet 3 Thlr.)

---

(145) Bei **Emil Bänsch in Magdeburg** ist so eben erschienen:

Kirchenhistorische Mittheilungen
aus der Geschichte des
evangelischen Kirchenwesens
der Altstadt **Magdeburg**
von
Aemil Funk.
18 Bogen. Octav. broschirt $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Das vorliegende Werk wird zwar zunächst jedem Magdeburger, der sich für die Geschichte seiner Vaterstadt interessirt, eine willkommene Erscheinung sein; indeß hat der Herr Verfasser doch auch wesentlich den Standpunkt der allgemeinen evangelischen Kirchengeschichte und des protestantischen Kirchenrechts überhaupt im Auge gehabt. Nicht nur die vielfachen für die generelle Geschichte der evangelischen Kirche so wichtigen Momente in der Stadtgeschichte des 16. u. 17. Jahrhunderts sind hervorgehoben, sondern auch aus der andern Stadtgeschichte mannichfaltige Belege beigebracht für die Art und Weise, in der die Preußischen Regenten in ihren Staaten in kirchlicher Hinsicht eingewirkt haben. Endlich ist aber auch die vorzugsweise und aus bisher meist unbenutzten Quellen behandelte Geschichte der einzelnen Institute der städtischen Kirchenverfassung sehr reich an interessanten Materialien für die spezielle Geschichte des evangelischen Kirchenrechts. Aus allen diesen verschiedenen Gesichtspunkten glaube ich auf das Werk des Verfassers, dem natürlich seine Stellung den Zutritt zu allen Quellen der Stadtgeschichte verschaffte, aufmerksam machen zu müssen.

---

(146) Bei **C. Flemming** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Köhler, Dr. **P. L.** Superintendent, **Predigten und Reden bei besondern Vorfällen.** 4r Band. 1842. gr. 8. 1 Thlr.

Der erste bis 3te Band dieser rühmlichst bekannten **Casual-Reden** sind zu dem billigen Preise von 1 Thlr. 15 Sgr. zu haben.

---

(147) Bei **M. Eichhorn** in **Leipzig** erschien so eben:

Schell, F. J., Katechismus d. christkatholischen Religionslehre f. Gymnasien. 8 ggr. oder 10 Ngr.

Digitized by Google

1841. **Intelligenzblatt** № 10.
zum
Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt.
Herausgegeben von Dr. A. Tholuck.

Die hier angezeigten Bücher können auch durch die Buchhandlung von **Eduard Anton** in **Halle** bezogen werden.

(148) Im Verlage von C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen:

Der Primat der Römischen Päpste.
Aus den Quellen dargestellt von **J. Ellendorf.**

Zweiter Theil. Das vierte Jahrhundert. Preis 1½ Thlr. oder 2 fl. 42 kr. Der erste Theil, die drei ersten Jahrh. enthaltend, kostet 1⅓ Thlr. oder 2 fl. 24 kr.

Antwort
auf das aus der Evangel. Kirchenzeitung abgedruckte
Libell:
„Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Herrn D. Bretschneider ꝛc.
Von **D. K. G. Bretschneider.**
8. geh. ¼ Thlr. oder 18 kr.

(149) Im Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses in Halle** ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Palästina
und die südlich angrenzenden Länder.
Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen
von
E. Robinson und ***E. Smith.***
Nach den Original-Papieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben
von
Eduard Robinson. **Doctor u. Prof. d. Theologie.**
Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 3 Bde. gr. 8. Preis 10 Thlr. 20 Sgr.

Dieses Werk nimmt durch eine Reihe von ganz neuen Mittheilungen über Palästina und die Halbinsel des Sinai eben so sehr das Interesse eines grösseren Leserkreises in Anspruch, als es durch gediegene wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffes für den Gelehrten von Fach dauernden Werth haben wird. Selten ist das gelobte Land unter so günstigen Verhältnissen von Männern durchforscht worden, welche, wie die Herren Smith und Robinson, durch die geeignetsten Vorbereitungen unterstützt und namentlich mit gelehrter Bibelkenntniss ausgerüstet, ihre Aufgabe so genügend gelöst hätten. Was die historische Topographie Palästina's durch dieses Reisewerk gewinnt, lässt sich schon durch einen Blick auf die vortrefflich ausgeführten Karten übersehen, und wenn sich dem Manne der Wissenschaft in dem genauen Detail des Buches die reichlichste Anregung zu neuen Forschungen bietet, so wird auch der minder gelehrte Bibelfreund besonders in den mehr gemüthlich gehaltenen Partieen: wie in der Beschreibung des Sinai, der Schilderung der ersten Eindrücke zu Jerusalem, des Aufenthalts in Nazareth, auf dem Berge Tabor u. s. w. seine Unterhaltung und seine Erbauung finden. Der Druck des Werks ist unter Aufsicht des Herrn Professor Rödiger gestellt, die Karten (1. 2. Palästina in 2 Blättern gr. Fol., 3. der Sinai - Halbinsel und des Peträischen Arabiens, 1 Blatt in gr. Fol., 4. Plan und die Umgegend von Jerusalem, 1 Blatt in gr. Fol., 5. der Sinai, 1 Blatt in 4.) sind construirt und gezeichnet von H. Kiepert und gestochen von H. Mahlmann in Berlin. Herr Prof. C. Ritter in Berlin nennt dieses Reisewerk als das vorzüglichste, welches bis jetzt über das gelobte Land erschienen ist.

(150) Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Wiederherstellung der ersten christlichen Gemeinde als ein Mittel zur Vereinigung der verschiedenen christlichen Partheien, von **Philadelphos.** Zweite, vermehrte und größtentheils umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. Preis: 8 Sgr.

Die erste Auflage dieser interessanten Schrift erschien in Hamburg, und wurde dort und in der Umgegend, ohne durch den Buchhandel verbreitet zu werden, verkauft. — Es wird daher diese zweite, größtentheils umgearbeitete Auflage auch an andern Orten den verdienten Beifall finden, und als zeitgemäßes Erscheinen, allgemeines Interesse erregen.

Leipzig im Novbr. 1841.

Carl Cnobloch.

(151) Im Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Weissagung und Erfüllung im alten und im neuen Testamente.
Ein theologischer Versuch
von
J. Chr. K. Hofmann.
außerordentlichem Professor der Theologie an der Universität in Erlangen.

Erste Hälfte. gr. 8. 23 Bogen. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr.

Das unter obigem Titel erscheinende Werk will den Gang darstellen, welchen die Weissagung des Heils, wie dieselbe im alten und im neuen Testamente verzeichnet ist, in That und Wort genommen hat. Sie erscheint zuvörderst als Geschichte von Ereignissen, in welchen sich die schlußliche Heilsgestaltung vorbereitet und vorbildet, und dann als Ausdeutung dieser Geschichte im Worte der Prophetie. Der erste Theil des Werks zeigt die dogmatische Berechtigung zu einer

Digitized by Google

solchen Darstellung des weissagenden Inhalts heiligen Schrift, und weist dann im alten Testamente nach, wie hier Fortgang der Thatweissagung und der Wortweissagung gleichen Schritt hält. Was man sonst unter dem Namen „alttestamentliche Christologie" in Vereinzelung behandelt, findet sich hier in seiner Zusammengehörigkeit. Die zweite Hälfte wird die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagung in den Thatsachen des neuen Testaments nachweisen, und die Geschichte der neutestamentlichen Weissagung darstellen.

---

(152) Bei **C. Flemming** ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Warum habt ihr den Priesterrock nicht an?

Eine Frage des Kaisers Napoleon an Geistliche. Zum muthmaßlichen Vortheil der protestantischen Kirche in Betracht gezogen und allen Fürsten, Consistorien und Synoden derselben zur Begutachtung vorgelegt. Ein Vortrag in der Synode zu Sagan 1840 vom Pastor **C. G. K.** in Halbau. Preis geh. 5 Sgr.

Der Knabenlehrer,

ein Leitfaden zu Vorlesungen in Schullehrer-Seminarien und zur Wiederholung schon angestellter Lehrer bei Knaben. Herausgegeben von **C. G. Klinghardt**, Pastor in Halbau. 8. geheftet 2½ Sgr.

Der schwere Kopf,

Aufschluß und Hülfe für Prediger, Juristen, Schriftsteller und alle, welche bündige Arbeiten verrichten und bei Erscheinungen in ihrer Moralität gern verweilen wollen, von **C. G. Klinghardt**, Pastor in Halbau. 8. geheftet Preis 2½ Sgr.

---

(153) Bei **Goedsche** in **Meissen** ist erschienen und allen Buchhandlungen zu haben:

Jesus Christus

oder

das Leben unsers Herrn

für das evangelische Christenvolk

von **L. Würkert.**

Dieses gediegene, mit 25 Bildern und 1 Karte elegant ausgestattete Werk in 12 Heften ist nun vollendet.

Der billige Preis für jedes Heft beträgt mit schwarzen Bildern 1/8 Thlr., colorirt 1/4 Thlr.

Als ein liebes Haus- und Familienbuch wird dieses treffliche Werk bei allen gebildeten, frommen Christen gewiß willkommene Aufnahme finden.

Weihe der Andacht

für die gebildete und reifere deutsche Jugend

in 366 frommen Dichtungen zur häuslichen Erbauung u. Förderung eines ächt religiösen Sinnes u. mit Berücksichtigung des ganzen jugendlichen Lebens u. seiner Verhältnisse, herausg. v. **C. Oswald.** Mit 1 Titelbilde. 8. geh. 1 5/6 Thlr.

---

(154) Im Verlage der **C. H. Beck**'schen Buchhandlung in **Nördlingen** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Saamenkörner des Gebets. Ein Taschenbüchlein für evangelische Christen. Zweite vermehrte Ausgabe. 16. XII. u. 236 SS. Preis im Buchhandel auf geleimtem, gutem Druckpapier (Ausgabe 1) in solidem Einbande: 15 kr. rhein. oder 4 gr. (5 Ngr.) — auf geleimtem weißem Druckpapier (Ausgabe 2) in solidem Einbande: 18 kr. rhein. oder 5 gr. (6 Ngr.) Oktav-Ausgabe. Velinp. **36** kr. rhein. oder **9** gr. (**10** Ngr.) — In Partieen zu **25** Exemplaren und darüber ist bei unmittelbarer Bestellung der Preis der Ausgabe **1**: roh **9** kr. geb. **12** kr. (**2½** oder **3½** gr.) — der Ausgabe **2**: roh **12** kr. geb. **15** kr. (**3** oder **4** gr.)

Ein Büchlein, wie dieses, von dem bereits nach einem Jahre (S. die Anzeige der ersten Auflage im Intelligenzblatt Nr. 5. zum Sonntagsbl. des v. Jahrg.) die zweite Auflage nöthig geworden ist, bedarf eigentlich keiner weitern Empfehlung. Es hat sich thatsächlich selbst empfohlen. Jedoch, wenn die erste Auflage schon als eine willkommene Gabe aufgenommen wurde, wird nach dieser zweiten, die nicht umsonst eine vermehrte und verbesserte heißt, um so freudiger gegriffen werden. — Wer die Gebete bereits ein Jahr lang gebraucht hat, dem werden sie sich bewährt haben als eine Speise, deren man nie überdrüssig wird, denn es ist lauteres, einfaches Lebensbrod, und wird sie seinen Brüdern auch anpreisen. Wer sie noch nicht kennt, lerne sie kennen, und ich zweifle kaum, er wird gut Freund mit ihnen werden, und wird ihm diese Gesellschaft des Tages öfter als einmal willkommen sein. **W.**

---

(155) Mit dem 1. Januar 1842 beginnt

das Sonntagsblatt,

für alle Stände;

herausgegeben vom Consistorial-Rath **Bresler.**

Motto:

Habt die Brüder lieb — fürchtet Gott — ehret den König!

seinen zweiten Jahrgang. Zu erbauen und wahrhaft christliche Gesinnung zu verbreiten ist der Zweck dieses Blattes, welches sich schon in dem ersten Jahre seines Bestehens durch ganz Deutschland hin, zahlreiche Freunde erworben hat. Wöchentlich Sonnabends, erscheint eine Nummer in gr. 4to und der Preis ist pro Anno nur 1 Rthlr. 8 Sgr. (1 Rthlr. 10 Sgr.) wofür es durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist. Die Versendung der Nummern geschieht übrigens immer so zeitig, daß jede Nummer **vor** dem Sonntage, für welchen sie bestimmt ist, in allen Orten eintreffen kann.

Danzig, Mitte November 1841.

Fr. Sam. Gerhard.

---

(156) Bei **Goedsche** in **Meissen** ist erschienen u. in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Vollständige Völkergallerie

in getreuen Abbildungen aller Nationen der Erde, mit ausführlicher Beschreibung ihrer Sitten und Gewohnheiten

und einer

allgemeinen Erd- und Länderkunde.

Mit 488 Bildertafeln.

Kunde der Erde und der Menschen darauf.

Was kann es für Alt u. Jung in allen Ständen Lehrreicheres, was Geist und Herz Befriedigenderes geben, als eben sie? —

Das ganze Werk erscheint in 4 Abtheilungen, jede zu 14 bis 17 Heften.

Mit schwarzen Abbildungen kostet jedes Heft 3½ gGr., illuminirt 1/4 Thlr.

1. Abtheil. 1—12 ist bereits erschienen.

Drei Bibel-Katechisationen

über die Lehre von der Schöpfung der Welt, von den Engeln u. von den Pflichten gegen die Obrigkeit, nebst einem Anhange, welcher einen 1jährigen Religions-Cursus nach den Hauptstücken des Luther. Katechismus geordnet, mit Hinweisung auf Dinters, Simons u. Tischers Religionsbüchern enthält, v. **W. Ad. Müller.** gr. 8. 1/4 Thlr.

Wandtabelle

zur alt- und neutestamentlichen biblischen u. Religionsgeschichte, mit Angabe der gleichzeitigen wichtigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte, für Schulen. gr. Fol. 5/24 Thlr.

Digitized by Google



BR4
L54
1841
~~Locked Stack~~



Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google